

Bohemia

Zeitschrift für Geschichte und Kultur
der böhmischen Länder
A Journal of History and Civilisation
in East Central Europe

Herausgegeben
im Auftrag des Collegium Carolinum
von Martin Schulze Wessel,
Hans Lemberg und Michaela Marek

Band 45

Heft 1

2004

Redaktionsbeirat:

Christoph Boyer (Berlin), Peter Bugge (Aarhus),
Gary B. Cohen (Minneapolis, MN), Mark Cornwall (Dundee),
Horst Förster (Tübingen), Miloš Havelka (Prag), Steffen Höhne (Weimar),
Miroslav Hroch (Prag), Gudrun Langer (Frankfurt/M.),
Elena Mannová (Bratislava), Sheilagh Ogilvie (Cambridge),
Jiří Pešek (Prag) und Helmut Slapnicka (Linz)

INHALT

AUFSÄTZE

<i>Hroch</i> , Miroslav: Eugen Lembergs „Nationalismustheorie“	1
<i>Loewenstein</i> , Bedřich: Zu Eugen Lembergs Ideologiebegriff	12
<i>Pohl</i> , Karin: Die Soziologen Eugen Lemberg und Emerich K. Francis. Wissenschafts- geschichtliche Überlegungen zu den Biographien zweier „Staffelsteiner“ im „Volks- tumskampf“ und in der Bundesrepublik	24
<i>Lemberg</i> , Hans: Kommentar zu den Beiträgen über Eugen Lemberg	77

II

<i>Kubů</i> , Eduard: „Die Bedeutung des deutschen Blutes im Tschechentum“. Der ‚wissenschaftspädagogische‘ Beitrag des Soziologen Karl Valentin Müller zur Lösung des Problems der Germanisierung Mitteleuropas	93
<i>Bolton</i> , Jonathan: Mourning Becomes the Nation: The Funeral of Tomáš G. Masaryk in 1937	115
<i>Wögerbauer</i> , Michael: Die Geschichte der Prager Zeitschrift „Der Kranz“ (1821-1824) und das Scheitern ihrer Nachfolgeprojekte „Elpore“, „Der Pilger“ und „Bohemia“	132

DISKUSSION

<i>Pešek</i> , Jiří: Zeitgeschichtsschreibung in Tschechien als Problem. Notizen zu: Martin Schulze Wessel, Zeitgeschichtsschreibung in Tschechien. Institutionen, Methoden, Debatten	166
<i>Schulze Wessel</i> , Martin: Zeitgeschichte als internationale Geschichte – Antwort an Jiří Pešek	184

MISZELLEN

Die Entwicklung der allgemeinen Kultur. „Kultivierung“ und „Entkultivierung“ der Gesellschaft in den böhmischen Ländern von 1800 bis 2000 (Zdeňka Stoklásková)	188
Kultur als Vehikel und als Opponent politischer Absichten. Deutsch-tschechisch-slowakische Kulturkontakte, Teil I: 19. Jahrhundert bis 1945 (Michaela Marek)	191
Die „sudetendeutsche Geschichtsschreibung“ 1918-1960. Zur Vorgeschichte und Gründung der Historischen Kommission der Sudetenländer (Christiane Brenner)	203
Geschichtsschreibung zu den böhmischen Ländern im 20. Jahrhundert. Wissenschaftstraditionen – Institutionen – Diskurse, Teil II (1938-1989) (Nina Lohmann)	213
Zwangsmigration und neue Gesellschaft in Ostmitteleuropa nach 1945 (Christiane Brenner)	223
Multiples Erinnern. Zwangsmigration als Objekt einer Streitgeschichte im erweiterten Europa (Martin Zückert)	230

NEUE LITERATUR

<i>Michálek</i> , Slavomír/ <i>Krajčovičová</i> , Natália u. a. (Hgg.): Do pamäti národa. Osobnosti slovenských dejín prvej polovice 20. storočia – <i>Pešek</i> , Jan u. a. (Hgg.): Aktéri jednej éry na Slovensku 1948-1989. Personifikácia politického vývoja (Detlef Brandes)	236
<i>Tomeš</i> , Josef: Průkopníci a pokračovatelé. Osobnosti v dějinách české sociální demokracie (Jan Novotný)	238
<i>Toussaint</i> , Gia: Das Passional der Kunigunde von Böhmen. Bildrhetorik und Spiritualität (Annemarie Enneper)	240
<i>Marsch</i> , Angelika/ <i>Biller</i> , Josef H./ <i>Jacob</i> , Frank-Dietrich (Hgg.): Die Reisebilder Pfalzgraf Ottheinrichs aus den Jahren 1536/37 (Tobias Weger)	242
<i>Freudenberger</i> , Herman: Lost Momentum. Austrian Economic Development 1750s-1830s (Tatjana Tönsmeier)	244
<i>Sak</i> , Robert: Rieger – konzervativec nebo liberál? – <i>Hlavačka</i> , Milan (Hg.): František Ladislav Rieger v české společnosti 19. století (Ivan Pfaff)	246
<i>Stauter-Halsted</i> , Keely: The Nation in the Village. The Genesis of Peasant National Identity in Austrian Poland, 1848-1914 (Peter Haslinger)	248

<i>Babejová, Eleonóra</i> : Fin-de-Siècle Pressburg. Conflict and Cultural Coexistence in Bratislava 1897-1914 (Martina Winkler)	251
<i>Nolte, Claire</i> : The Sokol in the Czech Lands to 1914. Training for the Nation (Monika Glettler)	254
<i>King, Jeremy</i> : Budweisers into Czechs and Germans. A Local History of Bohemian Politics, 1848-1948 (Peter Haslinger)	255
<i>Wilde, Dieter</i> : Der Aspekt des Politischen in der frühen Lyrik Hugo Sonnenscheins (Václav Maidl)	259
<i>Nekula, Marek</i> : Franz Kafkas Sprachen. „... in einem Stockwerk des innern babylonischen Turmes ...“ – „... v jednom poschodí vnitřní babylonské věže ...“. Jazyky Franze Kafky (Steffen Höhne)	260
<i>Krywalski, Diether</i> : Weit von hier wohnen wir, weit von hier. Beobachtungen und Gedanken zur deutschsprachigen Literatur in den böhmischen Ländern (Ingeborg Fiala-Fürst, Christine Pfau)	263
<i>Šmatlák, Stanislav/Petrík, Vladimír/Richter, Ludwig</i> : Geschichte der slowakischen Literatur und ihrer Rezeption im deutschen Sprachraum (Andrea Koch)	266
<i>Hrabovec, Emilia</i> : Der Heilige Stuhl und die Slowakei 1918-1922 im Kontext internationaler Beziehungen (Norbert Spannenberger)	267
<i>Maner, Hans-Christian/Schulze Wessel, Martin</i> (Hgg.): Religion im Nationalstaat zwischen den Weltkriegen 1918-1939 (Rainer Bendel)	269
<i>Rádl, Emanuel</i> : O německé revoluci. K politické ideologii sudetských Němců (Bedřich Loewenstein)	272
<i>Šimsa, Jaroslav</i> : Angst und Hoffnung. Briefe, Träume, Ereignisse 1940-1945 (Bedřich Loewenstein)	274
<i>Filipp, Karlheinz</i> : Misericordia Bohemiae. Große Geschichte und kleine Leute. Hospodine pomiluj ny (Christian Domnitz)	276
<i>Thum, Gregor</i> : Die fremde Stadt. Breslau 1945 (Steffen Höhne)	277
<i>Kalinová, Lenka</i> : Východiska, očekávání a realita poválečné doby. K dějinám české společnosti v letech 1945-1948 (Peter Heumos)	280
<i>Franc, Martin</i> : Řasy, nebo knedlíky? (Jiří Knapík)	283
Mluví k vám Ferdinand Peroutka (Ivan Pfaff)	285
<i>Homp, Armin/Sedlaczek, Markus</i> (Hgg.): Jan Patočka und die Idee von Europa (Volker Strebel)	286
<i>Kliems, Alfrun</i> : Im Stummland. Zum Exilwerk von Libuše Moníková, Jiří Gruša und Ota Filip (Dorothea Uhle)	288
<i>Šmahel, František/Jedináková, J./Strálsková, I./Žiková, E.</i> (Hgg.): Učená společnost české republiky 1994-2004 – <i>Šmahel, František</i> (Hg.): Učenci očima kolegů a žáků (Ivan Hlaváček)	291
SUMMARIES	293
RÉSUMÉS	298
RESUMÉ	303
ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS	308
MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER DES HEFTES	310

IV

BOHEMIA. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder erschien von Jahrgang 1 (1960) bis 20 (1979) als: BOHEMIA. Jahrbuch des Collegium Carolinum. Begründet und bis Jahrgang 25 (1984) herausgegeben von Karl Bosl. Jahrgang 26 (1985) bis 43 (2002) verantwortlicher Herausgeber Ferdinand Seibt.

Redaktion: Christiane Brenner, Collegium Carolinum, Hochstraße 8/II, D-81669 München.

Tel.: (+ 49) 089/552606-0 Fax: (+ 49) 089/552606-44 e-mail: christiane.brenner@extern.lrz-muenchen.de
oder post.cc@extern.lrz-muenchen.de <http://www.collegium-carolinum.de>

Herausgeber: Prof. Dr. Martin Schulze Wessel (verantwortlich), Prof. Dr. Hans Lemberg u. Prof. Dr. Michaela Marek, Collegium Carolinum, Hochstraße 8, D-81669 München.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Ulrike Staudinger, Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

Für Form und Inhalt der einzelnen Beiträge tragen die Verfasser die Verantwortung.

Rezensionsexemplare und Zuschriften sind an die Redaktion zu richten.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck – auch von Abbildungen –, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege oder im Magnettonverfahren, Vortrag, Funk- und Fernsehsendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – ist nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet. Werden von einzelnen Beiträgen oder Teilen von ihnen einzelne Vervielfältigungsstücke im Rahmen des § 54 UrhG hergestellt und dienen diese gewerblichen Zwecken, ist dafür eine Vergütung an die Verwertungsgesellschaft Wissenschaft GmbH, Goethestr. 49, 80336 München zu entrichten. Die Vervielfältigungen sind mit einem Vermerk über die Quelle und den Vervielfältiger zu versehen.

Bezugsbedingungen: Pro Jahr erscheint ein Band in zwei Heften. Einzelheft 30 €, Jahresabonnement 48 € (jeweils zuzügl. Versandkosten). Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht spätestens zwei Monate vor Ablauf des Kalenderjahres gekündigt wird. Die Lieferung geschieht auf Kosten und Gefahr des Empfängers. Kostenlose Nachlieferung in Verlust geratener Sendungen erfolgt nicht.

Hinweis gemäß § 26 Absatz 1, Bundesdatenschutzgesetz: Die Bezieher der BOHEMIA sind in einer Adreßkartei gespeichert, die mit Hilfe der automatisierten Datenverarbeitung geführt wird.

Verlag und Anzeigenverwaltung: OLDENBOURG WISSENSCHAFTSVERLAG GmbH, Rosenheimer Straße 145, 81671 München (<http://www.oldenbourg-verlag.de>). Alleiniger Gesellschafter des Verlages ist die Firma R. Oldenbourg Verlag GmbH unter der gleichen Anschrift. Sie wird durch die R. Oldenbourg Verwaltungs GmbH, Rosenheimer Straße 145, 81671 München, vertreten.

Satz: Verlagsdruckerei Michael Laßleben, Lange Gasse 19, 93183 Kallmünz

Druck und Einband: Verlagsdruckerei Michael Laßleben, Lange Gasse 19, 93183 Kallmünz

ISSN 0523-8587

Miroslav Hroch

EUGEN LEMBERGS „NATIONALISMUSTHEORIE“*

Jede wissenschaftliche Arbeit kann auf zwei Weisen analysiert werden: Man kann sie aus ihrer Zeit heraus begreifen und ihren unmittelbaren Einfluss auf die zeitgenössische Forschung untersuchen, oder ihrem Weiterleben nachgehen, ihre Wirkungsgeschichte nachzeichnen. Dabei zeigt sich, dass die meisten Werke mit der Zeit immer weniger rezipiert werden, bis sie schließlich zum bloßen bibliographischen Hinweis absinken. Das ist das Schicksal jeder wissenschaftlichen Untersuchung. Eugen Lembergs zweibändiges Werk über den Nationalismus aus dem Jahr 1964, dem ich mich im Folgenden auf beiden angedeuteten Ebenen nähern werde, bildet hier keine Ausnahme.

Zweimal habe ich mich mit Eugen Lembergs Nationalismustheorie auseinandergesetzt, allerdings immer mit jenen Abschnitten seines Werkes, die dem Prozess der Formierung moderner Nationen gewidmet sind, nicht mit seinen Überlegungen zu den in der Gegenwart politisch wirksamen Aspekten des Nationalismus. Das erste Mal befasste ich mich kurz nach dem Erscheinen von Lembergs Nationalismusbuch mit seinen Ideen, genau zu der Zeit, in der ich mich nach methodischen und terminologischen Inspirationen umsah, die mir den Einstieg in meine komparative Untersuchung nationaler Bewegungen erleichtern sollten. Anfang der 1990er Jahre, als ich mich mit der Entwicklung von Theorien und Konzepten zu nationalen Formierungsprozessen beschäftigte, las ich Eugen Lemberg zum zweiten Mal. Ich begegnete seinen Theorien also in unterschiedlichen Etappen meiner eigenen Forschungen und unter veränderten gesellschaftlichen Umständen. Und es waren zwei völlig verschiedene Motive, die mich zu Lembergs Werk führten.

Im ersten Fall sah ich, dass Lembergs Buch am Ende einer langen Reihe von Werken über die Nation und die Nationsbildung stand, von denen ein großer Teil einer primordialistischen Sicht verpflichtet und mit einem politischen Narrativ verbunden war, während ein kleinerer Teil wie die Arbeiten von Hans Kohn oder Elie Kedourie eher spekulativ vorgingen. Und schließlich arbeitete ich in einem Land, in dem noch immer das stalinistische Modell als verbindlich galt. Was konnte Lembergs Buch einem jungen Forscher damals bieten, der eine Alternative zu diesem Modell suchte und zugleich beabsichtigte, den damals als verdächtig geltenden Weg des historischen Vergleichs anzutreten?

Vor allem beeindruckte mich die Fülle des empirischen Materials, die Breite des Horizonts. Ermunternd wirkte der Mut und natürlich auch die Fähigkeit Lembergs, auf der Basis der empirischen Daten zu generalisieren, Fragen von großer Tragweite zu stellen und zu beantworten. In einer Atmosphäre, in der einerseits auf traditio-

* Dieser Text ist die leicht ergänzte Version eines Vortrages, der am 16. Januar 2004 im Collegium Carolinum gehalten wurde.

nalistischer Seite Generalisierungen als mit dem Metier des Historikers unvereinbar galten, andererseits nur solche Generalisierungen und Erklärungen erlaubt waren, die mit dem offiziellen begrifflichen und methodischen Kanon übereinstimmten bzw. diesem zumindest nicht widersprachen, war das besonders aufbauend. Zudem lieferte Lembergs Buch viele Denkanstöße. Die soziologische Terminologie, der er sich reichlich und wie selbstverständlich bediente, wirkte inspirierend und ich fühlte mich in der Verwendung einiger Termini unterstützt, wie z. B. des Begriffs der „Großgruppe“ im Zusammenhang mit der Definition der Nation, oder des Begriffspaares (nationale) Integration und Desintegration. Bestätigt fühlte ich mich auch in der Ansicht, dass die „Kriterien“ der Nation austauschbar sind, wenngleich mir der Begriff „Kriterium“ zu statisch war und zu nahe an Stalins „Merkmale“ lag.

Die Formierung moderner Nationen im Kontext der gesellschaftlichen Umgestaltung zu beobachten, war zwar keineswegs eine Entdeckung Lembergs. Ich fand es aber wichtig, dass er den „Nationalismus“ nicht im luftleeren Raum, sondern im sozialen Kontext der Veränderung vormoderner „feudaler“ Gesellschaften untersuchte. Nicht zufällig gehörte Karl W. Deutsch zu den wenigen Autoren, auf die er sich nachdrücklich berief. In diesem Zusammenhang soll Lembergs programmatische Interdisziplinarität nicht unerwähnt bleiben. Obwohl er explizit vor allem die Verknüpfung der Geschichte mit der Soziologie forderte, stand er auch den Politologen und Ethnologen nahe, zumindest soweit es in diesen Fächern relevante Arbeiten zum Thema gab. Diese Interdisziplinarität demonstrierte er so überzeugend, dass sie mir ganz natürlich erschien. Erst später sollte ich die Erfahrung machen, dass sie keineswegs so geläufig war.

Andererseits hat mich vor allem das Moralisierende bei Lemberg gestört, besonders im zweiten Band des Nationalismusbuches, in dem er die nationalen Phänomene als Gegenstand der politischen Pädagogik unter die Lupe nimmt, also seine Überlegungen zum „ewigen Traum der Menschheit“ von einer „Welt ohne soziale und nationale Schranken“. Damals – und auch heute noch – war ich der Auffassung, dass man die kausale Analyse vom moralischen Urteil möglichst sauber trennen sollte, wenn man dem Vorwurf einer instrumentalisierenden bzw. ideologisierenden Geschichtsdarstellung vorbeugen will.

Was mich ausgesprochen irritiert hat, war Lembergs Umgang mit dem Begriff „Nation“. Es erschien mir als ein Zeichen von Ratlosigkeit, wenn er diesen Terminus als undefinierbar zur Seite schob – allerdings, nachdem er vor allem im ersten Band seines Buches „Nation“ und „Volk“ auf vielen Seiten synonym benutzt hatte. Seine Wende zum Topos „Nationalismus“ verstand ich daher als Notlösung, seine Definition dieses für seine eigene Arbeit zentralen Begriffs hielt ich für unbrauchbar. Damals – und im Grunde genommen auch heute noch – erschien es mir zu allgemein, und somit für die konkrete Forschung kaum anwendbar, den Nationalismus als bedingungslose Hingabe an das überpersönliche Ganze zu charakterisieren. Außerdem sah ich eine Spannung oder sogar Inkonsequenz in der Einschätzung des Phänomens, die sich bei Lemberg zwischen moralisch neutral (insbesondere in seinen theoretischen Überlegungen) und negativ (im konkreten historischen Fall) bewegt. Wahrhaft inspirierend war indessen für mich, dass Lemberg die sozialen Aspekte des

Nationalen betonte. Allerdings blieb er dabei auf der theoretischen Ebene stehen, was mich in meiner schon zuvor formulierten Überzeugung bestätigte, dass es sich bei der Frage nach den sozialen Bedingungen nationaler Bewegungen, der sozialen Struktur von Gruppen nationaler „Vorkämpfer“, um eine echte Forschungslücke handelte, die nur durch konkrete und am besten komparative Untersuchungen zu schließen war.

Nur wenig konnte ich bei Eugen Lemberg für mein wichtigstes methodisches Problem, die vergleichende Analyse, lernen. Er demonstrierte zwar eine imponierende Faktenkenntnis, stellte die einzelnen Daten aber lediglich nebeneinander. Der Vergleich erschien mir unsystematisch, oft auch willkürlich und im Falle der Nationalismen neuester Zeit zudem ideologisch belastet.

So habe ich von Eugen Lemberg nur wenige Ideen übernommen, aber doch manche Inspiration gewonnen. Seine Interdisziplinarität und sein breiter Horizont haben mich ermutigt, seine Generalisierungen intellektuell angeregt, seine Begrifflichkeit zu erneutem Nachdenken herausgefordert. Doch viel mehr habe ich von Eric Hobsbawm und Karl W. Deutsch profitiert, obwohl ich Letzterem in seiner Überschätzung der sozialen Kommunikation nicht folge. Und im Grunde genommen schien mir damals, in den sechziger Jahren, auch Otto Bauers Begrifflichkeit und Arbeitsweise für meine Zwecke in mancher Hinsicht brauchbarer und methodisch inspirierender zu sein.

Später hatte ich dann Gelegenheit, Eugen Lembergs Werk mit anderen Augen und in einem anderen Kontext neu zu entdecken: nicht als eine mögliche Inspirationsquelle für meine eigenen Arbeiten, sondern als Teil der Geschichte der Forschung zum Problemkreis Nation, Nationsbildung und Nationalismus. Der Umfang und die Bandbreite dieser Forschungen sind seit dem Erscheinen von Lembergs Nationalismusbuch in mehreren Schüben gewachsen, was allerdings nicht bedeutet, dass die Originalität und Relevanz der Ergebnisse all dieser Studien ihrer immensen Zahl entspreche.

Die zentrale Frage bei dieser Wiederbegegnung war, wo Lemberg im Kontext der heute so reichen Nations- und Nationalismusforschung steht. Es galt dabei nicht allein, das Neue in Lembergs Werk zu identifizieren, sondern auch zu prüfen, wie stark er in der traditionellen Forschung verankert ist. Ohne diese traditionellen Elemente, die Lemberg natürlich vor allem mit der deutschen Forschungstradition verbinden, können wir auch das Neue seiner Ideen nicht richtig erfassen.

Das Traditionelle im Denken Eugen Lembergs über die Nation und den Nationalismus sehe ich vor allem in fünf Punkten: Erstens fällt ein starker Historismus auf, den ein Historiker natürlich immer spontan begrüßt, also die Neigung, die Wurzeln des Phänomens bzw. Problems in der Vergangenheit zu suchen, in der Entwicklung dessen, was die ältere Forschung als „Nationalgefühl“ oder „Volksbewusstsein“ bezeichnete. Mit anderen Worten: Die Formierung der Nation wird auch bei Lemberg als eine Entwicklung, die bereits im Mittelalter begonnen hat, beobachtet und kommentiert. Dadurch komplizierte sich allerdings die Aussagekraft des neu eingeführten Begriffs „Nationalismus“.

Zweitens war sein Ausgangspunkt essentialistisch, wenn auch nicht ausgesprochen primordialistisch: Für Lemberg existierte die Nation nicht nur als Wort, nicht

nur als ein Idealtypus im Sinne Max Webers, sondern als soziale Großgruppe. Aus dieser traditionellen Herangehensweise leiteten sich auch die ausführlichen Überlegungen ab, anhand welcher „Merkmale“ man diese Großgruppe Nation bzw. Volk bestimmen könnte. Auch wenn Lemberg bei der Antwort auf diese Frage letztlich resignierte, beharrte er auf der Vorstellung einer „an sich“ existierenden Großgruppe „Volk“ bzw. „Nation“.

Aus der spezifisch deutschen sprachlichen Tradition stammt drittens diese Duplizität der Termini „Nation“ und „Volk“, die scheinbar synonym, aber dann doch in unterschiedlichen Kontexten benutzt werden. Es würde sich allerdings lohnen, zu untersuchen, welche Nuancen sich in Lembergs Texten im Gebrauch von „Volk“ und „Nation“ feststellen lassen.

Viertens war an Lembergs Überlegungen irritierend, dass er diese an vielen Stellen durch Einschübe zu dem damals sehr präsenten Thema Nationalsozialismus unterbrach. Diese Exkurse stören die sonst sehr ausgewogene Auswahl der untersuchten Nationalisierungsprozesse, die geographisch ganz Europa abdecken. Wiederholt greift Lemberg auf die für ihn offensichtlich schmerzhafteste Erfahrung des Dritten Reiches und auf dessen Nationalismusvariante zurück. Immer wieder reagiert er auf Verzerrungen, die durch eine – seiner Ansicht nach übertriebene – Ablehnung all der Gedanken und Theorien entstünden, die zur Vorgeschichte der nationalsozialistischen Ideologie gerechnet werden könnten. Hier ist wohl der Grund für die spontane Übernahme des Volksbegriffs und für die Verteidigung von Herders Gedankengut gegen Vorwürfe zu suchen, dieser sei ein Wegbereiter bzw. Vorläufer der nationalsozialistischen Ideologie gewesen. Aus dem zeitgenössischen Kontext ist diese deutsche Traumatisierung durchaus verständlich. Heute wirken die entsprechenden Passagen seines Buches wie auch Lembergs Auseinandersetzung mit dem Stalinismus unorganisch und unangemessen politisierend.

Fünftens übernahm Lemberg aus der früheren Forschung auch den psychologisierenden Ansatz, den er weiter vertiefte und auf eine nicht traditionelle Art anwandte.

Viel wichtiger und interessanter sind aber die Kapitel seines Nationalismusbuches, die etwas wirklich Neues brachten und – um meinen Schluss gleich vorwegzunehmen – in mancher Hinsicht bahnbrechend waren. Manchmal antizipierten sie sogar Thesen, die erst viel später in der (vor allem der deutschen Literatur unkundigen anglo-amerikanischen) Forschung als Neuheiten präsentiert wurden.

Bahnbrechend war vor allem die Einführung des Terminus „Nationalismus“ in die deutsche und eigentlich in die gesamte kontinentale Forschung. Natürlich war der Begriff in der Sprache der Politik und des Journalismus geläufig, und zwar eindeutig mit negativer Konnotation. Von der amerikanischen Forschung inspiriert, versuchte Lemberg, „Nationalismus“ jedoch als analytischen Begriff, als einen Teil des methodischen Instrumentariums, zu etablieren. Er bekannte sich explizit zu der „distanzierten anglo-amerikanischen Betrachtungsweise“, wie er sie z. B. bei Carlton Hayes fand, der schrieb, solange der eine Nationalismus als gut, der andere als böse gelte, könne es nicht zu einer ausreichenden Theorie des Nationalismus kommen. Das „Neutrale“ verstand Lemberg als die integrierende und zugleich nach außen abgrenzende Kraft, die der Nationalismus in nationalen oder quasinationalen Großgruppen

entfaltet. Dieses Argument kehrt übrigens fast vierzig Jahre später in Dieter Lange-wiesches Kritik an Otto Danns Nationalismuskonzept wieder.

In diesen Zusammenhang gehört auch Lembergs Auseinandersetzung mit Hans Kohns Dichotomie des liberalen, progressiven (westlichen) und ethnisch-rassistischen, reaktionären (deutschen bzw. osteuropäischen) Nationalismus. Allerdings erleichterte sich Lemberg die Kritik an Kohns Konzept durch eine Sinnverschiebung bzw. Fehlinterpretation Kohns: Handelte es sich doch bei Lembergs Interpretation der Kohnschen Dichotomie um eine Gegenüberstellung von Zionismus und deutschem Nationalismus. Doch hat Lemberg durchaus Recht, wenn er schreibt, dass der Kohnsche Nationalismusbegriff den Leser im Unklaren darüber lasse, worauf er bezogen sei.

Natürlich musste sich auch Lemberg in der Mannigfaltigkeit positiver und negativer Erscheinungen und Einstellungen orientieren, die er unter diesem Sammelbegriff subsumierte. Wie vor ihm bereits Hayes, versuchte Lemberg dieses Problem durch Adjektive zu lösen. Auch er unterscheidet – teilweise im Widerspruch zu seiner theoretischen Annahme der „Neutralität“ des Begriffs – zwei Sorten von Nationalismus: den „primitiven“, der egoistisch die Priorität des eigenen Landes betont, und den „ideologischen“, in dem er den eigentlichen Nationalismus sieht. Dieser verlange vom Einzelnen die Unterordnung unter das Ganze und sei moralisch ambivalent. Er trage sowohl negative Züge (Hass, Egoismus, Selbstüberschätzung) als auch positive, zu denen Lemberg – nicht besonders überzeugend – schöpferische Kraft und kulturelle Leistungen zählt.

Auch im „praktischen“ Gebrauch des Begriffs „Nationalismus“ war Lemberg also nicht immer konsequent, er schwankte zwischen einem neutralen und einem negativen Verständnis des Phänomens. Dieses Problems war er sich durchaus bewusst, in seinem abschließenden Exkurs zu Band zwei des Nationalismuswerkes thematisierte er es ausdrücklich. Hier führte er auch terminologische Alternativen zum negativ konnotierten Nationalismus wie „Vaterlandsliebe“ oder „Patriotismus“ auf. Analog bemerkt übrigens auch Ernest Gellner zwanzig Jahre später auf den letzten Seiten seines Buches, der Nationalismus sei eine besondere Art von Patriotismus. Diese Schwankungen in Lembergs Nationalismusbegriff schmälern seine Vorreiterrolle auf diesem Gebiet aber keineswegs.

Wenn ich diese Pionierleistung hervorhebe, bedeutet das natürlich nicht, dass ich die Meinung teile, es sei nützlich und progressiv gewesen, diesen Terminus einzuführen. Schließlich stehen wir heute vor einem begrifflichen Scherbenhaufen, einem Durcheinander, in dem alles, was mit der Nation zu tun hat, als Nationalismus verstanden wird (natürlich mit Ausnahme der amerikanischen Nation, die den Begriff des „Patriotismus“ für sich besetzt hat). Aber das konnte Lemberg Anfang der 1960er Jahre nicht ahnen, als er sich beklagte, es gäbe viele materialreiche Studien über Nationen, aber keine „Nationalismustheorie“. Heute sind wir umgekehrt mit einer Überproduktion von Theorien konfrontiert, die mit der empirischen Forschung, ja überhaupt mit der Kenntnis von empirischen Daten, nur wenig zu tun haben.

Einer anderen methodischen Neuerung Lembergs kann man allerdings ohne jedes Zögern zustimmen: seinem Ruf nach einer interdisziplinären Forschung unter der

Beteiligung von Historikern, Ethnologen, Soziologen und Psychologen. Und Lemberg blieb nicht bei frommen Wünschen, sondern setzte seine Forderung in seiner eigenen Forschungspraxis konsequent um. Mit seinem Nationalismusbuch legte er ein für die Zeit sehr gelungenes Beispiel dafür vor, wie historische, soziologische und sozialpsychologische Betrachtungsweisen kombiniert und organisch verbunden werden können.

In der eigentlichen Analyse sollte vor allem auf Lembergs Erklärungsmodell für die Entstehung des Nationalismus eingegangen werden: Ein zentrales Element seines Modells ist die Auffassung, dass die neuzeitliche Entwicklung der Technik und der Produktion – kurz die Industrialisierung – auch soziale und kulturelle Veränderungen erforderte. Die Industrialisierung führte vor allem zu einer neuen Arbeitsteilung, einer neuen Abstufung von Abhängigkeiten, wodurch neue soziale Gruppen mit neuen spezifischen Interessen entstanden. Diese neuen Gruppen mussten sich integrieren und brauchten, um sich nach außen abgrenzen zu können, ein Kriterium, das sie von anderen Gruppen unterschied und ihre Gemeinsamkeiten betonte. In Lembergs Typologie war das im Falle des „Risorgimento-Nationalismus“ das Bedürfnis, anstelle der alten, ständisch verankerten und auf Ungleichheit beruhenden Abhängigkeiten ein neues Kriterium der Bindung und der Gemeinsamkeit zu finden. Dieses wurde aus einem „kulturellen Merkmal“ – d.h. auch der Sprache – abgeleitet. Damit war, so Lemberg, der Weg zur modernen Nation frei.

Wenn man sich hier an Gellners Interpretation der Genese des Nationalismus durch die Industrialisierung erinnert fühlt, ist das eine richtige Assoziation. Allerdings bezweifle ich stark, dass Gellner Lembergs Nationalismuswerk kannte, auf seiner Literaturliste für deutsche Leser fehlt es auf jeden Fall. Aber es gibt noch eine weitere Parallele. Wie Gellner bringt Lemberg den Nationalismus mit dem Zerfall der alten ständischen Bindungen in Zusammenhang. Auch hier ist Lemberg anderen Forschern voraus. In der deutschen Forschung steht er damit am Anfang einer Reihe, deren Ende vielleicht das zuletzt erschienene kleine Buch über den Nationalismus von Hans-Ulrich Wehler bildet. Natürlich argumentieren diese beiden Autoren raffinierter, auch ihr Vokabular ist zum Teil ein anderes. Das ändert aber nichts an dem zeitlichen Primat Eugen Lembergs. Allerdings war Lemberg selbst auch Teil einer Entwicklungslinie: Was die These von der Nationsbildung aus der Industrialisierung betrifft, war er stark von den Arbeiten seines um zehn Jahre älteren Landsmannes Karl W. Deutsch inspiriert.

Liest man das Kapitel über die Rolle der Romantik, fühlt man sich an eine andere aktuelle Diskussion über die Genese des Nationalismus erinnert. Heute ist es wieder Mode, auf die romantischen Wurzeln der Nation hinzuweisen. Die Vertreter dieser Auffassung sehen sich in der Tradition von Hans Kohn und versuchen, über eine idealistische Interpretation des Nationalismus aus dem Geist der Zeit die Realität der Nation und ihrer Mitglieder zu ignorieren. Obwohl er die romantischen Elemente im nationalen Denken nicht leugnete, wusste schon Eugen Lemberg, dass eine solche Vereinfachung nicht zulässig ist. Leider geht den neuen Anhängern der romantischen Interpretation auch jene differenzierte Betrachtungsweise ab, die wir bei Lemberg finden. Lemberg begreift die Romantik – den „romantischen Volksbegriff“ – nicht nur als eine konservative, rückwärts gewandte Kraft, sondern auch als eine

zukunftsweisende, mit demokratischen Elementen arbeitende Bewegung. Er spricht sogar vom „revolutionären Prinzip des romantischen Weltbildes“. Verglichen damit ist – um nur ein Beispiel zu nennen – die einseitige, ideologisch voreingenommene Auffassung einer Liah Greenfeld vom deutschen Nationalismus, den sie für reaktionär hält, weil er dem romantischen Ideengut entsprungen sei, keineswegs als ein Schritt nach vorne zu betrachten.

Obgleich Lemberg die Definierbarkeit der Nation schließlich in Frage stellte, waren seine Überlegungen zu diesem Thema in seiner Zeit nicht zuletzt deswegen innovativ, weil er die Frage nach der „Austauschbarkeit der Kriterien“ der Nation stellte. Seiner Auffassung zufolge konnte die Großgruppe Nation auch durch von Fall zu Fall differierende, nicht-ethnische Kriterien integriert werden. Damit signalisierte er die Loslösung von der dogmatischen Vorstellung, es könne eine allgemein verbindliche Definition der Nation durch eine feste Kombination von Kriterien geben. Diese Wende war nicht ganz originell, wir finden einen ähnlichen Hinweis z. B. bei dem Soziologen Pitirim Sorokin. Lemberg setzt allerdings voraus, dass die Merkmale oder Kriterien, über die sich eine Nation integriert, von den Mitgliedern der Großgruppe akzeptiert werden müssen.

Lemberg verfolgte diese Austauschbarkeit vor allem in diachroner Linie. Er ging davon aus, dass ein und dieselbe Nation im Laufe der Zeiten anhand ganz unterschiedlicher Merkmale charakterisiert werden könne. Ich würde hingegen die synchrone Perspektive stärker betonen, also die Austauschbarkeit im Sinne einer wechselnden Kombination von Merkmalen oder besser gesagt von Beziehungen und Bindungen verschiedener Nationen. Sehr modern und innovativ wirkt Lembergs These, die jeweiligen Integrationskriterien könnten ihre Rolle dadurch spielen, dass sie von den Mitgliedern dieser Nation selbst als ihre Gemeinsamkeit aufgefasst würden. Also ein Schritt in Richtung Diskursanalyse bei Eugen Lemberg? Man ginge zu weit, würde man seine Auffassung als vor-postmodernistischen Ansatz deuten. Schließlich waren für Lemberg bei der Integration von Nationen auch objektive Bindungen relevant – ohne das zu sehen, lässt sich seine Hochschätzung für die Theorie Karl W. Deutschs nicht nachvollziehen.

Die Schlussfolgerungen, die Lemberg aus dem Konzept der Austauschbarkeit der Kriterien zog, sind, kombiniert mit seiner breiten Auffassung des Nationalismus, ein Beleg dafür, wie fruchtbar der Versuch ist, auf den Begriff der Nation zu verzichten und sich konsequent auf den Nationalismus zu konzentrieren. Eugen Lemberg ging in seiner Suche nach einer Definition des Nationalismus sehr weit und gelangte zu einer mutigen theoretischen Innovation. Dadurch, dass er den Terminus „Nationalismus“ als „Integrationsideologie“ verstand, hob er ihn auf eine höhere Abstraktionsebene. Den Nationalismus charakterisierte er als „bedingungslose Hingabe“ an eine „überindividuelle Instanz“, also an eine Autorität, die mehr sein konnte als die Großgruppe Nation. Diese Hingabe war für ihn mit der „Preisgabe der individuellen Selbstbestimmung im Dienste einer Gruppe“ identisch, wobei die Nation nur als eines der möglichen Bezugsobjekte erscheinen konnte.

Dieser Ansatz war seinerzeit sehr innovativ, hat sich aber als unproduktiv erwiesen. Denn versteht man den Nationalismus als die zentrale Integrationsideologie mit austauschbaren Kriterien, sind die Kriterien letztlich irrelevant, entscheidend ist

allein die Kraft der Integration. So gesehen, könnte jede Form „bedingungsloser Hingabe“ als ein Anzeichen für Nationalismus identifiziert werden, unabhängig davon, ob es sich um das Ergebnis staatlicher, politischer oder konfessioneller Integration handelt. Und jede Integrationsideologie könnte als Nationalismus verstanden und bezeichnet werden. Lemberg illustrierte also unfreiwillig eine der Gefahren, die einem von der Nation getrennten Verständnis des Nationalismus immanent ist: Mit seinem Versuch, den Begriff auf höchstem Abstraktionsniveau zu definieren, geriet er im Grunde genommen in eine terminologische Sackgasse.

Trotzdem enthielten diese Überlegungen eine weiterweisende Perspektive. Lemberg reagierte mit seinem Ideologiebegriff auf das – im Grunde genommen bis heute bestehende – Desiderat der sozialgeschichtlichen und soziologischen Forschung an einem die Integration von Großgruppen subsumierenden Oberbegriff. Beschreiben wir diese Integrationsprozesse als Hingabe an eine überpersönliche Großgruppe – also an eine politische Partei, Konfession, den Staat oder eine Klasse –, erfassen wir sicher gewisse Analogien. Ein verbindlicher, allgemein akzeptierter Begriff für dieses Phänomen fehlt damit aber immer noch und es würde lediglich Verwirrung stiften, würden wir als Ersatzbegriff den des „Nationalismus“ wählen.

Meiner Ansicht nach könnte die „Identität“, ein Terminus, den Lemberg nicht kannte bzw. nicht benutzte, die Rolle dieses Oberbegriffs übernehmen, und zwar in dem Sinne, in dem dieser seit etwa zwei Jahrzehnten von Forschern wie Anthony Smith verwendet wird. Der Begriff „Identität“ könnte die fragwürdige und belastete „Ideologie“ ersetzen und wäre zugleich viel flexibler. Lemberg stand vor der Schwierigkeit, den Anspruch der Ideologie auf Exklusivität mit der empirischen Tatsache zusammenzubringen, dass Menschen stets in verschiedene Gruppen integriert werden. Dieses Dilemma ergibt sich bei der Arbeit mit einem Identitätsbegriff nicht, dem die Annahme zugrunde liegt, dass es stets eine Vielzahl von Identitäten gibt.

Man muss gerechterweise aber sagen, dass Lemberg die „Hingabe“ nicht so idealistisch verstand, wie man auf den ersten Blick vermuten könnte. Im Gegenteil, er formulierte es als eine der nächsten Aufgaben der soziologischen Forschung, die sozialen Ursachen zu untersuchen, die sich im nationalen Formierungsprozess als gruppenintegrierende Kräfte erwiesen haben. In diesem Zusammenhang richtete er drei Forderungen an die Soziologie: Erstens sollte sie die Rolle der Ideologie, vor allem deren gruppenintegrierende Funktion, untersuchen. Zweitens sollte sie das Verhalten dieser Großgruppen selbst – ihr Entstehen und Vergehen – unter der Perspektive analysieren, welche Kräfte der Integration in ihnen wirkten. Und drittens sollte sie prüfen, unter welchen Bedingungen solche ideologischen Kräfte der Integration auftreten, einen bestimmten Grad und bestimmte Funktionen erreichen bzw. unter welchen Bedingungen sie wieder verschwinden und von anderen Integrationskräften abgelöst werden.

Es ist übrigens signifikant, dass Lemberg in seinem eigenen Werk die Ansicht, der zufolge der Nationalismus die alles dominierende Integrationsideologie darstellt, selbst nicht konsequent umsetzte. Dazu hätte er sein Buch auch von Grund auf anders konzipieren müssen. Zum Beispiel hätte er nicht die These vertreten können, dass die Nation und der Nationalismus spezifisch europäische Phänomene sind,

deren äußere Merkmale im 20. Jahrhundert auch nach Asien und Afrika „exportiert“ wurden. Von dieser Beobachtung ausgehend, skizzierte er eine Übersicht über diese Phänomene auf anderen Kontinenten, die schon deswegen interessant ist, weil sie uns zeigt, wie weit der Nationalismus vor dem Beginn der Entkolonialisierung in der Welt verbreitet war. Mit der Orientierung an systematischer Information hob sich Lemberg gegenüber vielen späteren Autoren wie z. B. Benedict Anderson oder Eric Hobsbawm, die Ereignisse außerhalb Europas nur am Rande erwähnen, positiv ab.

Zu den produktiven Inkonsequenzen in Lembergs Werk gehören auch seine Überlegungen zur historisch begründeten Typologie der Formierung moderner Nationen – also nicht nur der Nationalismen. Seine Unterscheidung zwischen der „Geburt der Nation aus dem Territorialstaat“ und der „Geburt aus Sprache, Kultur und Idee“ ist nur scheinbar selbstverständlich: Sie fehlt bis heute vor allem bei den zahlreichen, meist anglo-amerikanischen Autoren, die sich ausschließlich auf den Nationalismus konzentrieren. Formulierungen wie „Geburt aus der Sprache“ klingen für uns heute zu „idealistisch“. Solche Formulierungen waren, nicht anders als der Begriff „Risorgimento-Nationalismus“, der uns vielleicht auch nicht sehr glücklich erscheint, vom damaligen Zeitgeist bestimmt. Auch spricht Lemberg in Bezug auf diesen Nationalismus vom „Minderwertigkeitskomplex“ der kleinen Völker. Doch die Analogie zur Kohnschen Dichotomie ist nur partiell: Im Unterschied zu Kohn reduziert Lemberg seine Typologie nicht auf das Ost-West-Schema. Vielmehr arbeitet er mit den konkreten historischen Ausgangssituationen, in denen die jeweiligen nationalen Formierungsprozesse ihren Anfang nahmen.

Noch eine andere damals originelle Beobachtung Lembergs aus seinen historischen Überlegungen soll hier erwähnt werden, nämlich seine (übrigens komparativ begründete) Meinung, dass die Strukturelemente des modernen „Nationalismus“ – wir können hier bei seiner Terminologie bleiben – seit dem Mittelalter mit dem bürgerlichen Milieu verbunden waren. Zu dieser These war Lemberg bereits in den 1930er Jahren gelangt, in der er einen für die damalige Zeit gewagten Vergleich des nationalen Gedankengutes in den flämischen Städten des 14. Jahrhunderts mit dem der hussitischen Bewegung unternahm. Diese Arbeit wurde zwar schon vor dem Krieg publiziert, blieb in Deutschland aber ebenso nahezu unbekannt wie im tschechischen Milieu.

Zuletzt möchte ich noch auf einen signifikanten Widerspruch in Lembergs Nationalismuswerk eingehen. Einerseits erwartet er von der soziologischen Forschung eine vertiefte Analyse des Verhaltens der Großgruppen und der sozialen Bedingungen für die Wirkung von Integrationsideen. Er spricht von Menschengruppen, die zu Trägern und Vorkämpfern bestimmter Ideen wurden. Andererseits findet man bei ihm ein überraschend geringes Interesse an der Konkretisierung der sozialen Träger des nationalen Gedankens. „Nationalismus“ wirkte in seinem Text entweder als eine abstrakte Kraft oder als eine irgendwie von oben unpersönlich durchgesetzte Ideologie. Das illustrieren Wendungen wie „man hatte eine Sendung“ bzw. „man liebte das Vaterland“. Zwar finden sich in Lembergs Text auch konkrete Hinweise auf nationalistische Einstellungen oder Gedanken, diese werden aber ausschließlich großen Persönlichkeiten, bekannten Intellektuellen, Herrschern oder Politikern

zugeschrieben. Wie die Lage der national zu integrierenden Bevölkerung aussah, war keine Frage, die Lemberg interessierte. Mit anderen Worten: Es fehlt hier die Hobsbawmsche „Perspektive von unten“.

Fazit

Wie ist also das Werk Eugen Lembergs in die Entwicklung der Nationalismusforschung einzuordnen? Indem Lemberg den Nationalismus als eine grundlegende Ordnungs- und Formierungskraft der Nation betrachtete, reihte er sich in die Linie der „subjektivistischen“ Autoren ein. Zugleich war ihm jedoch bewusst, dass die Aufnahme bzw. Ausbreitung des Nationalismus kausal aus den sozialen und politischen Zusammenhängen zu deuten ist und der Forscher nach objektiven – d.h. von subjektiven Wünschen unabhängigen – Faktoren fragen muss. Insofern ist Eugen Lemberg, was die spätere Forschung angeht, in der Nähe von Ernest Gellner oder John Breuilly zu verorten. Er war zwar Subjektivist, aber zugleich auch Empiriker und Systematiker. Er gehörte nicht zu den radikalen Konstruktivisten, die der Nation überhaupt keine oder eine nur sehr kurze Vergangenheit zugestehen. Die objektiv existierenden Merkmale der Nation lehnte er nicht ab, vielmehr akzeptierte er sie als Bausteine des nationalen Bewusstseins. Auch war er kein Schwärmer, verstand die Nation nicht als Unglück oder Unfall der Geschichte. Die „Neutralität“ des Begriffs Nationalismus bedeutete für ihn eher eine Anerkennung der Ambivalenz dieses Phänomens, das sowohl positiv als auch negativ wirken kann.

Lemberg zählt zu den wenigen Autoren, die sich nicht nur verbal zum Prinzip der Interdisziplinarität bekannten, sondern Interdisziplinarität auch praktizierten. Damit steht er unter den historisch orientierten Forschern in einer Reihe mit historischen Soziologen und Politologen wie Stein Rokkan, Charles Tilly oder Anthony Smith.

Bahnbrechend an Lembergs Denken war die Überregionalität seiner Perspektive. Im Unterschied zu den meisten deutschen Autoren begrenzte er sich nicht auf die deutsche bzw. deutsche und französische historische Realität, sondern führte den europäischen Westen und den Osten Europas zusammen – und das in der Zeit des Kalten Krieges und in einem Land, in dem der Blick nach Osten sogar institutionell von der gesamteuropäischen Perspektive abgetrennt worden war.

Auch mit seinem Versuch, die politische Pädagogik in die historisch orientierte Nationalismusforschung einzubeziehen, stand und steht Lemberg, obwohl sich seine Grundüberzeugungen durchaus mit denen der meisten Politologen der Gegenwart decken, ziemlich einsam da. Lemberg argumentierte, dass wir uns in der zivilen Gesellschaft mit dem Phänomen Nationalismus abfinden müssen. Keine Toleranz dürfe es allerdings für den integralen Nationalismus geben.

Die methodischen Ansätze wie das breite empirische Material machen Eugen Lembergs Nationalismusbuch von 1964 zu einer Lektüre, die auch heute noch inspirierend wirken kann, wenngleich uns manches methodisch inkonsequent und anderes voreingenommen erscheinen mag. Trotzdem ist dieses Werk nahezu vergessen. Dass Lemberg von der anglo-amerikanischen und französischen Forschung nicht rezipiert wurde, lässt sich mit der Sprachbarriere erklären. Doch dass seine

Nationalismustheorie auch in der deutschen Debatte keine Rolle spielt, sein Buch oft nicht einmal als bibliographischer Hinweis aufscheint, ist verwunderlich. Die inkonsequenten und mitunter veraltet klingenden Begriffe Lembergs bilden dafür sicher eine der Ursachen. Ich meine aber, dass Lemberg in erster Linie aufgrund der Interdisziplinarität und überregionalen Perspektive seiner Arbeit in Vergessenheit geraten ist. Für die Soziologen war er zu historisch, den Historikern schien er zu soziologisch und theorielastig. Den Spezialisten für die deutsche Geschichte war sein Blick zu übernational, Fachleuten für die allgemeine Geschichte wiederum zu osteuropäisch. Zwischen den Fächern und verschiedenen Strömungen stände Lemberg auch heute wieder; daher fehlen für eine „Wiederentdeckung“ seines Nationalismuswerkes derzeit zumindest in der deutschen Forschung wohl die Verbündeten: Den Konstruktivisten wäre er zu essentialistisch, seine Sprache wäre nicht theoretisch genug, für die traditionellen Historiker wäre er zu stark generalisierend. So wird Eugen Lemberg ein Geheimtipp für Spezialisten bleiben.

Zur Literatur

- Anderson, Benedict*: Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. London 1983.
- Bauer, Otto*: Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. Wien 1924 (Marx-Studien 2).
- Brennly, John*: Nationalism and the State. Manchester 1992.
- Dann, Otto*: Nationalismus. Hamburg 1978 (Historische Perspektiven 11).
- Deutsch, Karl W.*: The Integration of Political Communities. Hg. von Philip E. Jacob. Philadelphia 1964.
- Ders.*: Nationalism and Social Communication An Inquiry into the Foundations of Nationality. Cambridge/Mass. 1969.
- Gellner, Ernest*: Nations and Nationalism. London 1983 (deutsche Ausgabe: Nationalismus und Moderne. Berlin 1991).
- Giesen, Bernhard (Hg.)*: Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstseins in der Neuzeit. Frankfurt a. M. 1991.
- Greenfeld, Liah*: Nationalism. Five Roads to Modernity. Cambridge/Mass. 1993.
- Hayes, Carlton J. H.*: The Historical Evolution of Modern Nationalism. New York 1931.
- Hobsbawm, Eric J.*: Nations and Nationalism since 1780. Programme, Myth, Reality. Cambridge 1990.
- Kohn, Hans*: Die Idee des Nationalismus. Ursprung und Geschichte bis zur Französischen Revolution. Frankfurt a. M. 1962.
- Langewiesche, Dieter*: Nation, Nationalismus, Nationalstaat: Forschungsstand und Forschungsperspektiven. In: Neue politische Literatur 40 (1995) 190-236.
- Lemberg, Eugen*: Nationalismus. 2 Bde. Reinbek bei Hamburg 1964, 1968.
- Ders.*: Wege und Wandlungen des Nationalbewusstseins. Studien zur Geschichte der Volkwerdung in den Niederlanden und in Böhmen. Münster 1934 (Deutschtum und Ausland 57/58).
- Smith, Anthony*: National Identity. Reno/Nev. 1994 (Ethnonationalism in Comparative Perspective).
- Sorokin, Pitirim*: Society, Culture, and Personality. New York, London 1947.
- Wehler, Hans-Ulrich*: Nationalismus: Geschichte, Formen, Folgen. München 2001.

Bedřich Loewenstein

ZU EUGEN LEMBERGS IDEOLOGIEBEGRIFF

Es ist ein Gebot der Redlichkeit, einer im Prinzip kritischen Abhandlung die Feststellung vorzuschicken, dass man sich dem Kritisierten in vielem verbunden fühlt. Die Erkenntnis des Ersatzreligiösen im Nationalismus war ein bleibender Impuls, den mir Eugen Lemberg vermittelt hat, in gewisser Weise auch die Multidisziplinarität der soziologischen, psychologischen und anthropologischen Dimension der Geschichte sowie das Anpeilen von Theorien mittlerer Reichweite. Vielleicht wäre die Suche nach meinem eigenen Weg mit seiner Hilfe etwas weniger steinig gewesen, aber auch er selbst hat sich vieles nur schrittweise, über Irrtümer stolpernd, erarbeitet. Trotz der großen Kontinuität in Lembergs Werk, auf die z. B. Heinrich Jilek oder Ernst Nittner hinweisen,¹ ist der reife Lemberg doch nicht derselbe wie der junge Volkstumsforscher der 1930er Jahre, der übernationale Gebilde wie den böhmischen Landespatriotismus für unzeitgemäße Ideologien hält und der sein eigenes ausgeprägtes Identitäts- und Hingabebedürfnis letztlich innerhalb der alle anderen Loyalitäten zurückstufenden Nation findet.

Als ich 1958 als frisch gebackener Aspirant am Prager Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften mit der Dissertationsvorgabe einer Herder-Monographie erstmals auf Lembergs Geschichte des Nationalismus stieß,² rieb ich mich an einigen Punkten seiner, wie mir schien, allzu breiten und allzu relativen Nationalismus-Auffassung, war aber angetan von seinem komplexen Herangehen an die Problematik. Ich war schon von meiner Biographie her zeitlebens eher geneigt, im Nationalismus eine atavistische Gefahr für die Zivilisation, und – mit Emanuel Rádl – im Ethnizismus einen Ausdruck „mangelnder politischer Reife“ zu erblicken. Deshalb war für mich auch die nationalmarxistische These von der „gesetzmäßigen Herausbildung der modernen Nationen“ durch Marktbeziehungen bestenfalls eine Halbwahrheit. Gerade darum war mir Lembergs oft gerügter Nachdruck auf Bewusstsein und Willen – also das Psychologische und Pseudoreligiöse im Nationalismus – wichtig und schien mir nachvollziehbar. Natürlich war das Nationalbewusstsein untrennbar mit sozialen Wandlungen der Neuzeit verbunden, aber bürgerliche Gesellschaft und nationale Bindung waren zweierlei. Wenn dagegen dem Marxismus in meinen Augen einige Berechtigung zukam, dann wegen seines Internationalismus, also seiner Korrektivfunktion gegenüber nationaler Egozentrik.

Ebendiese stellte Lemberg übrigens mit zwei einander widersprechenden Thesen infrage: Erstens, indem er den Sowjetmarxismus als Nationalismus sui generis, näm-

¹ *Jilek*, Heinrich: Das Lebenswerk Eugen Lembergs. In: *Seibt*, Ferdinand (Hg.): Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder. Bd. 5. München 1986, 17-30. – *Nittner*, Ernst: Zum Ideologiebegriff Eugen Lembergs. In: *Ebenda* 65-86.

² *Lemberg*, Eugen: Geschichte des Nationalismus in Europa. Stuttgart 1950.

lich als Integrations- und Sendungsideologie des russischen Imperiums erkannte, was nebenbei den Rückgriff auf einen authentischeren, freiheitlich-humanitären Marxismus erschweren musste, der in den 1960er Jahren nicht nur in Prag auf der Tagesordnung zu stehen schien; zweitens durch seine These, nach der das Sowjetimperium den Nationalismus der Satelliten nicht unterdrückt, sondern für seine Zwecke benutzt. Auch die zweite These traf zumindest in Bezug auf die Pax Sovietica der unmittelbaren Nachkriegszeit zu, insbesondere auf Edvard Benešs Projekt, die von ethnischen und sozialen Konflikten bereinigte ČSR in ihren sicherheitspolitischen Interessen auf den „slawischen Großen Bruder“ zu stützen. Die Rechnung ging längerfristig weder bei den Tschechen noch bei den Polen auf – weil Lemberg eben mit seiner ersten These Recht hatte. Spätestens im August 1968 waren die Illusionen verflogen, die Sowjets wären bereit, ihre *ratio imperii* einer höheren ideologischen Instanz zu unterstellen.

Als zutreffend erwies sich auch eine weitere Einsicht, die Lemberg mehrfach formuliert und die mir zunächst nicht behagt hatte: Er diagnostizierte die tschechische Neigung, ausschließlich vom (ethnisch verstandenen) „Volk“ und nicht vom „Staat“ her zu denken: dieselbe Neigung bescheinigte er spiegelbildlich auch den Deutschböhmen. Gemeinsam für beide schien ihm die provinzielle Enge zu sein, das ständige Bedürfnis, aus Identitätsschwäche auf kollektive Leistungen der eigenen Gruppe hinzuweisen und politische Fragen durch die ethnische Brille zu sehen. Dadurch lassen sich die Schwierigkeiten beider böhmischer Konfliktpartner mit einem übernationalen Österreich erklären, ihre Unfähigkeit, es als Chance zu begreifen und nicht nur unter dem Aspekt von „nationalem Besitzstand“ oder als Machtinstrument im „Volkstumskampf“ zu sehen. Das „kulturnationale“ Politikverständnis erklärt analog auch die Schwierigkeiten beider Protagonisten, die demokratischen Freiheiten 1918 als den gewohnten Gruppenloyalitäten übergeordnet zu akzeptieren.

Eugen Lemberg hat aus dieser Geisteshaltung heraus – nicht nur in zeitweiliger Verwirrung von 1938 – die mutige Kritik Rádl's an der offiziellen Staatsidee der ČSR und seine Forderung, diese nicht ethnisch, sondern staatlich-politisch zu interpretieren, als ungeeigneten westeuropäischen Import zurückgewiesen.³ Rádl's Konzept war ein Äquivalent zu dem ebenso gescheiterten Angebot des Austromarxismus, das nationale Bekenntnis in Form von „Kulturautonomie“ aus Staat und Politik herauszuhalten. Das schien Lemberg von der tschechoslowakischen Staatsidee her undurchführbar. In seiner biographischen Skizze von 1972 weist er, in Erinnerung an seinen Wehrdienst in der tschechoslowakischen Armee, bezeichnenderweise auf die psychologische Schwierigkeit hin, sich „mit einem Staat [zu] identifizieren, der sich zum Träger einer *gegen uns* gerichteten völkischen Ideologie gemacht hatte“; sich abzufinden mit „auftrumpfender Arroganz von Emporkömmlingen“; mit „beleidigender moralischer Selbstgerechtigkeit selbsternannter Vorkämpfer für Humanität und Demokratie“.⁴

³ Lemberg, Eugen: Einige Grundzüge des tschechischen Weltbildes. In: Volk an der Arbeit: Kulturpolitisches Monatsblatt Reichenberg 19 (1938) 19-24. – Ders.: Zur Wiedergeburt des tschechischen Nationalismus. In: *Ebenda* 165-174.

⁴ Ders.: Eugen: Ein Leben in Grenzzonen und Ambivalenzen. In: *Seibt: Lebensbilder zur*

Zugegeben: Es bestand ein Unterschied zwischen bloßer Potentialität einer nota bene auch von der Mehrheit der tschechischen Kommentatoren als weltfremd verworfenen Staatskonzeption und einem nach wie vor stark vom „Volkstumskampf“ erfüllten Alltag. Aber das Zitat zeigt auch, dass Lemberg, trotz seiner katholisch-universalistischen Prägung und eines eher unbefangenen Umgangs mit tschechischen Kollegen, von der unwiderstehlichen Herrschaft des Volkstums, vor allem als Kriterium der Selbstachtung und Selbstrechtfertigung, überzeugt war. Statt des Versuchs, etwa Masaryks Humanitarismus beim Wort zu nehmen,⁵ wird dieser nur als Verkünder einer staatsfremden, volkspolitischen Sendungsideologie und die ČSR letztlich als Fehlkonstruktion interpretiert. Auch das ungedruckte und seit 1945 verschollene Buch über die Tschechen von 1938 lief,⁶ wie es scheint, auf die resignierende Konsequenz einer Trennung entlang der ethnischen Grenzen – auf Palackýs „svůj k svému“ (jeder zu den Seinen) – hinaus.

Diese ernüchternde, um nicht zu sagen verständnislose Kritik des Staates der Jahre 1918 bis 1938 stand konträr zur parallelen Idealisierung durch viele Angehörige meiner Erlebnissgeneration, die vielleicht nicht weniger einseitig, nostalgisch verklärend der Masarykschen Gründung – nicht zuletzt wegen ihrer Weltoffenheit – gedachten und manchmal plebejische Ressentiments mit Demokratismus verwechselten (nicht unähnlich dem „demokratischen“ Anspruch von Volkstumsarbeit).

Die Standpunkte korrigieren sich wohl gegenseitig. So ist es auch mit Lembergs vorweggenommener Euroskepsis: Ungeachtet der veränderten Wertorientierungen im Zeitalter der Weltwirtschaft sei es unrealistisch zu erwarten, ein Universalismus werde den Nationalismus je überwinden: „Irgendeine Art von Nationalismus ist immer am Werk“, stellt Lemberg in seinem Nationalismusbuch fest.⁷ Empirisch gesehen hatte er in gewisser Weise Recht, insbesondere wenn man in den tragisch-dumpfen tribalistischen Auseinandersetzungen der neunziger Jahre auf dem Balkan

Geschichte der böhmischen Länder. Bd. 5, 133-278, hier 162, 164 (vgl. Anm. 1). – Analog dazu *ders.*: Anthropologie der ideologischen Systeme. Weinheim 1977. Ich beziehe mich hier auf die 2. Aufl. Baden-Baden 1987, 68 f. – Pater Paulus Sladek hat z.B. auf die verlorenen Aufstiegschancen für die Deutschen in Böhmen und Mähren nach 1918 hingewiesen, auch auf die unüberbrückten nationalen Gegensätze der Katholiken, die etwa auf dem gesamtstaatlichen Katholikentag von 1935 zu Tage traten. Vgl. *Sladek*, Paulus: Die kirchliche Erneuerungsbewegung bei den Deutschen in der Ersten Republik. In: *Seibt*, Ferdinand (Hg.): Bohemia Sacra. Das Christentum in Böhmen 973-1973. Düsseldorf 1974, 175-208, hier 203 f. – Zum Bund Staffelstein und Eduard Winter *ebenda* 185 f., 204 f.

⁵ Über Masaryks wiederholte Mahnungen zu Frieden und Gerechtigkeit im tschechisch-deutschen Verhältnis jetzt *Opat*, Jaroslav: *Průvodce životem a dílem T. G. Masaryka* [Führer durch Leben und Werk T. G. Masaryks]. Praha 2003. Hier wird Masaryk zitiert mit Äußerungen wie der, dass „kein Unterschied zwischen eigentlichen Tschechen und Slowaken und Tschechoslowaken deutschen Blutes“ bestände; oder „der Chauvinismus ist überall und immer blind“ etc. Hier 344 ff.

⁶ Der Titel des Manuskriptes lautete „Das Gesicht des tschechischen Volkes“, es sollte bei der Essener Verlagsanstalt erscheinen. Vgl. *Lemberg*: Ein Leben in Grenzzonen und Ambivalenzen 166 f. (vgl. Anm. 4).

⁷ *Lemberg*, Eugen: Nationalismus. Bd. 1. Psychologie und Geschichte. Bd. 2. Soziologie und politische Pädagogik. Reinbek bei Hamburg 1964, zweite Aufl. 1968, hier Bd. 1, 308.

und im gegenwärtigen Islamismus Variationen des bösen alten Liedes wieder-erkennt.

Lembergs „Umdenken in der Verbannung“,⁸ der von ihm ausgehende Impuls, auf Hass und Rache zu verzichten und der Katastrophe der Vertreibung nachträglich doch noch einen Sinn abzugewinnen, verdient gewiss Respekt. Die Parallelität der Komplexe und Ängste der Polen, Tschechen und ihrer ehemaligen deutschen Landsleute, das „beiderseitige Trauma“, das Lemberg kenntlich macht, sollte den Abbau des ideologischen Ausnahmezustands und der gegenseitigen feindseligen Abgrenzungen des „Risorgimento-Nationalismus“ ermöglichen.⁹

Ferdinand Seibt hat Eugen Lembergs ausdauernde Bestrebungen um ein Verständnis des Verhängnisses und um ein entspanntes Verhältnis zu den östlichen Nachbarn enthusiastisch als „mission européenne des expulsés“, als „nationale Aufgabe am Wege einer neuen deutschen Selbstfindung“ bezeichnet.¹⁰ Trotz unzähliger Aktionen des guten Willens haben wir leider immer wieder mit der ärgerlichen Tatsache zu tun, dass gerade parallele mentale Prägungen, der „Narzissmus der kleinen Unterschiede“, eher ein Hindernis auf dem Weg zum gegenseitigen Verständnis bilden, wie uns die Frustrationen der 14 Jahre seit der Wiedererlangung der nationalen Souveränität der Mitteleuropäer lehren. Ob nun die Brückenfunktion der Vertriebenen, die „Ausweisung als Schicksal und Aufgabe“¹¹ eine realistische Chance war oder nicht: Festtagsrhetorik ist nicht meine Sache, obwohl ich mich Lembergs Werk in ähnlichen Erkenntnisinteressen durchaus verbunden fühle. Eher möchte ich ihm hier, wenn ich das so sagen darf, die gebührende Reverenz eines kritischen Dialogs zukommen lassen.

Eugen Lemberg unterstreicht im biographischen Rückblick, er habe mit seinem verstehenden Ansatz, „sich selbst wie von außen, seinen Partner oder Gegner wie von innen“ zu betrachten, eine höhere Ebene vergleichender Analyse angestrebt,¹² die den Käfig nationaler Selbstbezogenheit und gegenseitiger Schuldzuweisungen hinter sich lassen sollte. Andererseits bleibt unklar, inwiefern der „Verlegenheitsbegriff“ Nationalismus (Emmerich K. Francis) nur eine epochenbedingte Ord-

⁸ *Ders.*: Umdenken in der Verbannung. Ein neues Verhältnis zu Ostmitteleuropa? In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“ 1954, Beil. 11, 110-122. Erschien auch als Nr. 13 der Schriften der Bundeszentrale für Heimatdienst, Bonn 1955.

⁹ *Ders.*: Versöhnung mit Polen und Tschechen? Zur Psychoanalyse der Völkerbeziehungen im ostmitteleuropäischen Raum. In: Sudetenland 8 (1966) 241-249. Erschienen auch in: Die Welt vom 7.5.1966.

¹⁰ *Seibt*, Ferdinand: Eugen Lembergs deutsche Mission. In: *Ders.* (Hg.): Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder. Bd. 5, 9-15, hier 13 (vgl. Anm. 1). – Der „Spiegel“ hat Lemberg 1972 unfreundlich als „vielbeschäftigten Redner der rechtskonservativen Arbeitsgemeinschaft ‚Deutsche Ostkunde‘“ vorgestellt; für François Bondy war er immerhin ein „Brückenbauer“ zu den Tschechen. Vgl. *Bondy*, François: Mutmaßungen über Ideologie. Ist sie eine „Konstruktionsidee der Schöpfung“? In: Die Zeit vom 5. 11. 1971, 55.

¹¹ *Lemberg*, Eugen: Ausweisung als Schicksal und Aufgabe: zur Soziologie und Ideologie der Ostvertriebenen. Gräfelfing bei München 1949 (Kleine Schriften der wissenschaftlichen Abteilung/Adalbert-Stifter-Verein, München 3).

¹² *Ders.*: Ein Leben in Grenzzonen und Ambivalenzen 205 (vgl. Anm. 4).

nungsidee darstellt oder einen Archetypus jeder menschlichen Vergesellschaftung. Da Lemberg die Ähnlichkeit der Auswirkungen des Nationalismus und die Austauschbarkeit seiner Integrationskriterien hervorhob, mochten Kritiker hinter dessen nivellierendem Psychologismus auch apologetische Motive vermuten: Der Nationalismus der Deutschen war – bei den immer vorhandenen Perversionsmöglichkeiten auch der besten Sache – nicht schlimmer als der der anderen. Auch der vermeintlich rationalere westliche Staatsnationalismus, heißt es bei Lemberg wiederholt, kann Unterdrückung von Individualität und Freiheit, Feindprojektionen und sogar Totalitarismus nach sich ziehen.¹³

Vermutlich war Lembergs methodisches Absehen von den politischen und sozialen Inhalten der nationalen Integration tatsächlich nicht nur literarischer Positivismus nach Art August Sauers, nicht nur Therapie gegen romantischen Rausch,¹⁴ sondern ursprünglich auch gegen eine oberflächlich-selbstgerechte „reeducation“ gerichtet, sowie gegen die Illusion, man könne moderne Großgruppen ohne ein abgrenzendes Wertesystem organisieren. Eher als die Utopie einer Auflösung des Nationalismus scheinen ihm dessen „Regelung und Eindämmung“ praktikabel zu sein: Man müsse seiner Absolutsetzung entgegenwirken durch „Wert- und Normensysteme, die diese Gruppenbindungen transzendieren“. Aber auch diese übergeordneten Bindungen hätten letztlich ideologischen Charakter, beeilt sich Lemberg hinzuzufügen.¹⁵ Damit klingt das Thema seines Buches über Ideologie und Gesellschaft an,¹⁶ für das, neben dem Bedürfnis, sich noch eingehender mit dem Nationalismus zu befassen, vermutlich das Phänomen der neomarxistischen Renaissance der späten 1960er Jahre den Anstoß gab.

Das Umschlagen von linker antiautoritärer Ideologiekritik in fundamental-radikalen Glauben an unumstößliche „Wahrheiten“ konnte in der Tat als Indiz für ideologischen horror vacui gedeutet werden; verblüffende Übereinstimmungen mit Strukturen und Funktionen religiöser Heilslehren und Verhaltensweisen drängten sich geradezu auf. Wenn Lemberg aber die Ansicht vertritt, ohne ein ideologisches System dieser Art sei kein Handeln möglich und keine Gesellschaft lebensfähig, dann ist sein Ideologiebegriff zumindest definitionsbedürftig. Erstens scheint mir Lemberg seine eigene Prägung, sein persönliches Rechtfertigungs- und Sinnbedürfnis zu sehr auf die empirische Gesellschaft auszuweiten, die zwar Leitbilder braucht, aber deren eigentliche Triebkräfte keine „ideologischen“ sind. Der demokratische Pluralismus und der Menschenrechtscode beruhen gewiss auf bewussten oder unbewussten Wertentscheidungen. Auch die Demokratie soll Orientierung geben, die Steuerung des Ganzen und „Selbstrechtfertigung“ des Einzelnen ermöglichen. Sie unterscheidet sich aber im Prinzip von geschlossenen ideologischen Systemen religiöser oder postreligiöser Art. Der potentiell universalistische

¹³ Ders.: Nationalismus Bd. 1, 301 (vgl. Anm. 7).

¹⁴ Ders.: Ein Leben in Grenzzonen und Ambivalenzen 239 f (vgl. Anm. 4).

¹⁵ Ders.: Nationalismus Bd. 2, 128 f. (vgl. Anm. 7).

¹⁶ Ders.: Ideologie und Gesellschaft. Eine Theorie der ideologischen Systeme, ihrer Struktur und Funktion. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1971, hier zitiert nach der 2., verbesserten Aufl. von 1974.

Charakter des westlichen Wertesystems wird natürlich von Anhängern ausschließender Ideologien und außereuropäischer Kulturen häufig bestritten, ja, als eurozentrisches Herrschaftsinstrument diffamiert. Lemberg kommt dieser Sicht insofern nahe, als er die westlichen Werte für ebenso „ideologische“ erklärt wie den aufklärerischen Glauben an ein authentisches Leben jenseits des traditionell-religiösen.¹⁷ Jedenfalls scheint es ihm – wie beim Nationalismus – produktiver, vom Wahrheitsgehalt der Ideologien (und von moralischer Entrüstung) abzusehen und sich wertfrei auf das Wie ihrer gesellschaftlichen Funktionen zu beschränken.

Lembergs Askese ist soziologisch nicht unüblich. Sie steht in gewisser Weise sogar in der Tradition der Restaurationsphilosophie Joseph de Maistres, der das Christentum ausschließlich als politischen Kitt und Panazee gegen die Revolution ansehen wollte. Problematisch erscheint mir aber sein panideologischer Ansatz: Zumindest wissenschaftliche Kritik, gesunder Menschenverstand und das Bestreben, sich von obligatorischen Verwurzelungen und Denkverböten freizuhalten, müssten für sich eine ideologiefreie Lücke beanspruchen dürfen. Wäre dem nicht so, müssten auch Lembergs eigene Untersuchungen als Selbsttäuschung in denselben ideologischen Käfig gesperrt werden.¹⁸ Lemberg geht nicht so weit, den Anspruch auf rationale Erkenntnis für irrelevant zu erklären, doch hält er die kulturelle Integrationsfähigkeit der Wissenschaft für gering oder für eine neue aufklärerische Ideologie, mit allen bekannten Konsequenzen.

Natürlich ist auch der Wissenschaftsglaube ein Glaube, in mancher Hinsicht sogar ein Aberglaube. Nach der negativen Erfahrung mit kollektiver totalitärer Paranoia neigen wir aber eher dazu, die ideologischen Wertesysteme zu kritisieren und zwischen ihnen zu differenzieren, als zu Nivellierungen und quasi-leninistischem allgemeinem Ideologieverdacht. Lange vorüber ist auch die Zeit der „ideologischen Koexistenz“ und „gegenseitigen Nichteinmischung“, deren relativierendem Geist Lemberg – trotz Kritik an der Ära Brandt – einen gewissen Tribut zu zollen scheint. Nicht allein eine terminologische Frage ist ferner, dass für die herkömmlichen sozialen Steuerungssysteme der Terminus „Kulturnorm“ gebräuchlicher ist als Lembergs stählernes Gehäuse ideologischer Hörigkeit. Ich selbst habe seinerzeit Cassirers sowohl umfassenderen wie flexibleren Begriff „Symbolsystem“ vorgeschlagen.¹⁹

¹⁷ Dazu die parallele Untersuchung Helmut Berdings über Georges Sorel und dessen „Entlarvung“ des bürgerlichen Rationalismus als willkürliche ideologische Konstruktion. Hier heißt es, alle rationalistischen Theorien seien an unbegründbare Wertsetzungen gebunden und ihr Wahrheitsgehalt sei belanglos. Vgl. *Berding, Helmut: Rationalismus und Mythos. Geschichtsauffassung und politische Theorie bei Georges Sorel.* München, Wien 1969 (Studien zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts 2).

¹⁸ *Bondy: Mutmaßungen über Ideologie* (vgl. Anm. 10).

¹⁹ Symbole sollen Vertrauen schaffen, Zugehörigkeit anzeigen; insofern kann nationale Symbolik unter Umständen durchaus funktional wirken, sofern ihre Vertrauenswürdigkeit durch Kontrollmechanismen gewährleistet bleibt und sie nicht zum Vorwand oder Selbstzweck wird. Vgl. *Loewenstein, Bedřich: Animal symbolicum.* In: *Ders.: Wir und die anderen: historische und kultursoziologische Betrachtungen.* Dresden 2003 (Mitteleuropa-Studien 2).

Lemberg ist sich der Vielfalt der Ideologiebegriffe wohl bewusst, zieht aber, wie gesagt, einen wertneutralen, pragmatischen Instrumentalismus vor, der sich auf die funktionalen Aspekte der jeweiligen Normensysteme beschränken will. Es kommt dabei darauf an, wie konkret die Untersuchung wird. In Anschluss an die einschlägige Literatur – vor allem an Arnold Gehlen – geht Lemberg auf allgemeine anthropologische Fragen der Verhaltenssteuerung ein. Er gelangt zu dem Ergebnis, dass für die Höherentwicklung von der Herrschaft der Instinkte zur Kultur ein Preis gezahlt werden muss: in Form repressiver – aber auch entlastender – Institutionen und eben unverzichtbarer, allgegenwärtiger ideologischer Systeme, die als Instinktersatz dienen. In einem breiten evolutionsgeschichtlichen Sinn ist das nachvollziehbar, aber der Begriff trägt nicht, wenn er undifferenziert angewandt oder gar auf den Bereich von „Ideologien zweiter Ordnung“, also Ad-hoc-Rechtfertigungen partieller Zwecke und Interessen, ausgeweitet wird.²⁰

Fragen wirft vor allem die Art auf, mit der die Moderne und darin das Phänomen des Pluralismus behandelt wird. Von den geschlossenen Glaubenssystemen mit ihren Denktabus kennt man die Neigung zur Quarantäne gegen „ideologische Ansteckung“, aber auch das schrittweise Herausbrechen einzelner Bereiche (der Naturwissenschaften, der säkularisierten Verhaltenscodes etc.) aus dem einheitlichen Normensystem. Lemberg scheint darin insofern „katholisch“, als er nicht so sehr produktive Chancen sieht, als vielmehr Verunsicherung und Verlust von Geborgenheit. Von daher sind seine Bemerkungen konsequent, Ideologie könne nie zur Privatsache werden, der Vergleich mache ungläubig, und – nach Nietzsche – als Instrument sozialer Steuerung durchschaut, verliere die Ideologie ihre Wirkung.²¹ Abgesehen davon, dass das Durchschauen nur naives Für-wahr-Halten aufbricht, wäre praktische Toleranz in diesem Gedankengang keine Tugend, sondern würde nur die Spätphase eines skeptisch verunsicherten Glaubenssystems anzeigen.

Das sind, von der Anschauung der sowjetmarxistischen Praxis her, durchaus zutreffende Einsichten. Sie gehen aber, glaube ich, an wesentlichen Aspekten der modernen westlichen Zivilisation vorbei. Auch diese braucht eine Konsensbasis anerkannter Werte und gemeinsamer Symbole, kennt aber kein ideologisches Monopol. Aus der Perspektive der mittelalterlichen Einheit der Christenheit gesehen, geht es tatsächlich um eine Spät-, wenn nicht Verfallsphase; aus der Sicht von Blumenbergs „Legitimität der Neuzeit“²² könnte man eher von einem authentischen Lernprozess sprechen. Was in der Neuzeit allgemeine Geltung beanspruchen will, steht nicht von vornherein fest, sondern wird, nach Kants Formulierung, in immer neuen Diskursen ausgehandelt: Was sich diesem Diskurs entzieht, wird eben zur „Privatsache“. In Lembergs Terminologie verlöre es damit seinen ideologischen Charakter – ein fragwürdiger Schluss.

Man kann in seiner Argumentation die ständige Polemik gegen die Frankfurter Kritische Theorie nachfühlen. Deshalb etwa die wiederholte Behauptung, die Parolen von der Triebenthemmung und Enttabuisierung seien „reine Ideologie“;

²⁰ Lemberg: *Ideologie und Gesellschaft* 41 f. (vgl. Anm. 16).

²¹ *Ebenda* 55.

²² Blumenberg, Hans: *Die Legitimität der Neuzeit*. Frankfurt a.M. 1966.

immer werde nur eine Ideologie durch eine andere, ein Zwang von einem neuen abgelöst. Die nicht ganz unverständliche Abneigung gegen eine besserwisserische Gesellschaftskritik führt Lemberg so weit, auch das Vorurteil als notwendige Simplifizierung und kritische Vorurteilsforschung als ideologisch, selbstgerecht und letztlich kontraproduktiv anzusehen. Verkürzende Urteile aus zweiter Hand, Fremdenhass eingeschlossen, könnten zwar missbraucht werden, seien aber funktional für die Selbstbestätigung von Gruppen und nur begrenzt korrigierbar. Das größte Vorurteil sei zu glauben, man habe keines.²³ Das sind natürlich wiederum polemische Einseitigkeiten aus konservativen Rüstkammern seit der Zeit Edmund Burkes. Übrigens klingt hier auch Karl Jaspers' „Psychologie der Weltanschauungen“ an, dessen These von der Abhängigkeit des Aufbaus der Persönlichkeit vom „Sinnhintergrund“ eines bestimmten geschlossenen Weltbilds Lemberg eindeutig verpflichtet ist.²⁴

Man muss sich nochmals den Kontext der frühen 1970er Jahre vergegenwärtigen, der Lemberg in seiner alles verstehenden, die Notwendigkeit der Ideologien betonenden „realistischen Anthropologie“ stellenweise wieder schwanken ließ. Einerseits ist Ideologie für ihn die Voraussetzung jedes zielgerichteten Lebens (später heißt es „eine Konstruktionsidee der Schöpfung“). Andererseits ermöglicht ihr dichotomisches Weltbild über Kompensationen der eigenen Minderwertigkeit hinaus auch fragwürdige Schuldübertragungen auf andere sowie die Rechtfertigung von Rache- und Terrorakten.²⁵ Die schon von der Theorie des Nationalismus her bekannten Phänomene des Propheten, des Märtyrers, der heiligen Texte und der ketzerischen Irrlehren, der Pilgerschaft ins utopische Gelobte Land geraten erneut ins Blickfeld, in der Regel im Zusammenhang mit „linken“ Ideologien, während die „rechten“ – realistischer – die vorgegebene Ordnung, die abgestuften Rechte und die Bindung des Einzelnen an die Gemeinschaft unterstreichen.

Lemberg zeigt aber in aufschlussreicher Weise, wie die ideologischen Extreme sich berühren, ineinander umschlagen, wie z. B. der Fortschrittsglaube und die Gerechtigkeitsvision typische Züge einer „rechten“ Apologetik erstarrter Machtstrukturen annehmen: Die Glaubensgemeinschaft wird zur Kaserne.²⁶ Das geschieht zwar

²³ *Lemberg*: Ideologie und Gesellschaft 72 (vgl. Anm. 16). – In einem Brief vom 1.10.1971 an die Redaktion der „Welt“, in der Lemberg eine Zusammenfassung seines Buches publizieren konnte, betont er: „Den Begriff ‚aufgeklärter Geist‘ wird man bei mir nie lesen, weil ich eine solche Selbstbezeichnung für glatte Selbsttäuschung [...] halte.“ – Eduard Winter kommentiert das Buch in einem persönlichen Brief vom 23.8.1971 mit den Worten, er habe „hell auflachen“ müssen über Lembergs Versuch, „die Religiösen zu beruhigen. [...] Aber Du entziehst nicht nur den Religionen [...], sondern auch den Nationalen und Parteien ihre Basis.“ – Beide Briefe aus dem Nachlass Eugen Lembergs nach freundlicher Mitteilung Prof. Hans Lembergs.

²⁴ Jaspers wollte erklärtermaßen nur als Psychologe sprechen und die meritorische philosophische Frage nach der „Wahrheit“ der Weltbilder ausklammern. Auch er glaubte nach dem Anschauungsunterricht von 1917/18, die Befreiung von traditionellem Autoritarismus führe allein zu nihilistischen Konsequenzen. Vgl. *Jaspers*, Karl: *Psychologie der Weltanschauungen*. Berlin 1919.

²⁵ *Lemberg*: Ideologie und Gesellschaft 91 (vgl. Anm. 16).

²⁶ *Ebenda* 116.

häufig, erscheint aber in Lembergs Augen als ein geradezu notwendiger Vorgang der Konsolidierung, Institutionalisierung und Gliederung von Innen und Außen. Den Ideologien wird im Allgemeinen bescheinigt, nicht nur Macht zu rechtfertigen und neues Unrecht zu kaschieren, sondern auch gegen dogmatische Erstarrung die Rückbesinnung auf ein ursprüngliches Ideal zu ermöglichen. „Reformationen“ sind aber wohl nicht immer möglich: Wenn etwa die NS-Herrschaft nach Lemberg auf einer Verfälschung des alten kulturschöpferischen Nationalismus beruhte und auch zum Konservatismus keine authentischen Bindungen hatte, konnte immanente Kritik bestenfalls auf radikale Freikorps- und Schützengrabenerlebnisse zurückgreifen.

Hinzu kommen strukturelle Bedingungen für Reform und Revolution (auf die übrigens Ferdinand Seibt in seiner Revolutionstheorie zurückgreift), die in „Monokratien“ vom Typus des Islam oder Byzanz kaum vorhanden sind: Es fehlt die augustinische Spannung eines systemimmanenten Dualismus, der staatsfreie Raum, die außergesellschaftliche Berufungsinstanz ebenso wie die Möglichkeit der Säkularisierung und Liberalisierung, der Ausweichmöglichkeiten vor der alles durchdringenden Ideologie.²⁷ Aber der Anlauf zu einer typologischen Differenzierung bleibt folgenlos.

Lembergs theoretischer Rahmen eröffnet eine Menge Einblicke und Interpretationschancen, doch kann ich mich hier nicht auf weitere Einzelaspekte einlassen, obwohl die folgenden Kapitel über Funktionen und Verhaltensweisen der ideologischen Systeme – das Verhältnis von Ideologie und Religion etc. – einige bemerkenswerte Variationen der bisher skizzierten Konzeption bieten.

Die nicht immer ganz durchgehaltene Wertfreiheit und Emotionslosigkeit arbeitet, wie gesagt, mit einem rein instrumentalen Ideologiebegriff – weniger in der Bedeutung eines marxistischen „Überbaus“ sozialer Gruppeninteressen, als in einer Antwort auf konkrete Traumatisierungen, Nöte und Herausforderungen, die verhaltenswirksame Folgen auch für spätere Verhältnisse zeigen, so dass in Lembergs Sicht die Funktion historischer Ideologien dem Modell des „Regelkreises“ entspricht. Den Ideologien wird zwar eine unrealistische, überfordernde Anthropologie unterstellt, aber selbstgerechte Entlarvungen gelten trotzdem als unfruchtbar – nicht allein, weil Glaubenshaltungen gegen Fakten verhältnismäßig resistent sind, sondern auch weil hinter der Kritik nie die ideologiefreie Wahrheit einer „freischwebenden Intelligenz“ steckt und damit wieder nur eine andere Ideologie.

Wäre das Lembergs ganze Überzeugung, könnte man ihm den Vorwurf der Überzeichnung nicht ersparen, der Suggestion eines methodischen Dämmerlichts, in dem

²⁷ Für die Spielarten des Faschismus, die Lemberg nachdrücklich vom Konservatismus unterscheidet, würden sich aus der Frage nach einer Rückbesinnung auf die ursprünglichen Motive erhellende Einsichten ergeben, aber die Untersuchung bleibt hier unscharf. Für Lembergs Neigung zu rein funktionaler Typologie bezeichnend ist ein anderes Aperçu, das den Islam als antiwestliche Abgrenzungsideologie mit der russischen Slawophilie vergleicht, oder sein Hinweis auf analoge Zweiklassensysteme, wie wir sie bei der steuerbefreiten muslimischen Bevölkerung und der christlichen Rajah im Osmanischen Reich auf der einen, bei den organisierten Kommunisten bzw. den Parteilosen im Sowjetsystem auf der anderen Seite finden.

alle Eulen grau – nämlich potentiell totalitär – und nur verschieden alt sind. Die politische Binnenstruktur ideologisch geformter Gesellschaften wird kaum ausgeleuchtet und als grundsätzlich analog vorausgesetzt. Das ist in Bezug auf die Institutionen zur Überwachung der Lehre, der Grade der „Frömmigkeit“ und Ritualisierung als bloße Phasenverschiebungen ein und desselben Phänomens eine gewagte These. Der Frage nach der Vertrauenswürdigkeit der Symbole bzw. den inneren Korrekturmöglichkeiten – dem angesprochenen strukturellen Unterschied zwischen Monokratien und offenen Gesellschaften – geht Lemberg nicht wirklich nach.

Lassen Sie mich noch kurz auf Lembergs letztes, posthum erschienenenes Werk über die „Anthropologie der ideologischen Systeme“ eingehen.²⁸ Dieses bringt zwar inhaltlich kaum Neues, fasst aber doch seine Theoreme systematisch zusammen und ergänzt sie durch den Rückgriff auf eine Reihe zeitgenössischer Autoren von Mannheim bis Mühlmann und Lachmann und bezieht ein breites ethnographisches, kulturanthropologisches und religionssoziologisches Spektrum mit ein.

Schon von der Anlage her werden hier die Konstanten, die Motive der „ewigen Wiederkehr des Gleichen“, noch verstärkt. Lemberg betont die Gültigkeit analoger Grundmotive von 5000 Jahren,²⁹ das trostlose „ständige Auf und Ab von Entideologisierung und ideologischer Aufladung“,³⁰ die faszinierende Wirkung von Ideologien und Geschichtsmysmen gerade in zivilisierten und industrialisierten Gesellschaften.³¹ Der Universalismus, das Ideal von „one world“ und der Emanzipation von partikularen Bindungen erweisen sich immer wieder als bloße Utopie.³²

Die Anthropologisierung kultureller Themen ist nicht unproblematisch, obwohl ich Lemberg keine Reduzierung des Historischen und Politischen auf gruppendynamische Naturgesetzlichkeit unterstellen möchte.³³ Der ernüchternden Bilanz wäre seine eigene These entgegenzuhalten, dass zu den „ewig gleichen menschlichen Antrieben“³⁴ ein Bedürfnis nach Transzendenz, ein Horizontbewusstsein gehört.³⁵ Die Erwartung des ganz Anderen wird aber gerade als Kreisbewegung enthüllt: Das Neue entpuppt sich sozusagen als das Alte, Immergleiche. Dass etwa die „Wiederentdeckung des Menschen im Feind“³⁶ ständig von neuen Carl-Schmittschen Freund-Feind-Bildungen überlagert wird, ist zwar nicht auszuschließen, sollte aber nicht von vornherein als anthropologisch zwingend unterstellt werden.

In diesem Zusammenhang möchte ich zumindest das Kapitel über „Erlösungsreligion und Fortschrittsglauben“ untersuchen, das mich schon aufgrund meiner eigenen Arbeit der letzten Jahre sehr interessiert. Lemberg geht aus von den alten Kosmogonien, die die Welt als Prozess und den Menschen als Glied in einem großen

²⁸ Lemberg: *Anthropologie der ideologischen Systeme* (vgl. Anm. 4).

²⁹ *Ebenda* 45.

³⁰ *Ebenda* 23.

³¹ *Ebenda* 50.

³² *Ebenda* 57.

³³ Vgl. *Schlangen*, Walter: *Theorie der Ideologie oder ideologische Theorie?* In: *Neue Politische Literatur* 17 (1972) 1, 255-258.

³⁴ Lemberg: *Anthropologie der ideologischen Systeme* 71 (vgl. Anm. 4).

³⁵ *Ders.:* *Ideologie und Gesellschaft* 284 (vgl. Anm. 16).

³⁶ *Ebenda* 62.

Ereigniszusammenhang deuten. Zwar unterscheidet er Aufstiegs- und Niedergangsgeschichten, aber er kennt auch Kombinationen von beiden in Form eines Zyklus von Blüte und Verfall bzw. Verlust und Wiedergewinnung des Paradieses. Unwesentlich wird dabei, dass nur durch Zukunftsentwürfe auf der Basis der ursprünglich jüdisch-christlichen linearen, auf Erlösung gerichteten Heilsgeschichte ein „intentionales Weltbild“ entstehen kann, für das Energien mobilisiert werden können. Mythen von der ewigen Wiederkehr oder kulturpessimistische Lehren vom unwiederbringlich verlorenen „Goldenen Zeitalter“ sind dazu außerstande (es sei denn, man deutet den Sündenfall mit Kant ironisch als positive menschliche Freiheits- und Gestaltungschance, als Anfang der Geschichte).

Die Grenzen zwischen Mythos und Geschichte sind für Lemberg fließend, beinahe nicht existent, weshalb er sich auf die Mythologeme – vor allem das latente Drei-Takt-Schema – jeder Fortschrittsideologie konzentriert: Paradies – Sündenfall – Erlösung. Es geht also um die Wiederherstellung eines glücklichen, durch eigene oder fremde Schuld verlorenen Urzustands, wobei die wohlbekanntesten Figuren des Sündenbocks, des Propheten, des Messias etc. wieder zur Geltung kommen.³⁷ Es war 1971 keine ganz neue Erkenntnis mehr, dass der Marxismus nicht nur formal eine solche Erlösungsreligion darstellt, eine verweltlichte Form mittelalterlicher Chiliasmen. Vielleicht konnte diese Diagnose damals noch eine schrumpfende Schar von gläubigen Anhängern des wissenschaftlichen Sozialismus aufscheuchen. Heute läge es in der Kontinuität von Lembergs Forschungsansatz, spezifische Motive des westlichen Fortschrittsdenkens herauszustreichen.

Tatsächlich kann man trotz aller Verdrängung der herkömmlichen religiösen Deutungen durch das wissenschaftsgläubige 19. Jahrhundert noch in den positivstischsten Geschichtsbildern ein verstecktes teleologisches Prinzip feststellen. In ihnen allen steckt das Ideologem der Entwicklung einer menschlichen Bestimmung, einer potentiellen Vollkommenheit, der „Erziehung des Menschengeschlechts“ auf ein vorgegebenes Ziel hin, auf das wir nur beschleunigend oder bremsend einwirken können. Dieses Denkmuster einer verweltlichten Erlösung – gleich ob wir es als Lembergsche Ideologie verstehen, als Poppers „Elend des Historizismus“ oder als positive humanitäre Inspiration – ist kein einfaches Kontrastbild zu ubiquitären krisenhaften Situationen,³⁸ sondern zeigt noch in jeder Verkleidung sein providentialistisches, christlich-jüdisches Muttermal.

Insofern könnte man Eugen Lemberg konzедieren, dass das Fortschrittsdenken tatsächlich in erster Linie „Ideologie“ ist: Es bleibt angewiesen auf Werturteile, ein konkretes Menschenbild, auf den Willen zu einem bestimmten Zukunftsentwurf und kann sich auf keine wertneutrale wissenschaftlich-technische Automatik verlassen. Deshalb die Schwierigkeiten und vorprogrammierten Missverständnisse bei Übertragungen auf Gesellschaften mit anders geprägtem Werthintergrund. Ein verengt technisches Fortschrittsverständnis auf der Basis außereuropäischer Kulturen wird die humanitären und freiheitlichen Impulse, die wir mit dem Fortschritt verbinden, nicht von sich aus – als „Nebenprodukt der Modernisierung“ – hervorbrin-

³⁷ Vgl. auch *ebenda* 170 f., 290 f.

³⁸ *Ebenda* 83.

gen. Eher wird man diese als „ideologischen Überfremdungsversuch“ zurückweisen. Lembergs Beispiel des Maoismus, den er als wesentlich nationalistisch einstuft, gilt ihm zugleich als Beweis einer dialektischen Wiederkehr des Sakralen in der Moderne.³⁹ Die Frage nach der Legitimität, der Funktionalität des kulturevolutionären Szenarios, erübrigt sich für ihn bezeichnenderweise. Der Islamismus hätte die Antwort kompliziert.

Lembergs Hauptthese besteht darin, die Moderne als „Säkularisierung“ zu falsifizieren: In der Geschichte handle es sich stets um einen Kreislauf von Rationalisierung und Re-Sakralisierung, von Anerkennung und Leugnung der Transzendenz, auch von Säkularisierung und Revitalisierung älterer kultureller Identitäten, bei fließenden Grenzen zwischen beidem.⁴⁰ Unterscheidet man zwischen Erkenntniswahrheiten (der griechischen *aletheia*) und der Wahrheit als aktiver Zukunftszugewandtheit (dem hebräischen *ämät*), sollte eigentlich nur Letztere ideologierelevant sein. Wegen der Notwendigkeit der Realitätsanpassung kann das Lemberg nicht konsequent zugestehen. Das Wissen überschreitet seine Kompetenz, wenn es sich zur Weltanschauungs- und Sinngebungsinstanz aufwirft, wenn es „Werturteile in Tatsachenbehauptungen einkleidet“. Die Unersetzlichkeit von Ideologie entspricht aus Lembergs Sicht dem Sinnbedarf als anthropologische Gegebenheit. Sie ist im Grunde nur ein anderes Wort für *religio* in ihrer ursprünglichen sozialintegrativen Funktion, aber Atheismus wie Nationalismus können sich zu Spielarten derselben Spezies entwickeln. Somit müssten sie durchaus „religionssoziologisch“, à la Emile Durkheim, untersucht werden.

Das ist, wie gesagt, legitim, aber das methodische Absehen von inhaltlichen Aspekten und sozialen Strukturen, nicht zuletzt von den Kontroll- und Gleichgewichtsmechanismen der jeweiligen Kultur, hat seine Grenzen. Monströse Führerkulte und andere Fundamentalismen, gleich ob in kommunistischer oder Dritter-Welt-Version, sind gewiss ein Beweis der Ansprechbarkeit verunsicherter Menschen für Sakrales und Pseudosakrales, oft aber auch nur Ausdruck von Hass und Protest gegen eine übermächtige fremde Moderne. Vor allem aber sind sie totalitäre Herrschaftsinstrumente – was Lemberg natürlich weiß, doch als anthropologische Konstante hinzunehmen geneigt ist.

Wir können es uns aber, glaube ich, bei aller gebotenen Zurückhaltung und Illusionslosigkeit, auch wissenschaftlich nicht leisten, die Wertsysteme politisch über einen Kamm zu scheren und die Wahrheit mit Nietzsche sarkastisch in die Rubrik „lebensnotwendiger Irrtümer“ zu stecken, d. h. sie vorwiegend auf die Intensität ihrer „Frömmigkeit“ hin zu untersuchen, inhaltlich aber in dezisionistische Willkür zu entlassen. Mein Plädoyer würde lauten, zwischen relativ menschenfreundlichen, verallgemeinerungsfähigen kulturellen Leitbildern und nach außen abgeschirmter, den Dialog verweigernder ideologischer Egozentrik nicht als historische Phasen desselben Phänomens, sondern grundsätzlich zu unterscheiden.

³⁹ *Ebenda* 137 f.

⁴⁰ „Der Dualismus Gott und Welt, Geistlich und Weltlich, Sakral und Profan [ist] nicht unaufhebbar“, stellt Lemberg fest, wenn Religion nicht auf „weltflüchtige Kirchlichkeit“ eingeengt, sondern primär als soziales Orientierungs- und Steuerungssystem verstanden wird. Vgl. *ebenda* 282.

Karin Pohl

DIE SOZIOLOGEN EUGEN LEMBERG UND EMERICH K. FRANCIS

Wissenschaftsgeschichtliche Überlegungen zu den Biographien zweier
„Staffelsteiner“ im „Volkstumskampf“ und im Nachkriegsdeutschland

*Kontinuität und Wandel im Wissenschaftsverständnis von Eugen Lemberg
und Emerich K. Francis*

Der Historiker und Soziologe Eugen Lemberg wäre am 27. Dezember 2003 hundert Jahre alt geworden. Dieses Datum nahm das Collegium Carolinum zum Anlass, um zu einer kritischen Auseinandersetzung über sein Leben und Werk einzuladen.¹ Das Collegium Carolinum knüpfte damit an den Sammelband in der Reihe „Lebensbilder“ an, den es 1986 anlässlich des zehnten Todestages Eugen Lembergs herausgegeben hatte.² Neben der Betrachtung einiger Aspekte von Lembergs wissenschaftlicher Arbeit wurde darin erstmals dessen Autobiographie veröffentlicht.³ Diese gibt Aufschluss über Lembergs Herkunft aus einem deutschböhmischen bürgerlichen Elternhaus, die Zugehörigkeit zum katholischen Akademikerbund Staffelstein, den wissenschaftlichen Werdegang, Kriegsgefangenschaft und Heimatverlust sowie die Bemühungen um die Wiederaufnahme der akademischen Tätigkeit nach 1945. Auch über den Nationalitätenkonflikt in der Ersten Tschechoslowakischen Republik, die Haltung eines Teils der Sudetendeutschen zu diesem Staat und über die Anfänge sudetendeutscher Organisationen nach der Vertreibung aus der Tschechoslowakei erfährt man hier Interessantes.

Allerdings war in dem Band der „Lebensbilder“ darauf verzichtet worden, die biographische Selbstdarstellung Lembergs historisch einzuordnen und zu hinterfragen; Lembergs autobiographische Deutungshoheit blieb vorerst unangefochten.⁴ Dieses Defizit ist bis heute nicht behoben; eine kritische Kontextualisierung von

¹ Der vorliegende Aufsatz basiert auf dem überarbeiteten und erweiterten Manuskript meines Beitrags zu dem Eugen-Lemberg-Workshop des Collegium Carolinum am 16. Januar 2004.

² *Seibt*, Ferdinand (Hg.): Eugen Lemberg 1903-1976. München 1986 (Lebensbilder zur Geschichte der Böhmisches Länder 5).

³ *Lemberg*, Eugen: Ein Leben in Grenzzonen und Ambivalenzen. Erinnerungen, niedergeschrieben 1972, mit einem Nachtrag von 1975. In: *Seibt* (Hg.): Lemberg 133-278 (vgl. Anm. 2).

⁴ Heuristisch werden Autobiographien als Ausdruck zeit- und sozialgebundener Konstruktionen zum Zweck individueller Selbstvergewisserung und -rechtfertigung klassifiziert. Siehe *Depkat*, Volker: Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit. In: *Geschichte und Gesellschaft* 29 (2003) 441-476.

Eugen Lembergs Leben und Werk steht nach wie vor aus.⁵ Angesichts des gegenwärtigen biographic turn in den Geisteswissenschaften und der Aufarbeitung der biographischen Aspekte der „Volkstums-“ und „Ostforschung“⁶ ist es erstaunlich, dass eine seit den 1920er Jahren so produktive und sowohl im Rahmen der Osteuropaforschung als auch der Bohemistik in der Bundesrepublik so einflussreiche Forscherpersönlichkeit wie Eugen Lemberg bisher keiner umfassenden wissenschaftlichen Betrachtung unterzogen wurde.⁷ Für den Band von 1986 lässt sich dieser Mangel sowohl mit der damals gegebenen zeitlichen als auch mit der persönlichen Nähe vieler Autoren zu Eugen Lemberg erklären, melden sich darin doch verschiedene, teils langjährige Wegbegleiter des Geehrten zu Wort. Die Beiträge sind zudem stark in ihrer Zeit verhaftet und noch deutlich von Denkkategorien und Wertmaßstäben des Kalten Krieges geprägt. Die biographischen Erfahrungen, die viele der überwiegend sudetendeutschen Autoren mit dem Gewürdigten teilten, spielten dabei vermutlich eine nicht unerhebliche Rolle.

Die in dem Erinnerungsband behandelten Themen sind zentralen Forschungsfragen Lembergs gewidmet.⁸ Allerdings konzentriert sich die Rezeption auf die nach 1945 erschienenen Veröffentlichungen Lembergs, während dessen frühe Publikationen weitgehend ausgespart bleiben, obwohl er schon damals viele Fragen thematisiert hatte, die ihn auch später beschäftigten. Um eine Aussage über mögliche Kontinuitäten und Brüche infolge von Krieg und Vertreibung im Werk Eugen Lembergs machen zu können, ist die Einbeziehung seiner frühen Publikationen indessen erforderlich.⁹

⁵ Eine Ausnahme ist: *Hahnová, Eva/Hahn, Hans Henning*: Sudetoněmecká vzpomínání a zapomínání [Sudetendeutsches Erinnern und Vergessen]. Praha 2002, 103-111.

⁶ *Jaworski, Rudolf/Petersen, Hans-Christian*: Biographische Aspekte der „Ostforschung“. Überlegungen zu Forschungsgegenstand und Methodik. In: *Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufanalysen (BIOS)* 15 (2002) H. 1, 47-62. – Aus Platzgründen wird an dieser Stelle von einer Angabe der inzwischen umfangreichen Forschungsliteratur zu diesem Thema abgesehen.

⁷ In diesem Zusammenhang ist allgemein festzuhalten, dass die sudetendeutsche Variante der „Volksgeschichte“ bzw. „Ostforschung“ bisher wissenschaftsgeschichtlich und biographisch noch kaum untersucht worden ist. Auch auf Tagungen, die in jüngster Zeit der Traditionskritik der Bohemistik gewidmet waren, spielte Eugen Lemberg nur am Rande eine Rolle: Siehe die Jahrestagungen des Collegium Carolinum in Bad Wiessee: Geschichtsschreibung zu den böhmischen Ländern im 20. Jahrhundert. Wissenschaftstraditionen – Institutionen – Diskurse, Teil 1 (20.-23. Nov. 2003) und Teil 2 (11.-14. Nov. 2004), Tagungsbericht zu Teil 1 von *Błażej Białkowski*. In: *Bohemia* 44 (2003) 534-541, zu Teil 2 von *Nina Lohmann*. In: *Bohemia* 45 (2004) 213-223, ferner den Bericht von *Christiane Brenner* über die Tagung der Historischen Kommission für die böhmischen Länder 1918-1960. Zur Vorgeschichte und Gründung der Historischen Kommission der Sudetenländer. In: *Ebenda* 203-213. – Einen Anfang bildet *Glettler, Monika/Mišková, Alena* (Hgg.): *Prager Professoren 1938-1948: Zwischen Wissenschaft und Politik*. Essen 2001 (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa 17).

⁸ Lembergs Untersuchungen zum Nationalismus, zur Volkstheorie und zum Ideologiebegriff werden dort ebenso erörtert wie seine bildungspolitischen Arbeiten und seine Schriften zur Vertriebenenpolitik. Siehe *Seibt* (Hg.): *Lemberg* (vgl. Anm. 2).

⁹ Dies betrifft nicht zuletzt Lembergs teils unter Pseudonym veröffentlichte Beiträge in der zunächst in Düsseldorf und später in Prag erschienenen katholischen Verbandszeitschrift

Bei der Durchsicht des Gedenkbandes erregt der Name eines Autors besondere Aufmerksamkeit: Unter den Beiträgern war auch Emerich K. Francis,¹⁰ Begründer und langjähriger Leiter des Instituts für Soziologie an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität,¹¹ der dort den Lehrstuhl für Soziologie von 1958 bis 1974 innehatte. Darüber hinaus zählt Francis zu den wenigen Wissenschaftlern, die nach ihrer Emigration aus dem „Dritten Reich“ in die Bundesrepublik zurückgekehrt waren. Auf den ersten Blick begegnen sich mit dem Emigranten und Remigranten Emerich K. Francis und dem Vertriebenen Eugen Lemberg¹² also die Repräsentanten zweier verschiedener Opfergruppen des Nationalsozialismus bzw. des Zweiten Weltkriegs, von denen gleichwohl jeder in der bundesrepublikanischen Nachkriegszeit Karriere machte. Die Perspektive des biographischen Vergleichs der vorliegenden Untersuchung macht deutlich, dass ungeachtet der erheblichen Unterschiede zwischen den Biographien der hier vorgestellten Protagonisten auch frappierende Überschneidungen und Parallelitäten bestanden.

In Anbetracht der Position, die Francis als erster Lehrstuhlinhaber und Leiter eines großen Soziologischen Instituts an einer renommierten Universität in der sich allmählich in ein demokratisches Staatswesen transformierenden Bundesrepublik innehatte, ist es merkwürdig, dass sich die Forschung bisher nicht eingehender mit seiner Biographie beschäftigt hat.¹³ Hier offenbart sich ein Desiderat der wissenschaftsgeschichtlichen Remigrationsforschung.¹⁴ Somit teilen Lemberg und Francis

„Stimmen der Jugend“ ab 1930. – Die Zeitschrift „Stimmen der Jugend“ erschien zwischen 1929 und 1932, wobei der Jahrgang ab Oktober 1932 erneut die Nummer 1 trug, da die Staffelsteiner, die das Blatt in diesem Jahr übernommen hatten, mit der Zählung von vorn begannen.

¹⁰ Die ursprüngliche Schreibweise seines Namens, unter dem er auch als junger Wissenschaftler veröffentlichte, war „Franzis“; die anglisierte Form „Francis“ nahm er erst in Kanada an.

¹¹ Zu Francis siehe *Lepsius, M. Rainer*: Emerich K. Francis zum 65. Geburtstag. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZSS)* 23 (1971) 663-665. – *Henecka, H. P.*: Emerich K. Francis. In: *Bernsdorf, Wilhelm/Knospe, Horst* (Hgg.): Internationales Soziologenlexikon. Bd. 2. Stuttgart 1984, 251-253. – *Ohe, Werner von der* (Hg.): Kultur-anthropologie: Beiträge zum Neubeginn einer Disziplin. Festgabe für Emerich K. Francis zum 80. Geburtstag. Berlin 1987. – *Fischer, Herbert*: In memoriam Emerich K. Francis. In: *KZSS* 46 (1994) 184-185.

¹² Während Lembergs Frau mit den Kindern die Zwangsausweisung erlebte, war dem entlassenen Kriegsgefangenen Lemberg – wie vielen sudetendeutschen Soldaten – nach Kriegsende der Weg in die Heimat versperrt und ihm blieb nur die Möglichkeit, in Grenznähe als Landarbeiter auf einem bayerischen Hof die Ankunft seiner Familie abzuwarten. Obwohl er das unmittelbare Vertreibungsschicksal nicht teilte, zählte Lemberg zur Sozial- und Rechtskategorie „Vertriebener“. *Lemberg: Grenzzonen* 199 ff. (vgl. Anm. 3).

¹³ Knappe Erwähnung findet der Remigrant Francis bei *Lepsius, M. Rainer*: Die Sozialwissenschaftliche Emigration und ihre Folgen. In: *Lepsius, M. Rainer* (Hg.): *Soziologie in Deutschland und Österreich 1918-1945. Materialien zur Entwicklung, Emigration und Wirkungsgeschichte*. Opladen 1981, 461-500, hier 486 (*KZSS*, Sonderheft 23). – *Krauss, Marita*: Heimkehr in ein fremdes Land. Geschichte der Remigration nach 1945. München 2001, 84. – *Röder, Werner/Strauss, Herbert A.* (Hgg.): *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933*. Bd. 2. München 1983, 314 f. – Zum Hintergrund des fehlerhaften Eintrags zu Francis im Biographischen Handbuch siehe Anm. 226.

¹⁴ In der einschlägigen Remigrationsforschung findet Francis in der oben (siehe Anm. 13) genannten Literatur zumindest Erwähnung, während er sonst von der Forschung über-

zunächst die Gemeinsamkeit, dass beide zwar in der Nachkriegszeit als einflussreiche Vertreter ihres Fachgebiets anzusehen sind, aber über ihren jeweiligen biographischen und wissenschaftlichen Werdegang wenig bekannt ist. Doch auch über diese Koinzidenz hinaus gibt es Übereinstimmungen, deren Ursprünge tiefer in der Vergangenheit verankert sind: Der damals 80-jährige Francis leitete 1986 seinen Beitrag zur soziologischen Volkstheorie Eugen Lembergs mit einigen persönlichen Bemerkungen ein.¹⁵ Daraus geht überraschenderweise hervor, dass auch zwischen Lemberg und Francis – genauso wie zwischen den meisten der übrigen Autoren des Bandes – enge biographische, in diesem Fall sogar bis in die Anfänge der wissenschaftlichen Ausbildung beider zurückreichende Gemeinsamkeiten bestanden.

Konkret nennt Francis die gemeinsame Studienzeit in Prag und verweist darauf, dass Lemberg und er gleichzeitig und für die Dauer mehrerer Jahre Assistenten an der Universität im westfälischen Münster gewesen waren. Außerdem erinnert sich Francis daran, dass er bei der Abfassung seiner Dissertation vom Rat des bereits wissenschaftlich erfahreneren Studienkollegen profitiert habe.¹⁶ Francis belässt es bei diesen vagen, ausschließlich die Berührungspunkte des wissenschaftlichen Weges ansprechenden Bemerkungen. Er schließt seine persönlichen Erinnerungen mit der kryptischen Feststellung, wonach sein eigener „geistiger Werdegang“ mit dem Eugen Lembergs „merkwürdig parallel verlaufen“ sei,¹⁷ ohne jedoch näher auszuführen, worin diese Parallelität bestanden habe. Später sei der persönliche Kontakt abgebrochen; dessen ungeachtet habe Francis das wissenschaftliche Werk des ehemaligen Studienkollegen stets im Auge behalten. Diese Reduktion auf die gewissermaßen ausschließlich professionelle Seite seiner Bekanntschaft mit Eugen Lemberg und der Verzicht auf weitere Anmerkungen persönlicher oder gar freundschaftlicher Art, mutet seltsam distanziert an und wirft in der Rückschau mehrere Fragen auf:

sehen wird, deren Fokus vor allem auf die demokratisch bzw. politisch eher links orientierte Wissenschaftsmigration gerichtet ist. Vgl. *Krohn*, Claus-Dieter: *Wissenschaft im Exil. Deutsche Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler in den USA und die New School for Social Research*. Frankfurt a.M. 1987. – *Stadler*, Friedrich (Hg.): *Vertriebene Vernunft. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930-1940*. Wien, München 1987. – *Srubar*, Ilja (Hg.): *Exil, Wissenschaft, Identität. Die Emigration deutscher Sozialwissenschaftler 1933-1945*. Frankfurt a.M. 1988. – *Papcke*, Sven: *Deutsche Soziologie im Exil. Gegenwartsdiagnose und Epochenkritik 1933-1945*. Frankfurt a.M. 1993. – *Krohn*, Claus-Dieter/*Mühlen*, Patrick von zur (Hgg.): *Rückkehr und Aufbau nach 1945. Deutsche Remigranten im öffentlichen Leben Nachkriegsdeutschlands*. Marburg 1997. – *Fleck*, Christian: *Soziologie*. In: *Krohn*, Claus-Dieter (Hg.): *Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933-1945*. Darmstadt 1998, 893-903.

¹⁵ Francis, Emerich K.: Lembergs Beitrag zur Soziologischen Volkstheorie. In: *Seibt* (Hg.): *Lemberg* 45-63, hier 45 (vgl. Anm. 2).

¹⁶ Aus Vorwort und Einleitung dieser Publikation geht hervor, dass sich Francis explizit an Lembergs Forschungsansatz der Kulturgrenzforschung orientierte. Zudem dankt er dort ausdrücklich „Eugen Lemberg, dem Freund und Mitkämpfer aus Prager Zeit“. Vgl. Vorwort und Einleitung bei *Francis*, Emerich: *Bernard Bolzano. Der pädagogische Gehalt seiner Lehre. Zugleich ein Beitrag zur Geistesgeschichte des Ostmitteleuropäischen Raumes*. Münster 1933, VII-XIV bzw. 1-12, hier XII, XIV und 10 f. (Deutschtum und Ausland 54) (Hervorh. im Original).

¹⁷ Francis: Lembergs Beitrag 45 (vgl. Anm. 15).

Was mag den ehemaligen „Hitler-Flüchtling“ und „USA-Rückkehrer“ Emerich K. Francis und den Vertriebenen Eugen Lemberg in ihrer Studienzeit einstmals verbunden haben? Weshalb hielt sich Francis bezüglich dieser gemeinsamen Vergangenheit noch im hohen Alter so seltsam bedeckt? Und aus welchem Grund fand sich der emeritierte Soziologe bei aller Zurückhaltung dann doch bereit, sich an einer Ehrung für Lemberg zu beteiligen, die sich in einem relativ geschlossenen Kreis aus sudetendeutschen Weggefährten und Bohemisten vollzog, deren Vertriebenenschicksal sich doch augenscheinlich deutlich von dem seinen unterschied?

Während sich diese Fragen mit Lembergs Autobiographie nicht beantworten lassen,¹⁸ geht aus Francis' Hinweisen immerhin hervor, dass die Brücken, die beide Biographien verbinden, im Prag der 1920er und 1930er Jahre zu suchen sind. Von Lemberg ist bekannt, dass er seine entscheidende Prägung in diesem Zeitraum im katholischen Jugend- und Akademikerbund Staffelstein erfuhr,¹⁹ über dessen Verbindungen er 1930 auch an die Universität Münster gelangte. Die nahe liegende Vermutung, dass auch Francis einst dem Staffelstein angehörte, bestätigt sich im Stichwortverzeichnis der 1983 erschienenen Dokumentation dieses Jugendbundes: Zahlreiche Einträge belegen dort neben der aktiven Mitgliedschaft Eugen Lembergs auch die von Emerich K. Francis.²⁰ In der Prager Thomasgasse (Tomášská), in der sich der Treffpunkt des Staffelstein-Hochschulrings befand, treffen also die Bio-

¹⁸ Weder in den Passagen zur Prager Studienzeit noch in denen zum Aufenthalt in Münster wird Francis dort namentlich erwähnt. Vgl. *Lemberg: Grenzzonen* (vgl. Anm. 3).

¹⁹ Aus den entsprechenden Passagen der Autobiographie spricht noch immer die jugendbündische Begeisterung, die Lemberg mit seinem Eintritt in den Staffelstein verband: Nach anfänglicher Orientierungslosigkeit in der Großstadt Prag, aber erfüllt von dem Wunsch, die eigene „schöpferische Persönlichkeit“ in den „Dienst an einer überindividuellen Sache“ zu stellen, die seinem „Leben Richtung und Sinn geben“ sollte, schloss sich der junge Student etwa 1924 „dem Hochschulring der ‚Staffelsteiner‘“ an und übernahm die Schriftleitung der Bundeszeitschrift „Staffelstein“. Die Begegnung mit diesem engagierten Akademikerkreis erlebte Lemberg als richtungsweisend und ab diesem Zeitpunkt „wurde alles anders“. Vgl. *Ebenda* 180 ff.

²⁰ *Schmid-Egger, Hans/Nittner, Ernst: Staffelstein. Jugendbewegung und katholische Erneuerung bei den Sudetendeutschen zwischen den Großen Kriegen. München 1983.* – Bei der Verwendung dieser materialreichen Dokumentation ist allerdings zu berücksichtigen, dass die Autoren einst selbst dem Staffelstein angehörten. Diese Prägung wirkt sich besonders auf jene Passagen aus, in denen der Staffelstein als unpolitisch charakterisiert und seine Aktivitäten als vornehmlich religiös motiviert dargestellt werden. Dies bedeutet eine bewusste Verharmlosung der Rolle des Staffelstein im „Volkstumskampf“ durch die nachträgliche Verkehrung der damaligen Staffelstein-Prioritäten von „Volk und Glaube“. Vgl. z.B. *ebenda* 106 f. und 197. – In Ermangelung einer wissenschaftlichen Arbeit über den Staffelstein ist die Forschung jedoch auf dieses erinnerungsliterarische Werk angewiesen. Dass das dort vertretene Stereotyp des unpolitischen Staffelstein jedoch weiterhin tradiert wird, zeigt jüngst *Bendel, Rainer: Aufbruch aus dem Glauben? Katholische Heimatvertriebene in den gesellschaftlichen Transformationen der Nachkriegsjahre 1945-1965. Köln 2003, 190-209* (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands 34). – Angemessener erscheint die Beurteilung des Staffelstein durch *Langhans, Daniel: Der Reichsbund der deutschen katholischen Jugend in der Tschechoslowakei. 1918-1938. Bonn 1990, 65 ff.* – *Ders.: Hauptströmungen und Auseinandersetzungen im katholischen Lager. In: Becher, Peter (Hg.): Deutsche Jugend in Böhmen 1918-1938. Beiträge des Waldkraiburger Kolloquiums. Benediktbeuren 1993, 63-87, hier 68 ff.*

graphien der Protagonisten des vorliegenden Beitrags aufeinander: Der Blick auf die gemeinsame Vergangenheit im Staffelstein fördert zutage, dass sich damals nicht nur Lemberg, sondern auch Francis aktiv im „Volkstumskampf“²¹ engagierte.²²

Diese biographische Übereinstimmung dient als Ausgangspunkt der folgenden kontrastierenden Parallelbiographie, in der über einen längeren Zeitraum und über zeitgeschichtliche Zäsuren hinweg Lebenswege und Werk zweier sowohl in der Zwischenkriegszeit als auch in der Bundesrepublik wirkender Wissenschaftler betrachtet und kontextualisiert werden. Um eine Basis für die parallelbiographische Analyse zu schaffen, werden im Folgenden zunächst die Lebenswege beider Forscher skizziert. Anschließend steht der Akademikerbund Staffelstein im Mittelpunkt, der für die Motivation und das Anliegen des wissenschaftlichen Frühwerks beider von zentraler Bedeutung war. Darauf erfolgt eine detailliertere Darstellung der Forscherbiographien. Im Hinblick auf den beruflichen Werdegang in unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Systemen soll auch nach dem gezielten Einsatz karrieredienlicher Strategien gefragt werden. Abschließend wird der Versuch unternommen zu klären, ob sich – und wenn in welcher Weise – die biographischen Erfahrungen von Kriegsgefangenschaft und Vertreibung bzw. von Emigration und Rückkehr auf Inhalt und Methodik im Werk der Wissenschaftler ausgewirkt haben.²³

²¹ Der vorliegende Beitrag folgt der Definition des „Volkstumskampfes“ von Rudolf Jaworski, der die Staffelsteiner Eugen Lemberg und Eduard Winter ausdrücklich als „Volkstumskämpfer“ bezeichnet. Der Beitrag unternimmt es, diese Einschätzung zu konkretisieren. *Jaworski, Rudolf: Vorposten oder Minderheit? Der sudetendeutsche Volkstumskampf in der Beziehung zwischen der Weimarer Republik und der ČSR.* Stuttgart 1977, 10 und 73.

²² Angesichts der Entwicklung, die der Staffelstein in den 1930er Jahren nahm, ist anzunehmen, dass der international arrivierte Soziologe Emerich K. Francis noch im Jahr 1986 jeden Hinweis auf die eigene bündische Vergangenheit vermeiden wollte und deshalb nur selektive Informationen über seine Zeit in Böhmen preisgab.

²³ Dass der kontrastierende Vergleich von emigrierten und nicht-emigrierten Sozialwissenschaftlern – der hier am Beispiel von Francis und Lemberg unternommen wird – für die Erforschung wissenschaftsgeschichtlicher Entwicklungen fruchtbar sein kann, zeigte jüngst die Debatte um Hans Rothfels, in der erst der US-amerikanische Historiker John L. Harvey hervorhob, dass sich die Erfahrungen des Exils auf das Werk und die Identität Rothfels' – ungeachtet seiner unverändert national konservativen Grundhaltung – nachhaltig niederschlugen und nach dem Krieg eben nicht der ‚alte‘ Rothfels zurückkehrte, wovon die deutsche Debatte unter Nichtbeachtung der Ergebnisse der Exilforschung zunächst ausgegangen war. Siehe *Harvey, John L.: Were Chicago and Providence really so far from Königsberg and Tübingen? The Rothfelsstreit in an American Key.* In: *Borgmann, Karsten (Hg.): Historisches Forum. Bd. 1: Hans Rothfels und die Zeitgeschichte.* Berlin 2004, 56-67 (Veröffentlichung von Clio-Online, Nr. 2, http://edoc.hu-berlin.de/e_histfor/1). – Zum Wissenschaftswandel durch Migration siehe *Ash, Mitchell: Emigration und Wissenschaftswandel als Folgen der nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik.* In: *Kaufmann, Doris (Hg.): Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus. Eine Bestandsaufnahme und Perspektiven der Forschung. Bd. 2.* Göttingen 2000, 610-631. – *Kirsch, Martin: Wissenschaftler im Ausland zwischen 1930 und 1960 – Transferbedingungen und Identitätswandel einer erzwungenen Migration.* In: *Kaelble, Hartmut/Kirsch, Martin/Schmidt-Gernig, Alexander (Hgg.): Transnationale Öffentlichkeiten und Identitäten im 20. Jahrhundert.* Frankfurt a. M. 2002, 179-209.

Lembergs und Francis' biographischer und wissenschaftlicher Werdegang

Eugen Lemberg und Emerich K. Francis wurden in ihrer Jugend weltanschaulich und wissenschaftlich ähnlich sozialisiert: Beide wuchsen im bürgerlichen Milieu auf. Geboren 1903 bzw. 1906 in Böhmen, gehörten sie einer Generation an, die zwar selbst nicht aktiv am Ersten Weltkrieg teilnahm, die aber den Krieg und die Niederlage der Mittelmächte, den Zerfall der Habsburgermonarchie und die Gründung der Nachfolgestaaten, insbesondere der Tschechoslowakischen Republik, bereits bewusst miterlebte. Als Studenten und Angehörige des katholischen Akademikerbundes Staffelstein waren sie nicht bereit, sich mit der Lage der deutschsprachigen Bevölkerung als nationale Minderheit abzufinden, und opponierten gegen die nationalstaatliche Konzeption des tschechoslowakischen Staates. Das Erlebnis des Nationalitätenkonflikts ihrer Heimat und die Selbstverortung im völkischen Lager wurde für ihren Zugang zur Wissenschaft bestimmend.

Erst die politische Entwicklung in der Folge des Münchner Abkommens vom September 1938 markiert für die bis dahin so ähnlich verlaufenen Lebenswege Eugen Lembergs und Emerich K. Francis' einen Wendepunkt. Dieser Einschnitt war bedingt durch die antizipierte nationalsozialistische Verfolgung Francis' aufgrund seiner – nach außen konsequent durch ein dezidiert katholisches und deutschnationales Bekenntnis verleugneten – jüdischen Abstammung: Während Eugen Lemberg seine berufliche Laufbahn auch nach 1938/39 fortsetzen konnte, sah sich Emerich K. Francis gezwungen, das Land zu verlassen. Trotz dieser Zäsur lassen sich jedoch auch später Gemeinsamkeiten in den Lebens- und Karriereverläufen beider finden.

Anhand von Eugen Lemberg und Emerich K. Francis kann exemplarisch gezeigt werden, dass – gerade in den Sozialwissenschaften – wissenschaftsgeschichtliche Entwicklungen auch mit biographischen Erfahrungen von Akademikern verbunden sein können. Sowohl bei Lemberg als auch bei Francis ist dieser Zusammenhang besonders augenfällig, schlugen sich doch die häufigen Überschneidungen von Untersuchungsgegenstand und Lebenslauf im Werk der betreffenden Forscher in vielfacher Form nieder. Als Angehörige der deutschsprachigen nationalen Minderheit in der ČSR und später als Vertriebener bzw. Emigrant und Remigrant beschäftigten sich beide ihr Leben lang mit Fragen interethnischer Beziehungen und interethnischer Konflikte: Volk, Minderheit, Nation, Nationsbildungsprozesse bzw. verwandte Phänomene wie Migration, Zwangsausweisung, Flucht, Exil und Emigration standen ebenso dauerhaft im Mittelpunkt ihres Forschungsinteresses wie die vielfältigen Formen des Einlebens in eine ethnisch divergierende Umwelt durch Assimilation, Akkulturation bzw. Eingliederung respektive Integration.

Im Folgenden wird gezeigt werden, dass beide Wissenschaftler ursprünglich von dem selben essentialistisch-romantischen Volksbegriff ausgingen und letztlich äußere Faktoren dafür ausschlaggebend waren, dass sich nicht nur die Lebenswege der beiden Sozialwissenschaftler trennten, sondern sich bald auch der methodische Zugang zu ihrem Forschungsgegenstand auseinander entwickelte.²⁴ Während Lem-

²⁴ Denn: „Nicht der Gegenstandsbereich bestimmt eine Wissenschaft, sondern die Fragestellung.“ So *Lepsius*: Sozialwissenschaftliche Emigration 468 (vgl. Anm. 13).

berg über den Zweiten Weltkrieg hinaus methodisch der „Volkssoziologie“²⁵ verbunden blieb, die „[n]icht das als ‚künstlich‘ empfundene Konstrukt ‚Gesellschaft‘, sondern das ‚natürliche‘ und ‚gewachsene‘ Subjekt der Geschichte, [nämlich] das Volk“²⁶ zum Gegenstand hatte, wurde der gewaltsam aus diesem „Volk“ ausgeschlossene Francis erst in der Emigration zum Soziologen im eigentlichen Sinne,²⁷ der sich um einen ideologisch bereinigten „Volksbegriff“ zur Analyse sozialer Prozesse bemühte.²⁸ Francis näherte sich dem Phänomen des „Volkes“ (im Sinne eines ethnischen Gebildes) fortan als Konstrukt einer „gedachten Ordnung“²⁹ und definierte es als ein „dynamische[s] System [...] sozialen Handelns“ neben „anderen Typen sozialer Gebilde“.³⁰ Wie die Karriereverläufe stellvertretend zeigen, bot die Realität der bundesrepublikanischen Nachkriegszeit beiden Ansätzen Raum. Die Lebens- und Forschungswege der Soziologen Eugen Lemberg und Emerich K. Francis eignen sich also für eine idealtypische Betrachtung zweier Wissenschaftlerkarrieren zwischen „Volkstumskampf“ und der Bundesrepublik, d. h. für den Zeitraum zwischen Mitte der 1920er und Ende 1960er Jahre.

Lemberg und Francis im katholischen Akademikerbund Staffelstein

Die Zugehörigkeit zum elitären, volksdeutsch ausgerichteten, antidemokratischen Hochschulring des 1920 gegründeten katholischen Staffelstein und die persönliche Nähe zu dessen charismatischem Kopf, dem Priester und Kirchenhistoriker Eduard Winter,³¹ spielten bei der Formung und Festigung des Weltbildes der jungen Wissen-

²⁵ Noch 1964 verteidigte Lemberg den völkischen Ansatz Max Hildebert Boehms und bedauerte, dass sich der Nationalsozialismus der „Volkssoziologie“ bedient habe, die doch eigentlich „die demokratische Gesellschafts- und Herrschaftsstruktur zur Voraussetzung hatte“. Lemberg, Eugen: Nationalismus. Bd. 2. Reinbek bei Hamburg 1964, 12. – Die Zusammenarbeit mit Boehm und weiteren Volkstumforschern in dem dreibändigen Forschungswerk zur Eingliederung der Vertriebenen in Westdeutschland aus dem Jahr 1959 – dessen Konzeption hauptsächlich auf Lemberg zurückgeht – mag gleichermaßen auf diese Kontinuität in Lembergs Denken nach 1945 verweisen. Vgl. *ders./Edding, Friedrich*, in Verbindung mit *Boehm, Max Hildebert/Gehrmann, Karl Heinz/Karasek-Langer, Alfred* (Hgg.): Die Vertriebenen in Westdeutschland. 3 Bde. Kiel 1959.

²⁶ *Lepsius*: Sozialwissenschaftliche Emigration 465 (vgl. Anm. 13).

²⁷ *Ders.*: Emerich K. Francis zum 65. Geburtstag 663 (vgl. Anm. 11).

²⁸ *Francis, Emerich K.*: Das Volk als soziologische Kategorie. Münchner Antrittsvorlesung 1959. In: *Ders.*: Ethnos und Demos. Soziologische Beiträge zur Volkstheorie. Berlin 1965, 43-59, hier 57.

²⁹ *Ders.*: Wissenschaftliche Grundlagen soziologischen Denkens. München 1957, 100 f.

³⁰ *Ders.*: Das Volk als soziologische Kategorie 57 (vgl. Anm. 28).

³¹ Zu Eduard Winter siehe *Huber, Kurt A.*: Deutsche katholische Jugendbewegung in der ČSR 1918-1939. In: *Glassl, Horst/Pustejovsky, Otfried* (Hgg.): Ein Leben – drei Epochen. Festschrift für Hans Schütz zum 70. Geburtstag. München 1971, 299-323. – *Huber, Kurt A.*: Eduard Winter (1896-1982). In: Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen, Mähren, Schlesien 6 (1982) 7-37. – *Borck, Karin/Schulze Wessel, Martin*: Betrachtungen zur hundertjährigen Geschichte der Osteuropa-Historie in Berlin. In: Berliner Jahrbuch für osteuropäische Geschichte 1 (1994) H. 1, 135-147, bes. 138 ff. – *Grau, Conrad*: Eduard Winter als Osteuropahistoriker in Halle und Berlin von 1946 bis 1956. In: Berliner Jahrbuch für osteuropäische Geschichte 2 (1995) H. 1, 43-76. – Für Hinweise auf die offenbar nur wenig

schaftler Eugen Lemberg und Emerich K. Francis eine entscheidende Rolle und bestimmten den Inhalt und die Perspektive ihres wissenschaftlichen Frühwerks. Lemberg und Francis fühlten sich den Wertvorstellungen des Staffelstein zutiefst verbunden: Als Mitglieder des engsten Kreises um Winter wurden sie nicht nur durch den Staffelstein geprägt, sondern prägten diesen ihrerseits, indem sie sich aktiv an der konzeptionellen Gestaltung der Staffelstein-Programmatik beteiligten.³²

Doch inwiefern lassen sich die Aktivitäten des Staffelstein als „volkstumskämpferisch“ charakterisieren? Rudolf Jaworski hat den Begriff des „Volkstumskampfes“ für den böhmischen Kontext definiert als „die Summe der Bemühungen, die ethnische Einheit und Reinheit der sudetendeutschen Bevölkerungsteile in den böhmischen Ländern vorstaatlich, überparteilich, unpolitisch und unter Absetzung sozialer Unterschiede gegenüber anderen gesellschaftlichen und politischen Integrationsanforderungen zu behaupten“ und als den „wiederholte[n] Versuch, die nationale Absonderung gegenüber dem tschechischen Nachbarvolk durch kultur- und/oder machtpolitische Anlehnung an eine konnationale Großmacht zu kompensieren bzw. zu verstärken.“³³

Die genannten Komponenten bezeichnen treffend die Zielsetzungen und Maßnahmen des Staffelstein, der sowohl die ethnisch-kulturelle Abgrenzung von den Tschechen als auch die Integration einer sämtliche gesellschaftliche und politische Differenzierungen außer Acht lassenden „sudetendeutschen Volksgruppe“ vorantrieb und die Annäherung an das benachbarte „Deutschtum“ in Deutschland und Österreich suchte.³⁴ Dabei betrachteten sich die Staffelsteiner stets als Elite und Erzieher ihrer Volksgruppe.

dokumentierte Tätigkeit Eduard Winters in der Reinhard-Heydrich-Stiftung zur Zeit des „Protectorats“ siehe *Wiedemann, Andreas: Die Reinhard-Heydrich-Stiftung in Prag (1942-1945)*. Dresden 2000, 72 f. (Berichte und Studien des Hannah-Arendt-Instituts 28).

³² Dies zeigen nicht nur ihre Veröffentlichungen in den Zeitschriften des Staffelstein, sondern auch ihre programmatischen Beiträge auf dessen Tagungen. Siehe auch *Schmid-Egger/Nittner: Staffelstein* (vgl. Anm. 20).

³³ *Jaworski: Vorposten* 10 (vgl. Anm. 21).

³⁴ Bezüglich des Ziels der „ethnischen Reinheit“ ist im Falle des Staffelstein einzuschränken, dass diese nicht rassistisch verstanden wurde. Neben den wertvollen Impulsen aus dem Zusammenleben mit den Tschechen anerkannte zumindest Eduard Winter auch die positiven Einflüsse des Judentums und besonders der zum Katholizismus konvertierten Juden auf die Kultur der böhmischen Länder. *Winter, Eduard: Intellektueller und Weltanschauung*. In: *Lemberg, Eugen (Hg.): Der Sudetendeutsche Intellektuelle. Das Zweite Arbeitslager in Schwoika der Akademischen Arbeitsgemeinschaft für Volksbildung. Reichenberg 1930, 19-23, hier 20 f. (Tagungshefte der Gesellschaft für deutsche Volksbildung in der Tschechoslowakischen Republik 5)*. – Ähnlich auch noch 1938. Vgl. *Winter, Eduard: Tausend Jahre Geisteskampf im Sudetenraum. Das religiöse Ringen zweier Völker*. Salzburg 1938, 363 f. (Nachdruck München 1955). – Dies verhinderte allerdings nicht, dass auch in der Zeitschrift der Staffelsteiner noch vor dem „Anschluss“ Österreichs an Hitler-Deutschland ein Beitrag erschien, der die „katholische Verurteilung der Rassenlehre“ anprangerte. Anstatt „abstrakte Prinzipien“ – wie „etwa die Gleichwertigkeit“ der Menschen aufgrund ihrer „unsterbliche[n] Seele“ – zu verteidigen, sollten die Katholiken akzeptieren, dass „die Verschiedenheit und Verschiedenwertigkeit der Menschen in ihrem Blute begründet“ sei. Vgl. *Schröder, Franz: Blut und Geist*. In: *Volk und Glaube* (Feb./März 1938) H. 2/3, 39-43.

Ausgangspunkt dieser Bemühungen war ein die Staatsgrenzen ignorierendes, Nation und Volk gleichsetzendes, volksdeutsches Selbstverständnis, dessen wesentlicher Bestandteil die Sudetendeutschen seien. In diesem Sinne formulierte Eduard Winter 1932:

Unter ‚volksdeutsch‘ verstehe ich immer das große Ganze, in dem das Reichsdeutsche, das Sudetendeutsche, das Oesterreichdeutsche, das Ungarländischdeutsche, das Deutschtum in Polen, in Rumänien, Jugoslawien, Südtirol und im Westen in Eins gefaßt ist. Das deutsche Volk könnten wir auch sagen, nicht als Staatsnation, sondern in seiner Gesamtheit als Volk. Volksdeutsche Arbeit ist das Wissen und Wachsen dieser Zusammengehörigkeit.³⁵

Das Engagement des Staffelstein innerhalb des sich in der Zwischenkriegszeit vollziehenden Ethnisierungsprozesses der deutschsprachigen Bevölkerung der böhmischen Länder war bestimmt durch die Ablehnung der nationalstaatlichen Nachkriegsordnung und der damit in Verbindung gebrachten Errungenschaften der „westlichen“ Moderne; beides sollte durch die Herstellung einer die verschiedenen sozialen und politischen Milieus integrierenden sudetendeutschen Volksgruppe, deren Einbindung in das Deutschtum und eine spezifische Kombination aus Religion und Geschichtsschreibung überwunden werden. Der Staffelstein ging – Herder aufgreifend – von einer Sendungsidee der Deutschen in Mitteleuropa aus; demnach kam den Sudetendeutschen aufgrund der Lage ihrer Heimat an der „Volksgrenze“³⁶ eine besondere Rolle im Rahmen der nationalen Aufgabe des deutschen Volkes zu.³⁷

Unter der Anleitung Eduard Winters verfassten die Staffelsteiner einerseits wertvolle Arbeiten zur böhmischen Geschichte und erforschten die gemeinsamen historischen Wurzeln von Deutschen und Tschechen, andererseits gingen sie in Bezug auf die Gegenwart der Tschechoslowakischen Republik von der grundsätzlichen Entfremdung der beiden Völker Böhmens aus.³⁸ Die besondere Akzentuierung des ethnischen Elements ließ sie Versuche, die auf die Integration der ethnisch heterogenen Bevölkerung in eine tschechoslowakische Staatsnation abzielten – wie dies z. B. der tschechische Philosoph Emanuel Rádl in seiner Kritik der tschechoslowakischen Staatsidee forderte –, als Mittel der „Entnationalisierungspolitik“ diskreditieren.³⁹ Sie

³⁵ Winter, Eduard: Ein Ruf zum Einsatz des gläubigen deutschen Menschen. In: Stimmen der Jugend 4 (Jan. 1932) H. 1, 5-8, hier 5 (Hervorh. im Original).

³⁶ Lemberg, Eugen: Um die religiöse Wiedergeburt des Sudetendeutschtums. In: Stimmen der Jugend 1 (1933) H. 5-6, 33-36, hier 34.

³⁷ Westfal, E. [Pseudonym von Eugen Lemberg]: Deutschland und wir. In: Stimmen der Jugend 1 (1933) H. 7-8, 54-57.

³⁸ Z. B. Lemberg, Eugen: Das Studium des tschechischen Volkes – eine sudetendeutsche Aufgabe. In: Volk an der Arbeit (Okt. 1937) H. 10, 287-293. – Ders.: Einige Grundzüge des tschechischen Weltbildes (Fortschritt, Humanität und Demokratie). In: Volk an der Arbeit (1938) H. 1, 19-24. – Winter, Eduard: Katholische Kirche und nationale Frage in den Sudetenländern. In: Volk und Glaube 1 (Okt. 1936) H. 10, 217-221. – Schmid-Egger/Nittner: Staffelstein 107 f., 231 ff. (vgl. Anm. 20).

³⁹ Eugen Lemberg wies Emanuel Rádls Konzept eines Nationalitätenstaates Tschechoslowakei mit dem Argument zurück, zwischen Deutschen und Tschechen bestünden unüberbrückbare kulturelle Unterschiede. Lemberg, Eugen: Das Gesicht des tschechischen Volkes. In: Stimmen der Jugend 3 (Dez. 1934) H. 2/3, 28-33. – Ders.: Zur tschechischen Aussprache über das Nationalitätenproblem. In: Volk und Glaube 1 (März/April 1936) H. 3/4, 62-72. –

argumentierten, dass die Sudetendeutschen als nationale Minderheit Gefahr liefen, durch die Assimilationspolitik des tschechischen Staatsvolkes „geistig getötet [zu] werden“⁴⁰ oder in „eine Mischkultur [aufzugehen], die weder tschechisch noch deutsch ist.“⁴¹ Unter dem Schlagwort „Entstaatlichung des Denkens“⁴² forderte Eduard Winter die Zurückdrängung des staatlichen Einflusses auf die kulturellen Belange der deutschsprachigen Bevölkerung und sprach sich für deren Kulturautonomie⁴³ durch „Selbsthilfe“ aus.⁴⁴ Mit demselben Argument knüpften die Staffelsteiner Kontakte zu katholischen Institutionen und Verbänden in der Weimarer Republik und in Österreich;⁴⁵ ergänzt wurde die angestrebte Einbindung in das „Gesamtdeutschtum“⁴⁶ durch „Sprachinselarbeit“.⁴⁷

Gleichwohl erkannten die Staffelsteiner, dass sie angesichts der Realität des tschechoslowakischen Staates mit einer passiven Haltung als Minderheit ihre volkspolitischen Ziele nicht würden umsetzen können.⁴⁸ Sie suchten daher nach einer Alternative zwischen den beiden Polen der bisher von Sudetendeutschen vertretenen Positionen gegenüber dem tschechoslowakischen Staat: Dabei wiesen sie die „negativistische“ Verweigerungshaltung der Deutschen Nationalpartei Lodgman von Auens ebenso zurück wie den ab 1926 von der Deutschen Christlich-Sozialen Volkspartei, dem Bund der Landwirte bzw. der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei praktizierten „Aktivismus“.⁴⁹ Die Staffelsteiner lehnten die Existenz verschiedener sudetendeutscher politischer Parteien, die sich zudem in ihrer Haltung gegenüber dem tschechoslowakischen Staat fundamental unterschieden, als Gefahr für die Einheit der Volksgruppe grundsätzlich ab.⁵⁰ Der katholische Akademikerbund setzte der Politik der parlamentarischen Parteien die pragmatische Strategie eines „gesunden Aktivismus“⁵¹ entgegen, um in möglichst allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens vertreten zu sein, den Aufbau der geschlossenen Volksgruppe herbeizuführen und erzieherisch auf diese einzuwirken. Diese Zielsetzung bestimm-

Ders.: Das Studium des tschechischen Volkes (vgl. Anm. 38). – *Ders.*: Zur Wiedergeburt des tschechischen Nationalismus. In: Volk an der Arbeit (Mai 1938) H. 5, 165-174.

⁴⁰ *Ders.*: Die Sudetendeutschen im Gesamtdeutschtum. In: Stimmen der Jugend 3 (1931) H. 10, 372-378, hier 374.

⁴¹ *L[emberg], E[ugen]*: Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes. In: Stimmen der Jugend 3 (Okt. 1934) H. 1, 8-10, hier 10.

⁴² *Winter, Eduard*: Grundlagen volksdeutscher Arbeit. In: Stimmen der Jugend 3 (1931) H. 9, 326.

⁴³ *Ders.*: Unsere Aufgabe. In: Stimmen der Jugend 3 (Okt. 1934) H. 1, 1 f.

⁴⁴ *Ders.*: Ein Ruf zum Einsatz 6 (vgl. Anm. 35).

⁴⁵ *Lemberg, Eugen*: Oesterreich und wir Sudetendeutsche. In: Stimmen der Jugend 3 (1931) H. 1, 20-22, hier 21.

⁴⁶ *Ders.*: Gesamtdeutschtum (vgl. Anm. 40).

⁴⁷ *Ders.*: Junge Generation im Osten. In: Stimmen der Jugend 2 (1930) H. 1, 15-22.

⁴⁸ *Ders.*: Katholizismus und Kulturpolitik im Sudetendeutschtum. In: Stimmen der Jugend 2 (1930) H. 7, 247-250.

⁴⁹ *Kracik, Jörg*: Die Politik des deutschen Aktivismus in der Tschechoslowakei 1920-1938. Frankfurt a. M. 1999.

⁵⁰ *Franzis, Emerich*: Junge Generation und politische Arbeit. In: Der junge Deutsche 8 (1929) 4-5. Zit. bei *Schmid-Egger/Nittner*: Staffelstein 144 ff. (vgl. Anm. 20).

⁵¹ *Lemberg*: Katholizismus und Kulturpolitik im Sudetendeutschtum 250 (vgl. Anm. 48).

te auch die Berufswahl vieler Staffelsteiner: Als Journalisten, Priester, Pädagogen und Geisteswissenschaftler – um nur einige der typischen Staffelstein-Berufe zu nennen – positionierten sich die aus diesem Akademikerbund hervorgegangenen jungen Katholiken an gesellschaftlichen Schnittstellen mit multiplikatorischer Wirkung.⁵² Der dadurch mitunter notwendige Eintritt in den Staatsdienst wurde in Kauf genommen; gleichwohl war er stets mehr Mittel zum Zweck und ist nicht gleichzusetzen mit einer Akzeptanz der Tschechoslowakischen Republik.⁵³ Diese der eigenen Ethnie verpflichtete Motivation wirkte sich auch bei Lemberg und Francis auf die Konkretisierung ihres akademischen Erkenntnisinteresses und ihres beruflichen Werdegangs aus.

Um als „Vortrupp“⁵⁴ ihrer Volksgruppe zu wirken, suchten die Staffelsteiner die Zusammenarbeit mit führenden Repräsentanten anderer sudetendeutscher Organisationen. Diesem Ziel dienten die so genannten „Arbeitslager“, bei denen sich der Staffelstein 1928 und 1929 mit Vertretern anderer – nicht-katholischer – sudetendeutscher Gruppierungen traf.⁵⁵ Der Staffelstein war entschlossen, der sudetendeutschen Volksgruppe in Kooperation mit konfessionell nicht gebundenen Jugendbünden „den Stempel einer neuen Generation aufzuprägen“;⁵⁶ er glich seit Ende der 1920er Jahre sein öffentliches Auftreten und äußeres Erscheinungsbild den Formen der bündischen Jugendbewegung an und bekannte sich ausdrücklich zu deren Werten:⁵⁷ „Zucht“, „Ordnung“ und „Disziplin“ fanden ebenso Eingang in den Jugendbund des Staffelstein wie die Prinzipien von Führung und Gefolgschaft.⁵⁸ Gefordert wurde die Unterwerfung des Individuums „bis zur völligen Selbstverleugnung“ und die Erfüllung der Gemeinschaft „mit der Haltung einer Kampftruppe“.⁵⁹

Bezogen auf die volksdeutsche Zusammenarbeit strebte der Staffelstein die Herstellung einer grenzüberschreitenden „junge[n] katholische[n] Einheitsfront“ westdeutscher und südostdeutscher Katholiken⁶⁰ als Bollwerk gegen Säkularisierung und

⁵² Exemplarisch für die Aufgaben des Lehrerberufs aus Sicht des Staffelstein siehe *Franzis, Emerich*: Um die sudetendeutsche Junglehrerschaft. In: *Stimmen der Jugend* 2 (Sept. 1934) H. 11/12, 146-148.

⁵³ „Der Staat stellt materielle Macht dar, die Vorteile bieten kann, während Volk ‚nur‘ ideeller Treubund ist. In der jungen Generation hat die Erkenntnis von der Bedeutung des Staates das Streben nach einer geschlossenen Zusammenfassung des Sudetendeutschums, zu einem Einsatz auf volklicher Grundlage, zur Folge gehabt.“ Vgl. *Schmid, Hans*: Junge sudetendeutsche Generation. In: *Stimmen der Jugend* 3 (1931) H. 10, 367-371, hier 371.

⁵⁴ *Winter, E[duard]*: Offene Worte zu einer ernsten Sache. In: *Volk und Glaube* 3 (1938) H. 1, 16-18, hier 17.

⁵⁵ Das Arbeitslager des Jahres 1929 wurde von Eugen Lemberg konzipiert. *Lemberg (Hg.)*: *Der Sudetendeutsche Intellektuelle* (vgl. Anm. 34).

⁵⁶ *Franzis*: Junge Generation und politische Arbeit (vgl. Anm. 50). Zit. nach *Schmid-Egger/Nittner*: *Staffelstein* 144 f. (Hervorh. im Original) (vgl. Anm. 20).

⁵⁷ *Langhans*: Hauptströmungen 75 ff. (vgl. Anm. 20). – *Lemberg, Eugen*: Radikalisierung oder Weite? Die neue Erziehungsfrage der sudetendeutschen katholischen Jugendbewegung. In: *Sudetendeutsche Rundschau* 3 (Aug. 1930) 17-19. – *Feng* [Pseudonym von Emerich K. Francis]: Jugendbewegung und Disziplin. In: *Staffelstein* 9 (1928) H. 1/2, 7-8.

⁵⁸ *Ebenda*.

⁵⁹ *Ebenda*.

⁶⁰ *Franzis, Emerich*: Gedanken um die junge katholische Einheitsfront. Westdeutscher und südostdeutscher Katholizismus. In: *Stimmen der Jugend* 3 (1931) H. 6, 205-208.

„westliche“ Ideen – wie Nationalstaatlichkeit, Demokratie, Liberalismus und Rationalismus – an.⁶¹ Unter dieser Prämisse beteiligte sich der Staffelstein von 1930 bis 1932 an der Herausgabe der in Düsseldorf erscheinenden katholischen Zeitschrift „Stimmen der Jugend“⁶² und knüpfte Verbindungen zum „Deutschen Institut für Auslandkunde“ im westfälischen Münster.⁶³ Dieses Institut entwickelte sich unter dem Gründer und Leiter Georg Schreiber⁶⁴ in kurzer Zeit zum bedeutendsten

⁶¹ Unter Rückgriff auf eine Formulierung der konservativen Revolution schmähte Emerich K. Francis die parlamentarische Demokratie als „Herrschaft des Mittelmaßes, ja des Minderwertigen“. Vgl. *Franzis: Junge Generation und politische Arbeit* (vgl. Anm. 50). Zit. nach *Schmid-Egger/Nittner: Staffelstein* 144 ff. (vgl. Anm. 20). – Lemberg forderte 1935 die Zurückdrängung der „Ideen, die 1919 ihren Triumph erlebten und bereits in ihren sittlichen Grundlagen als verfälscht und überwunden zutage treten. Das sind im Wesentlichen die Gedanken der französischen Revolution und der Aufklärung, die das 19. Jahrhundert beherrscht haben und mit Ausgang des Weltkrieges in Mittel- und Osteuropa zum Durchbruch gekommen sind: Die Gleichheit der Menschen untereinander, die individuelle Freiheit, die Freiheit der Meinungsäußerung in Parlament, Presse und Kunst, die Auffassung von der Religion als Privatsache, die Ausschaltung Gottes und der irrationalen Mächte aus dem Weltgeschehen, die Scheinherrschaft der Vernunft.“ *Westfal, E.* [Pseudonym von Eugen Lemberg]: Zum Kirchenkonflikt in Deutschland. In: *Stimmen der Jugend* 3 (1935) H. 10, 157-164, hier 161 (Hervorh. im Original).

⁶² Eugen Lemberg war Mitglied der Schriftleitung, bis er 1931 von Rudolf Schreiber abgelöst wurde. Nachdem die Düsseldorfer Zeitschrift „Stimmen der Jugend“ im Sommer 1932 durch die antinationalsozialistische katholische Zeitschrift „Junge Front“ ersetzt worden war, führten die Staffelsteiner von Oktober 1932 bis Ende 1935 eine eigene Zeitschrift mit dem Namen „Stimmen der Jugend“ von Prag aus weiter. Zur „Jungen Front“ siehe *Gotto, Klaus: Die Wochenzeitung Junge Front/Michael. Eine Studie zum katholischen Selbstverständnis und zum Verhalten der jungen Kirche gegenüber dem Nationalsozialismus.* Mainz 1970 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte bei der Katholischen Akademie in Bayern). – Bereits ein Blick in die Düsseldorfer „Stimmen“ der Jahrgänge 1931/32 und deren Übergang in die „Junge Front“ einerseits bzw. deren Fortführung im Sinne des Staffelstein andererseits zeigt, dass von der Einheit des deutschen Katholizismus angesichts des drohenden Nationalsozialismus nicht gesprochen werden kann. Auch innerhalb des sudetendeutschen Katholizismus zeigte sich dieser Riss. Vgl. *Langhans: Hauptströmungen* 83 ff. (vgl. Anm. 20).

⁶³ Zur Gründung des von der historiographischen Aufarbeitung der Traditionen der Volkstumsforschung bisher noch nicht untersuchten Deutschen Instituts für Auslandkunde in Münster siehe *Wehling, Franz: Zur Auslandkunde der Nachkriegszeit.* In: *Konen, Heinrich/Steffes, Johann Peter* (Hgg.): *Volkstum und Kulturpolitik. Eine Sammlung von Aufsätzen gewidmet Georg Schreiber zum fünfzigsten Geburtstage.* Köln 1932, 158-167, hier 163 ff.

⁶⁴ Der katholische Prälat Georg Schreiber (1882-1963) war seit 1917 Ordinarius für Kirchengeschichte an der Universität Münster und von 1920 bis Ende 1933 Reichstagsabgeordneter des Zentrums. Schreiber profilierte sich als Haushaltsexperte, der in allen kulturpolitischen Angelegenheiten mit diversen Reichsstellen und -ministerien zusammenarbeitete. Besonders eng kooperierte er mit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, mit deren Präsident Schmidt-Ott Schreiber befreundet war, und mit der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Aufgrund seiner Tätigkeiten avancierte Schreiber vor 1933 zum „prominentesten Kulturpolitiker und Wissenschaftsorganisator des Reiches“ (Morsey). Sein kulturpolitisches Anliegen war es, das katholische Erbe in Preußen und Deutschland gegenüber der protestantischen Dominanz zu stärken, den Katholizismus „aus dem Ghetto“ in die Mitte der Nation zu führen und das Fortschreiten der Säkularisierung einzudämmen. Schreiber suchte die Zusammenarbeit mit Partnern in Österreich und den deutschsprachigen

Standort einer katholisch kodierten Variante völkischer Wissenschaft und Kulturraumforschung. Das Institut schien in idealer Weise die antisäkularen Leitgedanken des Staffelstein von „Volk und Glaube“⁶⁵ zu kombinieren und bot sich diesem daher als geeignete Partnereinrichtung an. Es entsprach also dem Ziel dieser grenzüberschreitenden katholischen Zusammenarbeit, dass 1930 mit Eugen Lemberg und Emerich K. Francis zwei Vertreter des engsten Kreises um Eduard Winter jeweils eine Assistentenstelle in Münster antraten. Auch während ihres mehrjährigen Forschungsaufenthaltes hielten sie den Kontakt zum Staffelstein, indem sie weiterhin an dessen Tagungen teilnahmen und in dessen Zeitschriften publizierten.⁶⁶ Da in der Tschechoslowakischen Republik Assistentenstellen rar waren, bot der Forschungsaufenthalt in Münster für die jungen Wissenschaftler, die beide eine universitäre Karriere anstrebten, eine attraktive Perspektive. Auf diesem Weg erhielten sie Zugang zum universitären Milieu der Weimarer Republik und zu der dort an Bedeutung gewinnenden Volkstums- und Kulturraumforschung; ihre dort gewonnenen neuen Erkenntnisse trugen sie in den Kreis des Staffelstein hinein. Wie eng die Zusammenarbeit des Staffelstein mit diesem Institut war, lässt sich daran ablesen, dass dessen Schriftenreihe „Deutschtum und Ausland“ mit einem Ergebnisband des Staffelstein zur Sprachinselforschung eröffnet worden war, an dem unter anderem auch Eugen Lemberg mitgearbeitet hatte.⁶⁷ In dieser Reihe wurden weitere Arbeiten von Staffelsteinern veröffentlicht – darunter Francis' Dissertation über Bolzano und Lembergs Vergleich der niederländischen und böhmischen „Volkwerdung“.⁶⁸ Zudem erschien dort die für die Volkstumsforschung wichtige Publikation Walther Kuhns zur Sprachinselforschung.⁶⁹ Dies lässt die Bedeutung dieses Instituts für die allgemeine Volkstumsforschung vor 1933 und die fortgeschrittene Einbindung des Staffelstein in diesen Forschungskontext ermessen.

Religion und Wissenschaft wurden dabei tendenziell der Verwirklichung des volksdeutschen Identitätskonstruktes untergeordnet und dienten der Begründung

Siedlungsgebieten jenseits der Staatsgrenzen der Weimarer Republik, in denen katholische Traditionen stärker verwurzelt waren. Eine dieser Partnerorganisationen wurde der sudentendeutsche Staffelstein Eduard Winters. Zu Schreiber siehe: *Morsey*, Rudolf: Georg Schreiber, der Wissenschaftler, Kulturpolitiker und Wissenschaftsorganisator. In: *Westfälische Zeitschrift* 131/132 (1981/1982) 121-159. – *Schumacher*, Martin (Hg.): *MdR. Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus: politische Verfolgung, Emigration und Ausbürgerung 1933-1945. Eine biographische Dokumentation*. 3. überarb. und erw. Aufl., Düsseldorf 1994, 442-443. – *Grothmann*, Detlef: Georg Schreiber. In: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*, siehe http://www.bauz.de/bbkl/s/s1/schreiber_g.shtml (URL vom 25. Nov. 2003).

⁶⁵ So lautete der programmatische Titel der Verbandszeitschrift des Staffelstein, die ab Januar 1936 an Stelle der „Stimmen der Jugend“ erschien.

⁶⁶ Siehe *Schmid-Egger/Nittner*: Staffelstein (vgl. Anm. 20).

⁶⁷ *Winter*, Eduard (Hg.): *Die Deutschen in der Slowakei und in Karpathorußland*. Münster 1926 (*Deutschtum und Ausland* 1).

⁶⁸ *Franzis*: *Bernard Bolzano* (vgl. Anm. 16). – *Lemberg*, Eugen: *Wege und Wandlungen des Nationalbewusstseins. Studien zur Geschichte der Volkwerdung in den Niederlanden und in Böhmen*. Münster 1934 (*Deutschtum und Ausland* 57/58).

⁶⁹ *Kuhn*, Walter: *Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien*. Münster 1930 (*Deutschtum und Ausland* 26/27).

eines nationalen Sendungsgedankens.⁷⁰ Dieser funktionalistische Zugang lässt sich exemplarisch an einem Beitrag Eugen Lembergs vom Februar 1933 zeigen: Im Hinblick auf die angestrebte sudetendeutsche Einigung bot sich nach Ansicht Lembergs bemerkenswerterweise „die Wiedergeburt des tschechischen Volkes, wie sie sich von der Aufklärungszeit her bis auf unsere Tage vollzog“⁷¹ als Vorbild an. Auch die Sudetendeutschen benötigten laut Lemberg eine derartige integrative Geschichts-ideologie und eine religiös fundierte nationale Sendungsidee. Beides sei den Tschechen von dem Historiker František Palacký und von Tomáš Garrigue Masaryk, dem ersten Präsidenten der Tschechoslowakischen Republik, geschenkt worden. Auf Johann Gottfried Herder aufbauend habe Palacký

[...] seinem Volk eine historische Ideologie gegeben, die es mit einer besonderen Sendung ausstattet: mit der Sendung, die Demokratie gegenüber dem feudal organisierten Deutschtum zu verwirklichen. Ihr hat ferner Masaryk eine Art religiösen Unterbau verliehen, indem er die Gedanken der hussitischen Reformation und des böhmischen Brüdertums mit denen der westeuropäischen Demokratie verband und sie der deutschen ‚Theokratie‘ gegenüberstellte. Aus diesen beiden Stufen der tschechischen Wiedergeburt lassen sich zwei Forderungen für unsere eigene Erneuerung ableiten: einmal eine über unsere eigenen Grenzen hinausgehende nationale Sendungsideologie, zum anderen eine religiöse Erneuerung, die für ein Volk in unserer Lage unbedingt notwendig ist.⁷²

Dies aber sei eine Aufgabe, die sich nicht nur den christlich organisierten Sudetendeutschen stelle, vielmehr handle es sich um „eine Angelegenheit des ganzen sudetendeutschen Volkes“.⁷³ Daher sei es notwendig, dass der Staffelstein mit anderen – nichtreligiösen – sudetendeutschen Gruppierungen zusammenarbeite. Im Rahmen dieser Kooperation sei es die besondere Aufgabe „der katholischen Bewegung [...], die Quellen dieser religiösen Erneuerung auszugraben und die zum großen Teil verschütteten Zugänge zu den religiösen Kraftzentren unseres Volkstums zu öffnen“.⁷⁴ Der Handlungsradius der Staffelsteiner dürfe sich nicht auf die eigene Konfession beschränken, sondern müsse sich in den Dienst des nationalen Auftrags des deutschen Volkes stellen – dieser erstrecke sich auf ganz Mitteleuropa:

Unser Streben und Schaffen darf sich nicht nur in einem offiziell katholischen Rahmen abspielen, es muß der ganzen Volksgruppe gelten und ihren nationalpolitischen Aufgaben, die naturgemäß noch über ihre Grenzen hinaus, ins Gesamtdeutschtum und in den mitteleuropäischen Raum führen.⁷⁵

Dieser anwendungsorientierten Zielsetzung diene auch „der Sinn unserer Bemühungen um die sudetendeutsche Geschichte“⁷⁶ und der aus der historischen Forschung zu ergründende Auftrag der sudetendeutschen Volksgruppe, der in der Vermittlung kultureller Ideen des Abendlandes an die Völker der früheren

⁷⁰ Lemberg, Eugen: Die geschichtlichen Sendungsideen und das europäische Nationalitätenproblem. In: Nation und Staat 6 (1933) H. 10/11, 600-607.

⁷¹ Ders.: Religiöse Wiedergeburt 33 (vgl. Anm. 36).

⁷² Ebenda (Hervorh. im Original).

⁷³ Ebenda (Hervorh. im Original).

⁷⁴ Ebenda.

⁷⁵ Ebenda 36.

⁷⁶ Ebenda 34 (Hervorh. im Original).

Habsburgermonarchie bestehe. Der historiographische Blick solle sich daher auf die Epoche des nationalen Erwachens konzentrieren; die impulsgebende Rolle der Sudetendeutschen im Prozess der tschechischen Wiedergeburt legitimiere deren ethnische Existenzberechtigung in Böhmen:

Deshalb sind für uns vor allem die Forschungen wichtig, die [...] doch eben jene religiöse Physiognomie des Sudetendeutschums herausarbeiten und die eben dieses sein Wirken in dem größeren Zusammenhang vom Gesamtdeutschum und Mitteleuropa kennzeichnen. Hier sehen wir jene letzte große Epoche des Sudetendeutschums vom Spätbarock bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts, die in ihren besten Männern nicht eine öde Freigeisterei, sondern ein ernstes Bemühen um die religiöse Erneuerung zeigt und zugleich ein reiches Wirken auf die Völker des ganzen alten Oesterreich. Selbstlos und in manchen Zügen tragisch war dieses Wirken, aber groß und unserem Volkstum eine innere Lebensberechtigung und Lebenskraft gebend.⁷⁷

Abschließend mahnt Lemberg, dass zur Erfüllung des geschichtlichen nationalen Auftrags auch weiterhin der „Einsatz wertvollster Persönlichkeiten und höchster Leistungen notwendig“ sei.⁷⁸ Laut Francis war das deutsche Volk auch künftig herausgefordert, seine

[...] zuletzt 1918 gewaltsam unterbrochene Erzieher- und Pionierarbeit wieder aufzunehmen, die von dem heiligen Bewußtsein geleitet ist, daß das schwersten Dienst am Völkergewirr des Ostens bedeutet.⁷⁹

Es gelte, das oktroyierte nationalstaatliche Prinzip zu überwinden und es durch eine völkerumspannende Reichsidee unter der „Führerschaft der Deutschen im mittel- und osteuropäischen Raum“⁸⁰ zu ersetzen. Hinter dem Wissenschaftsverständnis der jungen Forscher stand die Auffassung von der Wissenschaft als Dienst am deutschen Volk, dem sie ihre Arbeit ohne äußeren Zwang unterordneten.⁸¹

Unmissverständlich sprach sich Lemberg in dem oben zitierten Beitrag für die gezielte Instrumentalisierung der metaphysischen Qualität der Religion als wirksame Ressource zur ethnischen Mobilisierung und Integration aus.⁸² Eine derartige Verknüpfung von „Volk und Glaube“ bedeutete die Sakralisierung der ethnischen

⁷⁷ *Ebenda* 34 f. (Hervorh. im Original).

⁷⁸ *Ebenda* 36.

⁷⁹ *Franzis: Gedanken um die junge katholische Einheitsfront* 206 (Hervorh. im Original) (vgl. Anm. 60).

⁸⁰ *Ebenda*.

⁸¹ Diese Auffassung entsprach ganz den Vorstellungen Konrad Henleins: „Wissenschaft ist Dienst. Die Forschung muß Klarheit über Weg, Ziel und Gesetz des völkischen Daseins schaffen.“ *Henlein, Konrad: Die deutschen Kulturaufgaben in der Tschechoslowakei*. In: *Der Ackermann aus Böhmen* 4 (1936) 112-126, hier 121.

⁸² Lemberg unterstrich, dass es nicht um die Absonderung der religiösen Gruppe, sondern um deren Einwirken auf das übrige Volk gehe: „Damit ist selbstverständlich in keiner Weise ein Bekehrungsfeldzug oder eine religiöse Propaganda gemeint. So etwas liegt uns gar nicht. Wir sind zu gesund dazu, um die schwüle Atmosphäre eines Sektentums um uns zu verbreiten. Es handelt sich vielmehr darum, daß wir die Linien sehen, die unsere religiösen Erlebnisse mit dem sudetendeutschen Volkstum und seiner national-politischen Stellung verbinden und daß wir die Kräfte kennen, die aus unserer Weltanschauung und ihrer Geschichte für den Aufbau des Sudetendeutschums wertvoll und notwendig sind.“ *Lemberg: Religiöse Wiedergeburt* 34 (vgl. Anm. 36).

Nation,⁸³ die damit in der Wertehierarchie an oberster Stelle rangierte und – bei konsequenter Aufrechterhaltung dieser Reihenfolge – unkontrollierbar wurde. Diese Gefahr der Verabsolutierung der ethnischen Nation war bei den Staffelsteinern gegeben. Sie lag der Forderung nach konsequenter Trennung der Ethnien – selbst auf religiös-kirchlicher Ebene – zugrunde.⁸⁴ Ebenso entsprang der Aufruf zur Entpolitisierung des Katholizismus und zur Auflösung des katholischen Vereinswesens dem Wunsch, die „Zerstrittenheit“⁸⁵ der Volksgruppe zu überwinden und richtete sich gegen die Realität der gesellschaftlich und politisch heterogenen deutschsprachigen katholischen Bevölkerung. Mit Verweis auf das christliche Bekenntnis des deutschen Turnverbandes⁸⁶ und der Sudetendeutschen Partei (SdP) sprachen die Staffelsteiner der Deutschen Christlich-Sozialen Volkspartei die Existenzberechtigung ab und setzten sich für die Partei Konrad Henleins ein.⁸⁷ Eine Konsequenz war, dass viele Priesteramtskandidaten, die dem Staffelstein angehörten, im Mai 1938 der SdP beitraten.⁸⁸ Auch diese Spannung innerhalb des Staffelstein wird durch die Protagonisten des Beitrags stellvertretend verkörpert. So glaubte Emerich K. Francis 1932 zwar in der Kategorie des „Volkes“ das zeitgemäße Ordnungsprinzip einer neuen Epoche zu erkennen, doch warnte er – mit Bezug auf den „Reichtum [...] der göttlichen Schöpfung“ – vor der Gefahr der Absolutsetzung des Volks- oder gar des Rassegedankens.⁸⁹ Im Frühjahr 1933 begrüßte Eugen Lemberg die Machtübernahme

⁸³ Zur Funktion von Religion im Nationalismus siehe *Haupt, Heinz-Gerhard / Langewiesche, Dieter: Nation und Religion – zur Einführung. In: Dies. (Hgg.): Nation und Religion in der deutschen Geschichte. Frankfurt a. M. 2001, 11-29.*

⁸⁴ So behauptete Eduard Winter: „Wir stehen heute im Kampfe um die christliche Seele unseres Volkes. [...] Ein arteigenes Christentum ist nicht möglich. Aber ein Christentum, das den Deutschen deutsch, den Tschechen tschechisch nicht nur in Worten, sondern mit der ganzen völkischen Ausdruckskraft gepredigt wird, muß erstrebt werden. [...] Aussprüche wie: ‚Wir sind weder deutsch noch tschechisch, wir sind römisch-katholisch‘ treffen und verschlimmern gefährlichste Spannungen. Ein Internationalismus, der die natürliche Verschiedenheit und Eigenständigkeit der Völker missachtet, kann nicht dem Frieden unter den Völkern dienen, denn er ist wirklichkeitsfremd.“ Der katholische Priester müsse lernen, „tief hineinzuhören in die Seele seines Volkes“, um „tiefer und fruchtbarer zu wirken [...] als einer, der von früh an im Gegensatz zur Volksgemeinschaft sich in eine katholische Front gestellt sieht.“ *Winter, Eduard: Volk und Glaube. In: Volk und Glaube 1 (Jan. 1936) H. 1, 1 ff. – Winter: Katholische Kirche und nationale Frage (vgl. Anm. 38).*

⁸⁵ *Franzis: Junge Generation und politische Arbeit (vgl. Anm. 50). Zit. nach Schmid-Egger / Nittner: Staffelstein 144 ff. (Hervorh. im Original) (vgl. Anm. 20).*

⁸⁶ Vgl. *Winter, Eduard: Sudetendeutsche Gesamterziehung und Religion. In: Stimmen der Jugend 3 (Jan. 1935) H. 5, 65 f.*

⁸⁷ *Langhans: Hauptströmungen 82 (vgl. Anm. 20).* – Die entsprechenden Passagen in Henleins Kulturrede aus dem Jahr 1936 decken sich mit den Forderungen der Staffelsteiner hinsichtlich der funktionalisierten Rolle der christlichen Religion im Verhältnis zum Volkstum. Vgl. *Henlein: Die deutschen Kulturaufgaben 115 ff. (vgl. Anm. 81).*

⁸⁸ *Hürten, Heinz: Deutsche Katholiken 1918-1945. Paderborn 1992, 421.*

⁸⁹ *Franzis, Emerich: Staatsbürgerliche, volksbürgerliche, weltbürgerliche Erziehung. Gedanken über eine Erziehung zu Nationalität und Internationalität. In: Konen/Steffes (Hgg.): Volkstum und Kulturpolitik 13-36, hier 19 f. (vgl. Anm. 63).* – Es kann spekuliert werden, dass das Wissen um die eigene jüdische Abstammung, die er sorgsam verbarg, bei Francis in dieser Hinsicht als kontrollierendes Element wirkte und sein völkisches Denken eindämmte.

der Nationalsozialisten in Deutschland als Teil der nationalen Bewegung und rief die Sudetendeutschen dazu auf, „auch für das neue Deutschland [zu]werben.“⁹⁰ Die „neue [...] biologische [...] Auffassung vom Volkstum“ pries Lemberg den Völkern in Ost und West als Garantie dafür an, dass Hitlers Deutschland keine „Germanisierung“ anstrebe; vielmehr sei dies „die Lehre, die das deutsche Volk der Welt, den verschiedenen Assimilationstheorien gegenüber, zu verkünden hat.“⁹¹

Lemberg und Francis konnten in Münster den Übergang von der Weimarer Republik zum nationalsozialistischen Deutschland beobachten. Aber auch Auswirkungen der Machtübernahme auf ihre unmittelbare Umgebung wie die Emigration des Jesuitenpaters und früheren Staffelstein-Förderers Friedrich Muckermann⁹² oder die Ausschaltung Georg Schreibers⁹³ durch die Nationalsozialisten führten sie nicht zum Überdenken ihrer Positionen. Im Gegenteil: Eugen Lemberg legitimierte uneingeschränkt die Art und Weise, in der das nationalsozialistische Regime mit seinen Kritikern verfuhr. Er begrüßte den „Durchbruch von 1933“ bzw. die „nationalsozialistische Revolution“ als „Mitträgerin der religiösen Wiedergeburt“ des deutschen Volkes⁹⁴ und befürwortete die Niederschlagung des so genannten Röhms-Putsches⁹⁵ ebenso wie die Ausschaltung der Zentrumsparlei.⁹⁶ Den kirchlichen und allgemein den christlichen Gegnern des Nationalsozialismus warf er die Erzeugung einer „falsche[n] Märtyrerstimmung“ vor, die „das Ganze“ – im Sinne der Geschlossenheit des deutschen Volkes – aus dem Auge verliere.⁹⁷ Jene, die ins Ausland geflohen waren, diffamierte er als Verräter von Volk und Glauben.⁹⁸ Nach der Darstellung Lembergs hatten diese Katholiken an ihrer Verfolgung selbst Schuld, weil sie un gerechtfertigte und unangemessene Kritik am Nationalsozialismus übten.⁹⁹ Aus seinem Beitrag vom Sommer 1935 geht klar hervor, dass Lemberg das nationalsozialistische Regime als legitimen Ausdruck des Volkswillens anerkannte und die bedingungslose Unterwerfung aller Deutschen unter diesen forderte. Damit stand für

⁹⁰ Westfal, E. [Pseudonym von Eugen Lemberg]: Deutschland und wir 56 (vgl. Anm. 37).

⁹¹ Lemberg: Sendungsideen 603 f. (vgl. Anm. 70).

⁹² Gruber, Heinz: Friedrich Muckermann, SJ, 1883-1946. Ein katholischer Publizist in der Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist. Mainz 1993 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B. Forschungen 61).

⁹³ In seiner Autobiographie schweigt Lemberg über das Schicksal des von den Nationalsozialisten verfolgten Schreiber. Stattdessen unterstellt er Schreiber eine unmoralische Lebensführung und charakterisiert den streitbaren Kulturpolitiker als machtversessenen Emporkömmling. Lemberg: Grenzzonen, bes. 191 ff. (vgl. Anm. 3).

⁹⁴ Westfal: Zum Kirchenkonflikt in Deutschland 158 f. (vgl. Anm. 61).

⁹⁵ Westfal, E. [Pseudonym von Eugen Lemberg]: Zur Lage des Katholizismus in Deutschland. In: Stimmen der Jugend 2 (Sept. 1934) H. 11/12, 129-133, hier 132.

⁹⁶ Ebenda 132.

⁹⁷ Westfal: Zum Kirchenkonflikt in Deutschland 160 ff. (Hervorh. im Original) (vgl. Anm. 61).

⁹⁸ „Wer wollte [...] den traurigen Verrat jener unverbesserlichen Doktrinäre wiederholen, die im Weltkrieg, weil sie mit der Haltung des Wilhelminischen Deutschland nicht einverstanden waren, ins Ausland gingen und von da eine unwürdige Propaganda gegen ihr eigenes Volk und Vaterland entfalteten? Kein deutscher Katholik, dem nicht irgendeine politische Aktion höher steht, als Glaube und Volkstum, wird diesen Weg je beschreiten.“ Ebenda 162.

⁹⁹ Ebenda 163.

Eugen Lemberg die Utopie der Einheit des deutschen Volkes an erster Stelle; das religiöse Element trat dahinter zurück.

Dies bedeutete, dass Lemberg sowohl der Religion als auch ethischen Werten überhaupt die Möglichkeit zur moralischen Korrektur der Entwicklung der „völkischen Bewegung“ in Gestalt des Nationalsozialismus absprach. Es war namentlich dieser unter dem Pseudonym „E. Westfal“ erschienene Artikel Eugen Lembergs, der wegen der darin zum Ausdruck kommenden Apologie nationalsozialistischer Kirchenverfolgung und der Negierung wesentlicher Glaubensinhalte zu erheblichen Konflikten zwischen den Staffelsteinern und der katholischen Amtskirche Böhmens führte.¹⁰⁰

In letzter Konsequenz bedeutete die völkische Konzeption des Staffelstein nicht nur die Loslösung aus dem kirchlichen System, sondern vor allem die geistig-kulturelle Herauslösung der deutschsprachigen Bevölkerung aus dem gesamtböhmischen Zusammenhang und deren institutionelle Ausgliederung aus der Tschechoslowakischen Republik. Die Selbstauflösung des Bundes im August 1938¹⁰¹ erscheint daher als logische Konsequenz und folgte dem Muster der „freiwilligen inneren Gleichschaltung“, die sich vielfach bereits im Vorfeld des durch das Münchner Abkommen forcierten territorialen und ideologischen „Anschlusses“ vollzog.¹⁰²

Unter Winters Ägide brachte der Staffelstein durch den Einsatz kultureller Praktiken, die sowohl der Jugendbewegung als auch der katholischen Erneuerungsbewegung¹⁰³ entlehnt waren, einen charakteristischen Stil¹⁰⁴ hervor und entwickelte sich zu einem elitären Freundschaftsbund, der seine Mitglieder durch persönliche Beziehungen und idealistische Zielsetzungen dauerhaft zu binden vermochte.¹⁰⁵ Der Staffelstein war zwar eine verhältnismäßig kleine Gruppe des sudetendeutschen katholischen Spektrums,¹⁰⁶ doch konnten viele seiner Mitglieder Führungspositionen innerhalb der sich nach 1918/19 konstituierenden sudetendeutschen Volks-

¹⁰⁰ Vgl. dazu die Ausführungen der Schriftleitung der „Stimmen der Jugend“: Auf Kosten des katholischen Glaubensgutes? In: *Stimmen der Jugend* 2 (1935) H. 11/12, 182-186.

¹⁰¹ *Schmid-Egger/Nittner*: Staffelstein 176 f. (vgl. Anm. 20).

¹⁰² *Luh*, Andreas: Sudetendeutsche Jugendbünde und ihr Einfluss auf Politik und Verbände in der Ersten Tschechoslowakischen Republik. In: *Becher* (Hg.): *Deutsche Jugend in Böhmen* 141-165, hier 151 (vgl. Anm. 20).

¹⁰³ Winter engagierte sich für die „Actio Catholica“ und die Liturgische Bewegung und machte den Staffelstein – auch gegen den Widerstand der misstrauischen Amtskirche – zu einem Zentrum dieser katholischen Reformbestrebungen in Böhmen.

¹⁰⁴ *Langhans*: *Hauptströmungen* 68 ff. (vgl. Anm. 20).

¹⁰⁵ Winter selbst sprach sogar von „familienhafte[n] Bindung[en]“, aus denen sich keiner habe lösen können, „selbst wenn er gewollt hätte“. *Winter*, Eduard: *Zehn Jahre*. In: *Staffelstein* 11 (Okt. 1930) H. 1/2, 2 f.

¹⁰⁶ Das deutsche katholische Milieu in der ČSR war ebenso wenig homogen wie das der Weimarer Republik. In der Tschechoslowakei konkurrierten neben dem Staffelstein unter anderem der „Reichsbund der deutschen katholischen Jugend“ und der sudetendeutsche „Quickborn“ um die katholische Jugend der Sudetendeutschen. Einen Überblick gibt *Huber*: *Deutsche katholische Jugendbewegung in der ČSR* (vgl. Anm. 31). – Von der damaligen Spaltung des sudetendeutschen Katholizismus zeugen auch die anonym erschienenen Schriften *N. N.*: *Judas über Sudetenland*. Prag 1938, und *Christianus*: *Die Totengräber des sudetendeutschen Katholizismus. Eine Studie*. Prag 1938.

gruppe einnehmen, wodurch sie zeitweise großen Einfluss auf den Prozess der sudetendeutschen Identitätsbildung bzw. des sudetendeutschen nation building gewannen. Dieser Einigungsprozess konnte nach 1945 in der Bundesrepublik umso erfolgreicher fortgesetzt werden, als sich ehemalige Staffelsteiner – wie Eugen Lemberg – erneut als ethnic leaders an die Spitze der vertriebenen Sudetendeutschen stellten.

Eugen Lemberg bis 1945

Eugen Lemberg wurde am 27. Dezember 1903 in Pilsen (Plzeň) geboren und wuchs in Leitmeritz (Litoměřice) auf. An der Deutschen Universität in Prag studierte er Germanistik, Slawistik und Geschichte. Angeleitet von Eduard Winter befasste sich Lemberg mit der Geschichte der beiden Völker seiner böhmischen Heimat und wurde 1927 mit einer Studie über die „Grundlagen des nationalen Erwachens in Böhmen“ promoviert.¹⁰⁷ Nach dem Abschluss seines Studiums absolvierte Lemberg – widerwillig, wie er in seinen Erinnerungen schreibt – seinen eineinhalbjährigen Militärdienst in der Tschechoslowakischen Armee.¹⁰⁸ Darauf folgte von 1930 bis 1934 die Zeit als Assistent Georg Schreibers am Deutschen Institut für Auslandskunde im westfälischen Münster; sein Forschungsaufenthalt wurde durch ein Stipendium der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft gefördert.¹⁰⁹

Ein Jahr nach der nationalsozialistischen Machtübernahme in Deutschland kehrte Lemberg in die Tschechoslowakische Republik zurück.¹¹⁰ Am Prager Stephansgymnasium trat er eine Lehrerstelle an und wechselte im Jahr darauf an die deutsche Lehrerbildungsanstalt auf der Prager Kleinseite.¹¹¹ Seine Zeit im Schuldienst nutzte Lemberg für die wissenschaftliche Arbeit an zwei Themen, die ihn faszinierten: Er verfasste seine Habilitationsschrift über den polnischen Messianismus und eine

¹⁰⁷ Lemberg, Eugen: Grundlagen des nationalen Erwachens in Böhmen. Geistesgeschichtliche Studie, am Lebensgang Josef Georg Meinerts (1773-1844). Reichenberg 1932 (Veröffentlichungen der Slavistischen Arbeitsgemeinschaft an der Deutschen Universität in Prag. Untersuchungen H. 10).

¹⁰⁸ Lemberg: Grenzzonen 160 ff. (vgl. Anm. 3).

¹⁰⁹ Schreiber, Georg: Deutschland und Österreich. Deutsche Begegnungen mit Österreichs Wissenschaft und Kultur. Erinnerungen aus den letzten Jahrzehnten. Köln, Graz 1956, bes. 23 ff. und 47.

¹¹⁰ Indem er zurückging, verhielt sich Lemberg anders als die vielen rechtskonservativen und nationalsozialistischen Sudetendeutschen, die damals die Tschechoslowakische Republik verließen, um sich in Deutschland niederzulassen. Angesichts Lembergs Veröffentlichungen aus dieser Zeit, in denen er den Nationalsozialismus als Teil der deutschen nationalen Bewegung begrüßte (*Westfal: Zum Kirchenkonflikt in Deutschland* 157 ff.; vgl. Anm. 61) und aufgrund seines Verhaltens in der so genannten „Sudetenkrise“ erscheint es allerdings unzulässig, dass Lemberg später seine damalige „Rückwanderung mit der allgemeinen Emigration aus dem Nazireich in die Tschechoslowakei“ analog setzte und sich als „Opfer des Nationalsozialismus“ bezeichnete. Lemberg: Grenzzonen 195 (vgl. Anm. 3).

¹¹¹ *Ebenda* 245. – An dieser Stelle darf wohl bezweifelt werden, dass der überzeugte Staffelsteiner Eugen Lemberg den Lehrerberuf zum damaligen Zeitpunkt wirklich als „Verlegenheitsberuf“ empfand, wie dies Ferdinand Seibt nahe gelegt hat. Seibt, Ferdinand: Eugen Lembergs deutsche Mission. In: Seibt (Hg.): Lemberg 9-15, hier 13 (vgl. Anm. 2). Vielmehr ergriff Lemberg damit einen typischen Staffelstein-Beruf, der ihm sowohl volkspolitische Wirksamkeit als auch die Gelegenheit zur weiteren wissenschaftlichen Qualifikation bot.

Monographie über das „Gesicht des tschechischen Volkes“;¹¹² beide Manuskripte gingen im Zuge von Krieg und Vertreibung verloren.¹¹³

Im Laufe des Jahres 1937 war Lemberg außerdem Schriftleiter der nur in diesem einen Jahrgang erscheinenden „Zeitschrift für den Tschechischunterricht“, für die er zahlreiche gut informierte landeskundliche Beiträge über herausragende Persönlichkeiten des tschechischen Volkes und über die tschechische Kultur und Sprache verfasste;¹¹⁴ einige dieser Texte wurden auch in der Staffelstein-Zeitschrift „Volk und Glaube“ abgedruckt. Lembergs Beiträge zeugten nicht nur von der großen Vertrautheit des Autors mit seinem Gegenstand, sie waren auch getragen von einem ausdrücklich volkspolitischen Anliegen: Lembergs Konzeption eines kulturkundlichen Tschechischunterrichts zielte darauf, der deutschen Minderheit an den staatlichen Schulen der Tschechoslowakischen Republik eine spezifische Perspektive – jenseits des offiziellen Geschichtsunterrichts – auf das tschechische Volk zu eröffnen. Der Tschechischunterricht, in dessen Mittelpunkt das „sprachlich abgegrenzte tschechische Volk“ stehe, sei wesentlich geeigneter „für diese Linie der volks- und staatsbürgerlichen Erziehung [...] als der Unterricht in der Geschichte, der immer die gesamtstaatlichen Zusammenhänge in den Vordergrund wird stellen müssen“.¹¹⁵ Ziel des Tschechischunterrichts, der deutschen Schülern nur von deutschen Lehrern erteilt werden dürfe, sei nicht „eine Verwischung der Grenzen zwischen den beiden Volkstümern“.¹¹⁶ Vielmehr gehe es darum,

[...] den reiferen Schülern im tschechischen Volke ein Volk zu zeigen, das seine eigenen inneren Gesetze hat, seine Leistung in der Geschichte, seine Aufgaben in der Zukunft [...]. Dazu muß dieses Volk porträthaft, mit eigener Physiognomie hervortreten, vom eigenen [deutschen] Volk deutlich unterschieden.¹¹⁷

¹¹² Lemberg dürfte dabei wohl seinen eigenen Vorgaben zur Abfassung einer tschechischen Volksgeschichte gefolgt sein: Diese dürfe „das tschechische Volk [nicht] nur in seiner Funktion als Nachbar des deutschen“ sehen. Eine Darstellung, „die dem Deutschen das tschechische Volk wirklich lebendig und plastisch machen soll, [...] muß versuchen, das tschechische Volk von innen her, aus seinen eigenen inneren Gesetzen zu verstehen, die Motive für sein Handeln in ihm selbst, in seiner Eigenart und in seinen Lebensbedingungen zu entdecken.“ Eine entsprechende Darstellung sei volkspolitisch unerlässlich: „Erst eine solche Betrachtungsweise vermittelt uns Sudetendeutschen die richtige Erkenntnis der Natur und Ziele des Nachbarn, erst sie ermöglicht auf die Dauer eine sachliche, schlimme Überraschungen vermeidende sudetendeutsche Politik und Kulturpolitik.“ Vgl. *Lemberg: Das Studium des tschechischen Volkes* 290 (vgl. Anm. 38).

¹¹³ *Lemberg: Grenzzonen* 163 ff. (vgl. Anm. 3).

¹¹⁴ Darin informierte Lemberg unter anderem regelmäßig über tschechische Literatur; bemerkenswert sind auch seine biographischen Porträts. Vgl. *Lemberg, E[ugen]: Josef Pekař und das tschechische Geschichtsbewusstsein*. In: *Zeitschrift für den Tschechischunterricht*, herausgegeben von Ferdinand *Liebwehr*, Gottfried *Preissler*, Eugen *Rippl* in Gemeinschaft mit dem Akademischen Verein deutscher Slawisten in Prag. Schriftleitung: Dr. Eugen *Lemberg* (1937) H. 1, 24-26. – *Lemberg, Eugen: Thomas G. Masaryk, Sohn und Gestalter seines Volkes*. In: *Zeitschrift für den Tschechischunterricht* (1937) H. 4, 97-106.

¹¹⁵ *Ders.:* Die Bereitschaft zum Tschechischlernen. In: *Zeitschrift für den Tschechischunterricht* (1937) H. 1, 5-13, hier 9.

¹¹⁶ *Ebenda.*

¹¹⁷ *Ebenda.*

Besonders ein „Abschnitt der tschechischen Volksgeschichte“ biete sich zur eingehenden Betrachtung an, nämlich

[...] jener heroische, weil so stark willensmäßig unterbaute Prozeß der nationalen Wiedergeburt im 19./20. Jahrhundert, der von heute aus gesehen noch viel mehr Zielstrebigkeit und Schicksalhaftigkeit und epische Größe an sich hat, als es den Zeitgenossen erschienen sein mag.¹¹⁸

Dem deutschen Schüler solle durch das Vorbild der tschechischen Wiedergeburt nahe gebracht werden, „was für ein heiliges eigengesetzliches, von Persönlichkeitscharakter erfülltes Ding so ein Volk ist. Daß er erkennt, wie gleichartig doch die Triebkräfte und Lebensgesetze in den verschiedenen Völkern sind“.¹¹⁹

Lembergs umfassende Kenntnisse der tschechischen Kultur bezogen sich nicht allein auf die Vergangenheit, sie schlossen auch aktuelle Entwicklungen ein. Mit diesem Wissen hob er sich nicht nur deutlich von einem beträchtlichen Teil der Sudetendeutschen, sondern auch von den meisten Staffelsteinern ab.¹²⁰ Dabei hielt Lemberg stets an der „deutschen“ Sichtweise fest, die die Welt nicht in Staaten, sondern in deutlich voneinander abgegrenzte und miteinander wetteifernde Völker einteilte.¹²¹

Da Lemberg den Nationalsozialismus positiv beurteilte¹²² und sich klar im volksdeutschen Lager verortete, erscheint es konsequent, dass er sich während der „Sudetenkriese“ auf der Seite der Gegner der Tschechoslowakischen Republik positionierte: Im Sommer 1938 floh er angesichts der angespannten Situation im Lande über Sachsen¹²³ nach Berlin,¹²⁴ von wo aus er über einen Propagandasender des „Sudetendeutschen Freikorps“ in tschechischer Sprache für „ein Europa der Völker“¹²⁵ –

¹¹⁸ *Ebenda.*

¹¹⁹ *Ebenda* 11.

¹²⁰ Die ehemaligen Staffelsteiner Schmid-Egger und Nittner heben hervor, dass es Lembergs Verdienst gewesen sei, die Staffelsteiner an die tschechische Kultur herangeführt und sich für das Erlernen der tschechischen Sprache eingesetzt zu haben. Ansonsten habe man sich im Staffelstein zwar intensiv mit der Geschichte der beiden Völker Böhmens beschäftigt, aber die Gegenwart des Zusammenlebens weitgehend ausgeblendet bzw. auf ein Minimum reduziert. *Schmid-Egger/Nittner: Staffelstein* 107 f., 231 ff. (vgl. Anm. 20).

¹²¹ *Lemberg: Das Gesicht des tschechischen Volkes* (vgl. Anm. 39).

¹²² Siehe Abschnitt über den Staffelstein.

¹²³ Lembergs Familie fand Zuflucht bei Emil Lehmann (1880-1964) in Dresden. Auch daran zeigt sich Lembergs enge Verbindung mit der äußersten Rechten des Sudetendeutchtums. Lehmann war zuvor Geschäftsführer der „Gesellschaft für deutsche Volksbildung“ in Reichenberg gewesen. 1935 war er im Mährisch Ostrauer Hochverratsprozess verurteilt worden und hatte sich dem Strafvollzug durch Flucht nach Dresden entzogen. Vgl. *Biographisches Lexikon zur Geschichte der Böhmischen Länder*. Herausgegeben im Auftrag des Collegium Carolinum von Heribert Sturm. Band II: I-M. München 1984, 412.

¹²⁴ Zum Phänomen der „Republikflucht“ im zeitlichen Umfeld des Münchner Abkommens am Beispiel deutscher Akademiker siehe *Mišková, Alena: Deutsche Professoren aus den böhmischen Ländern. „Flüchtlinge“ in der Zeit vor und nach den Münchener Verhandlungen*. In: *Glettler/Mišková: Prager Professoren* 27-43 (vgl. Anm. 7).

¹²⁵ *Lemberg: Grenzzonen* 196 (vgl. Anm. 3).

und damit für ein Europa unter der Führung des nationalsozialistischen Deutschland – warb.¹²⁶

Nach dem Münchner Abkommen konnte Eugen Lemberg seine berufliche Laufbahn im „Reichsgau Sudetenland“ und im „Protektorat Böhmen und Mähren“ zunächst fortsetzen; als Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Reichenberg (Liberec) machte er sogar einen Karriereschritt. In dieser Funktion beobachtete Lemberg Anfang 1939 die Tendenz der Sudetendeutschen, sich nach dem „Anschluss“ schnell dem „Binnendeutschtum“ anzugleichen.¹²⁷ Diese Reaktion sei

[...] durchaus natürlich und verständlich. Für den sudetendeutschen Erzieher aber ergibt sich bei diesem Vorgang eine wichtige Aufgabe: in der kommenden Generation, die den Druck der letzten 20 Jahre teils schnell vergißt, teils gar nicht zu spüren bekommt, das Bewußtsein von den besonderen Aufgaben der Volksgrenze wachzuhalten.¹²⁸

Denn auch nach der „geniale[n] Tat des Führers“, die „zwischen beiden Völkern zunächst Schranken gesetzt [hat], die uns vor der geistigen oder sprachlichen Entnationalisierung schützen“,¹²⁹ gebe es weiterhin

[...] einen Sudetenraum und in ihm eine vom Gesichtspunkt des gesamten deutschen Volkes gesehene, eindeutig festgelegte Aufgabe. Neben der Durchblutung der im tschechischen und slowakischen Gebiete verbliebenen deutschen Volksinseln ist das ohne Zweifel die Kenntnis des Raumes, der ihn bewohnenden Völker, ihrer Kräfte und Lebensfragen, die der Sudetendeutsche aus seiner jahrhundertalten Grenzlererfahrung und Heimatkenntnis heraus dem deutschen Volke zu vermitteln hat.¹³⁰

Endlich seien die Sudetendeutschen befreit von

[...] jene[r] urteilslose[n] Übernahme tschechischer Geschichtsbetrachtung und -wertung, jene[m] kritiklose[m] Nachbeten tschechischer Urteile über die offiziellen Männer des damaligen Regimes, das gerade dem sudetendeutschen Erzieher ständig einen Anschein von Würdelosigkeit gab, weil Schule und Schulbücher mehr als alle andere den Eingriffen und der Zensur des ‚Staatsvolkes‘ ausgesetzt waren. So ist heute die Kenntnis und Schätzung des tschechischen Volkes und der tschechischen Kultur in ihre gebührenden Schranken zurückverwiesen.¹³¹

Damit sei „der Weg frei für eine selbständige, ruhige und sichere Beurteilung der tschechischen Dinge“¹³² und die Voraussetzungen seien endlich gegeben, „den Gegner plastisch zu sehen und in allen Seiten seines Wesens richtig einzuschätzen“.¹³³ Um die Fortsetzung der „Grenzlandaufgabe des Sudetendeutschums“ zu gewähr-

¹²⁶ Aufgrund der zeitlichen Nähe äußerte sich Lemberg damals vermutlich ähnlich wie in seinen Beiträgen in der Zeitschrift „Nation und Staat“, in denen er darlegte, dass der Sendungsauftrag der Deutschen im Einsatz für die nationalen Minderheiten bestehe, womit er den deutschen Führungsanspruch in Mitteleuropa legitimierte. *Lemberg: Sendungsideen* (vgl. Anm. 70). – *Ders.: Volksbegriff und nationbildende Kräfte im Westen und im Osten Europas*. In: *Nation und Staat. Deutsche Zeitschrift für das Europäische Minoritätenproblem* 9 (Nov. 1935) H. 2, 92-101.

¹²⁷ *Ders.: Erzieher und Grenzlandaufgabe*. In: *Der sudetendeutsche Erzieher*. Gaublatt des NSLB. Gau Sudetenland 1 (1. März 1939) F. 5, 105 f.

¹²⁸ *Ebenda* (Hervorh. im Original).

¹²⁹ *Ebenda*.

¹³⁰ *Ebenda*.

¹³¹ *Ebenda*.

¹³² *Ebenda* (Hervorh. im Original).

¹³³ *Ebenda* (Hervorh. im Original).

leisten, konzipierte Eugen Lemberg ein breit angelegtes volkspädagogisches Erziehungsprogramm, das über die gegenwärtige Staatsgrenze hinaus wirken sollte. An einer sudetendeutschen Hochschule für Lehrerbildung müsse „die wertvolle Überlieferung in der ‚Technik‘ der Grenz- und Sprachinselarbeit“ ebenso wie „die Sprache und das Wesen des Nachbarvolkes“ und die „Landes-, Volks- und Kulturkunde der slawischen Völker“ gelehrt werden.¹³⁴ Ausgestattet mit diesen umfassenden Kenntnissen nicht nur das eigene Volk, sondern auch die slawischen Nachbarvölker betreffend, sollte „der sudetendeutsche Lehrer“, der bisher „in dem Rufe stand, ein guter Heimatkundler zu sein, [...] darüber hinaus [zum] Kenner und Pfleger der ‚Naturgeschichte‘ unserer östlichen Volksgrenze und der ihr vorgelagerten deutschen Volksinseln werden“.¹³⁵ Dabei gehe es

[...] natürlich nicht um eine Nachahmung slawistischer Seminare an den Universitäten [...]. Die wären hier fehl am Ort. Es handelt sich vielmehr um die volksbildnerischen und erzieherischen Aufgaben, die den tschechischen Bevölkerungsteilen gegenüber zu leisten sind, dann aber auch um die Erwanderung und Erforschung des Kerngebietes dieser Nachbarvölker. Auch sie kann nicht einzelnen Gelehrten allein überlassen bleiben, die bestimmte Ausschnitte etwa des kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Lebens des tschechischen und slowakischen Volkes studieren, sondern dieses Wissen um die Gegebenheiten und Kräfte des Sudetenraumes und seiner Völker muß zu einem Erbgut breiterer Schichten des Grenzdeutschtums im Sudetenraum werden. Gelingt es, einen Bildungsgang auf breiterer Grundlage zu schaffen, der alle irgendwie erzieherisch und bildnerisch tätigen Menschen, Lehrer, Bücherwarte, Volksbildner, Heimatpfleger, Jugendführer u.s.w. mit dem jugendlichen, pädagogischen, volkskundlichen u.s.w. Rüstzeug für die Berufarbeit ausrüstet, dann wird das besondere Merkmal dieser Bildungsstätten neben der im Sudetengau gut vorbereiteten pädagogischen Volkskunde und Grenzlandkunde auch die Kunde von den Völkern des Sudeten- und Karpathenraumes bilden müssen.¹³⁶

Neben seiner Tätigkeit in Reichenberg hielt Lemberg Vorlesungen und Übungen im Fach Gesellschafts- und Volkswissenschaften an der Deutschen Prager Universität. Im Oktober 1940 wurde er als Dozent in den Reichsdienst übernommen.¹³⁷

Um zu vermeiden, dass ihre Kinder in „ständigem Konflikt zwischen Kirche und der den Staat beherrschenden Ideologie“ aufwuchsen, traten Eugen Lemberg und seine Frau aus der Kirche aus.¹³⁸ Dennoch bekam Lemberg nach eigenen Angaben Probleme mit der Partei und wurde in einem Parteigerichtsverfahren aus der NSDAP ausgeschlossen.¹³⁹ Im Oktober 1941 meldete er sich freiwillig zum Kriegs-

¹³⁴ *Ebenda* (Hervorh. im Original).

¹³⁵ *Ebenda*.

¹³⁶ *Ebenda*.

¹³⁷ Bundesarchiv (BA) Berlin, R 31/411 (ehem. Berlin Document Center [BDC]), Schreiben des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung an Eugen Lemberg vom 18.10.1940.

¹³⁸ *Lemberg: Grenzzonen* 197 (vgl. Anm. 3).

¹³⁹ *Ebenda* 196 f. – Zu den genauen Umständen des in Lembergs Autobiographie erwähnten Parteiverfahrens war bisher in den konsultierten deutschen Archiven nichts zu erfahren. Das Bundesarchiv teilte auf Anfrage mit, dass „Eintragungen in den NSDAP-Mitgliederkarteien [...] nicht zu ermitteln“ waren (Schreiben vom 20.12.2004). Dort fand sich nur eine Karteikarte des „Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung“, in dem die NSDAP-Mitgliedschaft Lembergs seit dem 1.11.1938 dokumentiert ist. BA Berlin, R 4901/13270.

dienst¹⁴⁰ und geriet in Gefangenschaft, die er in Offizierslagern in den USA verbrachte.¹⁴¹ Dort hielt er an den Lageruniversitäten Vorträge, deren Skripten ihm in den 1950er Jahren als Grundlage seiner ersten Nachkriegspublikationen dienten.¹⁴²

1945 – Neuanfang und Persistenz der Denkmuster

Nach der Entlassung aus der Gefangenschaft verzögerte sich Lembergs Rückkehr zu wissenschaftlicher Tätigkeit um mehrere Jahre.¹⁴³ Als Vertriebener hatte er seine gesamten wissenschaftlichen Aufzeichnungen verloren und musste den Lebensunterhalt für sich und seine Familie zunächst in der Landwirtschaft in Bayern bestreiten.¹⁴⁴ Um seine Chancen auf Wiederaufnahme akademischer Arbeit zu erhöhen, suchte er den Kontakt zu vertriebenen Wissenschaftlern aus den ehemaligen „Sudetengebieten“ und Prag, die sich in einer vergleichbaren Lage befanden.¹⁴⁵ Durch das Anknüpfen an alte Kontakte erschloss sich Lemberg Ende der 1940er Jahre ein Forum und erste Publikationsmöglichkeiten.¹⁴⁶

Thematisch blieb Lemberg nach 1945 bei der Geschichte Böhmens und Osteuropas, den Phänomenen Nationalismus und Ideologie und der Integration der deutschen Vertriebenen in die Nachkriegsgesellschaft.¹⁴⁷ Diese Themenkomplexe nahmen einen besonderen Stellenwert nicht nur in Lembergs wissenschaftlichen, sondern auch in seinen kultur- und bildungspolitischen Überlegungen sowie in seinen administrativ-konzeptionellen Tätigkeiten ein. Er engagierte sich einerseits bei der institutionellen Begründung einer überwiegend historisch ausgerichteten Bohemistik. So gehörte Lemberg in den 1950er Jahren sowohl zu den Gründungsmitgliedern der „Historischen Kommission der Sudetenländer“, des „Collegium Carolinum“ und des „Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrates“ als auch zu den Initia-

¹⁴⁰ *Lemberg: Grenzzonen* 196 f. (vgl. Anm. 3).

¹⁴¹ Lemberg war in den Lagern „Concordia“ in Kansas und „Trinidad“ in Colorado interniert; ein Mitgefangener war Karl Dietrich Bracher. *Ebenda* 212, 219.

¹⁴² *Ebenda* 251.

¹⁴³ Auch wenn es sich aus den bisher eingesehenen Akten nicht belegen lässt, ist anzunehmen, dass Lemberg von der Entnazifizierung betroffen war und sich auf diesen Umstand weitere Verzögerungen zurückführen lassen.

¹⁴⁴ *Lemberg: Grenzzonen* 200 f. (vgl. Anm. 3).

¹⁴⁵ Im Frühjahr 1948 überreichten vertriebene Hochschullehrer dem bayerischen Kultusministerium ein umfangreiches „Verzeichnis der in Bayern lebenden Lehrkräfte der deutschen Hochschulen in Böhmen-Mähren“ zum Zweck der Weiterbeschäftigung in Bayern. Dort ist auch Eugen Lemberg als ehemaliger Dozent in Prag unter der Fachbezeichnung „Slawist“ aufgeführt; als Adresse wird die des Bauernhofs in der Nähe des Chiemsees genannt, auf dem er damals beschäftigt war. Bayerisches Hauptstaatsarchiv (BayHStA) Ministerium für Unterricht und Kultus (MK) 68815. Zur Integration der vertriebenen Professoren in Bayern siehe *Mößlang*, Markus: Flüchtlingslehrer und Flüchtlingshochschullehrer. Eine Studie zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen im bayerischen Bildungswesen 1945–1961. München 2002.

¹⁴⁶ Unter anderem verfasste Lemberg einen Beitrag in dem ersten von aus Böhmen vertriebenen Professoren herausgegebenen Sammelband. *Lemberg*, Eugen: Der deutsche Anteil am Erwachen des tschechischen Volkes. In: *Preidel*, Helmut (Hg.): Die Deutschen in Böhmen und Mähren. Ein historischer Rückblick. Gräfelfing 1950, 304–332.

¹⁴⁷ Für die Publikationen nach 1945 siehe das Schriftenverzeichnis Eugen Lembergs in: *Seibt* (Hg.): Eugen Lemberg (vgl. Anm. 2).

toren des „Instituts für Kultur- und Sozialforschung“, ¹⁴⁸ in dem er sich um die Etablierung einer gegenwartsorientierten, interdisziplinär arbeitenden Eingliederungsforschung bemühte, deren Ergebnisse politisch verwertbar sein sollten. ¹⁴⁹ Das eindrucksvollste Dokument dieser Bemühungen ist wohl das dreibändige Werk über die Vertriebenen in Westdeutschland, das er im Auftrag des Bundesvertriebenenministers Theodor Oberländer ¹⁵⁰ herausgab und dessen Konzeption maßgeblich auf Lemberg zurückging. ¹⁵¹ Als Bildungspolitiker entwarf er Konzeptionen zur „Ostkunde im Unterricht“, ¹⁵² die sich 1956 in den Empfehlungen zur Ostkunde der Kultusministerkonferenz niederschlugen. ¹⁵³ Aufgrund dieser Anregungen wurden Ostkundereferate in den westdeutschen Unterrichtsbehörden eingerichtet, wobei die Länder jeweils einen eigenen Akzent auf die Umsetzung der Ostkunde legten. ¹⁵⁴ Auf diese Weise sollte die Ostkunde über den Kreis der Vertriebenen hinaus als Anliegen des gesamten deutschen Volkes verankert werden. ¹⁵⁵ Ostkunde wurde nicht als eigenes Unterrichtsfach eingeführt, sondern sollte als Unterrichtsprinzip

¹⁴⁸ Bei dem Münchner Institut für Kultur- und Sozialforschung handelte es sich um eine frühe Gründung von heimatvertriebenen Wissenschaftlern, unter ihnen Eugen Lemberg, Josef Hanika und Alfred Karasek, die sich in einer Kombination aus volkskundlichen und soziologischen Methoden mit der Eingliederungsproblematik der Vertriebenen befassten. Hanika, Josef: Institut für Kultur- und Sozialforschung in München e. V. In: Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen 1 (1955) 209-212.

¹⁴⁹ Ders.: Vorwort. In: Ders./Krecker, Lothar (Hgg.): Die Entstehung eines neuen Volkes aus Binnendeutschen und Ostvertriebenen. Untersuchungen zum Strukturwandel von Land und Leuten unter dem Einfluß des Vertriebenen-Zustromes. Marburg 1950.

¹⁵⁰ Zu Oberländer siehe Wachs, Philipp-Christian: Der Fall Theodor Oberländer (1905-1998). Ein Lehrstück deutscher Geschichte. Frankfurt a. M., New York 2000.

¹⁵¹ Lemberg/Edding (Hgg.): Die Vertriebenen in Westdeutschland (vgl. Anm. 25). – Zur Konzeption siehe BA Koblenz B 150/2370. An dieser Dokumentation zur Eingliederung der „Ostdeutschen“ waren führende Volkstumsforscher wie Max Hildebert Boehm beteiligt. Bisher wurde die Dokumentation in ihrem Entstehungskontext noch nicht erforscht; sie stellt gewissermaßen das ergänzende Pendant zu dem noch unter Bundesvertriebenenminister Hans Lukaschek angelaufenen Schieder-Projekt über die Dokumentation der Vertreibung dar. Hierzu siehe Beer, Mathias: Das Großforschungsprojekt ‚Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa‘ im Spannungsfeld von Politik und Zeitgeschichte. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 46 (1998) 345-389.

¹⁵² Lemberg, Eugen: Ostkunde. Grundsätzliches und Kritisches zu einer deutschen Bildungsaufgabe. Hannover-Linden 1964 (Bausteine ostkundlichen Unterrichtes. Schriftenreihe der Bundesarbeitsgemeinschaft für deutsche Ostkunde im Unterricht 12).

¹⁵³ Empfehlungen der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland zur Ostkunde vom 13. Dez. 1956. In: Beschlüsse, Gutachten, Empfehlungen und Richtlinien zur Politischen Bildung und zur Ostkunde. Hg. Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus. München 1964, 105-110. – Siehe auch Lemberg: Grenzzonen 234 f. (vgl. Anm. 3).

¹⁵⁴ In Bayern erfolgte die Einrichtung eines Ostkundereferats im Kultusministerium im November 1957. BayHStA MK 52390.

¹⁵⁵ „Gelingt es, die Ostkunde als Anliegen des gesamten deutschen Volkes zu erweisen, als Teilaufgabe einer modernen Konzeption der politischen Bildung, dann ist die Mission der Ostkunde erfüllt; wenn nicht, wird Ostkunde die Angelegenheit eines kleinen Kreises bleiben, der in der Gefahr ist, auszusterben.“ Lemberg: Ostkunde als Aufgabe der politischen Bildung. In: Ders.: Ostkunde (1964) 242-255, hier 244 (vgl. Anm. 152).

¹⁵⁶ Ders.: Ostkunde als Gegenstand der Bildungspolitik und der Erziehungswissenschaft. In: Ders.: Ostkunde (1964) 18-31, hier 24 ff. (vgl. Anm. 152).

fächerübergreifend gelehrt werden.¹⁵⁶ Neben der Geschichte des „deutschen Ostens“ war die der osteuropäischen Nachbarvölker zu unterrichten, außerdem waren slawische Sprachen als Bestandteil des Curriculums vorgesehen.

Neben diesem pädagogisch-wissenschaftlichen Engagement für gesamtdeutsche Fragen blieb Eugen Lemberg zeit seines Lebens seiner sudetendeutschen Herkunftsgruppe verbunden. So arbeitete er aktiv in landsmannschaftlichen Organisationen mit: Von 1955 bis 1959 war er Mitglied des ersten „Sudetendeutschen Rats“,¹⁵⁷ er engagierte sich in der „Ackermann-Gemeinde“ und nahm in den 1960er Jahren sowohl den „Georg-Dehio-Preis“ der Künstlergilde Esslingen als auch den „Sudetendeutschen Kulturpreis“ der Sudetendeutschen Landsmannschaft entgegen.

Es entsprach dieser Kombination aus theoretischem und praxisorientiertem Anliegen, dass Lemberg seinen beruflichen Weg in der Bundesrepublik zwischen gestaltender Tätigkeit in der Verwaltung, Lehrerfortbildung und wissenschaftlicher Forschung fand. So wirkte er als Direktor des Hessischen Lehrerfortbildungswerkes „Reinhardwaldsschule“,¹⁵⁸ als Referent im Bundesvertriebenenministerium¹⁵⁹ und im Hessischen Kultusministerium und wurde 1957 Professor an der „Hochschule für internationale pädagogische Forschung“ in Frankfurt am Main.

Eugen Lemberg nahm also nach 1945 bald wieder eine Position ein, die es ihm gestattete, Einfluss sowohl auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Forschung, ihrer Inhalte und Paradigmen zu nehmen als auch in volkspolitischer Hinsicht und bei der Gestaltung der Volksgruppe sowie in gesamtdeutschen Fragen richtungweisend mitzuwirken. Die Fülle an Funktionen und Führungsaufgaben in den verschiedenen sudetendeutschen und westdeutschen Institutionen und Organisationen belegt, dass sich Lemberg nach wie vor in erster Linie als Volkspädagoge und politisch agierender Wissenschaftler verstand, der seine Auffassung von Kultur, Raum, Identität und Volk einem möglichst breiten Publikum vermitteln wollte.

Dieses starke Engagement im institutionellen und politischen Bereich mag auch damit zusammenhängen, dass ihm eine genuin wissenschaftliche Karriere im Rahmen einer universitären Laufbahn nach 1945 verwehrt blieb; doch arbeitete Lemberg auch nach dem Krieg wissenschaftlich und führte die Auseinandersetzung mit dem Nationalismus fort. Den Hintergrund bildete dabei die deutsch-tschechische Konflikt- und Beziehungsgeschichte und die Pervertierung des nationalistischen Paradigmas („integraler Nationalismus“) in Gestalt des Nationalsozialismus. Verglichen mit der Zwischenkriegs- und Kriegszeit erweiterte Lemberg jedoch seine Untersuchung der nationalistischen Ideologie nun auf eine gesamteuropäische Perspektive und zog auch außereuropäische Beispiele zur Analyse des Phänomens Nationalismus heran.¹⁶⁰ Dabei verstand er Osteuropa, entgegen der gängigen westdeutschen Blickverengung zur Zeit des Kalten Krieges, stets als untrennbaren Teil Europas. Mit

¹⁵⁷ Maier, Erich: Vierzig Jahre Sudetendeutscher Rechtskampf. Die Arbeit des Sudetendeutschen Rates seit 1947. München 1987, 70.

¹⁵⁸ Lemberg, Eugen (Hg.): Lehrerfortbildung in Hessen. Bericht über die Tätigkeit des Hessischen Lehrerfortbildungswerkes von 1951-1955. Frankfurt a. M. 1955.

¹⁵⁹ BA Koblenz B 150/3388.

¹⁶⁰ Lemberg, Eugen: Geschichte des Nationalismus in Europa. Stuttgart 1950 (2. erw. Aufl. 1956). – *Ders.*: Nationalismus (vgl. Anm. 25).

seiner Mahnung, die Bundesrepublik solle auch im Zeitalter der „Westbindung“ und des „Eisernen Vorhangs“ den Kontakt zum europäischen Osten aufrechterhalten und auch die Geschichte der ursprünglich aus Ost- und Südosteuropa stammenden Bundesbürger pflegen, erhielt Lemberg einen Forschungsansatz aufrecht, der mit dem Zusammenbruch des kommunistischen Ostblocks heute wieder neue Aktualität erlangt hat. Sein Nachdenken über die Wirkungsmacht des Nationalismus führte Lemberg schließlich zum Thema Ideologie, verstand er diesen doch als politische Ausprägung eines geistigen Phänomens.¹⁶¹ Ausgehend davon, dass nationale Identifikation eine anthropologische Grundkonstante darstellt, war er davon überzeugt, dass diese auch weiterhin den Gang der Geschichte bestimmen werde. In Lembergs Schriften wird deutlich, dass Nationalismus und Ideologie aus seiner Perspektive nicht per se negativ zu beurteilen sind.¹⁶² Lemberg wie auch Francis blieben also auch nach dem Zweiten Weltkrieg beim Thema Nationalismus; beide weiteten ihren Horizont deutlich über ihr böhmisches Anfangsinteresse hinaus aus, entwickelten aber unterschiedliche Erklärungsmuster und standen damit fortan für zwei gegensätzliche Denkschulen, die im Grunde genommen bis heute bestehen.¹⁶³

Während Francis als empirisch-analytisch arbeitender Wissenschaftler nach 1945 den essentialistischen Volksbegriff ablehnte und sich von politischen Aktivitäten bewusst fernhielt, hielt Lemberg weiterhin an der Vorstellung des von der Natur in seinem Wesen und seinen Aufgaben vorbestimmten Volkes fest und verband sein wissenschaftliches Interesse auch mit einem politisch-pädagogischem, weil er sich davon eine unmittelbarere und breitere Wirksamkeit versprach. Daher zielen die folgenden Ausführungen nur vordergründig auf den Vergleich zweier unterschiedlicher Betätigungsfelder: Steht bei Francis die empirische Minderheitenforschung und damit sein intellektueller Emanzipationsprozess vom Volkstumsdenken zur analytischen Wissenschaft im Vordergrund, so sind es bei Lemberg weniger die theoretisch-wissenschaftlichen Erkenntnisse als vielmehr die mit diesen zusammenhängenden populärwissenschaftlichen und volkspädagogischen Schriften.

Nach Lembergs Auffassung handelte es sich bei den Sudetendeutschen in erster Linie um eine Not- und Schicksalsgemeinschaft, die infolge der Ereignisse von 1918 bzw. 1945 entstanden war und die in sich eine „stammliche“ bzw. kulturhistorisch begründete Heterogenität aufwies.¹⁶⁴ Als integraler Bestandteil des gesamten deutschen Volkes waren die Sudetendeutschen damit eine historisch bedingte Variante der Nation, die nach ihrer Vertreibung nur vorübergehend als abgegrenzte Einheit

¹⁶¹ *Ders.*: Ideologie und Gesellschaft. Stuttgart 1971. – *Ders.*: Anthropologie der ideologischen Systeme. Weinheim, Basel 1977.

¹⁶² Ausführlich zu Eugen Lembergs wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten – der Nationalismustheorie und dem Ideologiekonzept – siehe die Aufsätze von Bedřich Loewenstein und Miroslav Hroch in diesem Heft der Bohemia.

¹⁶³ *Schenk, Annemie*: Interethnische Forschung. In: *Brednich, Rolf W.* (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3. überarb. Aufl. Berlin 2001, 363-390, hier 371 f.

¹⁶⁴ *Lemberg*: Erzieher und Grenzlandaufgabe 105 (vgl. Anm. 127). – *Ders.*: Die Ausweisung als Schicksal und Aufgabe. Zur Soziologie und Ideologie der Ostvertriebenen. Gräfelfing b. München 1949, 27 (Kleine Schriften der wissenschaftlichen Abteilung des Adalbert Stifter Vereins 3).

fortbestehen würde, die aber gleichwohl innerhalb der deutschen Nation eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen habe. Da sich Lemberg bereits seit Jahren intensiv mit ethnischen Migrations- und Integrationsvorgängen in der Geschichte – namentlich mit der polnischen Emigration des 19. Jahrhunderts und der der Hugenotten –¹⁶⁵ befasst hatte, wusste er, dass die Aufrechterhaltung einer von den Folgen der Zwangsmigration nahezu unberührten Volksgruppe illusorisch war. Anders als viele andere Sudetendeutsche, die sich gegen die fortschreitende Assimilation an die westdeutsche Gesellschaft wehrten, sah Lemberg in der Konservierung des Sudetendeutschums um seiner selbst willen kein erstrebenswertes Ziel. Aus seiner wissenschaftlichen Erkenntnis und seiner volkspolitischen Überzeugung erklärt sich auch, weshalb Lemberg gegenüber den Vertriebenen relativ gelassen prognostizierte, dass langfristig „mit unserem Tod als Volksgruppe“ zu rechnen sei.¹⁶⁶ Je stärker aber deren Werte im gesamtdeutschen Volk als gemeinsames Interesse gefestigt seien, „desto sicherer sei dieser Tod dann nicht einfach ein Auslöschen, ein Verschwinden, sondern die Geburt von etwas Neuem“.¹⁶⁷ Bevor die deutschen Volksgruppen endgültig im deutschen Volk aufgingen, gelte es daher, das mitgebrachte Erbe ihres Volkstums als gesamtdeutsches Erbe zu verankern.¹⁶⁸ Im Exil seien die Sudetendeutschen „als Volksgruppe [...] nur zu rechtfertigen als Entwerfer und Ferment einer neuen Völkerordnung, als Vorkämpfer einer auf die Epoche der nationalen Wiedergeburten und Differenzen antwortenden Epoche der Integrierung“.¹⁶⁹ Dabei gehe es nicht um „Internationalismus“, „sondern im Gegenteil: diese neue Ordnung muß beruhen auf der erfolgten Herausarbeitung der nationalen Individualitäten“,¹⁷⁰ „damit diese Volksgruppe wieder eine Führerin unter den Völkern auf dem Weg in eine neue Epoche sein kann“.¹⁷¹ So entwickelte Lemberg nach 1945 eine Konzeption, die den Spannungsbogen von Eingliederung und Rückkehr nicht als Widerspruch begriff, sondern diese vereinte und zu einem zusammenhängenden Programm machte, das sich aus einer übergeordneten Idee speiste. Auf diese Weise sollte das zentrale Anliegen der Volksgruppe („Rückkehr“) zum Anliegen der Nation („Restitution des Volksbodens“) werden.¹⁷²

Wie schon in den 1920er und 1930er Jahren, hatten Lembergs geschichtspolitische Schriften daher auch nach 1945 das politisch motivierte Identitätskonstrukt der „sudetendeutschen Volksgruppe“ zum Gegenstand, die sich nunmehr im Exil befinde.¹⁷³

¹⁶⁵ *Ders.*: Neue Beiträge zur Volkslehre. In: *Volk und Glaube* 3 (Mai 1938) H. 5, 100-103, hier 101 f.

¹⁶⁶ *Ders.*: Selbstbeurteilung und Geschichtsbewusstsein der Sudetendeutschen. In: *Sudetendeutsches Geschichtsbild in Vergangenheit und Gegenwart*. Siebente Jahrestagung der Ackermann-Gemeinde in Dinkelsbühl 22.-26. Juli 1953. München 1954, 14-37, hier 36 (Schriftenreihe der Ackermann-Gemeinde 7).

¹⁶⁷ *Ebenda.*

¹⁶⁸ *Ebenda.*

¹⁶⁹ *Ebenda.*

¹⁷⁰ *Ebenda.*

¹⁷¹ *Ebenda.*

¹⁷² *Lemberg*: Ausweisung 14 ff. (vgl. Anm. 164).

¹⁷³ *Ders.*: Aufbau und Führung einer Volksgruppe im Exil, besonders der Sudetendeutschen. In: *Ders.*: *Völker und Volksgruppen im Exil*. München 1953, 18-32 (Schriftenreihe der Ackermann-Gemeinde 5).

Deren „Sinn und Lebensberechtigung“ beruhe „in der Hoffnung auf die Heimkehr und in der Vorbereitung darauf“.¹⁷⁴ Auch nach dem Zweiten Weltkrieg sprach sich Lemberg für eine überparteiliche, die verschiedenen sozialen Milieus integrierende und dadurch zahlenmäßig starke und politisch einflussreiche sudetendeutschen Volksgruppe zur Verankerung ihres Eides im Deutschen Volk aus.¹⁷⁵ Genau wie in der Zwischenkriegszeit, bedürfe auch die vertriebene Volksgruppe der organisatorischen Zusammenfassung und der Führung durch eine geeignete Elite.¹⁷⁶ Denn „auch eine Volksgruppe im Exil“ habe eine Politik zu betreiben; mit Blick auf ihren Rückkehrwunsch in die Heimat müsse sie sich vor allem auf „eine klare und weitblickende Außenpolitik“ konzentrieren.¹⁷⁷ Diese müsse auf „sittlichen Ideen beruhen“, um gegenüber ihren eigenen Angehörigen „Bindekraft“ und gegenüber den Völkern „Werbekraft“ zu entfalten.¹⁷⁸ Wie schon in den 1920er und 1930er Jahren sei den Sudetendeutschen, wie auch den vertriebenen Deutschen überhaupt, eine bestimmte Funktion im Rahmen einer auch nach dem Zweiten Weltkrieg fortbestehenden nationalen Sendung des deutschen Volkes und seiner weltgeschichtlichen Mission

¹⁷⁴ Ders.: Rückkehr in die Heimat? In: *Ebenda* 33-60.

¹⁷⁵ Ders.: Aufbau und Führung einer Volksgruppe im Exil 24 ff. (vgl. Anm. 173).

¹⁷⁶ „Ein bedeutender Kern im Innern, bestehend aus einer Arbeitsgemeinschaft von Männern mit verschiedenen Weltanschauungen, Glaubensrichtungen, politischen Bekenntnissen, die hinter sich verschiedene Kreise von Anhängern und Freunden haben und damit verschiedene Brücken zur Außenwelt, zu den anderen Volksgruppen, zu den Einheimischen, ihren Bewegungen, Parteien und Staatseinrichtungen, und zu Freunden der Gesinnung und Haltung im Ausland. Sie müssen sich nur im letzten verständigen, in dem einen großen Anliegen der Volksgruppe, daß ihr Recht widerfahre, und daß ein tragfähiger Neubau Europas, eine gesunde Ordnung des Zusammenlebens der Völker geplant und gebaut werde. Dieser Kern, seine einzelnen Glieder oder seine Gesamtheit, spricht die richtungweisenden und ermutigenden Worte, die gesagt werden müssen, führt das Gespräch mit den anderen Volksgruppen und Völkern, mit dem Staat, der uns aufgenommen hat und der der Staat unseres Volkes ist. Dieser Kern setzt auch die Taten und schließt die Verträge, erläßt Verlautbarungen, die als Bausteine und Wegweiser notwendig sind, die uns eine sittliche und rechtliche Stellung in der Welt geben und uns ihr Vertrauen und ihre Sympathie verschaffen. Um die Männer dieses Kerns schließt sich eine Reihe von Bündeln und Organisationen, jede durch irgendein Prinzip oder eine besondere Aufgabe in sich gebunden: wirtschaftliche Hilfe, Rechtshilfe, Volkstums- und Kulturpflege, politische Erziehung sind solche Aufgaben; bestimmte religiöse, gesellschaftliche oder politische Ideale sind solche bindenden Prinzipien. Eine wesentliche Wirkung der Volksgruppe vollzieht sich auch durch die Mitarbeit ihrer Glieder in übergreifenden Bewegungen, Parteien und Organisationen, die Volksgruppenangehörige und Einheimische oder gar Ausländer zu irgendeinem Zweck zusammenfassen; ja gerade die größten Dienste werden der Volksgruppe dort geleistet, wo sich einer ihrer Angehörigen in einer an sich ohne Beziehung zur Volksgruppe entstandenen Institution als brauchbar oder führend erweist. Das Sudetendeutschtum hat sich in seiner Verbannung bisher überraschend gut gehalten und entwickelt. Es hat einen solchen Kern führender Männer, die sich, aus verschiedenen Bewegungen und geistigen Antrieben kommend, in dem zentralen Anliegen der Volksgruppe untereinander durchaus verständigen.“ *Ebenda* 29 f. Im Grunde beschreibt Lemberg hier die Konzeption der „Arbeitsgemeinschaft zur Wahrung sudetendeutscher Interessen“ bzw. des späteren „Sudetendeutschen Rats“. *Maier*: Sudetendeutscher Rechtskampf (vgl. Anm. 157).

¹⁷⁷ Lemberg: Aufbau und Führung einer Volksgruppe im Exil 24 (vgl. Anm. 173).

¹⁷⁸ *Ebenda*.

zugewiesen. Lemberg sah also die Existenz der deutschen Volksgruppen und deren Legitimation gegenüber der Außenwelt im Vorhandensein einer bestimmten, der jeweiligen historischen Situation anzupassenden und dadurch besonders werbewirksamen Idee bzw. Ideologie begründet.¹⁷⁹

Nach Lemberg waren die Sudetendeutschen aufgrund ihrer Erfahrungen als nationale Minderheit und vertriebene Volksgruppe im Exil zu „Märtyrer[n] einer künftigen Ordnung“¹⁸⁰ prädestiniert. Zur Rechtfertigung ihres Auftrags scheute er auch nicht vor der Gleichsetzung der Vertreibung der Deutschen mit dem Holocaust zurück:

Sind nicht die vielen Millionen, die in den letzten Jahren um irgendeines Prinzips willen – sei es nun dieser oder jener Art – aus der Heimat gerissen, in Lager gepfercht, gemartert oder getötet worden sind, Kinder eines gemeinsamen Schicksals, über Staaten, Völker und Ideologien hinweg? Was Juden durch Deutsche zugefügt wurde, ist diesen von Tschechen und Polen widerfahren. Als Volksschicksal aber ist das jüdische dem deutschen nicht unähnlich: hat sich nicht auch im jüdischen Volk im leidenschaftlichen Kampf um den zu spät und nie ganz erreichten Nationalstaat ein Nationalismus mit allen Abstufungen von geistiger Spitzenleistung bis zum Terror und Verbrechen entwickelt? Deutsche und Tschechen, vor kurzem noch Vertreiber und Vertriebene, sehen sich heute als Flüchtlinge in den gleichen Lagern wieder.¹⁸¹

Diese ahistorische Parallelisierung von Deutschen und Tschechen in ihrer jeweiligen Rolle als Täter und Opfer war nur möglich durch eine Zurückverlegung der Ursachen der Vertreibung ins 19. Jahrhundert. Denn nach Lemberg markierte die Vertreibung der Deutschen das Ende der Epoche der nationalen Wiedergeburt in Ostmitteleuropa. Sie sei bereits als potentielle Gefahr im Nationalismus des 19. Jahrhunderts angelegt gewesen, auf dessen Prinzipien später sowohl die tschechoslowakische Staatsidee als auch die vorherrschende Haltung der deutschen Politik in der Ersten ČSR basiert habe.¹⁸² Mit der Erweiterung des historischen Rahmens relativierte Lemberg letztlich den Zusammenhang von Vertreibung und Nationalsozialismus. Nichts habe aber „propagandistisch dem tschechischen Volk mehr geschadet, als die Austreibung der Sudetendeutschen“.¹⁸³ Diese habe zum „Verlust an Ansehen und Achtung“ der Tschechen in der Welt geführt und sie moralisch auf die Stufe der durch die Verbrechen des Dritten Reiches diskreditierten Deutschen gestellt:

So hat das, was manche Tschechen als großen nationalen Erfolg ansahen und vielleicht heute noch ansehen, die Vertreibung der Deutschen, in Wirklichkeit ihre Stellung in der zivilisierten Welt untergraben, wie ja auch uns Deutschen nichts mehr geschadet hat als die vermeintlichen nationalen Erfolge Hitlers.¹⁸⁴

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg waren Lembergs wissenschaftliche Arbeiten deutlich von volkspolitischen Interessen geprägt. Indem er die „Entstehung eines neuen Volkes aus Binnendeutschen und Ostvertriebenen“¹⁸⁵ avisierte und die „Neu-

¹⁷⁹ Lemberg: Ausweisung (vgl. Anm. 164)

¹⁸⁰ *Ebenda* 16 ff.

¹⁸¹ *Ders.*: Geschichte des Nationalismus in Europa 11 (vgl. Anm. 160).

¹⁸² *Ders.*: Ostmitteleuropa, vom Exil aus gesehen. Um ein übernationales Geschichtsbild dieses Raumes. In: *Ders.*: Völker und Volksgruppen im Exil 5-17, hier 14 f. (vgl. Anm. 173).

¹⁸³ *Ders.*: Selbstbeurteilung und Geschichtsbewußtsein 33 (vgl. Anm. 166).

¹⁸⁴ *Ebenda*.

¹⁸⁵ *Ders.*: Vorwort. In: *Ders./Krecker*, Lothar (Hgg.): Entstehung eines neuen Volkes (vgl. Anm. 149).

fassung des gesamten deutschen Geschichtsbildes“ zu einer „wirklichen Volksgeschichte an Stelle der bloßen Staatsgeschichte“ forderte,¹⁸⁶ hielt er am volksgeschichtlichen Paradigma und dem Glauben an das Fortbestehen einer besonderen nationalen Aufgabe des deutschen Volkes fest.

So forderte Eugen Lemberg 1948 in seiner Rede anlässlich der 600-Jahr-Feier der Prager Universität in München die Sicherung des Erbes der Deutschen Universität in den westlichen Besatzungszonen und die Weiterbeschäftigung der vertriebenen Wissenschaftler als Träger dieses Erbes sowie die Weiterführung der „gesamtdeutschen Mission“ der Vertriebenen:¹⁸⁷

Wäre es nicht an der Zeit, und wäre es nicht im Interesse der Aufnehmenden, Stellen zu schaffen oder zu fördern, die dieses Erbe sammeln und zugänglich machen? Ja, wäre es darüber hinaus nicht notwendig, ein Institut zu errichten, das sich als Erbe der Prager deutschen Universität fühlen könnte, da dieser Universität doch jetzt eine Aufgabe harret, noch wichtiger und größer vielleicht als in der alten Heimat. Denn mehr noch als in den Tagen des Glücks braucht das Sudetendeutschtum im Exil einen geistigen Mittelpunkt, der aber – das lehrte uns eben die Geschichte der Prager Universität – kein Träger eines engen und eifersüchtigen Stammes-patriotismus sein dürfte, sondern im Gegenteil: Wegweiser über die bloße Abwehr und Selbsterhaltung hinaus zur gesamtdeutschen Mission der aus dem Sudetenland, wie überhaupt dem Osten vertriebenen Deutschen.¹⁸⁸

Vor seinen vertriebenen Kollegen konstatierte Lemberg damals, dass „ein ungeheueres Schicksal über uns hereingebrochen“ sei,¹⁸⁹ und stellte die deutschen Vertreibungsoffer auf eine Stufe mit den Opfern des Nationalsozialismus.¹⁹⁰ Ausgehend von dieser Leidenserfahrung plädierte er für die Fortführung der Aufgaben der deutschen Prager Universität und für die Erfüllung ihrer „weltgeschichtliche[n] Mission“.¹⁹¹

Auch über das deutsche Volk hinaus haben die vertriebenen Sudetendeutschen und Ostdeutschen eine weltgeschichtliche Mission – und auch dies müsste ihnen ein geistiger Mittelpunkt wie der vorgeschlagene klar machen: Er müsste zeigen, daß sie damit auf einer Linie stehen mit den vielen Millionen, die in unseren Tagen um irgendeines Prinzips willen aus der Heimat ins Elend gestoßen, mißhandelt, in Lager gepfercht, getötet worden sind. Ein solches Übermaß des Leidens muß eine erlösende Kraft in sich haben. Es muß die Menschheit geistig und sittlich um eine Stufe weiter bringen [...]: Die Menschheit über die Stufe der Sprachen-

¹⁸⁶ Lemberg, Eugen: Das Geschichtsbewußtsein der Sudetendeutschen. Ein Beispiel für die Notwendigkeit und Möglichkeit des Umdenkens. In: *Ders.*: Ostkunde (1964) 208-242, hier 241 (vgl. Anm. 152).

¹⁸⁷ *Ders.*: Die Prager Universität und das Schicksal Mitteleuropas. In: Preidel, Helmut (Hg.): Die deutsche Universität in Prag. Ein Gedenken anlässlich der 600-Jahrfeier der Karls-Universität in Prag. Gräfelfing b. München 1948, 12-38, hier 36 (Kleine Schriften der wissenschaftlichen Abteilung des Adalbert-Stifter-Vereins 1).

¹⁸⁸ *Ebenda*.

¹⁸⁹ *Ebenda* 37.

¹⁹⁰ Diese Perspektive Lembergs war symptomatisch für die sich im Nachkriegsdeutschland allgemein durchsetzende Identität der Deutschen als Opferkollektiv. Moeller, Robert G.: Deutsche Opfer, Opfer der Deutschen. Kriegsgefangene, Vertriebene, NS-Verfolgte: Opferausgleich als Identitätspolitik. In: Naumann, Klaus (Hg.): Nachkrieg in Deutschland. Hamburg 2001, 29-58.

¹⁹¹ Lemberg, Eugen: Die Prager Universität und das Schicksal Mitteleuropas. In: Preidel (Hg.): Die deutsche Universität in Prag 37 f. (vgl. Anm. 187).

und Rassenverfolgungen und der Ausweisungen um der Volkszugehörigkeit willen hinauszuführen, dem Kreislauf des immer sich steigernden Hasses ein Ende zu setzen. Wenn Leid und Tod der Unzähligen in den Lagern jeder Richtung, der Verschleppten und der Ostdeutschen, der in Prag und im Sudetenland Gemordeten und Ausgewiesenen schließlich bewirkt haben werden, daß doch einmal die Verschickungen, Misshandlungen und Tötungen von Menschen wegen ihrer Sprache, Volkszugehörigkeit und Kultur so verfehmt [sic!] werden, wie heute schon die Verfolgungen um des Glaubens willen verfehmt [sic!] sind, dann sind sie nicht umsonst gewesen.¹⁹²

Nach den katastrophalen Versuchen in Europa, ethnisch homogene Nationalstaaten herzustellen, deren Höhepunkte die Judenvernichtung bzw. die ethnischen Vertreibungen darstellten, galt es nun nach Lembergs Auffassung, eine Neukonzeption für das Zusammenleben der Völker in Mitteleuropa zu entwickeln. Die Vertriebenen seien aufgefordert, „dem ungeheueren Schicksal selbst die politische, sittliche und religiöse Idee abzulauschen“.¹⁹³

So wird auch die Rechtfertigung des deutschen Ostens darin bestehen, daß er über den apologetischen Hinweis auf einst Getanes – das die Völker der Welt als von Hitler verwirkt ansehen – hinaus, sich selbst und den Völkern dieses Raumes eine Lehre verkündet, nicht im romantischen Kulturbringerstil, sondern durch ihre sittliche Haltung und geistige Leistung.¹⁹⁴

Eine solche Idee als Basis einer neuen Epoche in den Beziehungen der Völker und als Grundlage einer neuen Ordnungsidee Ostmitteleuropas sah Lemberg in der Stuttgarter Charta der Vertriebenen aus dem Jahr 1950:¹⁹⁵

[...] in dieser Charta der Vertriebenen mit ihrem Verzicht auf Haß und Rache, mit ihrer Ablehnung der Kollektivschuld, ihrer sittlichen Begründung des Rechtes auf Heimat ist ein neuer Gedanke, ein neues ethisches Prinzip in der Politik, im Leben der Völker angeklungen, der Grundstein einer neuen Epoche gelegt, ähnlich, wie seinerzeit die Verkündigung der Menschenrechte eine neue Epoche der politischen Ethik begründet hat.¹⁹⁶

Lemberg interpretierte die Vertreibung der Deutschen mithin als Ausdruck einer epochalen Wende, deren Lehren das Fundament für das Zusammenleben der Völker bilden könnten.

Wenn Lemberg nun eine Überwindung antagonistischer Denkmuster und der einst im Volkstumskampf bzw. der Nationswerdung notwendigen Selbstabgrenzung der Völker Böhmens fordert, so haben sich inhaltlich die Vorzeichen geändert – weg von einer national segregierenden hin zu einer Völker und Räume integrierenden Sichtweise¹⁹⁷ –, doch schloss dies auch die Option auf Rückkehr der Sudeten-

¹⁹² *Ebenda.*

¹⁹³ *Lemberg*: Ausweisung 6 (vgl. Anm. 164).

¹⁹⁴ *Ders.*: Um den richtigen Ansatz der Ostkunde. In: *Ders.*: Ostkunde (1964) 9-18, hier 17 (vgl. Anm. 152).

¹⁹⁵ Die Charta mit den Unterschriften der Vertriebenenvertreter ist abgedruckt in: *Lemberg/Edding* (Hgg.): Die Vertriebenen in Westdeutschland. Bd. 3, 662-663 (vgl. Anm. 25).

¹⁹⁶ *Ders.*: Selbstbeurteilung und Geschichtsbewußtsein 34 (vgl. Anm. 166).

¹⁹⁷ „Es ist ein Anachronismus, wenn nun diese Völker, da die Herausbildung der nationalen Individualitäten ihren Gipfelpunkt überschritten hat, ja durch die ungeheueren Zerstörungen und die Balkanisierung Ostmitteleuropas ad absurdum geführt ist, immer noch mit den Ideologien gegeneinander argumentieren, die aus der Zeit der Desintegration stammen: jetzt, in der Zeit einer notwendigen Reintegration! Darin sind wir ihnen um einen

deutschen in ihre Heimat ein: „Sinn und Lebensberechtigung einer Gruppe im Exil, die ihre Heimat nicht freiwillig verlassen hat, um sie gegen eine bessere einzutauschen, beruht ja in der Hoffnung auf die Heimkehr und in der Vorbereitung darauf.“¹⁹⁸ Dies sei nicht nur der begreifliche Wunsch auf Wiederherstellung des Rechts, [...] sondern eine Forderung der objektiven Gerechtigkeit und der sittlichen Werteordnung. Die Vertriebenen und Flüchtlinge aller Völker sind lebendige Mahn- und Warnzeichen für das Gewissen der Menschheit und darum nicht nur Kämpfer in eigener Sache, sondern zugleich Beauftragte einer höheren Macht.¹⁹⁹

Doch selbst wenn man Lemberg einen inhaltlichen Perspektivenwechsel hin zu einem multiethnischen Zusammenleben der Völker Böhmens konzidiert, bleibt er mindestens in zweierlei Hinsicht der Perspektive der Staffelnstein-Zeit verhaftet: Zum einen ist die methodische Grundlegung seiner Neuorientierung den alten Begrifflichkeiten und Denkhorizonten verpflichtet,²⁰⁰ zum anderen hat er es auch volkspolitisch-konzeptionell nie vermocht, Formen ethnischer Vermischung – die doch eigentlich der Realität des kulturell hybrid geprägten Ostmitteleuropa entsprachen – in sein wissenschaftliches Weltbild zu integrieren, sondern hielt am Konzept differenter Nationen fest.

Dass Lemberg nach wie vor in ethnozentrischen Kategorien dachte, zeigt sich nicht nur in der Idee eines auf Sammlung und Bewahrung zielenden geistigen Mittelpunktes zur Bündelung eines diffusen Erbes, wie sie in der geforderten „Neugründung“ der Prager Universität zum Ausdruck kommt, sondern auch in seiner Begründung der „weltgeschichtliche[n] Mission“ der Sudetendeutschen.²⁰¹ Lemberg hielt es weiterhin für die Aufgabe der dem östlichen Europa entstammenden Deutschen, auf Mitteleuropa einzuwirken. Dabei seien auch die Geschichtsbilder der anderen Völker einzubeziehen:

Darum ergeht an uns die Forderung, mitdenken zu können auch für die anderen Völker. Dieses Mitdenkenkönnen, selbst den Gegner in ein großes Konzept einzubeziehen, sein eigenes Geschichtsbild nicht aufzustellen ohne ihn, das ist die echte staatsmännische Kunst, die heute von uns gefordert wird.²⁰²

Ausgehend von der Überzeugung, dass auch nach der Vertreibung die Möglichkeit zur Wiedergewinnung der verlorenen Heimat bestand, entwarf Lemberg gewissermaßen das „Konzept einer zweiten Chance“, bei dem es sich im Grunde genommen um ein religiöses Konstrukt handelte, das sich aus Grundprämissen des Christentums speiste: Über Buße, Läuterung, Vergebung und Erlösung führe die Rückkehr in das verheißene Paradies.²⁰³ Detailliert arbeitete Lemberg diese messia-

Schritt voraus. Darin haben wir ihnen etwas zu sagen, wir, die durch die überschäumende Welle unseres eigenen Nationalismus und durch den darauffolgenden Zusammenbruch zum Nachdenken über die letzten Grundlagen, Rechtfertigungen und Grenzen des nationalen Daseins gezwungen sind.“ *Ebenda* 35 (Hervorh. im Original).

¹⁹⁸ *Ders.*: Rückkehr in die Heimat? 33 (vgl. Anm. 174).

¹⁹⁹ *Ebenda*.

²⁰⁰ Vgl. *ders.*: Sendungsideen (vgl. Anm. 70).

²⁰¹ *Ders.*: Die Prager Universität 37 f. (vgl. Anm. 187).

²⁰² *Ders.*: Selbstbeurteilung und Geschichtsbewußtsein 35 (vgl. Anm. 166).

²⁰³ Der Mensch bedürfe der Spannung auf etwas Fernes hin, auf ein Ziel in der Zukunft, auf

nische Sendungsidee²⁰⁴ erstmals in seinem Werk „Die Ausweisung als Schicksal und Aufgabe“ aus.²⁰⁵ Nicht aufgrund von Leistungen der Vergangenheit, sondern nur durch zu vollbringende geistige Leistungen in der Gegenwart und Zukunft könne die Heimat wiedergewonnen werden:

Daß das Schicksal der Ostvertriebenen, wenn es nur innerlich verarbeitet, auch zur Selbstläuterung verarbeitet wird, sie zu Beauftragten einer solchen Lehre macht, das zeigen die wertvollen Ansätze dazu in der sogenannten Stuttgarter Charta der Vertriebenen mit ihrem Verzicht auf Haß, Rache, ihrer Proklamierung des Menschenrechtes auf Heimat und ihrer Ablehnung der Kollektivschuldidee. Man mag die realpolitische Wirkung dieses Dokumentes nüchtern beurteilen. Aber es ist [...] wesentlich für die Entwicklung der politischen Ethik. Hier ist – soweit echt und nicht nur taktisch gemeint – das Wort, das der deutsche Osten zu verkünden hat. Hier sind die Ansätze zu einer Völkerordnung, mit deren Entwurf er sich seine Heimat von neuem verdienen muß. Die heute vollzogene und in Selbstläuterung zu vollziehende ethische und denkerische Leistung aber wird mehr für unser Heimatrecht beweisen als der Hinweis auf die Leistung der Väter. [...] Wenn wir nun darangehen, die praktischen Vorschläge für die Behandlung des deutschen Ostens in Unterricht und Erziehung an unseren Schulen und Volksbildungseinrichtungen auszuarbeiten, dann müssen wir solche und ähnliche Überlegungen über die Grundlagen dieser Arbeit anstellen, damit wir nicht durch einen falschen Ansatz den erlittenen Verlust des deutschen Ostens nur noch besiegeln.²⁰⁶

Zwar forderte Lemberg in zahlreichen Schriften der Nachkriegszeit die Vertriebenen wiederholt dazu auf, „die gewohnten Denkgeleise zu verlassen“, um eine „Phase des Umdenkens, der Überprüfung und Revision“ sowie „der geistigen Bewältigung der aus Heimatverlust und Verbannung entstandenen Probleme“ einzuleiten.²⁰⁷ Den Hintergrund für diese Appelle zur Revision bildete jedoch nicht die Einsicht in die Notwendigkeit einer selbstkritischen Aufarbeitung.²⁰⁸ Vielmehr zielte Lembergs Aufruf auf die „Wiedergewinnung der verlorenen Heimat“ durch Propagierung eines unveräußerlichen Rechts auf Heimat und die Entwicklung einer neuen Sendungsidee der Sudetendeutschen, die darin bestehen sollte,

um die Rechte der eigenen Volksgruppe zu ringen, die Wiederherstellung des so genannten nationalen Besitzstandes zu verlangen, Garantien der Sicherheit des eigensprachlichen Lebens für das eigene Volk oder die eigene Volksgruppe zu fordern.²⁰⁹

einen seligen Zustand: „Wir bedürfen einer Eschatologie.“ Diese bestehe für den Vertriebenen in der Spannung zwischen verlorener und verheißener Heimat. *Ders.*: Rückkehr in die Heimat? In: *Ders.*: Völker und Volksgruppen im Exil 33-60, hier 44 ff. (vgl. Anm. 173).

²⁰⁴ *Schreiner*, Klaus: Messianismus, Bedeutungs- und Funktionswandel eines heilsgeschichtlichen Denk- und Handlungsmusters. In: *Hildebrand*, Klaus (Hg.): Zwischen Politik und Religion. Studien zur Entstehung, Existenz und Wirkung des Totalitarismus. München 2003, 1-44 (Schriften des Historischen Kollegs 59).

²⁰⁵ *Lemberg*: Ausweisung (vgl. Anm. 164). Mit dieser umfangreichen programmatischen Schrift, in der bereits im Gründungsjahr der Bundesrepublik sämtliche Topoi der Vertriebenenthematik in konzentrierter Form berührt werden, wurde Eugen Lemberg – wie er selbst schreibt – zum „Ideologe[n] und Prophet[en] der Vertriebenen“. *Lemberg*: Grenz-zonen 225 (vgl. Anm. 3). – Zur Wirkung dieser Schrift auf die Vertriebenen siehe *Jering*, Karl: Die Ausweisung als Schicksal und Aufgabe. In: *Seibt* (Hg.): Lemberg 101-129 (vgl. Anm. 2).

²⁰⁶ *Lemberg*, Eugen: Um den richtigen Ansatz der Ostkunde 17 f. (vgl. Anm. 194).

²⁰⁷ *Ders.*: Umdenken in der Verbannung. Ein neues Verhältnis zu Ostmitteleuropa? In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* (1954) 11, 109-122, hier 109.

²⁰⁸ *Ders.*: Das Geschichtsbewusstsein der Sudetendeutschen (vgl. Anm. 186).

²⁰⁹ *Ders.*: Ausweisung 17 (vgl. Anm. 164).

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass Lemberg in seinen politisch-pädagogischen Schriften die nationalen Kategorien wie auch eine emotional aufgeladene Begrifflichkeit beibehielt, weitgehend auf eine empirisch-analytisch fundierte Begriffsbildung sowie auf die Verwendung der zeitgemäßen soziologischen Terminologie verzichtete. Er glaubte weiterhin an die Wirksamkeit von Ideen. Auch nach 1945 betrachtete Lemberg auf diesem Gebiet seiner Arbeit die Volksgruppe vorrangig aus der Innenperspektive – im Unterschied zu Francis, der in seinem wissenschaftlichen Œuvre die ostdeutschen Vertriebenen mit dem Blick des empirisch-analytisch arbeitenden Soziologen gleichsam von außen beschrieb.

Eugen Lemberg erlebte die USA als Kriegsgefangener. Daher brachte die räumliche Distanz mitsamt dem Blick von außen auf die „deutsche Katastrophe“ (Friedrich Meinecke) für ihn – anders als für seinen früheren Weggefährten Emerich K. Francis – nicht die Notwendigkeit zum radikalen Wechsel des Forschungsfeldes mit sich. In seinem politisch-pädagogischen Engagement, das er anders als Francis neben der wissenschaftlichen Betätigung verfolgte, spielten nationale Kategorien und „Lehren aus der Geschichte“ eine vorrangige Rolle. Damit aber unterschied sich Eugen Lemberg in seinem Selbstverständnis nach 1945 fundamental von Emerich K. Francis.

Der Wissenschaftler Emerich K. Francis nach 1938 – Neuanfang und Umwertung der Werte

Der gegenüber Eugen Lemberg um drei Jahre jüngere Emerich K. Francis wurde am 27. Juni 1906 in Gablonz (Jablonec nad Nisou) geboren. Da er in Innsbruck aufwuchs, blieb er nach dem Ersten Weltkrieg österreichischer Staatsbürger. Nach der Matura studierte Francis zunächst zwei Semester Rechtswissenschaften in Innsbruck, bevor er 1926 seinen Studienort nach Prag verlegte, um dort ein breit angelegtes geisteswissenschaftliches Studium der Germanistik, Philosophie, Pädagogik, Psychologie, Volkskunde und Geschichte zu absolvieren. In Prag schloss sich Francis dem Hochschulring des Staffelstein an und wurde 1930 mit seiner Dissertation über den pädagogischen Gehalt im Werk Bernard Bolzanos – ein typisches Staffelstein-Thema²¹⁰ – zum Dr. phil. promoviert.²¹¹ Anschließend hatte er von 1930 bis 1933 – zeitgleich mit Lemberg – eine Assistentenstelle am Deutschen Institut für Auslandskunde in Münster, in dessen Publikationsreihe seine Dissertation

²¹⁰ Der Mathematiker, Religionsphilosoph und Priester Bernard Bolzano (1781-1848), der an der Prager Universität philosophische Religionslehre las, bis er 1819 seines Amtes enthoben und 1822 von der katholischen Kirche mit einem Lehrverbot belegt wurde, galt als persönliche Identifikationsfigur Eduard Winters. Winter widmete dem katholischen Aufklärer 1933 eine Biographie (*Winter, Eduard: Bernard Bolzano und sein Kreis*. Leipzig 1933) und blieb zeit seines wechselhaften Lebens von Bolzano fasziniert. Diese Faszination bestand nicht zuletzt darin, dass Winter bei seinem eigenen Konflikt mit der Amtskirche Parallelen zu seinem Vorbild Bolzano zu sehen glaubte. Weil Winter seinen Staffelsteinkreis in der Nachfolge des Studentenkreises Bolzanos stilisierte, wurde diesem Gelehrten eine besondere Verehrung entgegengebracht. Vgl. *Lemberg: Grenzzonen* 186 (vgl. Anm. 3).

²¹¹ *Franzis: Bernard Bolzano* (vgl. Anm. 16).

veröffentlicht wurde.²¹² Nach Vermittlung des Institutsleiters Georg Schreiber wurde Francis' Aufenthalt durch ein Stipendium der „Österreichisch-Deutschen Wissenschaftshilfe“ finanziert.²¹³ Wie Lemberg reiste auch Francis während dieser Zeit wiederholt zu Treffen mit Staffelsteinern nach Böhmen bzw. Prag und publizierte im Staffelstein-Organ „Stimmen der Jugend“.

Francis blieb bis Sommer 1933 in Münster.²¹⁴ Weiterhin ausgestattet mit einem Stipendium der „Österreichisch-Deutschen Wissenschaftshilfe“ zum Zweck „einer umfangreicheren soziologischen Untersuchung über den Volksbegriff“, die jedoch „in den Wirren der Kriegs- und Nachkriegsjahre zur Gänze verloren“ ging,²¹⁵ kehrte Francis zunächst nach Österreich zurück,²¹⁶ bevor er sich kurzzeitig in Leitmeritz²¹⁷ und schließlich im nordböhmischen Warnsdorf (Varnsdorf) niederließ. Dort arbeitete er bis Anfang 1939 als Chefredakteur der katholischen „Volkszeitung“, die im katholischen „Verlag Ambros Opitz“ erschien. Auch in Warnsdorf blieb Francis eng mit den Staffelsteinern verbunden.²¹⁸ Aus dieser Zeit rührte auch seine lebenslange Freundschaft²¹⁹ mit dem Warnsdorfer Stadtbibliothekar Arthur Herr, der als einer der rührigsten sudetendeutschen Volkstumskämpfer bezeichnet werden kann.²²⁰ Diese Bekanntschaft sollte sich für Francis wenige Jahre später als lebens-

²¹² Siehe oben, Anm. 16.

²¹³ *Schreiber*, Georg: Deutschland und Österreich bes. 23 ff. und 47 (vgl. Anm. 109).

²¹⁴ Universitätsarchiv der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) München, Sen-I-250, Lebenslauf Prof. Francis vom 21.12.1955.

²¹⁵ *Ebenda*.

²¹⁶ *Ebenda*. In diesem Lebenslauf, mit dem er sich um die Berufung auf den Münchner Lehrstuhl bewarb, verschweigt Francis, dass er damals nur vorübergehend in Österreich blieb, bevor er zurück in die ČSR ging und sich dort im Sinne des Staffelstein engagierte.

²¹⁷ 1935 heiratete Francis die Leitmeritzerin Gisela Schweizer, die ebenfalls aus dem Kreis der Staffelsteiner kam. Wie Lemberg wählte Francis eine Ehefrau, die im Mädchenbund des Staffelstein sozialisiert worden war.

²¹⁸ *Winter*, Eduard: Mein Leben im Dienst des Völkerverständnisses. Nach Tagebuchaufzeichnungen, Briefen, Dokumenten und Erinnerungen. Bd. 1, Berlin 1981, 107.

²¹⁹ Dies belegt ein langjähriger Schriftwechsel zwischen beiden. Sudetendeutsches Archiv (SdA), Nachlass (NL) Arthur Herr, C VIII-4a.

²²⁰ Arthur Herr (1891-1986), der in der sudetendeutschen Volksbüchereibewegung führend tätig war, engagierte sich als Volkstumskämpfer. In diesem Sinne trat er als Schriftleiter von „Volk an der Arbeit. Sudetendeutsche Monatsschrift für Volksbildung“ hervor und verfasste eine programmatische Schrift zur sudetendeutschen Büchereibewegung (*Herr*, Arthur: Das Büchereigesetz und unsere Büchereibewegung. Olmütz 1919). Darüber hinaus setzte er sich in einem offenen Schreiben an die Regierung für die sudetendeutsche Kulturautonomie in der ČSR ein. *Herr*, Arthur: Offenes Schreiben an den Herrn Außenminister Dr. Kamil Krofta. Warnsdorf (Selbstverlag) 1936. Diese Aktivitäten qualifizierten Herr dafür, dass ihn Konrad Henlein Ende 1936 „mit der Aufsicht über das gesamte Volksbildungswesen der sdt. Volksgruppe [betrachte]. Im Sinne dieses Auftrages übernahm [er] im Feber 1937 ehrenamtlich die Geschäftsführung der ‚Gesellschaft für dt. Volksbildung‘ und arbeitete von nun ab aufs engste mit den Kulturstellen der SdP zusammen“. Im nationalsozialistischen „Sudetengau“ hatte Herr von 1939 bis 1941 „die Funktion eines Landesobmannes der Gruppe Büchereiwesen“ in der Landesleitung der Reichsschrifttumskammer in Reichenberg inne. Siehe Lebenslauf Arthur Herr, BA Berlin RK (ehem. BDC), B 0071. – Arthur Herr war eng mit dem Kreis der Staffelsteiner verbunden und lebenslang nicht nur mit Francis, sondern auch mit Eduard Winter befreundet (siehe Briefwechsel

rettend erweisen. Denn im September 1938 war es in Warnsdorf zu antisemitischen Verfolgungen von derart radikalen Ausmaßen gekommen, dass sich die Stadt rühmte, sie werde „judenrein ins Reich kommen“.²²¹ Unter diesen Umständen war es auch für Francis aussichtslos geworden, seine bis zu diesem Zeitpunkt durch ein deutschnationales und dezidiert katholisches Bekenntnis konsequent verdeckte jüdische Abstammung zu verbergen.²²² Während politisch gleichgesinnte Bekannte Francis' wie Eugen Lemberg²²³ in dieser Krisenzeit die Lage Warnsdorfs zur „Republikflucht“ nutzten und von dort aus über die grüne Grenze ins nationalsozialistische Deutschland nach Sachsen flohen, stand Emerich K. Francis, der nach den Nürnberger Rassegesetzen im Deutschen Reich als „Volljude“ galt, diese Option nicht offen. Es waren letztlich die guten Verbindungen zum völkischen Lager, die ihm in dieser höchst bedrohlichen Situation die Flucht über Innsbruck und Südtirol nach Großbritannien ermöglichten.²²⁴

SdA, NL Arthur Herr, C VIII-5 b). Bezeichnenderweise verhalf Arthur Herr sowohl Lemberg als auch Francis zur „Flucht“ über die Staatsgrenzen der ČSR, wenn sie auch in ganz andere Richtungen und aus unterschiedlichen Gründen das Land verließen: Lemberg brachte Herr während der „Sudetenkrise“ über die nahe seinem Warnsdorfer Haus gelegene sächsische Grenze (*Lemberg: Grenzzonen* 195 f.; vgl. Anm. 3) und beförderte zu Beginn des Jahres 1939 die Emigration von Francis (Zeitzeugengespräch der Verfasserin mit R. E., der Tochter von Arthur Herr). Nach der Vertreibung lebte Herr in Winnenden. Von dort aus widmete er sich vor allem der Überlieferung sudetendeutscher Biographien und begründete den biographischen Katalog des Collegium Carolinum und damit den Grundstock des von dieser Institution herausgegebenen Biographischen Lexikons zur Geschichte der böhmischen Länder.

²²¹ *Míšková, Alena*: Von Schönerer zum Genozid? In: Ackermann-Gemeinde/Česká Křesťanská Akademie (Hg.): *Die Juden im Sudetenland*. München, Prag 2000, 65-86, hier 76.

²²² Die Eltern Francis' waren beide vom Judentum zum Katholizismus konvertiert und hatten den Sohn in diesem Bekenntnis erzogen. Erst im Schulalter hatte Francis von diesem familiären Hintergrund erfahren, den er offenbar als Makel empfand und fortan nach Möglichkeit tabuisierte (Vgl. Zeitzeugengespräch mit R. E.). Selbst die abstammungsbedingte Flucht aus dem nationalsozialistischen „Sudetengau“ führte zu keiner Verhaltensänderung. Aus diesem Grund blieb der ursächliche und existentiell notwendige Anlass seiner Flucht auch weiterhin ein gut gehütetes Geheimnis, das nur seine engsten Freunde kannten. Auch seinen späteren Assistenten am Münchner Lehrstuhl für Soziologie, M. Rainer Lepsius und Heiner Treinen, war diese Komponente bis zuletzt verborgen geblieben. Nach deren Erinnerungen hat sich Francis über diese Zeit nur sehr zurückhaltend geäußert und die Jahre in Nordamerika als Forschungsaufenthalt in seine wissenschaftliche Laufbahn integriert. (Vgl. Korrespondenz der Verfasserin mit den Soziologen M. R. Lepsius und H. Treinen).

²²³ *Lemberg: Grenzzonen* 195 f. (vgl. Anm. 3).

²²⁴ Da die Umstände dieser Flucht nicht schriftlich überliefert sind, musste zu ihrer Rekonstruktion auf Zeitzeugenberichte zurückgegriffen werden. Das Gespräch mit R. E. lässt die Dramatik der damaligen Situation des bedrängten Francis erahnen. Die Tochter Herrs erinnert sich daran, wie Francis am Familientisch den bislang ahnungslosen Freund und bekennenden Antisemiten Arthur Herr von seiner jüdischen Abstammung in Kenntnis gesetzt habe. Diese Eröffnung habe damals „eingeschlagen wie ein Blitz“. Schließlich habe sich Herr entschieden, dem Freund zu helfen und sich zusammen mit dem Henlein-Vertrauten und späteren SA-Gauleiter Franz May dafür eingesetzt, dass Francis unbeschadet das Land verlassen konnte. Da Francis' schwangere Frau zurückblieb, durfte des-

In England lebte Francis zurückgezogen in einem Benediktinerkloster, bis er schließlich – wie viele andere deutschstämmige Zivilisten – im Sommer 1940 als „enemy alien“ inhaftiert und in die kanadische Provinz Manitoba abgeschoben wurde,²²⁵ wo er 1942 als landwirtschaftlicher Arbeiter aus der Haft entlassen wurde.²²⁶ Francis war also nicht freiwillig nach Nordamerika emigriert, sondern als Gefangener dorthin verschickt worden. Bald nach seiner Freilassung zog Francis nach Winnipeg und arbeitete als Schriftsetzer. Seine Freizeit nutzte er zum Besuch der Universitätsbibliothek und zum Studium der für ihn neuen englischen Sprache. Bereits 1944 verfasste Francis seinen ersten wissenschaftlichen Aufsatz in Englisch, von dem er „eigenhändig einen Privatdruck“ herstellte, der schließlich in der angesehenen Zeitschrift „Rural Sociology“ veröffentlicht wurde.²²⁷ Auf diese Weise gelang es ihm, „noch während des Krieges mit akademischen Kreisen Fühlung zu gewinnen“.²²⁸ Im Jahr 1945 konnte Francis schließlich ganz zu wissenschaftlicher Tätigkeit zurückkehren. Dabei profitierte er von dem günstigen Umstand, dass sich damals in den Sozialwissenschaften Nordamerikas die Abkehr vom Paradigma des melting pot abzeichnete und sich der Fokus zunehmend auf das multiethnische Zusammenleben der verschiedenen Einwandererkulturen richtete.²²⁹ So förderte auch die „Manitoba Historical Society“ seit 1944 gezielt die Erforschung der in diesem kanadischen Bundesstaat ansässigen verschiedenen Ethnien und nationalen Grup-

sen jüdische Abstammung auch später auf keinen Fall bekannt werden, um die Familie nicht zu gefährden. Die Flucht wurde durch die Inszenierung eines Familienzwists vorbereitet – ein privater Grund wurde zur Verschleierung des politischen Hintergrunds von Francis' Fortgehen ersonnen: Unter den Zurückbleibenden sollte der Eindruck entstehen, Francis habe seine schwangere Frau aufgrund eines Streits verlassen und widme sich im Ausland wissenschaftlichen Forschungen. Damit war die Grundlage gelegt für Francis' Interpretation seines Exils als Forschungsaufenthalt, die er auch nach 1945 ungebrochen pflegte. Seinem im März 1939 geborenen Sohn begegnete Francis erst 1947 in den USA, wo die Familie nach dem Krieg wieder zusammenfand.

²²⁵ Zur Politik der britischen Regierung gegenüber deutschstämmigen Zivilisten während des Krieges siehe *Strickhausen*, Waltraud: Großbritannien. In: *Krohn* (Hg.): Handbuch der deutschsprachigen Emigration 251-270 (vgl. Anm. 14). – Zur Emigration in Kanada siehe *Strickhausen*, Waltraud: Kanada. *Ebenda* 284-297.

²²⁶ Die Angaben zu Francis im Handbuch der deutschsprachigen Emigration weisen schwerwiegende Fehler auf: So wird dort Francis' Emigration irrtümlich in das Jahr 1933 vorverlegt und impliziert, dieser sei freiwillig von Großbritannien nach Kanada gegangen. *Röder/Strauss*: Biographisches Handbuch 314 f. (vgl. Anm. 13). – Aus den Unterlagen des Instituts für Zeitgeschichte (IfZ) geht hervor, dass Francis nicht bereit war, mit den Bearbeitern des Handbuchs zu kooperieren. Telefonisch ließ er diese wissen, dass er „keine Auskünfte geben und nicht ins Handbuch aufgenommen werden“ wollte, da er „sich nicht zur Emigration“ zähle. Da die Merkmale der Emigration auf Francis durchaus zuträfen, entschieden die Bearbeiter des Handbuchs zugunsten der Aufnahme von Francis – gegen dessen erklärten Willen. Vgl. IfZ, MA 1500/16, handschriftliche Notizen zu einem Telefonat vom 7.6.1979.

²²⁷ *Francis*, F.[sic !] K.: Tiroler Tageszeitung Nr. 179 vom 4.8.1956, 5-6, hier 5. Es handelt sich um *Francis*, Emerich: The Personality Type of the Peasant according to Hesiod's ‚Works and Days‘. A Culture Case Study. In: *Rural Sociology* 10 (Sep. 1945) Nr. 3, 275-295.

²²⁸ Universitätsarchiv LMU München, Sen-I-250, Lebenslauf Prof. Francis vom 21.12.1955.

²²⁹ *Ackermann*, Andreas: Ethnologische Migrationsforschung: ein Überblick. In: *kea. Zeitschrift für Kulturwissenschaft*. Ausgabe 10: Ethnologie der Migration. Winter 1997, 1-28.

pen.²³⁰ Die neue Forschungsperspektive bot dem in diesen Fragen bewanderten Emigranten Francis die Möglichkeit, sich in wissenschaftlichen Kreisen seines Aufnahmelandes zu profilieren, und er verstand es, diese Chance zu nutzen: Francis bewarb sich erfolgreich um ein von dieser historischen Gesellschaft ausgeschriebenes Stipendium zur Erforschung der Mennoniten in Manitoba, das ihm von September 1945 bis März 1947 gewährt wurde.²³¹ Francis' empirische Studien über die Mennoniten basierten auf intensiver Feldforschung, Interviews und statistischen Materialien.²³² Er erforschte diese Gruppe mit dem Blick von außen und konnte dabei auf die Techniken der Sprachinselforschung zurückgreifen, die ihm seit seiner Zeit im Staffelsein vertraut waren. Auf der Untersuchung dieser religiösen Gruppe, die seit den 1870er Jahren in mehreren Schüben von Russland nach Kanada eingewandert war und sich in ihrer bäuerlich-traditionellen Lebensweise deutlich von der Aufnahmegesellschaft abgrenzte, baute Francis seine soziologische Theorie über ethnische Minderheiten auf.²³³ Diese auf historischen und empirischen Grundlagen beruhende Theoriebildung einer pluralistischen Interethnik konnte Francis in führenden soziologischen Fachzeitschriften veröffentlichen.²³⁴ Diese Publikationen waren seine Eintrittskarte als Soziologe in Nordamerika und entscheidend für seine weitere Karriere als Minderheitensoziologe.

Über die Manitoba Historical Society erhielt Francis Kontakt zur University of Manitoba.²³⁵ Dort lehrte er von 1945 bis 1947 deutsche Sprache und Literatur und war Assistent für Soziologie am „Department of Political Economy and Political Science“; bereits ein Jahr später war er an dieser Universität für eine Professur vorgesehen.²³⁶ Doch Francis hatte sich Ende März 1947 bei der National Catholic Welfare Conference registriert, die damals Universitätslehrer vermittelte, und war daraufhin im Herbst desselben Jahres von der katholischen Notre Dame University in Southbend im US-amerikanischen Bundesstaat Indiana²³⁷ als assistant professor

²³⁰ Friesen, Gerald: The Manitoba Historical Society. A Centennial History, Reprinted from Manitoba History, Number 4, 1982 (www.mhs.mb.ca/info/history/centennial.shtml, URL vom 26.11.2004).

²³¹ Universitätsarchiv LMU München, Sen-I-250, Lebenslauf Prof. Francis vom 21.12.1955.

²³² Francis, Emerich K.: The Russian Mennonites: From Religious Group to Ethnic Group. In: American Journal of Sociology 54 (1948) 2, 101-107, und viele weitere Veröffentlichungen zu diesem Thema. Eine Monographie publizierte er Mitte der 1950er Jahre. Ders.: In Search of Utopia: The Mennonites in Manitoba. Altona 1955. Im Jahr 2001 erschien eine Neuauflage.

²³³ Driedger, Leo: The Pluralist Ethnic Option: Francis' Contribution to Multiculturalism. In: Ohe (Hg.): Kulturanthropologie 23-39, hier 26 f. (vgl. Anm. 11).

²³⁴ Aufsätze erschienen in der Zeitschrift „Rural Sociology“ und im „American Journal of Sociology“. Eine Liste der Veröffentlichungen Francis' nach 1945 in: *Ebenda* 523-530.

²³⁵ Mitteilung des Archivs der University of Manitoba an die Verfasserin vom 30.11.2004.

²³⁶ *Ebenda*.

²³⁷ Notre Dame war für die katholische wissenschaftliche Emigration von großer Bedeutung; hier erschien die von dem 1914 vom Judentum zum Katholizismus konvertierten Emigranten Waldemar Gurian (1902-1954) herausgegebene Zeitschrift „Review of Politics“. Siehe Schneider, Dieter Marc: Christliche und konservative Remigranten. Das Beispiel Johannes Schauff. In: Krohn/Mühlen (Hgg.): Rückkehr 157-187 (vgl. Anm. 14). –

für Soziologie angenommen worden.²³⁸ Drei Jahre später wurde er dort zum außerordentlichen und 1954 zum ordentlichen Professor ernannt.

Dort entwarf Francis eine bildungspolitische Konzeption für seine neue Heimat, die ganz im Zeichen des Kalten Krieges und des Antikommunismus der westlichen Welt stand: Als Direktor des „Social Studies and Foreign Affairs Project“ an der Notre Dame University entwickelte Francis einen interdisziplinär ausgerichteten Studiengang zur Ausbildung einer amerikanischen Führungselite (leadership training), die den neuen internationalen Herausforderungen der USA gewachsen sein sollte.²³⁹ Damit betätigte sich Francis ein letztes Mal bildungspolitisch gestaltend, wie er es in seiner Staffelstein-Zeit gelernt und vertreten hatte. Mittlerweile hatte Francis jedoch neue Loyalitäten entwickelt und sah sich – anders als in den 1930er Jahren – eindeutig in der westlichen Demokratie verankert.

Die existentielle Bedrohung durch die nationalsozialistische Rassenpolitik und der äußere Zwang zum Wechsel des Forschungsansatzes hatten also Francis' bis 1938 linear verlaufenen Lebensweg unterbrochen und einen aktiven intellektuellen Revisionsprozess eingeleitet, in dessen Verlauf Francis seine bisher geltenden methodischen und Wertmaßstäbe in Frage stellte. Nordamerika war nicht Francis' freigeähltes Ziel (kam er doch als englischer Gefangener dorthin); einmal angekommen, waren völlig veränderte berufliche und wissenschaftliche Strategien notwendig, um in der neuen Umwelt zu bestehen. Bemerkenswert ist, dass Francis relativ schnell mit der neuen Situation zurecht kam und sich mit den veränderten Umständen arrangierte, da er erkannte, dass in den USA eine wissenschaftliche Karriere nur durch individuelle Leistung und Anpassung an die dortigen wissenschaftlichen Fragestellungen möglich war.

Da Francis davon ausgehen musste, dass er nicht mehr in den deutschen Sprachraum zurückkehren würde, eignete er sich gezielt die englische Wissenschaftssprache an und erarbeitete sich in einem autodidaktischen Studium den Zugang zur zeitgemäßen angelsächsischen Soziologie. In diesem „zweiten Studium“ las er alles von Hesiod bis zur aktuellen amerikanischen Soziologie (George Homans, Robert Merton und Talcott Parsons) und nahm es in seine Forschung auf. Durch diese intellektuelle Anstrengung emanzipierte sich Francis sukzessive von seinen bisherigen Denkschemata, erweiterte sein Blickfeld und griff eine Fülle neuer Eindrücke und Perspektiven auf. Diese Anstrengungen hatten Erfolg: Der Quereinsteiger Francis konnte sich im nordamerikanischen Wissenschaftsbetrieb durchsetzen und das, obwohl er von Anfang an ganz auf sich selbst gestellt war.

Nach seinem Wechsel an die Notre Dame University publizierte auch Francis im „Review of Politics“, zu den Titeln siehe *Obe* (Hg.): *Kulturanthropologie* 23-39 (vgl. Anm. 11).

²³⁸ Mitteilung des Archivs der Notre Dame University an die Verfasserin vom 3.12.2004.

²³⁹ An diesem Projekt war unter anderem der von 1950 bis 1976 an der Notre Dame University lehrende ungarische Wissenschaftler und Diplomat Stephen Kertesz beteiligt. Francis' Projekt wurde befürwortet von den damals im Department of State tätigen Soziologen Edward T. Hall und Edward A. Kennard. University of Notre Dame Archives, PNDP 40-So-5, Social Science and Foreign Affairs Project, University of Notre Dame. Preliminary Report of June 7, 1953 submitted by E. K. Francis.

Ohne Verbindung zu wissenschaftlichen Netzwerken, herausgelöst aus den heimatlichen Forschungsparadigmen, stellte diese Isolierung und Individualisierung freilich nicht nur eine große Herausforderung, sondern auch eine Chance dar: Francis war gezwungen, seine methodischen und sozialen Prägungen und sein wissenschaftliches Kapital aus der Vorkriegszeit kritisch zu überdenken und mit anderen Methoden und Paradigmen zu konfrontieren. Auf diesem Weg entwickelte er seine Theorie der Interethnik, die die Soziologie der Nachkriegszeit in der späteren Bundesrepublik mitprägen sollte. So greifen auch heute Volkskundler, Soziologen und Historiker teilweise auf Francis' Forschungsansätze zurück, freilich ohne dessen ursprüngliche wissenschaftliche Sozialisation in der völkischen Sprachinselforschung zu kennen oder gar zu reflektieren.²⁴⁰

1954 nahm Francis die amerikanische Staatsbürgerschaft an und kehrte erstmals seit Kriegsende besuchsweise nach Europa zurück. Damals nahm er Kontakt zu Freunden aus seiner Schulzeit in Innsbruck und der Zeit in Böhmen auf und stellte fest, dass die persönlichen Bindungen fortbestanden und er sich – trotz seines speziellen Schicksals – den alten Freunden nach wie vor zugehörig fühlte.²⁴¹ Wie viele Emigranten war auch Francis von seiner ersten Begegnung mit der Heimat nach 15 Jahren des Exils emotional und physisch nachhaltig aufgewühlt. Die Reise führte den Heimatverlust vor Augen und weckte – und hier unterschied er sich von den meisten Emigranten –²⁴² die Sehnsucht nach Rückkehr. Am 1. Februar 1955 schrieb Francis seinem Freund Arthur Herr:

Seit meiner Rückkehr von Europa habe ich mich *gar nicht wohl gefühlt*, schwach und müde. Die Frage ist nun, ob das alles nur ‚im Kopf‘ ist. Mein Arzt ist dieser Meinung und behandelt mich dementsprechend: mit Aspirin. Er tut dies schon sieben Jahre lang, nicht ohne Erfolg. Er ist also entweder ein sehr guter oder ein sehr schlechter Arzt; meine Frau + Freunde glauben letzteres. Ich neige mich ersterem zu und finde genug seelische Ursachen für meinen *gegenwärtigen Zusammenbruch*. Seit ich denken kann, bin ich auf Hochtouren gelaufen oder doch unter Hochdruck gestanden; nach menschlichem Ermessen und unmittelbar habe ich für mich so ziemlich alles erreicht, was innerhalb meiner Einflussphäre liegt [...] Mit gegen fünfzig also soll man es etwas leichter nehmen + nicht immer bis zur völligen Erschöpfung arbeiten, usw. Das klingt sehr vernünftig, scheint aber falsch zu sein. [...] Vor meiner ‚Heimkehr‘ letzten Sommer glaubte ich, *dass es meine Welt und Freunde gar nicht mehr gäbe*. So hatte ich mich einigermaßen damit abgefunden, den Rest meines Lebens der Selbsterhaltung zu widmen. Nun fand ich aber, dass meine Welt noch existiert, dass ich dort sehr willkommen bin + vielleicht auch noch eine Aufgabe hätte. Das macht mich sehr unzufrieden mit diesem sinnlosen Dahinvegetieren im *Reiche des rasenden Kleinbürgers*.²⁴³

Francis' Rückkehrwunsch war so stark, dass er sich bereits für das Studienjahr 1955/56 von der Notre Dame University freistellen ließ und Gastprofessuren in

²⁴⁰ Als Beispiel für die Soziologie siehe *Heckmann*, Friedrich: *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen*. Stuttgart 1992, verweist vielfach auf Francis, bes. 47 ff., 170 f., 214 ff. – Exemplarisch für die Volkskunde siehe *Schenk*: *Inter-ethnische Forschung* 372 (vgl. Anm. 163). – Zur Rezeption von Francis durch Historiker siehe *Wehler*, Hans-Ulrich: *Nationalismus. Geschichte, Formen, Folgen*. München 2001, 9.

²⁴¹ Francis besuchte den ehemaligen Staffelfeind und Historiker Rudolf Schreiber, der nach 1945 bei der Etablierung einer sudetendeutschen Geschichtsschreibung besonders aktiv war, sowie seinen alten Freund Arthur Herr. SdA, NL Arthur Herr, C VIII-4a.

²⁴² *Krauss*: *Heimkehr* 9 f. (vgl. Anm. 13).

²⁴³ SdA, NL Arthur Herr, C VIII-4a, Francis an Herr am 1.2.1955 (Hervorh. im Original).

München und Innsbruck annahm.²⁴⁴ Diesen Aufenthalt nutzte Francis, um seine Berufung an eine dieser Universitäten zu befördern. In München schienen die Voraussetzungen besonders gut zu sein, war dort doch 1955 – im Jahr seines Gastaufenthaltes – die Einrichtung eines soziologischen Lehrstuhls mit eigenem Institut beschlossen worden, der nun zu besetzen war. Francis bewarb sich umgehend²⁴⁵ und wurde Anfang 1956 von der zuständigen Staatswirtschaftlichen Fakultät mit einer sehr positiven Beurteilung auf den zweiten Platz der Berufungsliste gesetzt.²⁴⁶ Im Zuge der Besetzung des Lehrstuhls kam es jedoch zwischen der Fakultät und dem bayerischen Kultusminister August Rucker zum Streit: Der Minister hatte sich für die dritte Wahl der Fakultät entschieden;²⁴⁷ nachdem der Kandidat die Berufung abgelehnt hatte, bestand Rucker darauf, dass die Fakultät ihm eine völlig neue Liste präsentiere. Der Minister ließ durchblicken, dass er die fachlichen Fähigkeiten der Berufungskommission anzweifelte, und empfahl, „die Möglichkeit einer Berufung der Professoren Adorno, Gehlen, Neundörfer und Schelsky zu würdigen“²⁴⁸ – die in ihrem Profil doch sehr unterschiedlich waren. Diese Anmaßung des Ministers gegenüber den Empfehlungen der Wissenschaftler löste in der Fakultät Empörung aus, die nun Francis auf Platz eins und die Kölner Professoren René König und Peter Heintz auf die Plätze zwei und drei setzte.²⁴⁹ Es ist offensichtlich, dass sich der parteilose Minister und verdiente Bildungspolitiker August Rucker gegen die Wahl Francis’ sperrte. Da fachliche Gründe gegen den Kandidaten nicht vorgebracht wurden, lag es vermutlich an dessen Unterstützung durch die CSU, die sich damals – es war die Zeit der „Viererkoalition“ der ungleichen Partner SPD, FDP, Bayern Partei (BP) und des „Gesamtdeutschen Blocks/Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten“ (GB/BHE) unter der Führung des sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Wilhelm Hoegner²⁵⁰ – in der Opposition befand. Die Besetzung des neuen Lehrstuhls war zum Politikum geworden und es bedurfte eines Regierungswechsels in Bayern,²⁵¹ bis Francis – dann allerdings umgehend – berufen wurde.²⁵² Nicht der

²⁴⁴ Universitätsarchiv LMU München, Sen-I-250, Lebenslauf Prof. Francis vom 21.12.1955.

²⁴⁵ *Ebenda*.

²⁴⁶ Auf Platz eins der Liste rangierte der Wirtschaftssoziologe Prof. Alfred Müller-Armack, der damals im Bundeswirtschaftsministerium tätig war. Den dritten Listenplatz nahm der Hamburger Professor Carl Jantke ein. Universitätsarchiv LMU München, Sen-I-250, Schreiben des Dekans der Staatswirtschaftlichen Fakultät an das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus vom 27.1.1956.

²⁴⁷ *Ebenda*, Sen-I-250, Bayer. Staatsmin. für Unterricht und Kultus an den Dekan der Staatswirtschaftlichen Fakultät am 17.7.1956.

²⁴⁸ *Ebenda*, Bayer. Staatsmin. für Unterricht und Kultus an den Dekan der Staatswissenschaftlichen Fakultät am 20.2.1957.

²⁴⁹ *Ebenda*, Rektor der Universität an Bayer. Staatsmin. für Unterricht und Kultus am 27.7.1957. In der Akte befindet sich auch die offenbar umfangreiche – erst ab 2010 freigegebene – Begründung, weshalb von der Berufung der Vorschläge des Ministers abgesehen wurde.

²⁵⁰ Zur „Viererkoalition“ siehe *Taubenberger*, Bernhard: Licht übers Land. Die bayerische Viererkoalition 1954-1957. München 2002.

²⁵¹ Im Oktober 1957 zerbrach die SPD-geführte Viererkoalition und wurde durch das erste Kabinett des CSU-Ministerpräsidenten Hanns Seidel abgelöst.

²⁵² Universitätsarchiv LMU München, E-II-1349, Bayer. Staatsmin. für Unterricht und Kultus an Francis am 18.11.1957; dort auch Berufungsurkunde vom 16.9.1958.

ungebrochene Rückhalt der Staatswirtschaftlichen Fakultät wurde schließlich ausschlaggebend für die Berufung Francis', sondern der politische Wechsel des Landes und der Spitze des Kultusministeriums.²⁵³ Und so half es schließlich doch, dass sich Francis die Unterstützung sudetendeutscher Freunde gesichert hatte, von denen einige inzwischen einflussreiche Positionen in ihrer neuen Heimat einnahmen. Namentlich der CSU-Politiker Hans Schütz,²⁵⁴ der Francis noch aus der Tschechoslowakei kannte, setzte sich bei dem neuen bayerischen Kultusminister Theodor Maunz²⁵⁵ für Francis ein.²⁵⁶

²⁵³ In Bayern bestand Ende der 1950er Jahre eine Tendenz zur Berufung christlich-konservativer Sozialwissenschaftler, zu denen neben Emerich K. Francis der etwa zeitgleich berufene Politologe Eric Voegelin an den Lehrstuhl für politische Wissenschaften zu zählen ist, wobei Voegelin als Begründer des späteren „Geschwister-Scholl-Instituts für politische Wissenschaften“ weit berühmter wurde als Francis. Genau wie dieser ist auch Voegelin zu den christlich-konservativen Emigranten und Remigranten zu zählen. Geboren 1901 in Köln, studierte Voegelin Gesellschaftswissenschaften in Wien, wo er 1922 promovierte und 1929 habilitiert wurde. 1939 wurde er Professor an der University of Louisiana in Baton Rouge und remigrierte 1958. In seiner Wiener Zeit zählte Voegelin zu den Anhängern der Ständestaatslehre Othmar Spanns. Zu der wissenschaftlichen Prägung, dem Exil und der Remigration Voegelins siehe *Rathkolb*, Oliver: Überlegungen zum Exodus der „Jurisprudenz“. Rechts- und Staatswissenschaftliche Emigration aus dem Österreich der Zwischenkriegszeit. In: *Stadler*, Friedrich (Hg.): Vertriebene Vernunft. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930-1940. Bd. 1, Wien, München 1987, 276-303, hier 282 ff. – *Schneider*, Dieter Marc: Christliche und konservative Remigranten. Das Beispiel Johannes Schauff. In: *Krohn/Mühlen* (Hgg.): Rückkehr 157-187, hier 274 (vgl. Anm. 14). – Und *Söllner*, Alfons: Die Gründung der westdeutschen Politikwissenschaft – ein Reimport aus der Emigration? *Ebenda* 253-274, hier 258 und 274. – Zur Berufung Eric Voegelins an die Universität München BayHStA MK 69317.

²⁵⁴ Hans Schütz (1901-1982) kam aus der christlichen Gewerkschaftsbewegung in der Tschechoslowakei und war von 1935 bis 1938 Abgeordneter der Deutschen Christlich-Sozialen Volkspartei im Prager Parlament. Nach der Vertreibung war er von 1946 bis 1950 Vorsitzender des „Hauptausschusses der Ausgewiesenen“ in Bayern, schloss sich der CSU an und engagierte sich als Bundestagsabgeordneter für die sozialpolitische Integration der Vertriebenen. Zwischen 1962 und 1964 war Schütz Bayerischer Arbeits- und Sozialminister, zudem langjähriger Vorsitzender der sudetendeutschen katholischen Ackermann-Gemeinde. Vgl. Biographisches Lexikon zur Geschichte der böhmischen Länder. Bd. III: N-Sch. München 2000, 780 (vgl. Anm. 123).

²⁵⁵ Zur Biographie des Verfassungsrechtlers Theodor Maunz siehe *Stolleis*, Michael: Theodor Maunz – Ein Staatsrechtslehrerleben. In: *Kritische Justiz* 4 (1993) 393-396.

²⁵⁶ Archiv der Ackermann-Gemeinde, NL Hans Schütz, Korr. C-G, 1952-Juli 1958, zwei Schreiben von Hans Schütz an das Bayerische Kultusministerium am 21.11.1957. – Seinem Duzfreund im Kultusministerium Franz Heubel schrieb Schütz damals: „Bei Prof. Dr. Francis dreht es sich um einen außerordentlich fähigen und begabten Mann, der aus der katholischen Jugendbewegung kommt und der 1938 deshalb emigrierte, weil sein Stamm- baum nach den damaligen Maßstäben nicht astrein war. Von der Sache her weiß ich, daß Francis zu den hervorragendsten Kräften der jungen Soziologen gehört. [...] Von der Person her ist er ein ganz zuverlässiger katholischer Mann. Es läge mir außerordentlich daran, wenn man diesen Lehrstuhl so besetzen würde, daß die Fäden nicht nach der andern Seite gesponnen werden.“ Den Minister Maunz ließ Schütz am gleichen Tag wissen, dass er sich schon Rucker gegenüber für Francis eingesetzt habe, und schrieb weiter: „Dr. Francis ist mir seit vielen Jahren persönlich bekannt. Ich habe schon in meiner zurückliegenden politischen Tätigkeit als Mitglied des Prager Parlaments von 1935-1938, als Experte

Einige Politiker und Wissenschaftler aus Vertriebenenkreisen hofften, dass Francis, der aufgrund seiner wissenschaftlichen und biographischen Sozialisation mit der Siedlungsgeschichte und Kultur Ostmitteleuropas ebenso vertraut war wie mit der modernen Sozialforschung, sich nunmehr der Problematik der deutschen Vertriebenen zuwenden werde.²⁵⁷ Zu dieser Hoffnung bestand durchaus Anlass, hatte sich Francis diesem Thema doch bereits während seines Gastaufenthaltes im Auftrag der „American Philosophical Society“ genähert, die ihm zu diesem Zweck ein Stipendium gewährt hatte.²⁵⁸ Unter Übertragung der Methoden der American community studies untersuchte er damals, ob bei der Ansiedlung deutscher Vertriebenen in eine Umgebung gleicher nationaler Kultur und Sprache die Möglichkeit der ethnischen Minderheitenbildung bestanden habe. Er kam zu dem Schluss, diese Gefahr sei aufgrund der unterschiedlichen regionalen Kulturen und Dialekte der Vertriebenen anfangs gegeben gewesen, habe aber durch integrationspolitische Maßnahmen und die Teilhabe am wirtschaftlichen Aufschwung reduziert werden können. Zwar sei der Prozess der Integration 1957 noch nicht abgeschlossen, langfristig werde er aber, so war Francis überzeugt, erfolgreich sein. Als entscheidende Aspekte, die die Eingliederung der deutschen Vertriebenen in die gleichfalls deutsche Aufnahmegesellschaft wesentlich beförderten, meinte Francis „the role played [...] by leadership and ideology“²⁵⁹ zu erkennen. Vor allem das tief verankerte nationale Wir-Gefühl („national we-feeling“)²⁶⁰ der normsetzenden Vertriebeneneliten, die sich stets als Volksdeutsche definiert hätten, habe einer Minderheitenbildung entgegen-gewirkt und den Prozess der Integration wesentlich befördert:

At this point attention was drawn to the role of the élite, whose function it is quite generally to conceive and formulate the ideal pattern and norm system of society by which also membership in it is being determined. In the present case the national ideology prevented their own leaders to view the expellees as a separate unit rather than an integral part of the German people [...]. Thus expellee leaders have been consistently working for their integration while, at the same time, they have stressed the common interest of all Germans in solving the expellee problem and rectifying the wrongs they have suffered.²⁶¹

Francis' Feststellung einer relativ großen Eingliederungsbereitschaft der Vertriebenen in die konnationale Aufnahmegesellschaft ist sicherlich zutreffend und bildete in den 1950er Jahren eine wichtige Voraussetzung für deren rechtliche Gleich-

bei der Internationalen Arbeitskonferenz 1936 und 1937 in Genf und als Vizepräsident der christlichen Gewerkschaftsinternationale bis 1938 mich wiederholt des guten Rates des Soziologen, Dr. Francis bedient. [...] Meine Empfehlung für Herrn Prof. Dr. Francis bitte ich nicht als eine Formsache anzusehen. Hier geht es mir um ein echtes Anliegen. Ich bin kein Wissenschaftler, aber mein ganzes bisheriges Leben ist mit praktischer sozialer Arbeit ausgefüllt. [...] Ich bitte sehr herzlich um eine wohlwollende Prüfung und um eine, wenn es nur halbwegs geht, gute Entscheidung für Herrn Dr. Francis.“

²⁵⁷ Archiv der Ackermann-Gemeinde, NL Hans Schütz, Korr. C-G, 1952-Juli 1958, Institut für Kultur- und Sozialforschung, gez. Dr. Editha Langer, an Hans Schütz am 19.11.1957.

²⁵⁸ Francis, Emerich K.: The German Expellees in the Federal Republic of Germany. In: The American Philosophical Society. Held at Philadelphia for Promoting Useful Knowledge. Year Book 1957. Philadelphia 1958, 303-310.

²⁵⁹ *Ebenda* 305.

²⁶⁰ *Ebenda*.

²⁶¹ *Ebenda* 306.

stellung im Rahmen der Gesamtnation. Nicht zuletzt bedingt durch die sich allmählich einstellenden Statusverbesserungen und den generationellen Wechsel entwickelten sich die Vertriebenen, die nur zu einem geringen Teil verbandspolitisch organisiert waren, in der Bundesrepublik nicht zu einer staatsgefährdenden Minderheit, sondern erwiesen sich mehrheitlich als staatstragende und -gestaltende Bundesbürger. Hingegen nahmen die Vertriebenenverbände im Laufe der 1960er Jahre mit ihren immer lauter vorgebrachten revisionistischen Forderungen zunehmend eine Minderheitenposition ein, mit der sie innerhalb der bundesdeutschen Gesellschaft und bei den politischen Parteien auf schwindendes Verständnis stießen.²⁶²

Obwohl Francis der Meinung war, dass Vertriebenenforschung für neue methodische Zugangsweisen in der Soziologie fruchtbar gemacht werden könnte,²⁶³ waren seine breit angelegten quantitativen Studien zur Vertriebenenproblematik damit weitgehend abgeschlossen, sieht man einmal von der späteren Betreuung von Forschungs- und Dissertationsprojekten zu diesem Thema ab.²⁶⁴

Das Institut für Kultur- und Sozialforschung²⁶⁵ – selbst eine Gründung vertriebener Professoren – sah Francis als besonders geeignet an, „den Strukturwandel der Bevölkerung Bayerns im Zuge der Einwanderung der Vertriebenen“ zu erforschen.²⁶⁶ Anders als Eugen Lemberg wollte sich Francis aber nicht mehr selbst in diese Forschung einbringen. Abgesehen von seiner Ablehnung einer möglichen politischen Instrumentalisierung²⁶⁷ mag zu seiner Zurückhaltung bei der Vertriebenenforschung auch die Überzeugung beigetragen haben, dass nach seiner Auffassung dem Thema der Integration der deutschen Vertriebenen in die Gesamtnation soziologisch nichts Wesentliches mehr hinzuzufügen sei. Hier folgte Francis einem allgemeinen Trend der bundesrepublikanischen Soziologie, die die Eingliederung der deutschen Vertriebenen erst in den 1980er Jahren als relevanten Forschungsgegenstand entdeckte.²⁶⁸

²⁶² Zu den Vertriebenenverbänden siehe *Ahonen*, Pertti Tapio: *The Expellee Organizations and West German Ostpolitik, 1949-1969*. Ann Arbor 1999. – *Ders.*: *After the Expulsion. West Germany and Eastern Europe 1945-1990*. Oxford 2003. – *Stickler*, Matthias: „Ostdeutsch heißt Gesamtdeutsch“. *Organisation, Selbstverständnis und heimatpolitische Zielsetzungen der deutschen Vertriebenenverbände 1949-1972*. Düsseldorf 2004.

²⁶³ *Francis*, Emerich K.: *Interethnic Relations. An Essay in Sociological Theory*. New York, Oxford, Amsterdam 1976, 242 ff.

²⁶⁴ Siehe z. B. die von Francis betreute Arbeit *Treinen*, Heiner: *Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem*. In: *KZSS* 17 (1965) 73-97 und 245-297.

²⁶⁵ Zum Institut für Kultur- und Sozialforschung siehe oben, Anm. 148.

²⁶⁶ Archiv der Ackermann-Gemeinde, NL Hans Schütz, Korr. C-G, 1952-Juli 1958, Institut für Kultur- und Sozialforschung, gez. Dr. Editha Langer, an Hans Schütz am 19.11.1957.

²⁶⁷ Aufgefordert zur Mitarbeit in wissenschaftlichen Einrichtungen der Vertriebenen äußerte sich Francis zurückhaltend; er „hoffe [...], dass meine Freunde verstehen werden, wenn ich meine akademischen Pflichten zunächst allen anderen voranstellen möchte. Mit Politik will ich nichts mehr zu tun haben [...]“. SdA, NL Arthur Herr, C VIII-4a, Francis an Herr am 16.5.1959.

²⁶⁸ *Gerhardt*, Uta: *Bilanz der soziologischen Literatur zur Integration der Vertriebenen und Flüchtlinge nach 1945*. In: *Hoffmann*, Dierk/*Krauss*, Marita/*Schwartz*, Michael (Hgg.): *Vertriebene in Deutschland. Interdisziplinäre Ergebnisse und Forschungsperspektiven*. München 2000, 41-63.

Dagegen strebte Francis die Etablierung und Positionierung als moderner Forscher in Westdeutschland an: So hatte er auf der Grundlage seiner Münchner Vorlesungsskripte 1957 ein Einführungswerk zum Studium der Soziologie veröffentlicht, in welchem er sowohl die traditionelle deutsche soziologische Schule (besonders Max Weber und Georg Simmel) als auch die aktuellsten angelsächsischen Forschungsmethoden der empirischen Soziologie rezipierte.²⁶⁹ Diese Studieneinführung wurde von René König sehr positiv rezensiert²⁷⁰ und galt über viele Jahre als Standardwerk.

Thematisch bemühte sich Francis seit seinem wissenschaftlichen Neubeginn in der Emigration um die Entwicklung einer empirisch-analytischen Soziologie der ethnischen Gebilde bzw. der interethnischen Beziehungen.²⁷¹ Nach seiner Remigration stand er gegen Ende der 1950er Jahre vor der schwierigen Aufgabe, seinen Forschungsschwerpunkt nun auch in der durch die Verbrechen des Nationalsozialismus und den Krieg ethnisch relativ homogenen Bundesrepublik zu etablieren. Da ethnische Kategorien und die entsprechende Terminologie durch den Nationalsozialismus diskreditiert waren, war es unabdingbar, dass Francis seine „soziologische Volkstheorie“ durch eine präzise Klärung seines wissenschaftlichen Ansatzes und eine saubere, idealtypische Begriffsbildung in aller Deutlichkeit von den Prämissen der völkischen bzw. nationalsozialistischen Weltanschauung abgrenzte. Gleichzeitig machte er terminologische Zugeständnisse, indem er etwa am Begriff des „Volkes“ grundsätzlich festhielt. So plädierte Francis 1959 in seiner Antrittsvorlesung an der Münchner Universität für die Etablierung eines entideologisierten soziologischen Volksbegriffs.²⁷² Zwar sei die „Denkkategorie Volk [...] in der jüngsten Vergangenheit vielfach ideologisch verzerrt und mißbraucht worden“, der Missbrauch allein mache sie aber nicht überflüssig;²⁷³ im Gegenteil sei die Verankerung eines „analytisch geschärfte[n], vor allem wertfreie[n] Begriff[s] des Volkes“ in der Soziologie zur analytischen Beschreibung von aktuellen Gegenwartsproblemen wie den empirisch beobachtbaren ethnischen Konflikten in Asien und Afrika unverzichtbar.²⁷⁴ So sei

[...] die Einführung eines eigenen soziologischen Volksbegriffes [...] deshalb nötig, weil sorgfältige Untersuchungen der empirischen Wirklichkeit zeigten, daß bestimmte konkrete Erscheinungen, die innerhalb komplizierter Sozialzusammenhänge auftreten, auf keine andere Weise verstanden und erklärt werden können.²⁷⁵

Die Soziologie müsse „die Tatsache ethnischer Sozialgefüge“ anerkennen, wie sie sich im multiethnischen Zusammenleben moderner Staaten manifestiere, „und einen

²⁶⁹ Francis: *Wissenschaftliche Grundlagen* (1957) (vgl. Anm. 29). Eine unveränderte 2. Auflage erschien 1965.

²⁷⁰ König, René: Zwei Grundlagenbesinnungen als Einleitung in die Soziologie. In: *KZSS* 10 (1958) 134-137.

²⁷¹ Neben vielen Aufsätzen sind Francis' Hauptwerke diesem Problem gewidmet: Francis: *Ethnos und Demos* (vgl. Anm. 28). Und *ders.*: *Interethnic Relations* (vgl. Anm. 263).

²⁷² *Ders.*: *Das Volk als soziologische Kategorie* (vgl. Anm. 28).

²⁷³ *Ebenda* 59.

²⁷⁴ *Ebenda*.

²⁷⁵ *Ebenda* 52.

entsprechenden Begriff [...] formulieren“.²⁷⁶ Statt also der Neigung nachzugeben, aufgrund der politischen Instrumentalisierung durch den Nationalsozialismus den Ausdruck „Volk“ in der Wissenschaft zu vermeiden,²⁷⁷ sei es geboten, den geächteten Terminus aus seiner „verhängnisvollen Vermengung von Sachwissen und Ideologie“ zu befreien.²⁷⁸ Francis wies den statisch-essentialistischen Volksbegriff einer deutschen Kulturnation als Mythos zurück,²⁷⁹ der elementare Prozesse sozialen Wandels außer Acht lasse, und trat für einen dynamischen Volksbegriff ein:

Völker sind also dynamische Systeme sozialen Handelns genauso wie alle anderen Typen sozialer Gebilde. Sie sind dem unaufhörlichen Zerfall und Wiederaufbau unterworfen. Entvolkung, Umvolkung, Assimilation, Volkstumswandel und Volkstumswechsel – das alles sind, namentlich an Grenzen, alltägliche Erscheinungen. Sie sind jedenfalls die unvermeidliche Folge von Wanderungen, Eroberungen, Gebietsabtrennungen oder staatlichen Neubildungen.²⁸⁰

Obwohl sich Francis hier einer durch den Nationalsozialismus missbrauchten Begrifflichkeit bediente („Entvolkung, Umvolkung“), meinte er damit qualitativ etwas anderes, nämlich kulturelle Wandlungs- und Anpassungsprozesse wie Akkulturation und Assimilation infolge von Migration oder politischen Umbrüchen. Entscheidend war, dass Francis in Anlehnung an Max Weber soziale Gebilde und damit auch das „Volk“ bzw. ethnische Gebilde als historisch bedingte Konstrukte einer „gedachten Ordnung“²⁸¹ definierte, an deren Vorstellung Menschen ihr Handeln ausrichten.²⁸²

²⁷⁶ *Ebenda* 53.

²⁷⁷ *Ebenda* 59.

²⁷⁸ *Ebenda* 51.

²⁷⁹ *Ders.*: Der Mythos von der Kulturnation. In: *Ders.*: Ethnos und Demos 104-121 (vgl. Anm. 28).

²⁸⁰ *Ders.*: Das Volk als soziologische Kategorie (vgl. Anm. 28).

²⁸¹ *Ders.*: Wissenschaftliche Grundlagen soziologischen Denkens. München 1957, 100 f.

²⁸² Ausgehend von Max Weber nahm Francis hier gewissermaßen die soziologische Kategorie der „vorgestellten Gemeinschaften“ bzw. der „imagined communities“ Benedict Andersons vorweg. Vgl. *Anderson, Benedict: Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London 1983, bzw. *ders.*: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts. Frankfurt a. M. 1988. Dies konzidiert auch *Wehler: Nationalismus* 9 (vgl. Anm. 240). – Die moderne Sozialethnologie definiert Nationen bzw. Ethnien als „imagined communities“ und damit als Konstrukte von intentionalen, interesegeleiteten und hochkomplexen kommunikativen Prozessen, an denen eine unbestimmte Vielzahl von Akteuren und medialen Trägern und Zeichensystemen beteiligt ist. Wenn es sich bei kollektiven kulturellen Identitäten – wie Nationen und Ethnien – folglich nicht um die Repräsentation natürlich vorgegebener und fixierter Wesenseinheiten handelt, sondern um soziale Konstrukte variabler diskursiver Prozesse mit starkem Gegenwartsbezug, so ist eine kulturelle Identität nach Stuart Hall gleichwohl „nicht nur ein bloßes Trugbild. Sie ist etwas Reales, nicht nur ein bloßer Trick der Einbildungskraft. Sie hat ihre Geschichten – und Geschichten haben ihre realen, materiellen und symbolischen Effekte. Die Vergangenheit spricht weiterhin zu uns. Doch [...] spricht sie uns nicht als einfache, faktische ‚Vergangenheit‘ an. Sie wird immer durch Erinnerung, Phantasie, Erzählungen und Mythen konstruiert. Kulturelle Identitäten sind die instabilen Identifikationspunkte oder Nahtstellen, die innerhalb der Diskurse über Geschichte und Kultur gebildet werden. Kein Wesen, sondern eine *Positionierung*. Daher gibt es immer eine Identitätspolitik, eine Politik der Positionierung, für die es keine absolute Garantie eines unproblematischen, transzendentalen ‚Gesetzes des Ursprungs‘ gibt.“ Vgl. *Hall, Stuart: Kulturelle Identität*

Mit der „Erarbeitung heuristisch fruchtbarer Denkkategorien“ bemühte sich Francis, „Ordnung in die herrschende Verwirrung des Denkens über Situationen zu bringen, die unmittelbar das Schicksal von Millionen von Menschen berührten“.²⁸³ Dabei erreichte er in seiner Theoriebildung ein hohes Maß an Abstraktion. Die eingehende Auseinandersetzung mit deutschen Denktraditionen und der angelsächsischen Soziologie führte Francis zur Unterscheidung von „Ethnos“ und „Demos“ und ermöglichte die begrifflich klare Herausarbeitung unterschiedlicher Bezugssysteme für die im deutschen Sprachgebrauch sich vermischenden Begriffe von Volk und Nation.²⁸⁴ Dabei grenzte sich Francis 1965 explizit von der historisch-ideengeschichtlichen Methode Eugen Lembergs ab.²⁸⁵ Während der Begriff „Demos“ das Volk als Träger der politischen Herrschaftsrechte und damit die politische Bezugsebene bezeichnet, ist unter „Ethnos“ die Bezugsebene des Volkes als ethnische, kulturelle, sozio-ökonomische Einheit zu verstehen, wobei beide Kategorien in vielfältigen Spannungsverhältnissen zueinander stehen.²⁸⁶ So schreibt M. Rainer Lepsius über den Kern von Francis' Theoriebildung: „Die Anerkennung dieser Spannungsverhältnisse ist die Basis für eine Zivilgesellschaft demokratischer Selbstlegitimation“, während die Gleichsetzung des „Demos“ als des Trägers der politischen Souveränität mit einem spezifischen „Ethnos“ zur Unterdrückung oder Zwangsassimilation von anderen in der Gesellschaft lebenden ethnischen, kulturellen, religiösen oder sozio-ökonomischen Bevölkerungsteilen führe.²⁸⁷ Diese soziologische Theorie ließe sich nach Lepsius auf interethnische Beziehungen und Konflikte – und damit auch auf die Nationalitätenkonflikte, die zum Zerfall der Habsburgermonarchie führten, bzw. auf die Schaffung eines Entwurfs der europäischen Einigung – gewinnbringend anwenden.²⁸⁸ Es zeigt sich also, dass es Francis gelungen ist, seinen essentialistisch-statischen Volksbegriff sowie seinen methodischen Zugang zu Fragen von Volk, Raum, Stamm, Nation und Kultur, ohne die hergebrachten Kategorien gänzlich zu tilgen, einer Revision zu unterziehen und damit die wissenschaftliche Prägung aus der Zeit des Volkstumskampfes hinter sich zu lassen.

Nach seiner Remigration pflegte auch Emerich K. Francis Kontakte zu sudetendeutschen Kreisen; aufgrund seines Lebensverlaufs waren diese jedoch nicht unkritisch. Penibel trennte er zwischen den alten Bindungen zu seinem Herkunftsmilieu

und Diaspora. In: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hg. und übersetzt von Ulrich Mehlum. Hamburg 1994, 26-43, hier 30 (Hervorh. im Original). Kulturelle wie ethnische Identitäten sind demnach ungeachtet ihres diskursiv-konstruktiven Zustandekommens nicht unreal, sondern existieren neben anderen sozialen Kategorien als faktisch vorhandene soziale Handlungseinheiten, die unter bestimmten Voraussetzungen politisch wirksam werden können.

²⁸³ Francis: Einleitung. In: *Ders.*: Ethnos und Demos 13-23, hier 15 (vgl. Anm. 28).

²⁸⁴ Lepsius, M. Rainer: „Ethnos“ und „Demos“. Zur Anwendung zweier Kategorien von Emerich Francis auf das nationale Selbstverständnis der Bundesrepublik und auf die Europäische Einigung. In: KZSS 38 (1986) 751-759, hier 753.

²⁸⁵ Vgl. Francis: Ethnos und Demos. Vorwort und 66 ff. (vgl. Anm. 28).

²⁸⁶ Lepsius: „Ethnos“ und „Demos“ 753 (vgl. Anm. 284).

²⁸⁷ *Ebenda* 751 ff.

²⁸⁸ *Ebenda* 753.

und seiner wissenschaftlichen Arbeit,²⁸⁹ zwischen privaten Beziehungen und der Wissenschaft. Gegenüber den politisch organisierten Vertriebenen war er sehr auf Abstand bedacht; sofern er die Kontakte zuließ, erfolgten diese auf persönlicher Ebene oder er setzte sie, wie das Beispiel seiner Münchner Bewerbung zeigt, für seine berufliche Karriere strategisch ein.

Darüber hinaus lassen sich noch zwei weitere charakteristische Muster der Karriereplanung feststellen: Während Francis auch nach 1938 seine Selbstverordnung im Katholizismus betonte und diese sowohl im Exil als auch als Remigrant zur Beförderung seines beruflichen Fortkommens gewinnbringend einzusetzen verstand, verschwieg er Zeit seines Lebens, dass seine Eltern vom Judentum zum Katholizismus konvertiert waren. Möglicherweise erschien ihm sein familiärer Hintergrund sowohl im Exil als auch in der Bundesrepublik als Karrierehindernis. Zum anderen hat er sich bis zu seinem Tod nie zu seiner sudetendeutschen Vergangenheit geäußert, sieht man einmal von den späten Andeutungen der Verbindungslinien zum jungen Eugen Lemberg Mitte der 1980er Jahre ab. Darüber, weshalb Francis auch fast fünfzig Jahre nach seiner Flucht immer noch über die wahren Hintergründe seines Zwangsexils schwieg und seine jüdische Herkunft tabuisierte, kann man nur Vermutungen anstellen. Höchstwahrscheinlich spielten die latent antisemitische Atmosphäre und die gesellschaftliche Ächtung von Emigranten²⁹⁰ in der Bundesrepublik dabei eine Rolle. Denkbar ist auch, dass Francis im Judentum kein entscheidendes Merkmal seiner Identität sah;²⁹¹ vielleicht erschien es ihm aber auch nicht möglich, der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit die Verbindung seiner jüdischen Herkunft mit seinem volkstumskämpferischen Engagement im Staffelstein verständlich zu machen.

Fassen wir also zusammen: Francis' Denken wurde wesentlich durch die 16 Jahre im anglo-amerikanischen Exil beeinflusst. Dort lernte er demokratische Institutionen und Strukturen kennen und schätzen. Die Erfahrung des Ausgeschlossenwerdens aus der „Volksgemeinschaft“ aufgrund – in seinem Fall – rassistischer Kategorien, aber auch der Zwang, im Interesse seines wissenschaftlichen Fortkommens neue Forschungsfelder zu betreten und ein neues methodisches Instrumentarium zu erschließen, öffneten Francis die Augen für die Relativität ethnischer Gruppenbildung und für deren ideologische Aufladung. Die Begegnung mit dem vermeintlichen Schmelztiegel Nordamerika bot Francis zudem aufschlussreiches Anschauungsmaterial für die ihn interessierende Thematik ethnischer Beziehungsgefüge.²⁹² Aufbauend auf seinen Arbeiten zum Sprachinselvölkstum passte er sein früheres Wissen

²⁸⁹ Siehe z. B. den Briefwechsel mit Arthur Herr, SdA, NL Arthur Herr, C VIII-4a.

²⁹⁰ Lange galt die „Emigration als Makel“. Mitscherlich, Alexander / Mitscherlich, Margarethe: Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens. 27. Aufl. München 1994, 65 ff. – Zum Spektrum der Anfeindungen gegenüber Emigranten in der Nachkriegszeit siehe Krohn, Claus-Dieter: Einleitung: Remigration in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft. In: *Ders. / Mühlen* (Hgg.): Rückkehr 7-21 (vgl. Anm. 14).

²⁹¹ Siehe das Schreiben Emerich K. Francis' an Arthur Herr vom 1.2.1955, in dem er sich über das Problem des Antisemitismus äußert und sich um die soziologische Einordnung dieses Phänomens bemüht. SdA, NL Arthur Herr, C VIII-4a.

²⁹² Francis, Emerich K.: Minority Groups in the United States of America. In: *Integration. Bulletin International* 3 (1956) 54-61.

gewinnbringend der neuen Situation im Aufnahmeland an und fügte der dortigen soziologischen Forschung, die sich damals vom Paradigma des melting pot – also vom Mythos einer quasi-automatischen Integration der verschiedenen ethnischen Minoritäten in die amerikanische Gesellschaft und Nation – zu lösen begann, wertvolle Erkenntnisse zur pluralistischen Interethnik hinzu.²⁹³

Die Erfahrungen im US-amerikanischen Exil, in dem sich Francis ohne Protektion und wissenschaftliche Netzwerke eine völlig neue Existenz als Forscher aufbauen musste, bildeten letztlich die Grundlage für sein gewandeltes, unabhängiges und wertneutrales Selbstverständnis als Wissenschaftler. Durch die Begegnung mit Forschern wie Talcott Parsons und George Homans lernte er modernste Methoden der empirisch-analytischen Soziologie kennen, die er sich in einer Art autodidaktischem „Zweitstudium“ aneignete und anschließend nach seiner Rückkehr in Deutschland lehrte und populär machte.²⁹⁴ Dass Emerich K. Francis durch sein Schicksal als Emigrant zu einer methodischen und wissenschaftstheoretischen Kursänderung praktisch gezwungen war, macht deutlich, wie sehr Paradigmenwechsel in der Wissenschaft auch von biographischen und politischen Determinanten abhängig sind.

*Fazit: Die Karrieren von Eugen Lemberg und Emerich K. Francis –
Ein Fallbeispiel für wissenschaftlichen Paradigmenwandel
durch exogene Einflüsse auf Forscherbiographien*

Kehren wir abschließend zu dem eingangs erwähnten Beitrag Emerich K. Francis' im Sammelband für Eugen Lemberg aus dem Jahr 1986 zurück. Dort setzte sich Francis mit der soziologischen Volkstheorie Eugen Lembergs auseinander.²⁹⁵ Wie Lemberg habe auch er selbst sich stets um die Bildung einer solchen Theorie bemüht und dieses Bestreben in seiner letzten umfangreichen Veröffentlichung einlösen wollen.²⁹⁶ Da diese jedoch erst 1976, in Lembergs Todesjahr, erschien, habe eine Diskussion auf dieser Grundlage zwischen beiden Wissenschaftlern nicht mehr stattfinden können.²⁹⁷ Trotz des gemeinsamen Anliegens seien allerdings „einige Punkte“ zwischen ihnen „kontrovers geblieben“.²⁹⁸ Zwar enthielten „Lembergs Schriften eine Fülle von geistvollen Erklärungen singulärer Ereignisse“, deren „Ausbeute an eigentlich soziologischen Generalisierungen“ sei jedoch „nicht ebenso reichhaltig“.²⁹⁹ Francis kritisiert Lembergs Terminologie und versagt ihm letztlich die Anerkennung als Soziologe; nach Francis' Ansicht habe sich Lemberg als Historiker mit soziologischen Fragestellungen beschäftigt.³⁰⁰ Lembergs wissenschaftlicher wie

²⁹³ *Driedger*: The Pluralist Ethnic Option (vgl. Anm. 233).

²⁹⁴ Talcott Parsons war im Sommersemester 1963 als Gastprofessor an Francis' Lehrstuhl in München.

²⁹⁵ *Francis*: Lembergs Beitrag 45-63 (vgl. Anm. 15).

²⁹⁶ *Ders.*: Interethnic Relations (vgl. Anm. 263).

²⁹⁷ *Ders.*: Lembergs Beitrag 45 (vgl. Anm. 15).

²⁹⁸ *Ebenda* 46.

²⁹⁹ *Ebenda*.

³⁰⁰ *Ebenda* 62.

auch pädagogischer Ansatz entspringe „volkspolitischen Interessen“;³⁰¹ stets sei die „moralisch-praktische Absicht erkennbar, die Lembergs wissenschaftliches Lebenswerk motiviert und sein Erkenntnisinteresse bestimmt“ habe.³⁰² Während sich bereits „die europäischen Nationalstaaten unaufhaltsam auf den Holocaust [sic !] zubewegten“, habe sich Lemberg noch aktiv „für die kulturschöpferische Idee des Nationalismus“ eingesetzt, die dann durch den Nationalsozialismus „usurpiert, verfälscht und ad absurdum geführt“ worden sei.³⁰³ Erst nachdem „Europa und die deutsche Nation, vor allem die sudetendeutsche Volksgruppe, ins Verderben gestürzt worden waren und Lemberg selbst das Vertriebenenschicksal durchleben musste, eröffneten sich seinem Forschungsinteresse neue Perspektiven“.³⁰⁴

Francis urteilt aus der Kenntnis eines Milieus, dem er selbst angehört hatte und einer Überzeugung, der er selbst verpflichtet gewesen war, ohne anzudeuten, was ihn gezwungen hatte, diese kritisch zu reflektieren. Er macht die Differenz zwischen ihm und dem einstigen Weggefährten wie den Bruch in seinem eigenen Werk stark deutlich. Doch zeugt auch Francis' Begrifflichkeit, trotz seiner Bemühungen um inhaltliche Neudefinition, von einer Kontinuitätslinie; exemplarisch lässt sich dies an seinem grundsätzlichen Festhalten am Volksbegriff festmachen.

Die Trennung der Lebens- und Forschungswege von Eugen Lemberg und Emerich K. Francis erlaubt es uns, zu einem besseren Verständnis der unterschiedlichen Karriereentwicklungen nach dem Zweiten Weltkrieg zu gelangen. Eugen Lemberg gab sein wissenschaftliches Themenfeld nicht auf und beanspruchte weiterhin eine Führungsrolle innerhalb seiner Herkunftsgruppe; trotz dieser Kontinuitäten war „der reife Lemberg doch nicht derselbe wie der junge Volkstumsforscher der 1930er Jahre“,³⁰⁵ lehnte er doch die Absolutsetzung der nationalen Kategorie ab und strebte die Annäherung nationaler Geschichtsbilder an. Wie gezeigt wurde, waren bei Francis das Exil, die anglo-amerikanische Wissenschaftssozialisation und die Akkulturation an den westlich-demokratischen Lebensstil für die Abkehr von völkischen Denktraditionen ausschlaggebend. Ob er ohne die grundstürzenden, existenziell bedrohlichen Erschütterungen und ohne die Herauslösung aus seinem Herkunftsmilieu der wissenschaftlichen und völkischen peer group zur Revision seiner Wertmaßstäbe gelangt wäre, darf angesichts der Konstanten in Lembergs Auffassungen zumindest bezweifelt werden.

Am Beispiel der Lebensläufe und des wissenschaftlichen Werks beider Akteure lassen sich Momente der Persistenz bzw. Brüchigkeit ebenso wie der Anpassung bzw. Weiterentwicklung von Wissenschaftsansätzen und Überzeugungen angesichts veränderter Rahmenbedingungen veranschaulichen. Während sich Eugen Lemberg neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit auch politisch-pädagogisch engagierte und hier in direkter Ansprache die Denkmuster der Vertriebenen aufnahm und formu-

³⁰¹ *Ebenda* 47.

³⁰² *Ebenda* 48.

³⁰³ *Ebenda* 48 f.

³⁰⁴ *Ebenda*.

³⁰⁵ *Loewenstein, Bedřich: Zu Eugen Lembergs Ideologiebegriff. In: Bohemia 45 (2004) 12-23.*

lierte, zog sich Francis auf die Haltung eines empirisch-analytischen, dezidiert neutralen Wissenschaftlers zurück; die Fühlung mit den Vertriebenen suchte er nur im Interesse seiner eigenen Karriereplanung. Damit repräsentieren die hier betrachteten Soziologen idealtypisch den Spannungsbogen des in der bundesrepublikanischen Nachkriegszeit vorherrschenden Wissenschaftsverständnisses.

Hans Lemberg

KOMMENTAR ZU DEN BEITRÄGEN ÜBER EUGEN LEMBERG

„Der Zeitzeuge ist der Feind des Zeithistorikers.“ Wer würde nicht, wenn er der letztgenannten Kategorie angehört, diesem ironischen Seufzer aus leidvoller Erfahrung zustimmen! Der folgende Kommentar zu den oben abgedruckten Beiträgen, die aus Anlass des 100. Geburtstags von Eugen Lemberg (1903-1976) bei einem Kolloquium im Collegium Carolinum vorgetragen und zum Druck vorbereitet wurden, enthält aus der Sicht des Sohnes von Eugen Lemberg Bemerkungen sozusagen von beiden Seiten der Barrikade her: Als Historiker wird er in diesem Falle ungewohnt subjektiv sein und das in Fachtexten verpönte Wort „ich“ verwenden müssen; andererseits ist er „Zeitzeuge“, allerdings nur in gewissem Sinne: Er ist zwar jemand, der Eugen Lemberg aus lang dauerndem familiärem Umgang kannte; aber ist es nicht so, dass Kinder, vor allem Söhne, auch bei jahrelang täglichem Kontakt die Gedankenwelt ihrer Väter doch nur eingeschränkt kennen? Dass sie das, was jene bewegt, wovon sie täglich sprechen, während der Adoleszenz eher nolens volens und nicht mit voller Aufmerksamkeit wahrnehmen, vielmehr darum bemüht, ihren eigenen Standort in der Welt zu finden? Das aber ist umso schwieriger, je ausgeprägter die Persönlichkeit des Vaters ist.

So habe ich, auch schon als Student bzw. junger Historiker, die Schriften meines Vaters fast wie jeder andere normale Leser wahrgenommen, manchmal auch mit der Selektion, mit der man wissenschaftliche Literatur rezipiert, sicher auch mit häufigem Wiedererkennen von bereits Gehörtem. Miroslav Hroch¹ und Bedřich Loewenstein,² die sich in ihren in diesem Heft der Bohemia abgedruckten Beiträgen intensiv mit Eugen Lembergs Gedankengebäude beschäftigt haben, bin ich daher dankbar für manche mir neuen Aufschlüsse in Hinsicht auf das wissenschaftliche, aber auch existenzielle Verhältnis meines Vaters zum Problemkreis Nation – Nationalismus – Ideologie. Hroch und Loewenstein bekunden bei aller Kritik in der Sache, dass und in welcher Weise sie das Werk von Eugen Lemberg verarbeitet und von ihm gelernt haben, und dass sie ihm für ihre eigene Arbeit zu verschiedenen Zeiten Anstöße oder Reibungsflächen verdanken. Sie setzen sich „auf gleicher Augenhöhe“ mit ihm auseinander, wobei Hroch den Fokus auf das Nationalismus-Thema richtet, Loewenstein auf das Problemfeld Ideologie.

Bedřich Loewenstein analysiert das Ideologiekonzept Eugen Lembergs kritisch, das dieser in konsequenter Erweiterung seiner Beobachtung des Nationalismus entwickelt hat. Wie er weist auch Miroslav Hroch in seinem Beitrag darauf hin, dass Lemberg in seinem Werk über den Nationalismus diesen auf eine schon fast zu all-

¹ Hroch, Miroslav: Eugen Lembergs „Nationalismustheorie“. In: Bohemia 45 (2004) 1-11.

² Loewenstein, Bedřich: Zu Eugen Lembergs Ideologiebegriff. In: *Ebenda* 12-23.

gemeine Abstraktionsebene gehoben hat, so dass er auf den breiter verwendbaren Begriff „Ideologie“ übergang. Ich bin allerdings nicht ganz sicher, ob das Konzept der „Identität“, durch das Hroch den seiner Meinung nach überstrapazierten Begriff der „Ideologie“ zu ersetzen vorschlägt, tragfähig genug wäre. Loewenstein äußert ebenfalls Bedenken hinsichtlich des Ideologiebegriffs, ja er spricht von Lembergs „Panideologismus“. Tatsächlich kann ich mich erinnern, dass mein Vater in den letzten Jahren die von ihm destillierte Möglichkeit geradezu als glücklich empfunden hat, immer wieder neu vorgefundene politisch-soziale Konstellationen als ideologische Systeme oder als Teil davon zu deuten, so dass er in seinem letzten postum erschienenen Werk eine noch weiter überwölbende „Anthropologie der ideologischen Systeme“ vorlegte.³ Bedřich Loewenstein zählt aufgrund seiner Studien über Zivilisation und Fortschritt zu denen, die bei diesem „über einen Kamm Scheren“ von Wertesystemen, dieser strukturellen Annäherung von Nationalismus, Religionen, totalitären Systemen usw., eben doch letztlich unterscheiden und den anders verstandenen „Ideologien“ eher den Begriff „kulturelle Leitbilder“ entgegensetzen wollen. Ich weiß, dass mein Vater diese Diskussion mit Loewenstein gern geführt hätte: Er hat in den 1970er Jahren versucht, ihm und einigen anderen Adressaten sein Ideologiebuch nach Prag zu schicken, wo es als „unzulässig“ beschlagnahmt wurde.

Beide Beiträge benennen aber auch den Erkenntnisfortschritt Eugen Lembergs im Kontext der Forschungsfelder Nation/Nationalismus und Ideologie und stellen die Originalität und Komplexität, ja stellenweise „das Bahnbrechende“ des interdisziplinären methodologischen Ansatzes heraus, den Eugen Lemberg verwendete, auch das damals neue explizite Bekenntnis zur distanzierten angloamerikanischen Betrachtungsweise etwa von Carlton Hayes. Insbesondere Hroch spürt die Gründe dafür auf, warum die Rezeption des Lembergschen Beitrags zur Erforschung des Nationalismus dennoch relativ gering blieb, ja dieser jahrzehntelang fast ganz in Vergessenheit geriet, obwohl er im Gesamtpanorama des Forschungsfeldes eine nicht unbeachtliche Position einnimmt. Mittlerweile können, so scheint es, Hrochs und Loewensteins Beiträgen bereits andere, noch vorsichtige Ansätze zur „Wiederentdeckung“ an die Seite gestellt werden.

Karin Pohl, eine junge Münchner Historikerin, geht von einer anderen Perspektive aus.⁴ Sie unternimmt es in origineller Weise, Eugen Lemberg und seinen Alters- und über längere Zeit Weggenossen Emerich Francis unter Anwendung einer anspruchsvollen Literaturgattung, der seit Plutarch beliebten „Parallelbiographien“, darzustellen, und sie fasst beide insbesondere als Soziologen ins Auge. Ihre umfangreiche Darstellung zeugt von bemerkenswertem Forschungsaufwand in dem Bemühen, einen Kontrast zwischen diesen beiden Gesellschaftswissenschaftlern herauszupräparieren, und zwar mit einem literarisch gekonnten Plot, der – gewiss vergrößernd – etwa so nachzuzeichnen wäre:

³ Lemberg, Eugen: *Anthropologie der ideologischen Systeme*. Weinheim, Basel 1977.

⁴ Pohl, Karin: *Die Soziologen Eugen Lemberg und Emerich K. Francis. Wissenschaftsgeschichtliche Überlegungen zu den Biographien zweier „Staffelsteiner“ im Volkstumskampf und im Nachkriegsdeutschland*. In: *Bohemia* 45 (2004) 24-76.

Zwei Freunde etwa gleichen Alters, Francis und Lemberg, gehören in der Tschechoslowakei dem selben Jugendbund ihrer nationalen Minderheit an, sind gleichzeitig zwei Jahre lang Assistenten an der selben ausländischen Universität, veröffentlichen, in die Heimat zurückgekehrt, ähnlich engagierte bis radikale Anschauungen in der selben Zeitschrift – bis dahin kaum unterscheidbar, fast wie Zwillinge. Plötzlich die Situation von 1938: Der Einmarsch der deutschen Wehrmacht in ihr Vaterland steht kurz bevor. Beiden wird noch von ein und demselben Freund zum heimlichen Verlassen des Landes verholten – aber dem einen (Francis), weil er wegen seiner bisher meist verheimlichten jüdischen Herkunft Verfolgung fürchtet, dem anderen (Lemberg), weil er der Einberufung als tschechoslowakischer Reserveoffizier nicht folgen will. Nun gabeln sich die Schicksale dramatisch: Francis emigriert nach Amerika und wandelt sich dort zum Demokraten, lernt im amerikanischen Wissenschaftsmilieu um; der Emigrant kommt, zum modernen Soziologen geworden, 1955 nach Westdeutschland und wird Ordinarius der Universität München. Lemberg hingegen tritt in den Dienst des NS-Staates und seiner Wehrmacht; er hat in der US-Kriegsgefangenschaft keine Chance, dazuzulernen. Nach dem Krieg landet auch er in Westdeutschland, aber in der Rolle des Heimatvertriebenen, der auch über die weltgeschichtliche Zäsur von 1945 hinweg sein altes Wertesystem behalten hat und der sich in beachtlicher Kontinuität vor allem im Vertriebenenmilieu für die Rückkehr in die verlorene Heimat einsetzt, in seiner Wissenschaft traditionalistisch bleibend, akademisch nicht recht reüssiert und als kaum gewandelter „Volkstumskämpfer“ seinen Lebensweg beschließt.

Diese von mir reichlich zugespitzte und übertreibende Kurzfassung der von Karin Pohl dargestellten „parallelen Biographien“ der beiden Genannten soll die Verdienste ihres Beitrags nicht schmälern. Karin Pohl fördert darin viele neue Aufschlüsse, Fundstellen aus der Literatur und aus Archiven zu Tage, für die man nur dankbar sein kann, und etliche ihrer Interpretationen sind einsichtig und nachdenkenswert.

Liest man freilich als unbefangener Leser ohne sonderliche Vorkenntnisse die Beiträge von Miroslav Hroch und Bedřich Loewenstein einerseits und andererseits den von Karin Pohl, dann könnte man meinen, dass es sich bei dem Dargestellten um verschiedene Personen gleichen Namens handelt, so sehr klaffen die Bilder hie des Nationalismus- bzw. Ideologie-Theoretikers mit seinem sich deutlich wandelnden, ja innovatorischen Denkgebäude und dort des gleichgebliebenen „Volkstumskämpfers“ auseinander, wie Pohl ihn sieht, für den – im Kontrast zu dem „modernen“ Soziologen Emerich Francis – charakteristisch sei, dass in seinen Anschauungen und Intentionen seit den 1920er und 1930er Jahren keine grundsätzliche Veränderung stattgefunden habe. Diese Diskrepanz wird umso verwirrender, als Karin Pohl ihre Interpretation durch eine abundante Reihe von Zitaten belegt, die freilich öfters einer Kontextualisierung, ja einer hermeneutischen Würdigung entbehren.

Emerich Francis und Eugen Lemberg waren wohl – zumindest nach 1945 – keine „verwandten Seelen“. Ich weiß nicht einmal, ob sie sich je wiedergesehen haben.⁵ In

⁵ So lässt sich auch die Bemerkung von Emerich K. Francis deuten in: *Francis, Emerich K.: Lembergs Beitrag zur soziologischen Volkstheorie*. In: *Seibt, Ferdinand (Hg.): Lebens-*

der Korrespondenz meines Vaters findet sich zufällig die Antwort auf eine Frage von Dr. Erwin Viefhaus, ob Eugen Lemberg „Ethnos und Demos“ von Francis in „Neue Politische Literatur“ (NPL) besprechen wolle. Mein Vater antwortete, er sei

[...] in einer etwas delikaten Situation: Mit Herrn Francis, der in Prag mein Studienkollege war, haben wir [damals; H.L.] über das Thema oft und ausführlich diskutiert. In der zu rezensierenden Arbeit hat er mein Buch ‚Geschichte des Nationalismus‘ in Europa (1950) eingehend diskutiert, leider aber nicht mehr die kurz vor dem Erscheinen seines Buches publizierte Arbeit ‚Nationalismus‘ (rde). Das würde mich zwingen, seine Bemerkungen mit meinen unbesprochen gebliebenen Ausführungen zu kritisieren. Dabei stimme ich weitgehend mit Francis überein und bin durchaus bereit, für sein Buch etwas zu tun.⁶

Offenbar wurde das Buch nicht von ihm rezensiert: Das Besprechungsexemplar, etwa einen Monat später ihm zugegangen, fand sich im Nachlass ohne jede Anstreichung oder Randbemerkung, die sonst bei Eugen Lemberg in seinen Rezensionsexemplaren üblich waren; in NPL ist in den Jahrgängen 1967 bis 1976 nichts zu finden. Aber umgekehrt ist auch die Würdigung Eugen Lembergs durch Emerich Francis von 1979 (1986) bei aller ernsthaften Kollegialität gekennzeichnet von einem eigenartigen Unverständnis, z.B. wenn Francis leicht herablassend bemerkt, Lembergs Schriften enthielten „eine Fülle von geistvollen Erklärungen singulärer Ereignisse“⁷ – und das bei Eugen Lembergs hochgradiger System- und Modell-Orientierung.

Zunächst aber zu der Hauptquelle, die – abgesehen von den Schriften von Eugen Lemberg – über ihn Auskunft gibt: seinen Erinnerungen.⁸ Karin Pohl kritisiert, dass in dem Gedächtnisband von 1986 die Teilnehmer der Tagung, deren Referate dort gemeinsam mit diesen Erinnerungen abgedruckt sind, die „autobiographische Deutungshoheit“ Eugen Lembergs nicht antasteten.⁹ Wie erklärt sich das? Die Erinnerungen meines Vaters sind, wie aus meiner editorischen „Vorbemerkung“ dazu hervorgeht,¹⁰ 1972 niedergeschrieben und Ende 1975 um ein paar Seiten ergänzt worden, in denen Eugen Lemberg schon von der Krankheit spricht, die dann ein Jahr später zu seinem Tod führte. Das Schreibmaschinenskript dieser Erinnerungen war in einigen Exemplaren vorhanden und nur der Familie und wenigen engen Freunden bekannt. Eine bei nicht mehr ganz klarem Bewusstsein gemachte Bemerkung meines Vaters in seinen letzten Lebenstagen ließ sich so deuten, dass er mit einer Veröffentlichung einverstanden wäre. Doch erst der Umstand, dass meine Mutter, von der in dem Buch oft die Rede ist, einige Jahre später (im März 1983) ebenfalls verstarb, aber auch die bevorstehende Publikation der Referate der 1979 in Regensburg abgehalte-

bilder zur Geschichte der böhmischen Länder. Bd. 5: Eugen Lemberg 1903-1976. München 1986, 45-63, hier 45.

⁶ Brief Eugen Lembergs an Dr. Erwin Viefhaus, NPL, vom 6.02.1967. – Die hier und im Folgenden zitierten Personalunterlagen Eugen Lembergs befinden sich im Besitz des Verfassers.

⁷ Zit. Pohl: Die Soziologen 74 (vgl. Anm. 4).

⁸ Lemberg, Eugen: Ein Leben in Grenzzonen und Ambivalenzen. In: Seibt (Hg.): Lebensbilder 133-278 (vgl. Anm. 5).

⁹ Pohl: Die Soziologen 24 (vgl. Anm. 4).

¹⁰ Ebenda 133.

nen Gedenktagung zu Eugen Lemberg bewog mich auf Anregung des Freundes und Herausgebers Ferdinand Seibt dazu, nach Zustimmung meiner Schwestern den Text der Erinnerungen zur Veröffentlichung in dem Gedenkband vorzubereiten.

Die Erinnerungen sind, wie sich zeigen sollte, in dem Band formal allzu versteckt hinter den Aufsätzen eingeordnet: Leider ist einem Wechsel der Redakteure auch das interne Inhaltsverzeichnis der Memoiren zum Opfer gefallen; aber die Reihe des Collegium Carolinum erschien doch als passender Publikationsort. Im Vorfeld der Veröffentlichung begann ich erst seit Herbst 1982 den Text wenigen Verwandten und Freunden meines Vaters (falls nicht schon geschehen) zugänglich zu machen und sie um ihre Meinung zur Veröffentlichung zu bitten. Damals lagen aber die meisten der Beiträge für den Tagungsband bereits in der Redaktion. Eine „historische Einordnung“ und „Hinterfragung“¹¹ der Memoiren wäre also nur einer Minderzahl der sieben Autoren (vermutlich nur Seibt, Nittner und Jering) möglich gewesen, die den Text kannten. Es kann im Übrigen, liest man diese Beiträge, bei deren Mehrzahl eigentlich nicht allgemein von einer unkritischen Sichtweise die Rede sein.

Freilich fehlt in dem Band, da hat Karin Pohl Recht, der erst in den 1990er Jahren langsam herangereifte spezifische Ansatz einer scharfen innerfachlichen Traditions-kritik an den Gründungsvätern der Nachkriegshistoriographie in der Bundesrepublik,¹² insbesondere der so genannten „Ostforschung“. Dass die historisch orientierte Bohemistik so spät einbezogen wurde, liegt unter anderem auch daran, dass sie nach 1945 in Westdeutschland zunächst im Windschatten der Beobachtung geblieben ist (sie war nicht richtig „osteuropäische Geschichte“, lag aber auch am Rande der „allgemeinen“ Geschichte). Im Zuge des Generationenwechsels hat sich die deutsche Bohemistik entprovinzialisiert, und zudem war keiner der jüngeren Bohemisten der Nachkriegszeit „Schüler“ der kaum je in die akademischen Strukturen Westdeutschlands eingerückten sudetendeutschen Traditionsgeneration. So erschien deren Besspiegelung im Sinne der „Aufarbeitung der Fachvergangenheit“ der jüngsten Jahre zunächst nicht so interessant wie beispielsweise die eigentliche „Ostforschung“. Gerade deren Problemansätze waren – von wenigen Ausnahmen abgesehen – von denen der deutschen geisteswissenschaftlichen Forschung in der Tschechoslowakei von den 1920er Jahren bis 1938/39 ziemlich weit entfernt. Hier schmerzte die „blutende Grenze“ des Reiches im Osten nahezu gar nicht; hingegen beruhten die vorhandenen Gravamina auf der nicht verdauten Minderheitensitua-

¹¹ *Ebenda* 24.

¹² Aus der umfangreichen Literatur seien nur genannt: *Borgmann*, Karsten (Hg.): Hans Rothfels und die Zeitgeschichte. Berlin 2004 (Historisches Forum 1). – *Hürter*, Johannes / *Woller*, Hans (Hgg.): Hans Rothfels und die deutsche Zeitgeschichte. München 2005 (Schriftenreihe des Instituts für Zeitgeschichte 90). – *Etzemüller*, Thomas: Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945. München 2001 (Ordnungssysteme 9). – *Haar*, Ingo: Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der „Volkstumskampf“ im Osten. Göttingen 2000 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 143). – *Piskorski*, Jan M. / *Hackmann*, Jörg / *Jaworski*, Rudolf (Hgg.): Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik. Disziplinen im Vergleich. Osnabrück, Poznań 2002. – *Creuzberger*, Stefan / *Manteuffel*, Ingo / *Steininger*, Alexander / *Unser*, Jutta (Hgg.): Wohin steuert die Osteuropaforschung? Eine Diskussion. Köln 2000.

tion in einem andersnational geprägten Staat. Daraus resultierte der hier sehr viel existenzieller empfundene und auch anders als im Reich verstandene Ansatz der „Volksgeschichte“. Aus all diesen Gründen hat erst das runde Jubiläum der neuen Institutionen und Organisationen dieser Richtung zu einer Aufarbeitung auch der eigenen Vergangenheit Anlass gegeben.¹³

Dass Eugen Lemberg nicht in diesem Sinne „hinterfragt“ wurde, wie Karin Pohl moniert, ist sicher zusätzlich auf seine Abstinenz bei der Annahme von Funktionen in Vereinigungen zurückzuführen. Gewiss: Er war Gründungsmitglied der Historischen Kommission der Sudetenländer, des Collegium Carolinum und des J. G. Herder-Forschungsrates. Seine Beteiligung daran zeichnete sich indes dadurch aus, dass er zwar an deren Tagungsdiskussionen teilnahm, dort auch ab und zu Referate hielt und Konzeptionen entwickelte, nie aber in den Vorständen auftauchte. Meines Wissens war er Vorstandsmitglied einzig im J. G. Herder-Forschungsrat, dann gleich als Präsident, jedoch nur für vier Jahre. Auch in landsmannschaftlichen Organisationen war Eugen Lemberg nicht führend oder auch nur als Funktionär irgendeiner Stufe vertreten, nicht einmal in der Ackermann-Gemeinde, der er doch so nahe stand.¹⁴

Schließlich fiel Eugen Lemberg auch dort durch das Sieb der Beobachtungen, wo in Untersuchungen zur deutschen Prager Universität während der Protektoratszeit das Augenmerk auf die Professorenschaft konzentriert wurde:¹⁵ Eugen Lemberg ist zwar, wie Karin Pohl ermittelt hat, „als Dozent in den Reichsdienst übernommen worden“,¹⁶ was immer das zu bedeuten hatte. Doch lehrte er meines Wissens damals schon seit einigen Semestern nicht mehr in Prag, weil die NS-Studentenschaft ihn durch Vorlesungsblockade daran gehindert hatte; die Vorlesungsankündigungen

¹³ Vor allem mit den beiden Jahrestagungen des Collegium Carolinum von 2003 und 2004 und durch die Tagung der Historischen Kommission für die böhmischen Länder [früher: der Sudetenländer] 2004 in Brünn (Brno).

¹⁴ *Lemberg, Eugen*: Ein Leben 205, 224 f. (vgl. Anm. 8) – Diese Abstinenz von Funktionen und Führungsaufgaben widerspricht übrigens der Feststellung von Karin Pohl, Eugen Lemberg habe „eine Fülle an Führungsaufgaben in den verschiedenen sudetendeutschen und westdeutschen Institutionen und Organisationen“ innegehabt. *Pohl: Die Soziologen* 50 (vgl. Anm. 4). „Führungsaufgaben“ nahm dieser nur im wissenschaftlichen bzw. pädagogischen Bereich wahr, und auch da – von der vierjährigen Präsidentschaft im J. G. Herder-Forschungsrat abgesehen – nur in Institutionen, also beruflich. Dazu weiter unten.

¹⁵ *Míšková, Alena*: Německá (Karlova) univerzita od Mnichova k 9. květnu 1945. (Vedení univerzity a obměna profesorského sboru) [Die Deutsche (Karls-)Universität vom Münchner Abkommen bis zum 9. Mai 1945. (Die Universitätsleitung und der Wechsel des Professorenkollegiums)]. Praha 2002; dort nur auf S. 208 in der Tabelle der Lehrenden. – *Glettler, Monika/Míšková, Alena* (Hgg.): Prager Professoren 1938-1948. Zwischen Wissenschaft und Politik. Essen 2001 (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa 17); hier wird Eugen Lemberg nicht einmal im Register erwähnt.

¹⁶ *Pohl: Die Soziologen* 47, Anm. 137 (vgl. Anm. 4). – Auch Prof. Anton Ernstberger schreibt in der eidesstattlichen Erklärung vom 28.09.1948, Eugen Lemberg sei „als voll honorierter Universitätsdozent in das Beamtenverhältnis übernommen worden“. Eugen Lemberg kann aber kaum Dozent im Beamtenverhältnis gewesen sein, weil er als Oberstudiendirektor beamtet war.

blieben ohne Verwirklichung.¹⁷ Umso weniger erhielt Eugen Lemberg in Prag einen Professorentitel.¹⁸

Eine Schlüsselepoche in der dramatischen Auseinanderentwicklung von Eugen Lemberg und Emerich Francis, wie Karin Pohl sie sieht, ist die Zeit zwischen der Sudetenkrise 1938 und der Rückkehr beider aus Amerika. Hier kann die Darstellung teils präzisiert, teils modifiziert und durch einige in den wenigen erhaltenen Personalpapieren Eugen Lembergs gefundene Einzelheiten illustriert werden: Das von Karin Pohl ermittelte Aufnahmedatum von Eugen Lemberg in die NSDAP (1.11.1938) ist eines der beiden Standarddaten, zu denen Mitglieder der Sudetendeutschen Partei (SdP) übernommen worden sind, und zwar gehörte Eugen Lemberg offensichtlich nicht zu der Kategorie der „Märzgefallenen“, d. h. derjenigen, die nach dem Anschluss Österreichs im März in die SdP eingetreten waren (Gruppe 3, Aufnahmedatum in die NSDAP 1.12.1938), sondern in die vielfältigen Kategorien der Gruppen 1 und 2.¹⁹ Dass überhaupt ein Antrag gestellt wurde, steht ziemlich sicher im Zusammenhang mit dem Antritt der Stelle eines Oberstudiendirektors und Leiters der Lehrerbildungsanstalt in Reichenberg (Liberec).

Das Parteigerichtsverfahren, zu dem Karin Pohl nichts in den zentralen Unterlagen finden konnte,²⁰ das aber Eugen Lemberg in den Memoiren erwähnt und von dem die Familie wusste, scheint beim Kreisparteigericht stattgefunden zu haben.²¹ Eugen Lemberg hatte den Unwillen der örtlichen Vertreter von Partei und Nationalsozialistischem Lehrerbund (NSLB) dadurch erregt, dass er katholische Lehrer einstellte, Religionsunterricht erteilen ließ und für eine „vernünftige Nationalitätenpolitik den Čechen gegenüber“ eintrat.²² In den Unterlagen von Eugen Lemberg zu seinem Spruchkammerverfahren finden sich übereinstimmende Zeugnisse für die in den Memoiren nur angedeutete Situation, die den letzten Auslöser für die Einleitung des Parteiausschlussverfahrens gab: Bei der Abschlussfeier nach dem Abitur 1941 hatte er als Direktor die Zeugnisverteilung selbst vorgenommen und damit die Vertreter des NSLB brüskiert, die Anspruch darauf erhoben hatten.²³

¹⁷ Man kann daher auch nicht sagen, dass Eugen Lemberg „seine berufliche Laufbahn [...] im ‚Protectorat Böhmen und Mähren‘ zunächst fortsetzen“ konnte. Vgl. Pohl: Die Soziologen 46 (vgl. Anm. 4).

¹⁸ Laut Prof. Ernst Schwarz, Erklärung vom 4.11.1950, wegen „entschiedener Ablehnung beim [NS, H.L.] Dozentenbund“.

¹⁹ In welche, kann ich mangels Unterlagen nicht sagen. Siehe zu den Kategorien im Einzelnen: Zimmermann, Volker: Die Sudetendeutschen im NS-Staat. Politik und Stimmung der Bevölkerung im Reichsgau Sudetenland (1938-1945). Essen 1999, 131-137 (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission 9, zugleich: Veröffentlichungen des Instituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 16). – Gebel, Ralf: „Heim ins Reich!“ Konrad Henlein und der Reichsgau Sudetenland 1938-1945. München 1999, 133-136 (VCC 83).

²⁰ Pohl: Die Soziologen 47, Anm. 139 (vgl. Anm. 4).

²¹ Angabe auf Eugen Lembergs Fragebogen des Military Government of Germany vom 16.03.1946.

²² Eidesstattliche Erklärung von Gust Plischke vom 31.07.1946.

²³ Beschreibung (samt Namensnennungen) *ebenda*, ferner u. a. mit ausführlicher Schilderung des Hergangs in der eidesstattlichen Erklärung des Augenzeugen Hans Köhler vom 10.09.1946 u. a. m.

Karin Pohl, um Erfassung der biographischen Tatsachen bemüht, formuliert: „Im Oktober 1941 meldete er sich freiwillig zum Kriegsdienst und geriet in Gefangenschaft, die er in Offizierslagern in den USA verbrachte.“²⁴ Obwohl Details nicht immer nützen, scheinen sie doch hier wichtig zu sein. Das „und“ in diesem Satz dauerte immerhin fast drei Jahre mit dem Erlebnis schwerer Kampfhandlungen im russischen Winter 1941/42 vor Moskau und an der Invasionsfront in Frankreich 1944. Das existenzielle Erlebnis, der Todesgefahr ausgesetzt gewesen zu sein, ist nicht spurlos vorübergegangen, wenn es auch dazwischen eine Phase von „Stumpfsinn“ des „Besatzungslebens“ an der Atlantikküste gab.²⁵

Auf die Zeit der Gefangenschaft in den USA (Sommer 1944 bis Sommer 1945) einzugehen, lohnt im Zusammenhang dieses Kommentars wegen des von Karin Pohl hier festgemachten Gegensatzes von Francis und Lemberg und des Verdachtes, dieser habe aus seinem flüchtigen USA-Erlebnis kaum etwas für die Nachkriegszeit gelernt. Tatsächlich hat sich Eugen Lemberg nicht wie Emerich Franzis²⁶ 16 Jahre lang in Nordamerika aufgehalten, davon viele Jahre als freier Mann und im akademischen Milieu. Lemberg konnte vom Land nur so viel sehen, wie es die Durchfahrt im Gefangenentransport oder der landwirtschaftliche Einsatz der P. W.s nach Kriegsende ermöglichte, und die amerikanische Demokratie konnte nur aus Kursen der Prisoner of War University, Concordia, Kansas, und der Lagerbibliothek kennen gelernt werden; das ist aber offensichtlich unter den gegebenen Umständen in einem bemerkenswerten Maße geschehen.²⁷

Karin Pohl hat mit ihrer Vermutung Recht, dass auch Eugen Lemberg ein Spruchkammerverfahren²⁸ absolvieren musste. Mit Bescheid der Spruchkammer Melsungen vom 2. Oktober 1947 wurde er mit einer Begründung ex negativo (d. h. es liege keine Belastung vor, die eine Einreihung in die Gruppen I-III rechtfertige) in die Kategorie der Mitläufer eingestuft. Nach Vorlage einer größeren Anzahl von eidesstattlichen Erklärungen, damals „Persilscheine“ genannt, teilte der Hessische Minister für Erziehung und Volksbildung am 30. November 1950 (!) mit, dass „nach Abschluß der politischen Befreiung in Hessen“ eine Abänderung der Bescheide nicht mehr zulässig sei.

²⁴ Pohl: Die Soziologen 48 (vgl. Anm. 4).

²⁵ Lemberg: Ein Leben 249 (vgl. Anm. 8).

²⁶ So die zeitgenössische Schreibweise seines Namens; erst seit seiner amerikanischen Zeit nannte er sich „Francis“.

²⁷ Darüber gibt es ein Zertifikat vom September 1945, in dem bescheinigt wird, dass Eugen Lemberg an folgenden Kursen teilgenommen hat: American Civics, American Geography, American History und English Conversation. Eine andere Bescheinigung weist aus, dass Eugen Lemberg zwischen dem 11.10.1944 und dem 7.7.1945 drei Kurse (Geschichte Osteuropas I-III) gelesen und je 35 Prüfungen dazu (Diplome ausgestellt von der University of Kansas) abgenommen hat.

²⁸ Generell zur hessischen Situation: Schuster, Armin: Die Entnazifizierung in Hessen 1945-1954. Vergangenheitspolitik in der Nachkriegszeit. Wiesbaden 1999 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau 66; sowie: Vorgeschichte und Geschichte des Parlamentarismus in Hessen 29).

Es besteht jedoch kein Zweifel, dass der Betroffene, wenn er seinen Antrag vor Erlass des Abschlussgesetzes eingereicht hätte, eine Aufhebung der Entscheidung der Kammer vom 2. Oktober 1947 erzielt hätte. Damit wäre der Weg für eine Einstufung in die Gruppe der Entlasteten offen gewesen.²⁹

Die Aufzählung der beruflichen Tätigkeiten Eugen Lembergs nach 1945 bedarf einer gewissen Präzisierung. Nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft³⁰ Ende Februar 1946 war er zunächst als landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter in Westfalen, Oberbayern und seit Mai 1946 in Ostheim, Bezirk Kassel, tätig. Von Dezember 1947 bis März 1951 hatte er am Pädagogischen Ausbildungslehrgang Kassel (Borken, Korbach) einen Lehrauftrag für das Lehrfach Geschichte inne. Im Jahr 1949 konnte die Familie von Ostheim nach Kassel umziehen. Nach Auflösung des Ausbildungslehrgangs Ende März 1951 übernahm Lemberg die Leitung der Reinhardswaldschule bei Kassel (Hessisches Lehrerfortbildungswerk), die er bis zum Antritt einer Ministerialratsstelle im Hessischen Ministerium für Erziehung und Volksbildung im April 1955 innehatte.³¹ Während der Zeit an der Reinhardswaldschule wurde Eugen Lemberg zwar im November 1953 die Übernahme des neu zu bildenden kulturpolitischen Referats im Bundesministerium für Vertriebene angeboten; er nahm aber, anders als Karin Pohl schreibt,³² diese Stelle nicht an, sondern war nur in den ersten Monaten des Jahres 1954, von Kassel aus pendelnd und dort nur teilbeurlaubt, auf Honorarbasis zur Anbahnung verschiedener Institutionen und Aktionen im Sinne des § 96 BVFG sowie des Sammelwerkes „Die Vertriebenen in Westdeutschland“ in Bonn tätig.³³

Die vorstehenden Bemerkungen sind nicht als Bausteine für eine Biographie Eugen Lembergs gedacht, da gäbe es sicher Wesentlicheres zu sagen. Sie sollten nur einige Einzelheiten aus der eingehenden Darstellung von Karin Pohl ergänzen oder präzisieren.

Ein Neffe Eugen Lembergs schrieb nach der Lektüre des Manuskripts der Memoiren im April 1983 vor deren Abgabe an die Redaktion des Bandes warnend: „Nur würde ich damit rechnen, dass die uns [d.h. der Familie, H.L.] geläufige Selbstironie, die [im Manuskript, H.L.] freilich nie ausgeprägt ist und selten deutlich wird, von manchen nicht entsprechend verstanden wird.“³⁴ Genau das ist jetzt stellenweise bei Karin Pohl eingetreten. Sie nimmt vieles, was Eugen Lemberg über sich selbst schreibt, für bare Münze. Ein Beispiel: Eugen Lemberg „wurde [...] – wie er selbst schreibt – zum ‚Ideologe[n] und Prophet[en] der Vertriebenen‘“. Bei Lemberg heißt es indes, er sei „unversehens etwas wie ein Ideologe und Prophet der

²⁹ Der Hessische Minister für Erziehung und Volksbildung an Eugen Lemberg am 30.11.1950.

³⁰ Entlassungsschein vom 24.02./05.03.1946 in Münster.

³¹ In diesem Jahr kehrte Emerich K. Francis in die Bundesrepublik Deutschland zurück, in der die Demokratie inzwischen bereits laufen gelernt hatte.

³² Pohl: Die Soziologen 50 (vgl. Anm. 4).

³³ Briefwechsel zwischen dem 23.11.1953 und 26.3.1954 im Nachlass; damit übereinstimmend die Darstellung in *Lemberg: Ein Leben* 226 f. (vgl. Anm. 8). – Die von Karin Pohl aufgefundene und von ihr in Anm. 159 nicht datierte Quelle könnte sich also ggf. höchstens auf die Finanzierung dieser Tätigkeit beziehen.

³⁴ Postkarte von Ernst Höhne an Hans Lemberg vom 14.04.1983. (Im Besitz des Verf.).

Vertriebenen“ geworden.³⁵ Selbstverständlich war das ironisch gemeint angesichts des kurz danach berichteten „Anathema“, das von der Führung der Ackermann-Gemeinde auf ein kritisches Referat hin 1965 ausgesprochen wurde.³⁶ In der Tat – so vielleicht ist diese Stelle zu verstehen – hat Eugen Lemberg seine Aufgabe darin gesehen, Deutungen der Situation anzubieten und Zukunftskonzepte allgemeiner Art zu entwickeln.

Es sind nicht nur Stellen wie die zitierte, die das uneigentliche, selbstironische Sprechen kennzeichnen (man könnte auch hinweisen auf die Beschreibung seiner Rekrutenzeit in der tschechoslowakischen Armee, in der es heißt: „schon in diesen ersten Tagen meiner Feldherrnlaufbahn“³⁷), sondern dieser Charakter durchzieht den ganzen Text, zumal er ja, wie schon erwähnt, zunächst für die Familie geschrieben worden war, die sich über einen anderen Grundton des Textes als diesen sehr gewundert hätte. Man wird nicht fehlgehen, wenn man diese Selbstironie auch als Erbe des altösterreichischen Kulturraums identifiziert, das außerhalb nicht immer verstanden wird.

Frau Pohl legt zu Recht ein starkes Gewicht auf den Wurzelgrund der Formung der beiden von ihr untersuchten Gelehrten: den katholischen Jugendbund „Staffelstein“. Seine gezielte Erforschung steht erst in den Anfängen; vieles ist durch die bisher vorliegende Selbstdarstellung bestimmt.³⁸ Vermutlich wird man mit plakativen Urteilen wie „antidemokratisch“ zurückhaltend sein müssen, wenn es sich um eine in der Zwischenkriegszeit weit verbreitete Kritik am Parlamentarismus und am Parteienwesen handelte.³⁹ Auch die Reserven gegenüber dem Nationalstaatsprinzip und den 1919 festgelegten Grenzen mit der Folge der Existenz massiver nationaler Minderheiten ist in deren Milieu keineswegs etwas Besonderes gewesen. Die Unterstellung, dass die Staffelsteiner, die in den Staatsdienst gingen, nur ihre Staatsfeindlichkeit versteckten,⁴⁰ ist wohl zu scharf; nicht zuletzt die von Eugen Lemberg redigierte und zum großen Teil selbst verfasste „Zeitschrift für den Tschechischunterricht“ (1937) zeugt von deutlicher Akzeptanz des Staates und des Zusammenlebens von Tschechen und Deutschen. Dass die in den Zeitschriften des „Staffelstein“ vorgebrachte Kritik – gerade in einigen der von Karin Pohl herangezogenen Beiträgen – recht grundsätzlich ausfallen konnte, bleibt unbenommen.

³⁵ Pohl: Die Soziologen 58, Anm. 205. (vgl. Anm. 4).

³⁶ Lemberg: Ein Leben 229 f. (vgl. Anm. 8).

³⁷ *Ebenda* 161. – Ähnliche Beispiele für seine Selbstironie finden sich auf Seite 243 und an vielen anderen Stellen.

³⁸ Eine explizite, späte Auseinandersetzung Eugen Lembergs mit der Jugendbewegung im Vergleich mit der „neuen“, d.h. 1968er-Bewegung: Lemberg, Eugen: Die gemeinsamen Wurzeln der alten und neuen Jugendbewegung. Vortrag. In: Dörnbergblatt (1975) H. 3, Sonderbeilage. Auch in: Rundschreiben des Freideutschen Kreises, Konvent Husum (1976) Nr. 153, 30-44.

³⁹ Vgl. dazu Wildt, Michael: „Volksgemeinschaft“ als politischer Topos in der Weimarer Republik. In: Gottwaldt, Alfred (Hg.): NS-Gewaltherrschaft. Beiträge zur historischen Forschung und juristischen Aufbereitung. Berlin 2005, 23-39 (Publikationen der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz 11).

⁴⁰ Pohl: Die Soziologen 35 (vgl. Anm. 4).

Tatsächlich: Was die Autorin aus den Zeitschriften des „Staffelstein“ zitiert, ist partienweise starker Tobak.⁴¹ Diejenigen, die Anfang der 1930er Jahre zum Herausgeber- und Autorenkreis von „Stimmen der Jugend“ bzw. „Volk und Glaube“ gehörten, kann man leider heute nicht mehr fragen, was sich die damals etwa Dreißigjährigen dabei gedacht haben. Karin Pohl ist zuzustimmen, wenn sie in den Zitaten aus dieser Zeit von Emerich Francis und Eugen Lemberg, die ja beide in Münster die ersten Monate des Hitlerregimes erlebt hatten, kaum Unterschiede in der Aussage feststellen kann; ja man wird sogar über Pohl hinaus den Textstellen, die sie von Francis beibringt, einen weit härteren Ton im Sinne einer Führer- und Gefolgschaftsrhetorik⁴² attestieren können als denen von Eugen Lemberg. Dass beide, auch Eugen Lemberg, um die Mitte der 1930er Jahre nicht gesehen haben, welchen Charakter das nationalsozialistische Regime wirklich hatte und worauf es hinauslief, passt zu manchen anderen, die das auch nicht sahen; heute, das braucht man nicht zu betonen, erscheint uns das als weithin unverständlich.

Der „Staffelstein“ ist bis in die frühen 1930er Jahre trotz seiner damals endemischen Rhetorik eigentlich nicht dem „völkischen Lager“ zuzuordnen,⁴³ wenn er sich auch später in den kritischen Wochen von 1938 durch die erwähnte „Selbstgleichschaltung“ zusammen mit breiten Teilen des nichtvölkischen, demokratischen Spektrums in das völkische Lager hineinbegeben hat, einschließlich des Eintritts auch Eugen Lembergs in die Sudetendeutsche Partei Konrad Henleins. Eine pauschale Zuordnung des „Staffelstein“ zum „völkischen Lager“ vor 1937 stumpft indes die Schärfe der Analyseinstrumente ebenso ab wie die früher mancherorts verbreitete Zuordnung von allem, was bürgerlich bzw. nichtsozialistisch, ja sogar bloß nichtkommunistisch war, zum „Faschismus“ diesen Begriff weitgehend entwertet hat. Dem Problem der Einstellungen und des Verhaltens von Gruppen wie dem „Staffelstein“ wird man vermutlich eher mit Überlegungen näher kommen können, wie sie kürzlich zum Problem konkurrierender Loyalitäten angestellt wurden, als mit einem klaren Entweder-Oder.⁴⁴

⁴¹ Karin Pohl erwähnt als Pseudonym von Eugen Lemberg „E. Westfal“ (E. ist Eugen, Westfal ist ein Hinweis auf seinen Wohnort Münster in dieser Zeit). Er verwendete in den beiden Zeitschriften auch weitere Pseudonyme: „Otto Waldbrunn“ (Waldbrunn war der Mädchenname seiner Mutter). Meiner Meinung nach steht auch „Matthias Hanspaul“ für Eugen Lemberg: 1934 bis 1938 wohnte die Familie in der Siedlung Hanspaulka in Prag-Dejwitz, die zugehörige Kirche war St. Matthias. Vgl. *Havránek*, Jan: Der Prager Stadtteil Hanspaulka und seine Bewohner in der Vergangenheit. In: *Mühle*, Eduard (Hg.): Mentalitäten – Nation – Spannungsfelder. Studien zu Mittel- und Osteuropa im 19. und 20. Jahrhundert. Beiträge eines Kolloquiums zum 65. Geburtstag von Hans Lemberg. Marburg 2001, 137-143 (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung 11).

⁴² Z. B. die bei *Pohl*: Die Soziologen (vgl. Anm. 4) zitierten Passagen auf den Seiten 35 und 39.

⁴³ Manche Beobachtungen, die das stützen sollen – auch das bleibt in der Geschichtswissenschaft nicht aus – werden einfach überinterpretiert. Ein Beispiel: Wenn Eugen Lemberg in den Wochen der Sudetenkrise (Kriegsgefahr) seine Frau Maria und den kleinen Sohn aus Prag in Sicherheit brachte, dann bot sich das Haus von Emil Lehmann in Dresden nicht deshalb an, weil Eugen Lemberg mit der „äußersten Rechten des Sudetendeutschums“ in „enger Verbindung“ stand, sondern weil dessen Frau die Schwester von Maria Lemberg war und die einzige Verwandte, die „im Reich“ lebte. *Ebenda* 45, Anm. 123.

⁴⁴ Vgl.: *Schulze Wessel*, Martin (Hg.): Loyalitäten in der Tschechoslowakischen Republik 1918-1938. Politische, nationale und kulturelle Zugehörigkeiten. München 2004 (VCC 101).

Nicht nur das Spannungsverhältnis zwischen „Staffelstein“ und der Tschechoslowakischen Republik, so wie sie war, stellte ein Problem dar, sondern auch das zur katholischen Kirche. Gerade die Figur Eduard Winters, der für den Hochschulring des „Staffelstein“ ein nicht nur geistlicher Führer war, zeigt die Peripetien dieses Weges. Das Engagement der Staffelsteiner für eine „Erneuerung“ der Kirche hatte seine jugendbewegten Formen und war an der „katholischen Aktion“ ausgerichtet. Ohnehin unterschied sich der Katholizismus in den böhmischen Ländern stark von dem des Deutschen Reiches nach 1871. War dort das Erlebnis des Kirchen- und Kulturkampfes für lange Jahrzehnte das prägende Moment, so war das „Böhmisch-Katholische“ eher eine Spätfrucht des Josefinismus. Kritik an der Kirche und an einzelnen Geistlichen trug keineswegs den Charakter der Nestbeschmutzung, ja des Verrats wie im Reich.

So wird die von Karin Pohl gefällte, sich auch an kirchlichen Urteilen orientierende Diagnose einer beim „Staffelstein“ praktizierten Überordnung der ethnisch-nationalen über die religiöse Bindung wohl so nicht zu halten sein; das „und“ im Zeitschriftentitel „Volk und Glaube“ war sicher zu der Zeit, da die Zeitschrift erschien, wörtlich gemeint.⁴⁵ Der Konflikt mit der Amtskirche, der sich an dem von Pohl zitierten Aufsatz Eugen Lembergs von 1935 mit seinem Gemisch aus zutreffenden Beobachtungen und überdrehten Urteilen zeigte, spitzte sich zu.⁴⁶ Die Gegenwehr der Amtskirche, die vermutlich der Zeitschrift „Stimmen der Jugend“ das Ende brachte,⁴⁷ war aber auch bezeichnend und lässt die Bemühungen der Staffelsteiner um Reform verständlicher erscheinen: Was an Eugen Lembergs Artikel von prominenter kirchlicher Seite kritisiert wurde, war nicht vorrangig dessen verharmlosend erscheinende Einschätzung der NS-Kirchenpolitik, die in der Tat deren wahren Charakter verkannte, sondern der Umstand, dass hier „Protestantismus und Katholizismus“ im selben Atemzug und in dieser Reihenfolge als „in gleicher Weise zu den Wesenszügen des deutschen Volkes“ gehörig genannt wurden – das stehe „mit der katholischen Glaubenslehre in offenem Widerspruch“ oder, wie Karin Pohl formuliert, sei eine „Negierung wesentlicher Glaubensinhalte“!⁴⁸

Viele Staffelsteiner sind Priester geworden – sozusagen um im Sinne der Erneuerung der Kirche den „Marsch durch die Institutionen“ zu vollführen, die meisten auch der Laien haben die Treue zur katholischen Kirche gehalten; Eugen Lemberg ist für einige Jahre ausgetreten. Vieles darin war nicht nur Opportunismus, sondern Ausdruck des inneren Ringens, der „Wirrungen“ der späten 1930er Jahre. Seine Memoiren enthalten ein Kapitel III mit dem Titel „Das Religiöse“, in dem man (sicherlich in der späteren Selbstdarstellung) in geradezu beunruhigender Offenheit eine ernst zu nehmende Selbstanalyse in dieser Hinsicht finden kann.

Wichtiger als die Einzelfakten und die Analyse des „Staffelstein“-Ambiente erscheint mir die Deutung, der Vergleich zwischen den beiden Gelehrten, den Karin

⁴⁵ Anders Karin Pohl, die aus der Reihenfolge der Titelbegriffe „Volk und Glaube“ eine Werthierarchie ableitet. *Pohl: Die Soziologen* 39 f. (wie Anm. 3).

⁴⁶ Siehe vor allem die *ebenda* 38 f. zitierten Passagen von Eugen Lemberg.

⁴⁷ Die Zeitschrift „Volk und Glaube“ schloss daran an.

⁴⁸ *Pohl: Die Soziologen* 42, auch die in Anm. 100 genannte Quelle (vgl. Anm. 4).

Pohl unternimmt. Hier liegt nach meiner Ansicht in der von ihr offen deklarierten Ungleichheit der Vergleichsfelder der Ansatz für ein disparates Ergebnis:

Steht bei Francis die empirische Minderheitenforschung und damit sein intellektueller Emanzipationsprozess vom Volkstumsdenken zur analytischen Wissenschaft im Vordergrund, so sind es bei Lemberg weniger die theoretisch-wissenschaftlichen Erkenntnisse als vielmehr die [...] populärwissenschaftlichen und volkspädagogischen Schriften.⁴⁹

Da liegt wohl der Hase im Pfeffer. Denn sicherlich wäre der Vergleich der jeweils gleichen Tätigkeitsfelder Anlass zu aussagekräftigeren Ergebnissen gewesen; d.h. wenn beispielsweise wirklich die Auffassungen und Ergebnisse beider in Hinsicht auf Methode und auf den bei beiden gar nicht so weit voneinander entfernten Gegenstand ihrer Soziologie gegeneinander gehalten⁵⁰ oder aber wenn Eugen Lembergs Engagement in der „Volksbildung“ und Aufklärung, nicht nur im Milieu der „Schicksalsgemeinschaft“ der Vertriebenen,⁵¹ und andererseits bei Emerich Francis dessen geradezu entsagungsvolle Zurückhaltung im Einwirken auf die Öffentlichkeit bzw. die geringe Preisgabe seiner politischen Anschauungen thematisiert und verglichen worden wären.⁵² So aber entsteht ein asymmetrisches Bild, bei dem nur noch die Grundthese von der Diskontinuität auf der einen und der Kontinuität auf der anderen Position hinzukommen muss – und schon sind gewisse Kurzschlüsse im Urteil vorprogrammiert.

Karin Pohl spricht von der „Persistenz der Denkmuster“ Eugen Lembergs über 1945 hinweg; sie spürt dem nicht zuletzt anhand einer Beobachtung sprachlicher Elemente nach.⁵³ Hier allerdings wäre wohl bei der Interpretation ex post der zeitliche Kontext stärker in den Blick zu fassen, nicht nur, was die Funktion einer Aussage im Text anbelangt, sondern auch in Hinsicht auf die in der jeweiligen Zeit noch gebräuchliche Sprache und die existenzielle Situation des Autors. Als beispielsweise die von Karin Pohl herangezogenen Schriften „Die Ausweisung als Schicksal und Aufgabe“ und die Rede zum Universitätsjubiläum von 1948 entstanden, lebte ihr Verfasser noch im Flüchtlingselend, d.h. mit dem, was er bei der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft besaß, auf einem nordhessischen Dorf mit Frau und drei Kindern, die mit 20 Kilo Gepäck im Viehwagentransport angekommen waren, zwangs-

⁴⁹ *Ebenda* 51.

⁵⁰ Ob z.B. Eugen Lemberg als Soziologe wirklich so wenig „modern“ war, wie es das hier ausschließlich wiedergegebene Urteil von Francis nahe legt, oder ob Lemberg nicht vielmehr – siehe auch die Analysen von Hroch und Loewenstein – eben nur eine andere Richtung vertrat und sogar beispielsweise auf dem Gebiet der Bildungssoziologie bahnbrechend wirkte, vermag ich als Nichtsoziologe nicht zu beurteilen.

⁵¹ Ausgeklammert bleibt z.B. auch der operative Bereich der Lehrerbildung und Lehrerfortbildung sowie der Schulpädagogik (z.B. die Erstellung von Bildungsplänen für das Bundesland Hessen).

⁵² Diese ungleiche Verteilung der beobachteten Tätigkeitsfelder ist vermutlich auch heuristisch bedingt: Für Francis standen Karin Pohl die Materialien des Münchner Universitätsarchivs und anderer Münchner Archive zur Verfügung; bei Lemberg ist die Quellenlage wegen der vielen verschiedenen Tätigkeitsorte weit schwieriger.

⁵³ Wenn übrigens auch bei Emerich K. Francis noch 1965 Vokabeln aus dem NS-Wörterbuch wie etwa „Entvolkung“ und „Umvolkung“ auftauchen, verweist Pohl darauf mit weit größerer Toleranz. *Pohl: Die Soziologen* 71 (vgl. Anm. 4).

einquartiert in anderthalb kleinen Zimmern eines Bauernhofes, 7 Kilometer vom nächsten Bahnhof entfernt, den er, um die pädagogischen Ausbildungslehrgänge in Borken, Korbach und Kassel, in denen er stundenweise lehrte, zu Fuß erreichen musste. Noch lebte man in einem besetzten Land, in einem Nicht-Staat. Das Deutsche Reich war sichtlich nicht mehr existent; was aber einmal statt des Besatzungsstatuts über den bereits existierenden Ländern stehen sollte, war unbekannt. Das Verhältnis zur verlorenen Heimat war gänzlich ungeklärt, und so lebten die meisten der damals Redenden – *faute de mieux* – mental noch in ihrer alten Welt oder in einem Provisorium. Die Währungsreform war noch nicht oder gerade erst erfolgt, das „Wirtschaftswunder“ hatte längst noch nicht begonnen. Wie anders sah die Situation zehn oder zwanzig Jahre später aus – und wie anders hat man dann gedacht und gesprochen! Und so enthielt nach dem Krieg ganz allgemein die öffentliche Sprache noch einige Jahre lang – bis in den Parlamentarischen Rat, ja die frühen Verhandlungen des Bundestages hinein – Elemente, die durchaus Anklänge an die 1930er Jahre hatten und aus der späteren Sicht seltsam anmuten. Generell ändern sich Begrifflichkeiten nur langsam.

Nicht nur die langsame Veränderung des Vokabulars bestimmte die sprachliche Form, die ein halbes Jahrhundert später als eigenartig auffällt. Gerade bei Eugen Lemberg kommt noch ein darstellerisches, sozusagen taktisches Prinzip hinzu, das er gelegentlich mit dem folgenden Bild anschaulich zu machen versuchte: Wenn ein Pferd durchgehe (und mein Vater hatte als Artillerist Erfahrung mit Pferden seit seiner tschechoslowakischen Militärzeit bis zu den Monaten an der Atlantikküste), dann helfe es nichts, sich ihm entgegenzuwerfen, sondern man müsse ein Stück mitlaufen, es dabei am Halfter haltend, bevor man es langsam zum Stehen bringen könne.

In diesem Sinne ist vieles zu verstehen, was nach dem Muster geschrieben wurde: „Ja – aber.“ Das war schon in den Aufsätzen seit Mitte der 1930er Jahre zu beobachten, wenn Eugen Lemberg entgegen der deutschnationalen, wenn nicht sogar nationalsozialistischen Öffentlichkeit die ernsthafte Beschäftigung mit der tschechischen Kultur anmahnte, so bediente er sich auch in der Zeit nach der Errichtung des „Reichsgaues Sudetenland“, als er Direktor der Reichenberger Lehrerbildungsanstalt wurde, einer opportunistisch-äsoptischen Sprache in der Illusion, Ziele verfolgen zu können, die politisch gegen den Strich der neuen Herren gingen. Daher packte er in einem Beitrag das Werben für eine ernsthafte Tradierung der „Kenntnis und Schätzung des tschechischen Volkes“ in unerträgliche Formulierungen ein – etwa vom Anschluss des Sudetenlandes ans Reich als der „genialen Tat des Führers“⁵⁴ usw.⁵⁵

Und wenn Eugen Lemberg in den 1940er oder 1950er Jahren ein Vertriebenenpublikum vor sich hatte, klang das dem Sinn nach etwa so: Sicher, wir wollen wieder nach Hause, das erlittene Unrecht muss gutgemacht werden, aber bis dahin gilt es

⁵⁴ Zu dieser selbsttragenden Floskel, die damals so geläufig war, dass sie keiner Erklärung mehr bedurfte, was damit gemeint war: *Lemberg, Hans: Prag im Zerrspiegel. Die Propagierung des „deutschen Prag“ in der Protektoratszeit. In: Magister noster. Gedenkschrift für Jan Havránek (im Druck).*

⁵⁵ Zitate aus: *Pohl: Die Soziologen* 46 f. (vgl. Anm. 4).

erst einmal hier, wohin uns das Schicksal verschlagen hat, Wurzeln zu fassen, eine Aufgabe, ja eine „Mission“ zu finden. Der Hauptinhalt war die Ausarbeitung dieser Integrationsaufgabe, eines neuen Selbstbewusstseins, ja des „Umdenkens in der Verbannung“; die Wendung des Blickes weg von der Vergangenheit in die Zukunft, die Abkehr von Hass, Nationalismus und Ressentiments. Aus solchen Texten nur den Teil herauszulesen, der auf die Heimkehr, die Rechtsansprüche gerichtet ist, verkennt die rhetorische Figur als wirkliche Intention.⁵⁶

Meine vorstehenden Bemerkungen könnten den Eindruck hervorrufen, als wäre es mir darum gegangen, meinen Vater „weißzuwaschen“. Sie sollten aber vielmehr in zwei Richtungen gehen: erstens dafür zu plädieren, dass nicht vor lauter Aufarbeitungseifer, den die Diskussion über die Väter (meist schon Großväter) und Lehrer in der deutschen Geschichtswissenschaft,⁵⁷ insbesondere in der so genannten „Ostforschung“, mit sich bringt, die geläufigen Maßstäbe der historischen Methodologie (vor allem: Kontextualisierung, Unterscheiden von Zeitstil und Besonderheiten politischer Richtungen usw.) aus den Augen verloren werden; zweitens anzuregen, dass nicht zugunsten des dramaturgischen Kontrastes zwischen den beiden Figuren der hier präsentierten parallelen Biographien die Wertungen verzerrt werden, d. h. dem einen, der sich geläutert hat, den anderen gegenüberzustellen, der vermeintlich seine Forschungs- und Aktionsansätze weitgehend unverändert über die historische Katastrophe hinweg beibehalten habe, und zum anderen mit dem „modernen Soziologen“ einen Mann zu kontrastieren, dem Wissenschaft eher Beiwerk zur eigentlichen Tätigkeit der Agitation im Vertriebenenmilieu gewesen sein soll. Ein solches Bild hielte einer nüchternen Überprüfung auch deshalb nicht recht stand, weil seit Beginn der 1950er Jahre die intensive und zu immer neuen, weil wechselnden Innovationsmühen herausfordernde Berufstätigkeit, zu der noch seine Forschungsarbeit auf den von Miroslav Hroch und Bedřich Loewenstein bezeichneten Gebieten hinzukam, den zeitlich und dem Engagement nach weit überwiegenden Anteil der Aktivitäten Eugen Lembergs bildete. Der von Pohl nahezu ausschließlich beobachtete Sektor der „Vertriebenenarbeit“ beanspruchte daneben einen vergleichsweise sehr geringen Raum. Und so nimmt, was zu begrüßen ist, Karin Pohl auch unter anderem in ihren Schlussbemerkungen, in denen nochmals

⁵⁶ Z. B. Pohl: Die Soziologen 52 f., 57 ff. u. a. (vgl. Anm. 4) – Um noch eine weitere Zeitzeugin zu zitieren: Dr. Gerda Lemberg, Neurologin, Tochter Eugen Lembergs, die Mitte der sechziger Jahre in München studiert hatte, zeigte sich über den von Frau Pohl vermittelten Eindruck, dieser habe sich für die Rückkehr in die Heimat ausgesprochen, „verwundert, weil ich mich bei den Münchner Ackermännern [d. h. Mitgliedern der Münchner Hochschulringes der Ackermann-Gemeinde, H. L.], mit denen mich eher Wanderungen, Bergtouren und lange Kneipen-Abende [...] verbunden haben als Heimatthemen, immer in einer eher stolzen Verteidigungsstellung gefühlt habe, weil mein Vater es sich mit den heimatümelnden Kreisen von deren Eltern immer wieder durch vorwärtsgerichtete und eben nicht auf Rückkehr abzielende Vorträge verdorben hatte“ (Email an Verf. vom 25.05.2005).

⁵⁷ Interessant in diesem Zusammenhang: „Fragen, die nicht gestellt wurden! Oder gab es ein Schweigegelübde der zweiten Generation?“ Ein Interviewprojekt mit Historikern der Nachkriegsära zu den Bedingungen der beruflichen bzw. wissenschaftlichen Sozialisation und den Chancen zur Aufarbeitung der NS-Vergangenheit von Historikern. <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/BEITRAG/intervie/interview.htm> (28.4.2005).

die Sichtweise von Francis präsentiert wird, einiges an Schärfe ihres Urteils, wie sie gelegentlich im Verlauf ihres Textes aufblitzt,⁵⁸ wieder heraus.⁵⁹

Karin Pohl erhebt nicht den Anspruch, eine wissenschaftliche Biographie Eugen Lembergs zu schreiben. Sie hat auf einem bestimmten Sektor Daten dafür gesammelt und präsentiert. Wer von ihrer Untersuchung erwartet hätte, Emerich K. Francis und Eugen Lemberg in ihrem Profil vergleichend als Soziologen und in ihrer Leistung für die Soziologie gewürdigt zu sehen, der hat sich – wenigstens in Hinsicht auf Lemberg – durch die Formulierung des Haupttitels irreführen lassen. Zutreffender ist der Untertitel: „Wissenschaftsgeschichtliche Überlegungen zu den Biographien ...“. Der vorliegende Kommentar versucht, diese Überlegungen zu modifizieren. Vielleicht entsteht einmal ein gültiges Gesamtbild.⁶⁰ Zusammen mit den wissenschaftsgeschichtlich orientierten Beiträgen von Miroslav Hroch und Bedřich Loewenstein wird man die Beschäftigung mit Eugen Lemberg als Auseinandersetzung mit seiner Person schätzen; sie haben ihn, der eine Zeit lang – außer bei denen, die ihn kannten oder ihn haben reden hören – fast vergessen schien, wieder in Erinnerung gerufen. Dafür bin ich dankbar.

⁵⁸ Z. B. Pohl: Die Soziologen 58 u. a. (vgl. Anm. 4).

⁵⁹ *Ebenda* 75. Eine ausgewogene Wertung des angestellten Vergleichs findet sich immer wieder auch an anderen Stellen, z. B. *ebenda* 51.

⁶⁰ Material dazu neben seiner von Karin Pohl ausgewerteten Autobiographie und dem Schriftenverzeichnis: Die Veröffentlichungen Eugen Lembergs aus seiner eigenen Sammlung (leider für die Zeit vor 1945 nur fragmentarisch, danach einigermaßen vollständig) befinden sich in der Bibliothek des Herder-Instituts in Marburg. Der ungedruckte, kürzlich dem Bundesarchiv Koblenz übergebene Nachlass ist leider sehr schmal und enthält fast nur Materialien, die Eugen Lemberg um die Mitte der siebziger Jahre (bis zu seinem Tode) im Zusammenhang mit seinen Publikationen und Vorträgen aktuell erschienen, ferner Nachrufe, Würdigungen und dergleichen.

Eduard Kubů

„DIE BEDEUTUNG DES DEUTSCHEN BLUTES IM TSCHECHENTUM“

Der ‚wissenschaftspädagogische‘ Beitrag des Soziologen Karl Valentin Müller
zur Lösung des Problems der Germanisierung Mitteleuropas

Karl Valentin Müller, Professor für Sozialanthropologie an der Deutschen Karls-Universität in Prag, gehörte zu den wichtigsten Schöpfern und Propagatoren nationalsozialistischer Rassentheorien im so genannten Protektorat Böhmen und Mähren. Aus diesem Grund interessierte sich in der Tschechoslowakei schon bald nach Kriegsende das von den Kommunisten geleitete Innenministerium für ihn, später die Staatssicherheit, und Ende der 1950er, Anfang der 1960er Jahre befasste sich auch der Verband antifaschistischer Kämpfer mit seiner Person. Damals ging man davon aus, dass von Müllers Tätigkeit nicht viel mehr übrig geblieben sei als einige publizistische Arbeiten, ein paar Einträge in den Vorlesungsverzeichnissen der Kriegsjahre und einige wenige Archivdokumente zu seinem Lebenslauf.¹

In dem unbearbeiteten Material, das im Staatlichen Gebietsarchiv Prag unter dem Sammelbegriff „NSDAP Prag“ aufbewahrt wird, fand der Autor der vorliegenden Studie jedoch ein Aufsehen erregendes Konvolut von Schriften, die offensichtlich aus Müllers persönlichem Eigentum stammen und sowohl seine Karriere als auch seine ‚wissenschaftlichen Forschungen‘ ausführlich dokumentieren.² Auch heute noch, nach so vielen Jahren, lohnt die Untersuchung dieses Materials. Denn Müllers Biographie zeigt nicht nur, auf welche Weise ein junger Soziologe, zunächst ein eher linksorientierter Intellektueller, seine Kenntnisse in die Dienste des Nationalsozialismus und des dazugehörigen Repressionsapparates stellte. Sein Fall ist darüber hinaus auch ein Beispiel für die Verdrängungsmechanismen und die Einseitigkeit, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Teilen der deutschen Historiographie und Publizistik über Jahrzehnte wirksam waren. Müller wurde hier zu einer wissenschaftlich bedeutenden, humanistisch denkenden Persönlichkeit stilisiert. Während

¹ Archiv Ministerstva vnitra ČR [Archiv des Innenministeriums der Tschechischen Republik] (AMV). Namenskartothek des ehemaligen Studieninstituts des Innenministeriums (11 Einträge). Vgl. des Weiteren besonders das Schreiben des Sekretariats des Zentralausschusses des Verbandes antifaschistischer Kämpfer vom 8.4.1963 wie auch die anderen unter der Signatur Z-10-P-238 abgelegten Schriften. Siehe ferner das Schreiben an den Sicherheitsdienst, Leitabschnitt Prag, vom 31.3.1944, adressiert an das Deutsche Staatsministerium für Böhmen und Mähren, in dem der Vorschlag unterbreitet wird, Müller für seine Verdienste das Kriegsverdienstkreuz zweiter Klasse mit Stern zu überreichen. Dieses Schreiben ist unter der Signatur Z-755 archiviert. In der Beilage befindet sich ein Verzeichnis von Müllers ‚Fachstudien‘, die während des Zweiten Weltkriegs publiziert wurden.

² Státní oblastní archiv Praha [Staatliches Gebietsarchiv Prag] (SOA Praha). Bestand NSDAP Praha, Karton 25, zwei Faszikel mit der Bezeichnung „K. V. Müller“.

seine Tätigkeit in der Nachkriegszeit hervorgehoben wurde, wurden seine Aktivitäten während des Krieges völlig ausgeblendet. Erst Alena Míšková ordnete Müller in den breiteren Kontext der Protektoratsgeschichte ein. In ihrer bahnbrechenden Arbeit über die Prager Deutsche Universität der Jahre 1938-1945 geht sie näher auf die Rolle ein, die Karl Valentin Müller während des Krieges spielte.³

Durch Dienstfertigkeit zur akademischen Karriere

Karl Valentin Müller wurde im Jahr 1896 in Podmokly (Bodenbach) in eine deutsche Arbeiterfamilie hineingeboren. Er studierte Soziologie an der Universität Leipzig, wo er sich im Jahr 1936 habilitierte. In den Jahren 1927-1939 arbeitete er im sächsischen Bildungsministerium, zuletzt als Referent für das Fachschulwesen.⁴ Im Jahr 1932 heiratete er die vierzehn Jahre jüngere Deutsche Hertha Kriemhild Babylon aus Křišťanovice na Moravě (Christdorf). Die Ehe, aus der drei Kinder hervorgingen (geboren 1934, 1936 und 1942), wurde 1944 geschieden.⁵

Politisch engagierte sich Müller zwar zunächst in der sozialdemokratischen Bewegung, doch bereits seine erste, 1927 veröffentlichte Monographie, die den Titel „Arbeiterbewegung und Bevölkerungsfrage“ trug,⁶ zielte ganz offensichtlich in eine andere Richtung. Es handelte sich dabei um eine Arbeit zur Eugenik, also der Lehre über die Verbesserung der Erbanlagen und der Bevölkerungsentwicklung. Hier begeisterte sich Müller für die rücksichtslose Einhaltung der Rassenhygiene und plädierte dafür, das Bevölkerungswachstum in den Gesellschaftsschichten, die ihm als „Bevölkerungsballast“ erschienen,⁷ mit Zwangsmitteln einzudämmen, denn diese seien „ein schlimmerer Ausbeuter der produktiven Arbeit als sämtliche Industriekönige zusammengenommen“.⁸

Obwohl er wegen seiner Rassentheorien in der SPD keine geringen Probleme hatte, war Müller in sozialdemokratischen Verbänden und Ausschüssen aktiv und blieb bis zum Jahr 1933 auch Parteimitglied. Erst nach Hitlers Machtübernahme in Deutschland schied er aus der sozialdemokratischen Partei aus. Nun richtete er seine Aufmerksamkeit auf die NSDAP und ihre Gruppierungen. Eine wichtige Rolle

³ Míšková, Alena: Německá (Karlova) univerzita od Mnichova k 9. květnu 1945 (Vedení univerzity a obměna profesorského sboru) [Die Deutsche Karls-Universität vom Münchener Abkommen bis zum 9. Mai 1945 (Die Universitätsleitung und der Wandel des Professorenkollegium)]. Praha 2002.

⁴ AMV, Lebenslauf Karl Valentin Müllers, Sign. Z-10-P-238.

⁵ SOA Praha, Bestand NSDAP Praha, Karton 25, K. V. Müller, Faszikel 1, Personalblatt über die Verhältnisse geschiedener Eheleute. Maschinenschriftliche Kopie der Scheidungsklage vom 30. 3. 1943, adressiert an das Deutsche Landgericht in Prag. In dieser Klage wurde als Hauptgrund für die Trennung der Eheleute angeführt, dass Müller von seiner Frau in der Öffentlichkeit als „Lump“ und „Verbrecher“ beschimpft wurde, woraus gefolgert wurde, dass sie geistig nicht ganz gesund sei.

⁶ Müller, Karl Valentin: Arbeiterbewegung und Bevölkerungsfrage. Eine gemeinverständliche Darstellung der wichtigsten Fragen der quantitativen und qualitativen Bevölkerungspolitik im Rahmen gewerkschaftlicher Theorie und Praxis. Jena 1927 (Gewerkschafts-Archiv-Bücherei 6).

⁷ Beide Zitate *ebenda* 89.

⁸ *Ebenda*.

dabei spielte seine Bekanntschaft mit Martin Paul Wolf, mit dem er 1933 im Bildungsministerium vorübergehend ein Büro teilte. Die Mitgliedschaft in der NSDAP und der SS führte Wolf bis zur Berliner Zentrale des Sicherheitsdienstes (SD). Die erhaltene Korrespondenz zwischen Müller und Wolf aus den Jahren 1934-1942 gibt Einblick in ihre Beziehung.⁹ Die zunächst unterwürfigen Briefe Müllers und reservierten Antworten seines Protektors Wolf wurden von einem beiderseitig herzlichen Ton mit Grüßen an die Ehefrauen abgelöst. Zwischen den beiden Männern entwickelte sich ein bemerkenswertes, fast symbiotisch zu nennendes Verhältnis. Müller, von Wolf in der offiziellen Korrespondenz als V-Mann bezeichnet, versorgte seinen ehemaligen Kollegen und neuen Freund über Jahre hinweg mit detaillierten Informationen über das Geschehen hinter den Kulissen im sächsischen Bildungsministerium, über wissenschaftliche Organisationen und die Henlein-Bewegung. Diese Berichte übergab Wolf nach eigenen Aussagen seinem Arbeitgeber, dem SD-Hauptamt. Im Gegenzug hielt er seine schützende Hand über Müller und ebnete diesem den Weg in die NSDAP und zu einer akademischen Karriere.

Müllers politischer Gesinnungswandel schlug sich auch in seinen soziologischen Studien nieder, in denen es fortan von Zitaten nationalsozialistischer Größen nur so wimmelte. Sein zweites Buch, das im Jahr 1935 unter dem Titel „Der Aufstieg des Arbeiters durch Rasse und Meisterschaft“ erschien,¹⁰ nahm die von den Nationalsozialisten entfachte Hysterie über die angeblich tödliche Bedrohung der Deutschen durch „biologische Degeneration“ auf. Zur rassistischen Erneuerung des deutschen Volkes müsse eine gezielte „Auslese“ beitragen.¹¹ Müller berief sich auf die Rassen-gesetzgebung und unterstützte die Sterilisation der ersten hunderttausend „Rasse-kranken“ begeistert.¹² Er erhob die Forderung, den Arbeiterstand durch die Kombination zweier Auswahlkriterien – der Rasse und der Tüchtigkeit – zu stärken. Die Pflege des „Meisterblutes“¹³ sei eine wichtige Aufgabe des Staates, sie müsse systematisiert und institutionalisiert werden. Einen offiziellen Anstrich erhielt Müllers Werk durch die auf der Rückseite des Titelblattes abgedruckte Zulassung des Buches durch den Vorsitzenden der Prüfungskommission der NSDAP, eines Gremiums, das zum Schutz des nationalsozialistischen Schrifttums gebildet worden war.

In die NSDAP trat Müller am 1. Mai 1937 ein.¹⁴ Dieser Schritt zahlte sich auch beruflich bald aus: Ab 1938 wirkte er als Privatdozent an der Universität Leipzig, im Jahr darauf erhielt er eine außerordentliche Professur an der Technischen Hoch-

⁹ SOA Praha, Bestand NSDAP Praha, Karton 25, K. V. Müller, Faszikel 2. Der Faszikel beinhaltet die persönliche Korrespondenz zwischen Müller und Wolf, insbesondere die vertraulichen Berichte Müllers, die Wolf an den Sicherheitsdienst weiterreichte. Das erste dieser Schriftstücke stammt aus dem Jahr 1934. Vgl. besonders Wolfs Schreiben an den SS-Standartenführer Dr. Franz-Alfred Six vom 12. 9. 1938, in dem Müllers Rolle als Informant erläutert wird.

¹⁰ Müller, Karl Valentin: *Der Aufstieg des Arbeiters durch Rasse und Meisterschaft*. München 1935.

¹¹ *Ebenda* 92-107.

¹² *Ebenda* 7.

¹³ *Ebenda* 73.

¹⁴ AMV, kartotéka NSDAP [Kartothek der NSDAP], Legitimationsnummer 5 877 252.

schule Dresden. Konjunkturbedingt verschob Müller sein Interesse von der Arbeiterproblematik auf die ethnische Mischung in Mitteleuropa und in den böhmischen Ländern, wohin er von Sachsen aus ‚rassenwissenschaftliche‘ Exkursionen unternahm. Im kritischen Jahr 1938, als sich das diplomatische Machtspiel um die Tschechoslowakei zuspitzte (die Verbesserung der Lage der deutschen Minderheit in der ČSR diente dabei als Vorwand), versuchte er, die immer offensichtlichere Orientierung der nationalsozialistischen Expansionspolitik in Richtung Tschechoslowakei für sein persönliches Fortkommen zu nutzen. Müller erarbeitete ein Memorandum mit dem Titel „Die tschechisch-deutsche Frage“, das er angeblich dem Reichskriegsministerium und dem Rassenpolitischen Amt zusandte.¹⁵ Sein Protektor Wolf leitete diesen Text am 16. Mai 1938 per interner Post des SD mit einem Empfehlungsschreiben an SS-Obersturmbannführer Professor Franz-Alfred Six weiter, der Parteifachmann für Weltanschauungsforschung und ihre Bewertung war.

In dem Memorandum griff Müller der zukünftigen Entwicklung erstaunlich weit voraus. Davon, dass die böhmischen Länder von Deutschland unterworfen werden würden, war er fest überzeugt. In diesem Zusammenhang merkte er an, dass, sofern den Tschechen unter deutscher Herrschaft irgendeine Form nationaler oder kultureller Autonomie eingeräumt werden würde, der Zustrom nicht nur politisch unerwünschten, sondern auch „rassisch fremden Blutes“ nicht völlig vermeidbar sein würde.¹⁶

Die Gefahr rassischer Schäden sei jedoch geringer als angenommen, falls sich seine Theorie, die allerdings durch weitere Forschungen noch fundierter belegt werden müsse, als richtig herausstelle. Nach dieser Theorie handelte es sich bei einem beträchtlichen Teil der ‚nationaltschechischen‘ Bevölkerung – vor allem bei deren Oberschicht – um Träger von in der Vergangenheit entfremdetem, tschechisiertem deutschem Blut. Dieses Blut müsse in der Zukunft zurückgeholt und germanisiert werden. Das dürfe jedoch niemals unter Einsatz von Zwang geschehen, da Zwang nationalen Widerstand erzeugen würde, sondern nur mit unauffälligen und natürlichen Mitteln, namentlich dem Angebot sozialen Aufstiegs. Darin sah Müller den Weg zur Rückkehr deutschen Kulturlandes und deutschen Blutes in den Schoß des deutschen Volkes und zur endgültigen Bannung der Gefahr der „slawischen Faust in

¹⁵ SOA Praha, Bestand NSDAP Praha, Karton 25, K. V. Müller, Faszikel 2. Vgl. besonders die maschinenschriftliche Kopie des Schreibens von Wolf an SS-Obersturmbannführer Dr. Six vom 16.5.1938. – Franz-Alfred Six wurde 1938, als das Reichssicherheitshauptamt eingerichtet wurde, Leiter der Abteilung VII (Weltanschauliche Forschung und Auswertung), in der Schriften von Privatpersonen gesammelt und ausgewertet wurden, die von der Gestapo und dem SD beschlagnahmt worden waren. Im Jahr 1940 erhielt Six den Rang eines SS-Standartenführers an der Spitze des Auslandswissenschaftlichen Instituts, ab 1943 war er Leiter der Kulturpolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes. Er erreichte den Rang eines SS-Brigadeführers. Vgl. *Boberach*, Heinz (Hg.): *Inventar archivarischer Quellen des NS-Staates. Die Überlieferung von Behörden und Einrichtungen des Reichs, der Länder und der NSDAP. Teil 1. Reichszentralbehörden, regionale Behörden und wissenschaftliche Hochschulen für die zehn westdeutschen Länder sowie Berlin.* München, London, New York, Paris 1991, 125.

¹⁶ *Müller*, Karl Valentin: *Die tschechisch-deutsche Frage.* In: SOA Praha, Bestand NSDAP Praha, Karton 25, K. V. Müller.

der deutschen Magenrube“.¹⁷ Diese These präziserte er in den folgenden Jahren, in denen er weitere Elaborate für den nationalsozialistischen Repressionsapparat vorbereitete.

Auch für Müllers Engagement in Prag, das für ihn unzweifelhaft einen weiteren Schritt auf der Karriereleiter bedeutete, erwies sich seine langjährige Freundschaft mit Martin Paul Wolf als entscheidend. SS-Sturmbannführer Wolf war unmittelbar nach der Besetzung der so genannten „Rest-Tschechei“ im März 1939 in das neu errichtete Protektorat Böhmen und Mähren gekommen.¹⁸ Er bekleidete eine einflussreiche Position im Amt des Reichsprotectors (ÚŘP), arbeitete in der kulturpolitischen Abteilung, zu deren Leiter er 1942 ernannt wurde, und beteiligte sich in dieser Funktion aktiv an der Germanisierung wie an der Verfolgung der tschechischen Kultur im Protektorat. Am 14. Mai 1940 schickte Wolf mit der internen Amtspost eine Kopie von Müllers Studie „Die Bedeutung des deutschen Blutes im Tschechentum“ an den Reichsprotector und an SS-Obersturmbannführer Horst Böhme, den Leiter der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes im Protektorat.¹⁹ Wolf bat Böhme in seinem Begleitschreiben, zu der Studie Stellung zu beziehen, die er selbst als „bedeutend“ bezeichnete. Ferner schilderte er Böhme kurz Müllers Werdegang, wobei er dessen sozialdemokratische Vergangenheit nicht verschwie. Er betonte jedoch, dass er Müller „persönlich sehr gut“ kenne und ihn „trotz vielfach etwas eigenwilliger Gedankengänge für politisch unbedingt zuverlässig“²⁰ halte. Wolf bezeichnete Müller als geeigneten Mann für die Prager Universität, an der er sehr nützlich sein könne. Für seine Person spreche zudem, dass „er als Sudeten-deutscher die tschechische Sprache auch teilweise beherrscht“.²¹ Wolf informierte Böhme über seine Gespräche mit Vertretern der Universität und anderer Stellen. In diesem Zusammenhang wies er auf eine Besprechung mit dem Rektor der Universität, SS-Oberführer Wilhelm Saure, hin, die kurz zuvor stattgefunden hatte und bei der über den Bedarf an ausgewiesenen Fachleuten für die Nationalitätenfrage gesprochen worden war. Da Müller der Wehrpflicht unterlag, schlug Wolf vor, ihn „aus Gründen der Unentbehrlichkeit“ nach Prag zum Reichsamtsleiter des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP, Walter Groß, anzufordern.²²

Die geplante Aktion lief an. Doch obwohl Müllers ‚Spezialisierung‘ den nationalsozialistischen Verwaltungsorganen, die sich mit Projekten der Germanisierung der tschechischen Bevölkerung beschäftigten, zusagte, erforderte seine Versetzung noch relativ viel Zeit. Erst am 6. November 1941 wurde Müller, der inzwischen schon zur Wehrmacht eingezogen worden war, bei der er an seinem Dienstort Prag die Funk-

¹⁷ *Ebenda*.

¹⁸ Čelovský, Boris: So oder so. Řešení české otázky podle německých dokumentů [Die Lösung der tschechischen Frage nach deutschen Dokumenten]. Praha 1995, 224.

¹⁹ SOA Praha, Bestand NSDAP Praha, Karton 25, K.V.Müller, Faszikel 1. Die undatierte Maschinenschrift, die von Müller handschriftlich korrigiert wurde, beginnt mit dem Satz: „Unter den mannigfachen Aufgaben, die der siegreiche Ausgang dieses Krieges [...]“ (hier als „Elaborat A“ bezeichnet). – Siehe auch: Wolf an Böhme, 14.5.1940.

²⁰ *Ebenda* 1.

²¹ *Ebenda*.

²² *Ebenda* 2.

tion eines Kriegsverwaltungsrates bei der Personalprüfungsstelle des Heeres ausübte, vom Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Bildung zum Leiter des neu geschaffenen Lehrstuhls für Sozialanthropologie ernannt.²³ Der außerordentliche Professor Karl Valentin Müller wurde schnell unentbehrlich, er avancierte an drei Hochschulen (Leipzig, Dresden und Prag) zum Vertreter und Prüfer für das Fach Sozialanthropologie. Im Entwurf für die Verlängerung seines Arbeitsvertrages vom 27. März 1942 können wir lesen, dass sich Müllers Aufgaben verdoppelten, neben dem genannten Lehrstuhl sollte er mit dem Institut für Sozialanthropologie und Volksbiologie an der Philosophischen Fakultät in Prag auch ein neues Universitätsinstitut gründen. Zugleich sollte er „volkspolitisch wichtige Forschungsarbeiten, auf deren Ergebnis der Herr Reichsprotektor größten Wert legt“,²⁴ durchführen. Weiter wurde ausgeführt, dass es dabei um „Fragen der Psychologie, der Umvolkung und Eindeutschung“ gehe.²⁵

Seinen Unterricht begann der neu ernannte Spezialist im Sommersemester 1942 mit einer Vorlesung und mit Übungen, die den Grundlagen der Sozialanthropologie gewidmet waren.²⁶ Im Wintersemester 1942/43 entfaltete er seine pädagogische Tätigkeit an der Philosophischen Fakultät in neuen, interdisziplinär angelegten Vorträgen, die für die Hörer aller Fakultäten und Fächer verpflichtend waren. Es ging um nichts anderes als um eine weitere Variante der oben zitierten Studie über die Bedeutung deutschen Blutes im tschechischen Volk. Auf diesen Text, der ein Schlüsseldokument für Müllers Prager ‚wissenschaftspädagogische‘ Tätigkeit darstellt, wird im zweiten Teil dieser Abhandlung näher eingegangen werden.²⁷

Seinen Aktionsradius weitete Müller auch auf die Medizinische Fakultät aus, an der er gemeinsam mit dem Leiter des Instituts für Erb- und Rassenhygiene, Professor Karl Thums,²⁸ zu den Themen „Rassenhygiene“ und „Bevölkerungspolitik“ las.²⁹ Im Sommersemester 1943 kam zu den bereits erwähnten Vorlesungen an der Philosophischen und der Medizinischen Fakultät noch ein Pflichtkurs für die Hörer der Juristischen Fakultät hinzu. Dieser Kurs trug den Titel „Auslese und Gegenauslese im deutschen Volk“ und wurde als „praktische Volksbiologie“ deklariert. Der Vortrag „Bedeutung des deutschen Blutes im tschechischen Volk“ wurde unter dem leicht veränderten Titel „Der deutsche Blutanteil im tschechischen Volk“ als

²³ Archiv Univerzity Karlovy [Archiv der Karls-Universität] (AUK). Německá univerzita (NU), osobní spisy [Deutsche Universität, persönliche Schriften]. Bestand K.V. Müller, Müllers Ernennungsurkunde vom 6. 11. 1941.

²⁴ *Ebenda*. Entwurf für den Kurator der deutschen Hochschulen und Rektor der Deutschen Karls-Universität vom 27. 3. 1942.

²⁵ *Ebenda*.

²⁶ *Ebenda*. Sammlung von Vorlesungsverzeichnissen, Deutsche Karls-Universität. Personal- und Vorlesungsverzeichnis, Sommersemester 1942, 9. April bis 31. Juli 1942, 37.

²⁷ *Ebenda*. Winter-Semester 1942/43, 20. Oktober 1942 bis 28. Februar 1943, 51. Vortrag „Die Bedeutung des deutschen Blutanteils in den östlichen und südöstlichen Nachbarvölkern unter besonderer Berücksichtigung der Tschechen“.

²⁸ Zu Karl Thums siehe *Mišková*: Německá (Karlova) univerzita, insbes. 100 (vgl. Anm. 3).

²⁹ AUK, NU, Sammlung von Vorlesungsverzeichnissen, Deutsche Karls-Universität. Personal- und Vorlesungsverzeichnis, Sommersemester 1942, 9. April bis 31. Juli 1942, 63. Vorträge „Rassenhygiene“, „Bevölkerungspolitik“.

Seminar für Fortgeschrittene erneut angeboten und um „praktische Arbeiten“ ergänzt.³⁰ Müllers Position an der Universität wurde zusehends stärker. Im Wintersemester 1942/43 wurde er vom außerordentlichen Professor zum ordentlichen Professor befördert. War er zunächst mit dem Posten des kommissarischen Verwalters des Instituts für Sozialanthropologie betraut worden, folgte im nächsten Semester seine Ernennung zum Leiter dieser Einrichtung.

Rassentheorien blieben bis zu den letzten Kriegstagen das zentrale Thema des akademischen Lebens Karl Valentin Müllers. Die Bezeichnungen der Grundkurse, die angeblich zu den am besten besuchten der Prager Universität gehörten, änderten sich nur geringfügig. Bei den neuen Vorlesungen und Übungen handelte es sich im Grunde genommen nur um Varianten bereits zuvor abgehaltener Veranstaltungen. So lauteten die Titel seiner Veranstaltungen zum Beispiel: „Leistung und Rassenerbe in Volk und Gesellschaft“, „Soziologie der Umvolkung unter besonderer Berücksichtigung der böhmisch-mährischen Verhältnisse“ oder „Volk, Stand, Rasse“.³¹

In seinem Engagement für das nationalsozialistische Regime ließ Müller auch dann nicht nach, als die Atmosphäre unter dem Eindruck der militärischen Misserfolge der deutschen Wehrmacht und des Vorrückens der alliierten Truppen bis an die deutschen Grenzen immer bedrückender wurde. Die Prager Kreisleitung der NSDAP meldete den höchsten Instanzen, dass die letzten Monate für jeden Deutschen eine unvorstellbare geistige Belastung darstellten, und klagte, der größte Teil der deutschen Bevölkerung sei in seinem Glauben an den Endsieg schwer erschüttert.³²

Im Jahr 1944 unternahm Müller auf Rechnung der Heydrich-Stiftung, der Reichsstiftung für wissenschaftliche Forschung in Prag,³³ zu deren profiliertesten Vertretern er zählte, einige Reisen in die Slowakei, über deren Ziele nichts Genaues bekannt ist. Als in der Slowakei der Nationalaufstand ausbrach, wurde er dort inhaftiert. Nach zwei Monaten konnte er allerdings fliehen, woraufhin ihm Karl Hermann Frank „für seinen mannhaften Einsatz während des Slowakischen Aufstandes“

³⁰ *Ebenda*. Deutsche Karls-Universität. Personal- und Vorlesungsverzeichnis, Sommersemester 1943, 15. April bis 31. Juli 1943, 56., 62. und 69. Vorlesung „Auslese und Gegenauslese im deutschen Volk (Praktische Volksbiologie)“ und „Der deutsche Blutanteil im tschechischen Volk (mit praktischen Arbeiten)“.

³¹ *Ebenda*. Sammlung von Vorlesungsverzeichnissen, Deutsche Karls-Universität. Personal- und Vorlesungsverzeichnis, Winter-Semester 1943/44, 1. November 1943 bis 29. Februar 1944, 36., 43., 47., und 63. Vorlesung „Leistung und Rassenerbe in Volk und Gesellschaft (Grundlagen der Sozialanthropologie)“, Übung „Soziologie der Umvolkung unter besonderer Berücksichtigung der böhmisch-mährischen Verhältnisse“, Sommer-Semester 1944 (ohne genaue Datumsangabe), 41. und 51. Vorlesung „Volk, Stand, Rasse“.

³² SOA Praha, Bestand NSDAP Praha, Karton 13, Politischer Lagebericht für den Monat Juli/August 1944, 1.

³³ Die Stiftung wurde am 11.6.1942 auf Anordnung des Reichsprotectors eingerichtet und sollte sich der Erforschung der nationalen, kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Böhmen, Mähren, wie auch Ost- und Südosteuropas widmen. Zum Vorsitzenden ihres Kuratoriums wurde Karl Hermann Frank ernannt. In der Stiftung versammelten sich die entschiedensten Anhänger des Nationalsozialismus der Deutschen Universität Prag. Dazu: *Míšková: Německá (Karlova) univerzita 133-139* (vgl. Anm. 3).

das Kriegsverdienstkreuz zweiter Klasse verlieh.³⁴ Anlässlich der Verleihung dieser Auszeichnung sollte Müller sich auch mit führenden Vertretern des slowakischen politischen Lebens und der Hlinka-Garde treffen. Müllers Universitätskollege, der Historiker und stellvertretende Prager Bürgermeister Josef Pfitzner, äußerte sich im Zusammenhang mit dieser slowakischen Episode allerdings abfällig über Müller und bezeichnete diesen als weiches „Persönchen“.³⁵

Pseudowissenschaftliche Forschungen und ihre Instrumentalisierung

Die Forschungen dieses „Persönchens“ zum nationaltschechischen Milieu umfassen unter anderem zwei etwa zwanzigseitige Studien, die zu dem im Staatlichen Gebietsarchiv in Prag aufbewahrten Schrifttum Karl Valentin Müllers gehören. Wie bereits erwähnt, trug die erste den Titel „Die Bedeutung des deutschen Blutes im Tschechentum“. Sie wird im Folgenden als „Elaborat A“ bezeichnet und war für Horst Böhme bestimmt. Das Ziel der zweiten Studie, die hier als „Elaborat B“ bezeichnet wird, ist nicht eindeutig. Dieser Text ist zwar nicht mit einem Titel versehen, bildet aber ein abgeschlossenes Ganzes mit einem Anmerkungsapparat.³⁶ Es ist denkbar, dass er ähnlich wie die erste Studie als Memorandum für den nationalsozialistischen Repressionsapparat konzipiert war. Zudem fasst dieser zweite Text Müllers ‚tschechische‘ Forschungen zusammen.³⁷ Betrachten wir zunächst dieses Elaborat B.

Ausgangspunkt des Elaborates B ist die These, dass Völker, vor allem kleine, auf dem Bekenntnis zu einer gemeinsamen Kultur begründet seien. Ihr „*blutsmässiger* Aufbau“³⁸ wandle sich rasch und sei leicht zu modifizieren, so sei es möglich, das charakterliche und geistige Profil eines Volkes im Lauf weniger Generationen grund-

³⁴ Státní ústřední archiv v Praze [Staatliches Zentralarchiv in Prag] (SÚA). Fond Státní tajemník [Bestand Staatssekretär]. Signatur 110-12/9/6. Brief K. H. Franks an K. V. Müller vom 2.12.1944. – Vgl. auch Anm. 1.

³⁵ *Míšková, Alena/Šustek, Vojtěch: Josef Pfitzner a protektorátní Praha v letech 1933-1945* [Josef Pfitzner und das Prag der Protektoratszeit in den Jahren 1933-1945]. 2 Bde. Praha 2000-2001. Bd. 1. Deník Josefa Pfitznera. Úřední korespondence Josefa Pfitznera s Karlem Hermannem Frankem [Das Tagebuch Josef Pfitzners. Die amtliche Korrespondenz Josef Pfitzners mit Karl Hermann Frank]. Hier die Aufzeichnung aus Pfitzners Tagebuch vom 23.11.1944, 208.

³⁶ SOA Praha, Bestand NSDAP Praha, Karton 25, K. V. Müller, Faszikel 2. Die undatierte Maschinenschrift (entstanden nach August 1941), handschriftlich von Müller korrigiert, beginnt mit dem Satz: „Dem Verhältnis des deutschen zum tschechischen Volkstum wird man nur gerecht [...]“. (Elaborat B).

³⁷ Die Studie „Deutsches Blut im tschechischen Volk“ und andere ähnliche Texte publizierte Müller in den folgenden Jahren in Fachzeitschriften wie auch in Publikationen, die für eine breitere Öffentlichkeit bestimmt waren. Vgl. zum Beispiel: *Müller, Karl Valentin: Zur Rassen- und Volksgeschichte des böhmisch-mährischen Raumes*. In: *Heiss, Friedrich* (Hg.): *Das Böhmen und Mähren-Buch. Volkskampf und Reichsraum*. Prag, Amsterdam, Berlin, Wien 1943, 127-134. – *Ders.: Deutsches Blut in Böhmen und Mähren*. In: *Benze, Rudolf* (Hg.): *Böhmen und Mähren im Werden des Reiches. Schulerziehung in Böhmen und Mähren*. Schriftenreihe des Deutschen Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht. Prag, Amsterdam, Berlin, Wien 1943, 18-30.

³⁸ Elaborat B, 1 (Hervorhebung im Original).

legend zu verändern. Ein neues Element setze sich umso schneller durch, je intensiver die oberen Schichten des Volkes an diesem Prozess beteiligt seien. Diese Vorstellung sah Müller durch die Geschichte des tausendjährigen Zusammenlebens von Tschechen und Deutschen in den böhmischen Ländern bestätigt: Zu Beginn der Nachbarschaft beider Völker, die mit der Ankunft der Slawen und späteren Tschechen im sechsten Jahrhundert in dem ursprünglich deutschen Siedlungsgebiet ihren Anfang genommen habe, habe es zwischen beiden Volksstämmen auffällige anthropologische Unterschiede gegeben. Noch im zehnten Jahrhundert hätten die niederen slawischen Schichten östliche und ostbaltische Züge aufgewiesen, während die Oberschicht der Alttschechen eher nordisch geprägt gewesen sei.³⁹ Dieses Phänomen der unterschiedlichen Prägung der verschiedenen Schichten erklärte Müller mit der Aufwertung des tschechischen Stammes durch zerstreute germanische Siedlungen und einwandernde Germanen wie etwa Samo und seine Gefolgschaft. Aus dieser Mischung sei dann der tschechische Adel hervorgegangen. Die schnelle Vermehrung der herrschenden Schichten noch in vorchristlicher Zeit habe dazu geführt, dass germanisches Blut selbst bis in die unteren Schichten vorgedrungen sei. Die Oberschicht des tschechischen Volkes sei bereits im Mittelalter „blutmässig aus deutschem Erbe aufgebaut gewesen“.⁴⁰

Die so genannte deutsche Kolonisation brachte laut Müller einen weiteren Zustrom deutschen Blutes, der dieses Mal die bürgerlichen und bäuerlichen Schichten erreicht habe. Alle Städte hätten ein deutschstämmiges Bürgertum gehabt, zu dessen gewaltsamer Tschechisierung es erst während der Hussitenkriege gekommen sei. Die starke Verbreitung des Deutschtums sei vor allem auf die ins Land gekommenen Bergleute zurückzuführen gewesen. Am Ende des Dreißigjährigen Krieges seien die böhmischen Länder „blutmässig ebenso stark“⁴¹ wie der nördliche und östliche Gebietsteil des deutschen Kolonisationslandes gewesen, möglicherweise sogar noch stärker. Davon, dass sich das Deutschtum in Böhmen auch sprachlich durchgesetzt habe, gäben nicht nur die Abwehrversuche der Träger tschechischer nationaler Traditionen, sondern auch die Verbreitung der deutschen Familiennamen Zeugnis, die sich in der männlichen Linie stabilisiert hätten. Nach Schätzungen des Dozenten Gerhard Eis von der Deutschen Universität Prag habe das Verhältnis von deutschen zu tschechischen Familiennamen im Jahr 1654 in Böhmen 5:3 betragen.⁴² Müller argumentierte, dass, da die Quellenlage keine tiefer gehenden genealogischen Forschun-

³⁹ In diesem Zusammenhang sei auf eine Studie verwiesen, die Müller mit einem Universitätskollegen, dem Historiker Heinz Zatschek, verfasst hatte: *Müller, Karl Valentin / Zatschek, Heinz: Das biologische Schicksal der Přemysliden*. In: *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie* 35 (1941) H. 2, 130-141, hier 138, Anm. 6. – Erinnerung wird an die Erwähnung eines Chronisten, dass die Přemysliden hellhaarig waren, dunkle Haare bei ihnen die Ausnahme darstellten.

⁴⁰ *Elaborat B, 2.*

⁴¹ *Ebenda 4.*

⁴² *Ebenda*. Dieser Hinweis fehlt zwar in diesem Memorandum, doch nach dem oben zitierten Memorandum aus dem Jahr 1938, das Wolf im Mai 1938 an Six geschickt hatte (vgl. Fußnote 15) und in dem wir auf eine analoge Argumentation treffen, lässt sich schließen, dass es sich um folgenden Titel handelt: *Eis, Gerhard: Die deutschen Familiennamen in Böhmen und Mähren*. In: *Sudetendeutsche Familienforschung* 8 (1935) H. 1/2, 9 f.

gen zulasse, mit denen man den Anteil des deutschen Stammes an der tschechischen Bevölkerung genauer verifizieren könnte, zur Erforschung dieses Anteils die Familiennamen ein wertvolles Hilfsmittel seien. Diese hätten erst an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert einen gewaltsamen Wandel zur tschechischen oder deutschen Form durchlaufen. Die Existenz zweier nationaler Gesellschaften in Böhmen sollte durch eine Analyse des Heiratsverhaltens in Klatovy (Klattau) nachgewiesen werden, bei der sich Müller zufolge bestätigte, dass einige Gruppen von Familiennamen häufiger untereinander heirateten als andere.⁴³

Bei seinen neuen Forschungen ging Müller von Namen und Familiennamen aus. Sein Ziel war es, die allmähliche gegenseitige „blutmässige“ Durchdringung beider Völker zu demonstrieren,⁴⁴ die sich seiner Meinung nach am besten in gemischten Gebieten nachvollziehen ließ. Den sichersten Nachweis der Nationalität schienen ihm dabei Grabsteine zu liefern, denn bei der Wahl der Sprache von Grabinschriften – so meinte Müller – respektierten die Hinterbliebenen den Wunsch des Verstorbenen. Von dieser Annahme ausgehend, erforschte Müller Friedhöfe in national gemischten Gebieten.

Sehen wir uns im Folgenden zwei seiner Untersuchungsobjekte an: Plzeň (Pilsen) im Westen und Lovosice (Lobositz) im Norden Böhmens. Zum Beispiel zählte Müller auf dem alten Friedhof in Lovosice insgesamt 1308 Grabinschriften (unter Weglassung ‚fremder‘ und jüdischer Namen), von denen 54,1 Prozent in deutscher Sprache verfasst waren und Namen trugen, die Müller als deutsch klassifizierte. 34 Prozent der Inschriften in deutscher Sprache wiesen laut Müller auf Verstorbene mit tschechischen Familiennamen hin, 7,9 Prozent der Inschriften waren in tschechischer Sprache geschrieben und gehörten Müller zufolge zu Personen mit tschechischen Familiennamen, und bei 4 Prozent handelte es sich um tschechische Inschriften, die er Personen mit deutschen Familiennamen zuschrieb (Stand August 1941).⁴⁵

Die wechselseitige Durchdringung beider Nationalitäten sollte auch die Erforschung des St.-Georgs-Friedhofes in Plzeň aufzeigen, auf dem von 1489 Inschriften nach Müllers Zählung 28 Prozent auf Deutsch und 72 Prozent auf Tschechisch geschrieben waren. 20 Prozent der Inschriften waren auf Deutsch verfasst und mit deutschen Familiennamen verbunden, 8 Prozent deutsch mit tschechischen Familiennamen. Demgegenüber fand Müller bei tschechischen Inschriften mit tschechischen Familiennamen einen Anteil von 37 Prozent und ordnete die verbleibenden 35 Prozent der Grabinschriften in tschechischer Sprache Personen mit Familiennamen deutschen Ursprungs zu. Vergleichbare Forschungen führte er auch in Hodonín (Göding) und Plzeň-Lochotín (Pilsen-Lochotin) durch.

Der Schluss, den Müller aus diesen Untersuchungen zog, lässt sich in der These zusammenfassen, dass vor allem das tschechische Volk von der wechselseitigen Durchdringung der Völker in den böhmischen Ländern profitiert habe, da diesem lange Zeit ein größerer Strom deutschen Blutes zugeflossen sei als umgekehrt. Angaben zu dem zeitlichen Rahmen, welchen Müllers ‚Analysen‘ abdeckten, fehlen

⁴³ Elaborat B, 5, Anm. 2.

⁴⁴ *Ebenda* 7-20.

⁴⁵ *Ebenda* 7.

gänzlich. Aus dem Kontext ergibt sich jedoch, dass der Schwerpunkt der ausgewerteten Quellen etwa im letzten halben Jahrhundert lag.⁴⁶

Müller machte es sich auch zur Aufgabe, den Umfang des „deutschen Sippen-erbes“⁴⁷ zu ermitteln, das zum tschechischen Volk geflossen sei, und festzustellen, in welche Richtung sich dieses Erbe weiterverbreitet habe. Für dieses ‚wissenschaftliche Projekt‘ teilte er das Protektoratsgebiet in neun Grundgebiete ein, in denen er Einzeluntersuchungen zu verschiedenen lokalen Typen durchführte. Erneut arbeitete er die sprachlichen Ähnlichkeiten von Namen und Familiennamen auf Friedhöfen heraus. Insgesamt untersuchte er 60 Friedhöfe. Im Westen Böhmens schwankte der Anteil deutscher Namen nach Müllers Berechnungen zwischen 32 und 48,8 Prozent aller Namen, in Nordwestböhmen bewegte er sich zwischen 22,3 und 50 Prozent, im Norden zwischen 20,6 und 35 Prozent. Am geringsten war der Anteil von Namen deutschen Ursprungs in Südwestböhmen mit 10,4 bis 35 Prozent. Die Ergebnisse für Prag, wo Müller drei Friedhöfe untersuchte, wichen nur wenig vom Durchschnitt ab: In Vršovice (Wrschowitz) betrug der Anteil deutscher Namen 27,5 Prozent, in Bubeneč (Bubentsch) 31,9 Prozent, und in Vyšehrad (Wyschehrad) 36,4 Prozent.⁴⁸ Die Daten, die Müller erhob, gaben die Entwicklung bis zum Ersten Weltkrieg wieder.

Er wollte seine Berechnungen aber weiterführen und dem aktuellen Stand annähern. Dazu benutzte Müller Einwohnermeldekarteien und andere polizeiliche Daten über die Wohnbevölkerung. In diesen Unterlagen fand er, was er gesucht hatte, und kam zu dem Ergebnis, dass der Anteil deutscher Familiennamen mancherorts gegenüber dem Prozentsatz deutscher Familiennamen auf den Grabsteinen abfiel. So etwa in Plasy (Platz) von 34,3 auf 28 Prozent und in Rokycany (Rokican) von 33,3 auf 28,9 Prozent. In anderen Orten stieg der Anteil deutscher Namen wiederum leicht an, so in Týnec nad Labem (Elbeteinitz) von 16,9 auf 18 Prozent, in Chotěboř von 16,6 auf 23 Prozent und so weiter.⁴⁹ Namen, bei denen es nicht eindeutig war, ob sie tschechischer oder deutscher Herkunft waren, zählte Müller zu den tschechischen. Nach Müllers Meinung bestätigten seine Forschungsergebnisse die Schätzung Josef Pekařs, dass ungefähr ein Viertel der Tschechen ursprünglich deutsche Namen getragen habe, ihre Zahl in letzter Zeit aber abgenommen habe. Allerdings forderte Müller, zu diesen 25 Prozent Tschechen deutschen Ursprungs noch eine nicht näher spezifizierte Größe deutschen Blutes aus der Zeit vor dem 16. Jahrhundert hinzuzurechnen.⁵⁰

Auf Grabinschriften basierten auch Müllers Berechnungen der sozialen Gruppen, die die größte Menge deutschen Blutes in sich konzentrierten. Müller ging davon aus, dass sich Patriziergräber überwiegend längs der Friedhofsmauern oder um die Kirche herum befanden. Eben diese Gräber wiesen weitaus häufiger als die anderen deutsche Familiennamen auf. In Český Brod (Böhmisch-Brod) zum Beispiel trugen

⁴⁶ *Ebenda* 7-20.

⁴⁷ *Ebenda* 8.

⁴⁸ *Ebenda* 11.

⁴⁹ *Ebenda*.

⁵⁰ *Ebenda* 9-12.

46,5 Prozent dieser ‚besseren‘ Gräber, aber nur 18 Prozent der ‚gewöhnlichen‘ Gräber deutsche Namen. Auf ähnliche Weise bearbeitete Müller weitere 21 Friedhöfe. Der bereits analysierte Friedhof in Lovosice zeigte angeblich, dass von allen an den Mauern oder zentral gelegenen Gräbern 94 Prozent deutsche Inschriften hatten (60 Prozent aller Gräber wiesen deutsche Namen und deutsche Inschriften auf, 34 Prozent tschechische Namen und deutsche Inschriften), nur 6 Prozent waren Gräber mit tschechischen Inschriften (davon 2 Prozent Gräber mit tschechischen Inschriften und deutschen Namen und 4 Prozent mit tschechischen Inschriften und tschechischen Namen). Von den gewöhnlichen Gräbern trugen 84 Prozent deutsche Inschriften (50 Prozent aller Gräber wiesen deutsche Namen und deutsche Inschriften auf, 34 Prozent tschechische Namen und deutsche Inschriften), 16 Prozent stellten Gräber mit tschechischen Inschriften dar (5 Prozent aller Gräber hatten tschechische Inschriften und deutsche Namen, 11 Prozent tschechische Inschriften bei tschechischen Namen.⁵¹

Noch genauer meinte Müller den „Auslesecharakter des deutschen Sippenerbes“⁵² über die Erforschung der Sozialstruktur der tschechischen Gesellschaft anhand deutscher und tschechischer Namen zeigen zu können. In Klatovy charakterisierte er zum Beispiel 38 Prozent der Personen mit deutschem Namen als Akademiker, 32 Prozent als Angehörige der Mittelschicht, 28 Prozent als gelernte Arbeiter oder niedere Beamte, nur 25 Prozent ordnete Müller den ungelerten Arbeitern zu. In Chotěboř gehörten nach Müllers Klassifizierung 39 Prozent der Personen mit deutschen Namen zu den Akademikern, 23 Prozent zur Mittelschicht, 16 Prozent zu den gelernten Arbeitern und nur 10 Prozent zu den ungelerten Arbeitern.⁵³ Die Verallgemeinerung dieser Befunde sollte beweisen, dass sich der massive Zustrom deutschen Blutes in der jüngsten Zeit in den höheren, leistungstärkeren Schichten der tschechischen Bevölkerung niedergeschlagen und in entscheidendem Maß dazu beigetragen habe, dass das tschechische Volk in seiner durchschnittlichen Leistungsfähigkeit beinahe an das deutsche Volk heranreichte.⁵⁴

Die Nähe des tschechischen zum deutschen Volk war Müllers Überzeugung nach auch in dessen anthropologischem Bild deutlich erkennbar, von tieferen Unterschieden zwischen Böhmen und den benachbarten Teilen der reichsdeutschen Bevölkerung (namentlich im Sudetengau, Ostschlesien, Nieder- und Oberösterreich) könne keine Rede sein.⁵⁵ Lediglich die tschechische Bevölkerung nördlich und westlich von Prag sei etwas dunkler, aber höher gewachsen als in den benachbarten Gebieten Deutschlands. Müller äußerte die Vermutung, dass es sich hierbei um Überreste des „verblassten Rassenbildes der Urttschechen“⁵⁶ handelte.

⁵¹ *Ebenda* 13 f.

⁵² *Ebenda* 14.

⁵³ Die einzelnen Prozentzahlen ergeben zusammengenommen nicht 100 Prozent, da Müller die Gruppen unklar voneinander abgrenzte. Vgl. *Elaborat B*, 15.

⁵⁴ *Ebenda* 16.

⁵⁵ In diesem Zusammenhang sei auf folgende Studie verwiesen: Müller, Karl Valentin: Zur sozialanthropologischen Bedeutung der Umvolkungsvorgänge im Sudetenraum. In: *Deutsche Volksforschung in Böhmen und Mähren* 1 (1939) 30-51.

⁵⁶ *Elaborat B*, 17, Anm. 2.

Wichtiger als das anthropologische Bild des tschechischen Volkes erschien Karl Valentin Müller jedoch dessen sozialanthropologisches Profil. Im Jahr 1941 untersuchte er mit dem soziologischen Seminar der Technischen Universität Dresden 6000 Tschechen aus vier großen Firmen (der Prchala-Fabrik für automatische Telefone in Kolín [Kolin], der Fabrik für Speisefette Kosmos in Čáslav [Časlau], der Baťa-Zweigstelle in Zruč nad Sázavou und den ČKD-Werken in Prag), bei denen er sich auf die Meister, führenden Angestellten, Kaufleute und Techniker konzentrierte. Diese Personengruppe wich angeblich vom Durchschnitt ab, und zwar dadurch, dass sie eine überdurchschnittliche Zahl „nordischer Rassekennzeichen“ aufwies.⁵⁷

Auf der Grundlage dieser ‚Befunde‘ gelangte Müller in der abschließenden Passage seines Memorandums zu der These, dass das rassenbiologische Bild der Ober- und Mittelschichten, die der tschechischen Gesellschaft ein kulturelles und wirtschaftliches Leistungsprofil verliehen, vollkommen dem deutschen Durchschnitt entspräche.⁵⁸ Weitere Forschungen erbrachten das ‚Ergebnis‘, dass die unqualifizierten Arbeiter und Tagelöhner dem deutschen Stammeserbe am wenigsten entsprächen, wobei es allerdings regionale Unterschiede gebe.⁵⁹

Der Schluss des Elaborates B ergibt keinen rechten Sinn. Hier argumentiert Müller, die Kenntnis des gesellschaftlichen Ursprungs und „blutmässigen“ Charakters der sozialen Schichten, die ihren jeweiligen Völkern ihr kulturelles und wirtschaftliches Leistungsprofil verliehen, werde in diesen das Gefühl der Verantwortung wecken. Und er prognostizierte, dieses Verantwortungsbewusstsein werde sie davon abhalten, im neuen Europa kleinliche Verwandtschaftskonflikte zu führen, mit denen sie ihre kulturellen und biologischen Ressourcen nur verschwenden würden.⁶⁰

Was hier nur angedeutet ist, führt Müller im Elaborat A, das die Beilage zu dem skizzierten Lebenslauf Müllers in dem Schreiben von SS-Sturmbannführer Wolf an SS-Obersturmbannführer Böhme vom 14. Mai 1940 bildet, detailliert aus.⁶¹ Unter den verschiedenen Aufgaben, welche die erfolgreiche Beendigung des Krieges mit sich bringen werde, wird hier die Lösung der Fragen genannt, die sich aus der Ausweitung der Grenzen deutscher Herrschaft in Mittel- und Südosteuropa ergeben würden. In dem Text heißt es, dass es dafür in der Regel zwei Wege gebe: Eine Möglichkeit bilde die Umsiedlung der nichtdeutschen Bevölkerung in geschlossene nationale Siedlungsgebiete mit scharfen Nationalitätengrenzen, die außerhalb des Bereiches deutscher Herrschaft liegen müssten. Die zweite Methode sei die Germanisierung von innerhalb des deutschen Herrschaftsbereichs siedelnden Völkern und fremdnationalen Inseln. Müller hielt die Kombination beider Ansätze für die geeignete Lösung des Problems. Mit Elaborat A wollte er auf die Vorzüge und Gefahren der Germanisierung beherrschter Völker aus ‚volksbiologischer‘ Sicht hinweisen.

⁵⁷ *Ebenda* 18 b.

⁵⁸ *Ebenda* 20.

⁵⁹ *Ebenda* 20.

⁶⁰ *Ebenda*.

⁶¹ Vgl. Anm. 19.

Völker, mit denen man im begrenzten Raum des Reiches etwas zu tun habe, sollten sich in jeder historischen Epoche hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit, politischen Tatkraft und ihres kulturellen Gestaltungspotentials deutlich von den ‚rassisch weniger wertvollen‘ abheben. Diese Unterschiede erklärten sich nach Müllers Vorstellung aus der mehr oder weniger günstigen Zusammensetzung und Leistungsfähigkeit der führenden Sozialgruppen, die wiederum vor allem von ihrer biologischen Stammesgrundlage abhingen. Nichtgermanische (später nichtdeutsche) Völker Mittel- und Südosteuropas hätten, so hieß es im Elaborat A, zu Beginn des Mittelalters eine primitive, ihrer geringen kulturellen und politischen Fähigkeiten entsprechende Leistungsstruktur aufgewiesen. Erst durch die Vermittlung führender germanisch-deutscher Persönlichkeiten erreichten sie eine Verbindung mit dem westeuropäischen Geschehen. So seien die Deutschen in diesem Raum nicht nur Lehrer gewesen, sondern hätten auch die biologische Grundlage der späteren adeligen Führungsschicht gebildet:

So können wir im heutigen Tschechien etwa 50 Prozent deutschblütigen Sippenblutes [diese konkretisierte Schätzung erscheint bei Müller offenbar zum ersten Mal, E.K.], im Magyarentum im ganzen zwar wohl weniger, in der Führungsschicht aber sichtlich mehr, im Polentum mindestens in der Mittel- und Oberschicht gleichfalls bedeutende Anteile deutschblütigen Sippengutes erkennen.⁶²

Vorsichtig wird im Elaborat A eingeräumt, dass das „deutsche Volkstum“ im Mittelalter auch umgekehrt „Blutsbestände“⁶³ von fremden Völkern geschöpft habe, die es in bestimmten Verbindungen bereichert hätten (als Beispiel werden die Schweden und die Hugenotten angeführt), in Österreich und Preußen sei es auch zur Mischung mit slawischen Völkern gekommen. Diese Mischung erkläre sich daraus, dass das Deutschtum bei seiner Arbeitsteilung auf der einen Seite einen Überschuss an kräftigen Meistern und gestaltenden Führungsschichten aufgewiesen habe, ihm auf der anderen Seite jedoch geduldige Dienstboten und Tagelöhner gefehlt hätten. Dieses Vakuum sei von den slawischen Völkern gefüllt worden. Die Aufnahme „slawischer Massen in den deutschen Volkskörper habe für diesen eher eine Verwässerung seiner Leistungsfähigkeit“ bedeutet,⁶⁴ während die Absorption der deutschen Ethnie den slawischen Völkern eine „entscheidende Anreicherung an hochwertigem leistungsträchtigem Sippengut“ gebracht habe.⁶⁵

Müller bewertete die Abwanderung leistungsstarker Deutscher, deren „Entdeutschung“ und Integration in die Führungsschicht slawischer Völker,⁶⁶ zu der es in der Geschichte gekommen sei, als doppelten Schaden: Erstens habe sie die Stärkung der um sie herum siedelnden Völker zur Folge gehabt, die sich unter der Führung dieser Oberschichten der deutschen Herrschaft erneut widersetzen konnten. Zweitens sei es zur definitiven Zerstörung des Stammes deutscher Leistungsträger gekommen. Und hier zeigte sich Müller in der Tat als origineller Denker. Er

⁶² Elaborat A, 3.

⁶³ Beide Zitate ebenda 4.

⁶⁴ *Ebenda* 5.

⁶⁵ *Ebenda* (Hervorhebung im Original).

⁶⁶ *Ebenda* 3.

entwickelte die Idee, diese Entnationalisierungsprozesse umzukehren. Dazu sollten einerseits die entgermanisierten Eliten zurück in den Schoß des deutschen Volkes geleitet werden, was diesem „in seiner gegenwärtigen biologischen Lage“ nützen und zum „Zuwachs an tüchtigen Leistungsträgern“ führen würde, andererseits sollte man sich von den „mindertüchtige[n] Sippenbestände[n]“⁶⁷ der deutschen Bevölkerung befreien. Grundlage der Regermanisierung sollten die bestehenden deutschen Siedlungsinseln und das zerstreute Deutschtum sein, von dem die andersnationale leistungsfähige Bevölkerung angezogen werden sollte, über deren rassische Qualitäten es keinen Zweifel geben konnte. Zur „Entschlackung“⁶⁸ des deutschen Blutes sollte es durch Rückorientierung des weniger leistungsfähigen Teils zur ursprünglichen slawischen Bevölkerung kommen. Insgesamt sollte es zu einer „großzügige[n] biologisch bedingten Funktionenverteilung“ kommen.⁶⁹

Fremde Völker könnten dem Elaborat A zufolge in „Dienstv[ö]lk[er]“⁷⁰ umgewandelt werden, indem man die Nationalität ihrer Eliten unauffällig umgestaltete, und zwar durch das Angebot des sozialen Aufstiegs, mit dem die oberen Leistungsschichten zur sozialen und kulturellen Struktur des „Herrenvolkes“⁷¹ übergehen würden. Als historische Beispiele solcher Prozesse werden die Wenden (die Elb-slaven, eine früher häufige Bezeichnung auch für die Lausitzer Sorben, E. K.) sowie die Slowaken und Tschechen im Habsburgerreich des 17. und 18. Jahrhunderts angeführt. Die ausgeprägt nationalbewusste Intelligenz dieser Völker, die Trägerin der Idee nationaler Befreiung sei, stelle eine ständige Gefahr für das „Herrenvolk“ dar und könne von diesem nicht geduldet werden.⁷²

Als weitere Variante der Problemlösung im Umgang mit anderen Völkern wird die physische oder wirtschaftliche Zerstörung ihrer Intelligenz erwogen. In diesem Zusammenhang wird jedoch vor den negativen ethischen und psychologischen Auswirkungen auf das eigene (deutsche) Volk gewarnt. Ferner meinte Müller, die Vernichtung der Eliten könne nur eine vorläufige Lösung sein, da sie eine Revolte hervorrufen würde. Die Intelligenz würde aufs Neue wachsen, die mittleren und niederen Führungsschichten zu „Wahrer[n] des Feuers“⁷³ werden.⁷⁴ Somit drohe die Ausschaltung der Intelligenz zum Ausgangspunkt einer heroischen nationalen Tradition zu werden.

Einen Weg zur Liquidierung einer unerwünschten nationalen Intelligenz könne auch die biologische Negativauslese bieten, die zu deren Degradierung führen würde. In diesem Zusammenhang verwies Müller auf die unverhältnismäßig lange Zeit der Realisierung, die einige Generationen in Anspruch nehmen würde. Diese Lösung schien ihm jedoch bei Völkern mit einem großen Anteil gesunder, biologisch

⁶⁷ Alle drei Zitate *ebenda* 6.

⁶⁸ *Ebenda* 7.

⁶⁹ *Ebenda*.

⁷⁰ *Ebenda* 10.

⁷¹ *Ebenda* 11.

⁷² *Ebenda* 10 f.

⁷³ *Ebenda* 12.

⁷⁴ *Ebenda*.

hoch stehender, wertvoller Strukturen (zum Beispiel bei den Tschechen) nicht durchführbar, da sie faktisch die Ausrottung des gesamten Volkes bedeuten würde.⁷⁵

Als dritte Variante der Liquidation unbequemer geringwertiger „Vasallenvölker“⁷⁶ diskutierte Müller die Möglichkeit, deren Intelligenz in den Volkskörper des „Herrenvolkes“ zu überführen, damit die einstige Führungsschicht der Unterworfenen den neuen Herrschern dienen oder sogar von diesen „absorbiert“ werden könne. Als Nachteil dieser Lösung erschien wiederum die lange Zeit der Durchführung. Von Vorteil wäre jedoch einerseits die Tatsache, dass breiten Schichten der Bevölkerung die moralische Belastung erspart würde, die bei der physischen Liquidierung der nationalen Intelligenz des unterworfenen Volkes entstehen würde. Auch würde diese Lösung eine Stärkung der eigentlichen Führungsschichten nach sich ziehen. Zugleich sollte so die sich ständig verschlechternde biologische Situation des deutschen Volkes verbessert werden, denn dieses leide am mangelnden Nachwuchs von Menschen mit Führungsqualitäten, was darauf zurückzuführen sei, dass die Führungsschicht des deutschen Volkes infolge des Krieges ausgedünnt und ihre Altersstruktur unausgewogen sei.⁷⁷

Für die dritte Lösungsvariante unterteilte Müller die Intelligenz der „Vasallenvölker“ in drei Gruppen: A) Intelligenz, deren Verhältnis zum nationalen und politischen Leben im engeren Sinne neutral ist (Technik, Industrie, Handel, Verkehr); B) Intelligenz, deren Verhältnis zum nationalen und politischen Leben weniger bedeutsam ist (freie Berufe, Klerus); C) Intelligenz, die im nationalen und politischen Leben bestimmend ist (kulturell, politisch und militärisch führende Schichten).⁷⁸

Von diesen drei Gruppen wurde lediglich die Gruppe A als für die deutschen Ziele nützlich klassifiziert. Ihre Angehörigen sollten aus ihrer Heimat herausgeführt und im Siedlungsgebiet des herrschenden Volkes zerstreut angesiedelt werden. Dort sollten sie die nationaldeutsche Intelligenz technischer und benachbarter Fächer entlasten, so dass hier Kräfte frei würden und aus der Gruppe A in die Gruppen B und C hinüberwechseln könnten.⁷⁹

Der Nachwuchs der Intelligenzschicht sollte wiederum in zwei Gruppen geteilt werden, in die Gruppe der leicht Assimilierbaren und die Gruppe der schwer oder gar nicht Assimilierbaren. Den leicht Assimilierbaren sollten diejenigen zugeordnet werden, die auf Grundlage genealogischer Forschung deutsche Vorfahren nachweisen konnten und in ihrem fremdnationalen Widerstand leicht erschütterbar seien. Ihre allmähliche Germanisierung sollte auf dem Weg der freien Entscheidung erreicht werden, wobei die Chance des sozialen Aufstiegs in die Gruppe A beziehungsweise B sie in ihrer loyalen Arbeit für den Aufbau des Reiches bestärken sollte. Müller setzte voraus, dass es zu gemischten Ehen mit dem deutschen Element kommen und sich das Nationalbewusstsein lockern würde, so dass die Kinder und

⁷⁵ *Ebenda.*

⁷⁶ *Ebenda* 14.

⁷⁷ *Ebenda* 12-14.

⁷⁸ *Ebenda* 15.

⁷⁹ *Ebenda* 15-17.

Kindeskinder, die aus diesen Ehen hervorgehen würden (sollten sich ihre Väter und Großväter als leistungsfähig erwiesen haben), in der Enkelgeneration organisch in die gesunde deutschnationale Führungsschicht überführt werden könnten.⁸⁰

Die Eignung anderer Funktionsschichten des Nachwuchses nichtdeutscher Völker zur Verschmelzung mit dem Deutschtum schätzte Müller unterschiedlich ein. Für eine unauffällig geförderte Umsiedlung in die Diaspora inmitten des Reiches erschienen ihm Akademiker, Techniker, Angestellte, die selbstständige Mittelschicht sowie die qualifizierten Handwerker geeignet. Besonderen Wert sprach er den Bauern zu, deren Mangel er im deutschen Volkskörper immer größer werden sah. Personen, deren Vorfahren deutschen Blutes waren und deren rassische Qualitäten folglich ausgezeichnet seien, die aber über kein Erbland verfügten, sollte besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Sie sollten zerstreut in deutschen Gebieten angesiedelt werden. Ferner dachte Müller über die Nutzung qualifizierter Arbeiter nach, die deutschen Leistungsanforderungen entsprachen. Alle diese Teile der andersnationalen Bevölkerung sah er als für eine schnelle Assimilation tauglich an.⁸¹

Demgegenüber stellte die große Zahl ungelernter fremdnationaler Hilfsarbeiter und landwirtschaftlicher Arbeitskräfte, nach denen es in der deutschen Wirtschaft eine große Nachfrage gab, für Müller ein schwer lösbares Problem dar. Ihr Zustrom schien ihm schon an vielen Orten offensichtlich genug und aus „volksbiologisch[er]“⁸² Perspektive äußerst bedenklich. Er empfahl, diese Bevölkerungsgruppen geschlossen in Kasernen unterzubringen, damit sie sich nicht ‚mit deutschem Blut vermischen‘. Obwohl es kaum möglich sein werde, den „illegalen Blutfluss[es]“⁸³ völlig zu verhindern, riet Müller davon ab, eine neue Rassengesetzgebung zu schaffen. Von dem Verbot eines Mischtyps könne ein solidarischer Effekt ausgehen, der sich nachteilig auf die Assimilation höherer Leistungsschichten auswirken würde.⁸⁴

Nichts einzuwenden hatte Müller gegen Ehen zwischen weniger hochwertigen deutschen Frauen und Fremdarbeitern. Solche Verbindungen erschienen ihm im Gegenteil aus Gründen der „Entschlackung“ sogar erwünscht. Gestattet werden sollten auch Ehen fremdnationaler Mädchen, deren Fähigkeiten gering seien, mit entsprechenden deutschen Männern. Nur sei es in diesen Fällen nötig, darauf zu achten, dass diese Paare in ihrer Nationalitätenorientierung der „ärgeren Hand“ folgen würden, das heißt, dass sie dem Vasallenvolk zugeordnet würden.⁸⁵

Bemerkenswert ist, dass Müller das nichtdeutsche Schulwesen nicht auflösen wollte. Er empfahl, es einschließlich des Hochschulwesens beizubehalten. Die Absolventen deutscher und nichtdeutscher Bildungsinstitutionen sollten sich hinsichtlich der Möglichkeit ihres Einsatzbereiches unterscheiden; die Aufstiegschancen für Absolventen fremdnationaler Schulen sollten dabei äußerst begrenzt

⁸⁰ *Ebenda* 16 f.

⁸¹ *Ebenda* 17 f.

⁸² *Ebenda* 18.

⁸³ *Ebenda*.

⁸⁴ *Ebenda* 19.

⁸⁵ *Ebenda* 19.

bleiben. Allerdings sollten herausragenden Personen anderer Nationalität „goldene Brücken“ zur deutschen Gemeinschaft gebaut werden. Die skizzierten Prozesse sollten ohne Einsatz von Zwangsmitteln ablaufen, auf der Grundlage „freier Entscheidung“,⁸⁶ jedoch unter unauffälliger Überwachung durch den Staat. Ihre erfolgreiche Durchführung sollte die dauerhaft begrenzte Rolle der Vasallenvölker innerhalb des großdeutschen Raumes vorzeichnen. Die Angehörigen dieser Völker sollten biologisch und sozial immer mehr einen kleinbäuerlichen und kleinstädtischen Charakter annehmen, während das deutsche „Herrenvolkstum“⁸⁷ biologisch stärker werden, sich adeln und zugleich entschlacken sollte, damit es – seiner Führungsrolle entsprechend – in jedem Gebiet die Meister stellen und „ein biologisches Hochleistungsmonopol“ erreichen konnte.⁸⁸

Der Adressat des Elaborates, Horst Böhme, der Leiter der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes im Protektorat, reichte diesen Text an seinen Vorgesetzten in Berlin weiter. Doch auch hier, in der Zentrale des außergerichtlichen nationalsozialistischen Terrors – dem von Reinhard Heydrich geführten Reichssicherheitshauptamt (RSHA) der SS –, rief nicht einmal der optimistisch gestimmte Schluss des Elaborats Begeisterung hervor. Das Amt III im Reichssicherheitshauptamt (Sicherheitsdienst Inland) legte zu Müllers Theorien und seinem Projekt eine verhältnismäßig umfangreiche Stellungnahme vor.⁸⁹ Hier ist vor allem die Rede davon, dass Müller sich in der Vergangenheit hauptsächlich mit soziologischen Forschungen auf dem Gebiet der Begabung beschäftigt und sich erst später auch Rassentheorien zugewandt habe, auf diesem Feld jedoch noch nicht weit genug gekommen sei, um es zum zentralen Bereich seiner Forschung zu machen. Als wichtigstes ‚Forschungsverdienst‘ Müllers wurde die Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit von Assimilationsprozessen bezeichnet. Befürwortet wurde sein Projekt, den „Prozess der Umvolkung im böhmisch-mährischen Raum“ durch Freiwillige zu fördern, denen die Chance zum sozialen Aufstieg geboten werden sollte.⁹⁰ Nach Müllers Vorstellung sollte für die Annahme dieses Angebots die Tatsache eine wichtige Rolle spielen, dass der wesentliche Teil der begabten tschechischen Familien deutsche Vorfahren gehabt habe. Gerade diese These aber erschien in Berlin als zu wenig erforscht, und man schlug vor zu überprüfen, ob man in Prag nicht eine Zentrale für die Forschung über untergegangenes deutsches Blut einrichten sollte.

Skepsis wurde gegenüber der Idee geäußert, ein paralleles tschechisches und deutsches Schulwesen zu erhalten. In Berlin befürchtete man, das tschechische Nationalbewusstsein sei so stark, dass es nicht gelingen würde, die fähigsten Tschechen für die deutschen Schulen zu gewinnen und die weniger Fähigen den tschechischen Schulen zuzuordnen. Zudem vermutete man, die Tschechen würden von vornherein

⁸⁶ *Ebenda* 16.

⁸⁷ *Ebenda* 24.

⁸⁸ *Ebenda* 24 f.

⁸⁹ SOA Praha. Bestand NSDAP Praha, Karton 25, K. V. Müller, Faszikel 2. Abschrift des Dokuments mit dem Titel „Stellungnahme des Amtes III RSHA zur Denkschrift über Umvolkungsfragen des Südostens von Prof. K. V. Müller“.

⁹⁰ *Ebenda*.

auf vorteilhafte Posten im deutschen Umfeld verzichten. In der Stellungnahme des RSHA hieß es dazu, Müller unterschätze die Kraft des Nationalismus im 20. Jahrhundert. Nicht ohne Berechtigung wurde eingewandt, dass sich Müllers Beispiele der Entnationalisierung der Elbslawen, der Slowaken wie auch der Tschechen im 17. und 18. Jahrhundert in einer völlig anderen Situation abgespielt hätten, in der die führenden Kräfte Mitteleuropas noch übernational gewesen seien. Mit dem Aufkommen des modernen Nationalismus seien neue Mechanismen entstanden. Verwiesen wurde in diesem Zusammenhang zum Beispiel auf die Entwicklung der Vereinigten Staaten von Amerika, wo es nicht zur Assimilation, sondern zu einer Amalgamierung gekommen sei, das heißt zur Mischung verschiedener nationaler Gruppen, was in die Entstehung eines neuen Volkes eingemündet sei.⁹¹

Als falsch und korrekturbedürftig wurde im RSHA Müllers These beurteilt, dass die Anteile außereuropäischer Rassen im tschechischen Volk nicht wesentlich seien, kategorisch konstatierte man, dass:

[...] auf gar keinen Fall die Umvolkung von Tschechen zugelassen wird, bei denen gewisse rassische Bestandteile (vor allem außereuropäische, dann auch ostbaltische, ostische und westische, soweit sie völlig vorwiegend sind) eine Rolle spielten.⁹²

Auch der Vorschlag, den deutschen ‚Volkskörper‘ durch die Überführung seines weniger wertvollen Teils zum verbliebenen tschechischen ‚Volkskörper‘ zu ‚entschlacken‘, wurde als kaum durchführbar eingestuft. Es wurde festgestellt, dass „so weit es sich um Menschenmaterial handelt, das in erbbiologischer Hinsicht eine Gefahr darstellt, mit den gesetzlich vorhandenen Mitteln eine Unfruchtbarmachung vorzunehmen [ist].“⁹³

Die Zentrale der SS gestand neben der Unfruchtbarmachung der ‚rassisch minderwertigen Tschechen‘ noch die Möglichkeit zu, diese ins Generalgouvernement umzusiedeln [sic!]. Der Einsatz der tschechischen Nation zur ‚Reinigung‘ des deutschen ‚Volkskörpers‘ stieß auf den Einwand, dass sich die Grenzen dieser Aktion nur schwer bestimmen lassen würden und zudem die Gefahr drohe, dass sich aus den ausgeschiedenen biologischen Restbeständen wieder gefährliche Elemente entwickeln könnten, denn – so hieß es weiter – „was für das deutsche Volk unterwertig ist, kann für andere Völker eine gewisse positive Bedeutung haben“.⁹⁴ Nach Meinung des RSHA stellten die minderwertigen Bestandteile des deutschen Volkes keine große Bedrohung dar, zumal das Reich auch für diese Personen Verwendung habe. Die Gefahr, die von diesen Elementen ausgehe, bestehe allein darin, dass die Geschlechtmoral des deutschen Volkes so tief sinken würde, dass sich jeder mit jedem mischen könne. Völlig zu lösen sei dieses Problem im deutschen ‚Volkskörper‘ nur über Erziehung und Schulung.

Trotz der ernsthaften Kritik aus Berlin erhielt Karl Valentin Müller die Chance, seine Forschungen fortzusetzen. Er verwies darauf, dass seine ‚rassenpolitische

⁹¹ *Ebenda.*

⁹² *Ebenda.*

⁹³ *Ebenda.*

⁹⁴ *Ebenda.*

Bildung' noch nicht abgeschlossen sei. Indessen verbreitete er als Hochschullehrer die Grundlagen der Rassenhygiene weiter.

Für Historiker ist es nicht nötig, viele Argumente zu sammeln, um die ‚Wissenschaftlichkeit‘ der Arbeiten Karl Valentin Müllers zu widerlegen. Seine Konstruktion charakterisiert den böhmisch-mährischen Raum als ‚Mischzone‘ tschechischen und deutschen Blutes, wobei er zu dem Schluss kam, die Tschechen hätten im Grunde genommen zur Hälfte tschechisiertes deutsches Blut. Diese ‚Erkenntnis‘ führte ihn wiederum zu der Frage nach dem Anteil tschechischen Blutes in der deutschen Ethnie der böhmischen Länder. Bereits Müllers Methode ist bedenklich. Für die ältesten Zeiten folgte er offensichtlich Arbeiten aus dem Bereich der Archäologie, für das Mittelalter selektierte und interpretierte er passende Quellen, für die Neuzeit setzte er dann auf anthropologisch-onomastische Forschungen, bei denen man bereits auf den ersten Blick nachprüfbar Kriterien für die Auswahl der statistisch bearbeiteten Gruppen von Namen und Familiennamen vermisst. Dennoch riefen Müllers ‚Entdeckungen‘ an der Prager Universität wie auch im deutschen Umfeld der böhmischen Länder keinen grundsätzlichen Widerspruch hervor.

Über die Gründe, aus denen Müllers ‚Forschungen‘ in der fachhistorischen Öffentlichkeit akzeptiert wurden, lässt sich leider nur spekulieren. Es handelte sich wahrscheinlich um das Nebeneinander mehrerer Faktoren, von denen ich wenigstens drei erwähnen möchte. Der erste, möglicherweise der wichtigste, war die Gleichschaltung des nationalsozialistischen Staates und seiner Verwaltung. So wurde Müller an der Prager Universität von oben über die nationalsozialistische Verwaltung installiert. Auch die Studie, die in der ideologischen Ausbildung der Studenten eine wichtige Rolle spielen sollte, war offiziell abgesegnet worden. Das verschaffte Müller eine gewisse Unangreifbarkeit. Ein zweiter Faktor war die Tatsache, dass Müller häufig Studien seiner Universitätskollegen benutzte, die er zur Mitarbeit einlud. Durch die Zusammenarbeit mit angesehenen Kollegen wertete er seine eigenen Arbeiten in den Augen der Staatsverwaltung auf. Der dritte Faktor, der vielleicht der strittigste ist, meiner Meinung nach aber doch erwähnt werden sollte, war das Verhältnis zwischen Reichsdeutschen und Sudetendeutschen. Die Deutschen aus dem ‚Altreich‘ sahen, wie hinlänglich bekannt ist, auf ihre Stammesverwandten aus den böhmischen Ländern, die häufig Namen slawischen Ursprungs trugen, despektierlich herab. Gewisse Spannungen und Konkurrenzkämpfe zwischen Reichsdeutschen und böhmischen Deutschen waren bei der Besetzung der Stellen an der Universität, bei der Durchführung der Arisierung wie auch beim Aufbau und Betrieb der Besatzungsverwaltung unübersehbar.⁹⁵ Dahinter standen unter anderem

⁹⁵ Alena Míšková geht in ihrer Arbeit über die Karls-Universität ausführlich auf die Auseinandersetzungen zwischen Hochschullehrern reichsdeutscher und sudetendeutscher Herkunft ein. Vgl. *Míšková: Německá (Karlova) univerzita 91* (vgl. Anm. 3). – Zur Konkurrenz zwischen Reichs- und Sudetendeutschen während der Kriegsjahre siehe auch *Jančík, Drahomír/Kubů, Eduard: Arizace na dluh. Arizační úvěry, arizátoři a Kreditanstalt der Deutschen v procesu zcizování drobného a středního židovského majetku na území „Protektorátu Čechy a Morava“ (1939-1945)* [Arisierung auf Pump. Arisierungskredite, Arisateure und die Kreditanstalt der Deutschen im Prozess der Entziehung des kleineren

Bedenken über die ‚rassischen‘ Qualitäten der böhmischen Deutschen. Um nur ein Beispiel zu geben: In den vervielfältigten maschinenschriftlichen Unterlagen für einen rassenpolitischen Kurs, der im Mai und Juni 1943 in Teplice-Šanov (Teplitz-Schönau) stattfand, wurde in einer Übersichtstabelle über den rassenpolitischen Aufbau des deutschen Volkes die „sudetische Rasse“ – anders als die anderen Rassen – nur in Anführungszeichen aufgeführt. Hinzugefügt wurde zudem mit einem Fragezeichen das Wort „Abart“, das zwei Bedeutungen haben kann: Unterart oder Fehlentwicklung. In der genaueren Spezifizierung wurde angemerkt, die Sudetendeutschen würden „Ostslawentypen“⁹⁶ aufweisen, für sie sei besonders die vorspringende Mundpartie typisch. Geistige Vorteile und Besonderheiten wurden bei ihnen, im Unterschied zu anderen Gruppen, gänzlich weggelassen.⁹⁷

Die Rassentheorien Karl Valentin Müllers zielten darauf ab, rassische Bedenken dieser Art auszuräumen, in Müllers Werk wurden die Sudetendeutschen den Deutschen aus dem östlichen Teil Deutschlands gleichgestellt. Es ist wahrscheinlich kein Zufall, dass er selbst aus dem Sudetengebiet stammte.

Biographische Retusche

Statt mit einem Schlusswort möchte ich die Abhandlung mit zwei ausführlichen Zitaten beenden, die beispielhaft für die Retuschen sind, die nach 1945 am Lebenslauf Karl Valentin Müllers – wie an den Biographien zahlreicher Mitglieder der nationalsozialistischen Funktionselite – vorgenommen wurden. Bei der ersten Textpassage handelt es sich um einen Ausschnitt aus der Einleitung der Festschrift zu Müllers 65. Geburtstag, den dieser als ordentlicher Professor der Universität Nürnberg und angesehenes Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Vereinigungen feierte. Hier hieß es:

So alt der Brauch ist, einem verdienten Gelehrten Geburtstagsglückwünsche besonderer Art – in Form einer Festschrift – auszusprechen, so alt ist auch die Schwierigkeit, auszudrücken, was man ihm mit dieser wissenschaftlichen Gabe gleichzeitig sagen möchte. Es will uns gut und richtig erscheinen, dass solche Werke nicht nur dem Forscher und Lehrer gelten, sondern auch – und nicht weniger – dem Menschen. Und bei der Überlegung, wie man dies nun schicklich und verständlich ausdrücken könne, erweist sich bald, dass es sich hier ja gar nicht um zwei verschiedenartige und getrennte Bereiche (oder sollte man Qualitäten sagen) handelt, sondern, dass diese beiden Wesenheiten untrennbar, eins sind. Somit könnten und sollten wir darauf verzichten, dem Forscher und Gelehrten Karl Valentin Müller und dem liebenswerten Menschen dieses Werk in die Hand zu geben; sie gilt dem humanen Gelehrten und dem gelehrten Menschen. Wer wollte sagen, was überwiegt?⁹⁸

und mittleren jüdischen Eigentums auf dem Gebiet des „Protektorats Böhmen und Mähren“ (1939-1945)]. Im Druck, hier vor allem das Schlusskapitel.

⁹⁶ Alle drei Zitate: SOA Praha, Bestand NSDAP Praha, Karton 17, Rundbriefe. Rassenpolitischer Kurs in Teplitz-Schönau – Mai bis Juni 1943, 19.

⁹⁷ *Ebenda.*

⁹⁸ *Specht*, Karl Gustav/*Rasch*, Hans Georg/*Hofbauer*, Hans (Hgg.): *Studium sociale. Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Forschung der Gegenwart.* Herrn Universitätsprofessor Dr. phil. habil. Karl Valentin Müller zur Vollendung seines 65. Lebensjahres in freundlicher und wissenschaftlicher Verbundenheit von den Autoren und den Herausgebern zugeeignet. Köln, Opladen 1961, XI.

Das zweite Zitat stammt aus dem Biographischen Lexikon zur Geschichte der böhmischen Länder und führt die einzelnen Stationen des wissenschaftlichen Werdegangs und die wichtigsten Werke Karl Valentin Müllers auf:

Müller, Karl Valentin, Soziologe * 26.3.1896 Bodenbach Bez. Tetschen (Podmokly), † 3.8.1963 Nürnberg. Studium der Soziologie und Sozialanthropologie an der Universität Leipzig, dort 1936 habilitiert. 1927-1939 Rat im sächsischen Erziehungsministerium, 1939 Professor an der technischen Hochschule Dresden, 1941-1945 o. Professor an der deutschen Universität Prag, seit 1949 Leiter des Instituts für empirische Soziologie in Hannover-Bamberg und Dozent am dortigen philosophisch-theologischen Seminar. Ab 1955 Professor an der Hochschule für Wirtschaft und Sozialwissenschaften in Nürnberg. Verfasser zahlreicher soziologischer Studien, besonders zu Flüchtlingsfragen. Mitglied mehrerer internationaler Fachvereinigungen, u. a. ab 1954 Generalsekretär des Institut International de Sociologie in Rom. W[erke]: Arbeiterbewegung und Bevölkerungsfrage (1927). – Der Aufstieg des Arbeiters [durch Rasse und Meisterschaft; ergänzt nach dem Originaltitel, Anm. E. K.] (1935). – Die Begabung in der sozialen Wirklichkeit (1950). – Heimatvertriebene Jugend (1953). – Begabung und soziologische Schichtung in der hochindustrialisierten Gesellschaft (1956). – Die Angestellten in der hochindustrialisierten Gesellschaft (1957).⁹⁹

In beiden Texten – der erste stammt aus dem Jahr 1961, der zweite wurde 1984 publiziert – fehlt jeder Hinweis auf den Beitrag des ‚verdienten Gelehrten‘ zur ‚wissenschaftlichen‘ Fundierung des nationalsozialistischen Rassenwahns und auf das begeisterte Engagement Müllers für die nationalsozialistische Politik im Protektorat Böhmen und Mähren. Geehrt wird ein „liebenswerter Mensch“ und ein „humaner Gelehrter“,¹⁰⁰ dessen persönliche wie wissenschaftliche Biographie, nach kleinen Korrekturen am Titel seines Hauptwerkes von 1935, ohne sichtbaren Makel zu soziologischen Studien über die Vertriebenen in der Bundesrepublik führt.

Übersetzung Martin Zückert

⁹⁹ Sturm, Heribert (Hg.): Biographisches Lexikon zur Geschichte der böhmischen Länder. Bd. II. I-M. München 1984, 711.

¹⁰⁰ Specht/Rasch/Hofbauer (Hgg.): Studium sociale. XI (vgl. Anm. 98).

Jonathan Bolton

MOURNING BECOMES THE NATION:
THE FUNERAL OF TOMÁŠ G. MASARYK IN 1937

On September 22, 1937, the day after the funeral of former Czechoslovak president Tomáš G. Masaryk, the journalist Ferdinand Peroutka wrote on the front page of the magazine "Přítomnost":

I don't know how many theories there are about what a nation is and how it arises, but I know that in the last few days we've seen the nation, that we've seen it as clearly as one can see a material object. Those unforgettable multitudes that gathered in the space between Prague castle and White Mountain – that wasn't a crowd, it was a nation.¹

In "Lidové noviny" the following day, Eduard Bass wrote in a similar vein:

Anyone suffering from the lack of a theoretical definition of what a nation is could have stood at any spot along Masaryk's posthumous journey, and would have seen the true Czechoslovak nation standing before the great deceased man, with a single desire: to be worthy of this rare and exceptional figure.²

Many observers shared this feeling of having "seen" a nation.³ The multitudes at Masaryk's funeral were said to express a unified will, the nation's determination to

¹ *Peroutka*, Ferdinand: Zástupové [Gatherings]. In: *Přítomnost* 14 (1937) No. 38, 593. – All translations from the Czech are my own. – I would like to thank Peter Bugge, Tomáš Hlobil, Marek Nekula, Cynthia Paces, and Jindřich Toman for valuable comments and assistance in preparing this article.

² *Bass*, Eduard: Po pohřbu [After the Funeral]. In: *Lidové noviny* 23.9.1937 ráno [morning edition], 1.

³ My account of the funeral, and of accounts of the funeral, draws on a range of newspapers and magazines: *A-Zet*, *České slovo*, *Den*, *Fronta*, *Lidové listy*, *Lidové noviny*, *Moravskoslezský deník*, *Národní listy*, *Obnova*, *Panorama*, *Polední list*, *Prager Tagblatt*, *Právo lidu*, *Přítomnost*, *Rudé právo*, *Tvorba*, *Die Rote Fahne*, and *Venkov*. This gives a good idea of the Czech political spectrum, as well as of the range of pro- and anti-Masaryk feeling (which did not overlap clearly with the left-right spectrum), although it doesn't cover so well the views of national minorities, especially Germans, Jews, and Slovaks. The nationalities issues surrounding the funeral would warrant a further study, taking into account more of the German and Slovak press as well. – Other useful sources include a compendium of articles and photographs published soon after the funeral, in December 1937: *Čapek*, Karel/*Kopta*, Josef/*Škrach*, Vasil Kaprálek (eds.): *Dni žalu. Památník o sklonku života, o nemoci, smrti a pohřbu presidenta Osvoboditele T. G. Masaryka* [Days of Grief. A Memorial of the Final Days, Illness, Death, and Funeral of the President-Liberator T. G. Masaryk]. Praha 1937. – Two excellent collections of photographs are *Hájek*, Karel: *Poslední cesta TGM* [The Last Journey of TGM]. Praha 1947. – [*Sitenský*, Ladislav:] *To kalné ráno. Fotografie Ladislava Sitenského doprovázené slovem Karla Čapka a Jaroslava Seiferta* [That Gloomy Morning. Photographs by Ladislav Sitenský Accompanied by the Writings of Karel Čapek and Jaroslav Seifert]. Praha 1997. – For a recent eyewitness account of the funeral, see *Demetz*, Peter: *Prague in Black and Gold: Scenes from the Life of a European City*. New York 1997, 361-364.

defend itself – the funeral was a military one, ending with an “inspection” of the Czechoslovak army in front of the coffin of its former commander-in-chief – as well as its determination to carry on Masaryk’s tradition. Opinions on just what that tradition was, of course, varied notably across the political spectrum. But in the week between Masaryk’s death, on September 14, 1937, and his funeral on September 21, a remarkably unified picture arose in the Czech press about the masses arriving in Prague to pay their last respects to the “President-Liberator.”

Masaryk’s death created two notable mass gatherings. The first was the huge lines of people who assembled to view Masaryk’s coffin, which lay in state in the Plečnik Hall of Prague Castle from the morning of Saturday the 18th to the evening of Monday the 20th. During this time an estimated 750 000 people viewed the coffin in an uninterrupted stream that lasted through the night, most of them waiting five, seven, even nine hours for the chance to pass quickly through the hall (Figures 1 and 2). At one a.m. Sunday morning, for example, the line was eight to ten hours and several kilometers long. At the peak of traffic, ten to twelve thousand people an hour were estimated to be passing by the coffin, four abreast.⁴ This might be seen as an organizational disaster evincing considerable haplessness on the part of the funeral’s organizers – or perhaps an equally exceptional flair for the staging of mass spectacles. As we shall see, it was rarely interpreted as either.

The second gathering was the funeral procession itself. People wanted to catch a glimpse, not only of the president lying in state, but also of his final journey to the grave. On Monday, hundreds of thousands more people began arriving in Prague to secure a place along the projected route the next day, from Prague Castle to Wilson Train Station (“reversing the path,” Demetz points out, “Masaryk had taken when he triumphantly entered the city after his exile” in 1918).⁵ Many people spent the night on the street. The city was declared “overcrowded” and accommodations hopelessly unavailable, so that cafes and restaurants were asked to stay open all night to provide shelter for anyone who needed it. And several days beforehand, newspapers and radio began publishing appeals to people *not* to come to Prague for the funeral, fearing the logistical nightmare of a city suddenly having to deal with twice its normal population. Czechoslovak railways organized special trains to Prague and borrowed wagons from Austria and Hungary. Samaritan groups were organized to give first aid to people who fainted or were hurt in the bustle; reinforced police units closed off parts of the funeral procession’s path until shortly before it began. It was eventually estimated that from 750 000 to a million people viewed the funeral, most of them standing several-deep in rows along the streets (Figures 3 and 4). Despite the huge number of people, there were few incidents of disorder – in fact, most of the major newspapers asserted that there were none at all – and apparently no one was hospitalized. “Lidové noviny” reported delightedly that not a single person on

⁴ For some estimates of the crowd’s size, see “Statisíce lidí putují k mrtvému” [Hundreds of Thousands Go to See the Deceased] and “Až k Výpichu jde fronta” [The Line Goes All the Way to Výpich]. In: *České slovo* 19.9.1937, 3, or the front-page photo and caption “Tři čtvrti milionu lidí” [Three quarters of a million people]. In: *České slovo* 21.9.1937, 1. – Cf. also the estimates in *Lidové noviny* 20.9.1937 k poledni [noon edition].

⁵ *Demetz: Prague in Black and Gold* 362 (cf. fn. 3).



Fig. 1: Hundreds of thousands of people stood in line for hours to view Masaryk's coffin in Prague Castle.

Source: *Hájek: Poslední cesta TGM* (cf. fn. 3).

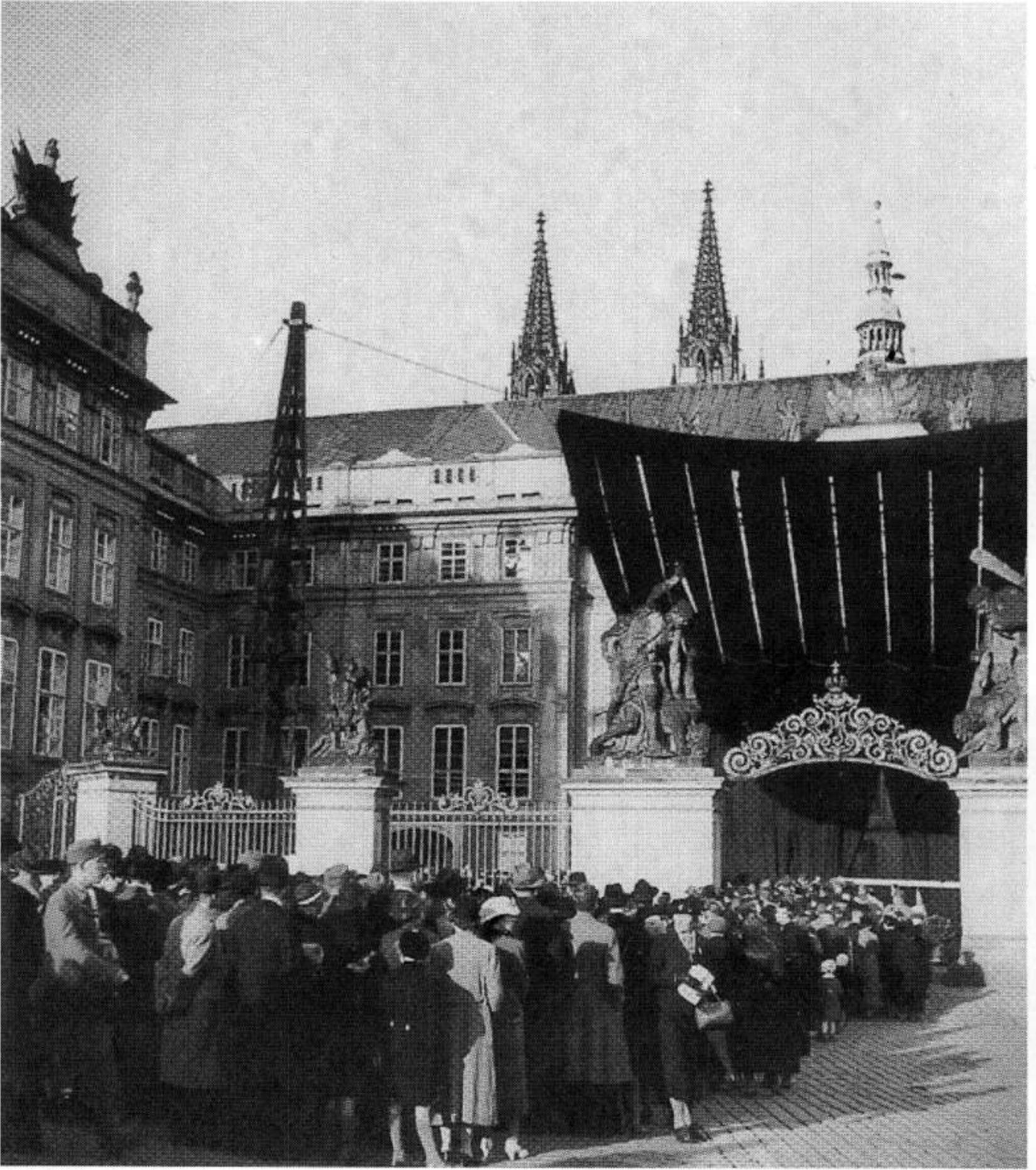


Fig. 2: The impression of order and discipline is clear in this photograph by Ladislav Sitenský. Source: *To kalné ráno*, plate 32 (cf. fn. 3).

Wenceslas Square fainted from the moment the head of the procession appeared to the moment the last soldier left the square.⁶ Police registered only a few pickpocketings all day.⁷

⁶ *Poslední čin* [Last Deed]. In: *Lidové noviny* 23.9.1937 ráno [morning edition] 5.

⁷ *A-Zet* reported that six pickpockets were caught, but four of them were foreigners. Likewise, it was said that the one break-in recorded was committed by someone who wasn't from Prague – as the police, “judging from the scene of the crime,” took pains to point

The staging of the funeral procession was, inevitably, rife with symbolic connotations. Six soldiers walked beside the coffin, one representing each nationality living in Czechoslovakia;⁸ representatives of all the major churches were also included in the procession. President Edvard Beneš gave the only speech, before the procession began – he was to be the one official interpreter of Masaryk's legacy. He then walked alone, just after Masaryk's son and two grandsons, behind the coffin, a poignant and effective image that was photographed and reprinted in many papers and established him as Masaryk's most authentic successor, almost a surrogate son (Figure 5).⁹ Near the head of the procession were representatives of the Czechoslovak Legions, veterans of World War I who had fought on three major fronts in France, Russia, and Italy. The presence of the Legionaries with their colorful standards was meant to emphasize Masaryk's own military past, to remind Czechoslovaks that they had fought for their freedom once before and might have to do so again.

But however much symbolism was contained in the ceremony itself, it was the viewers who stole the show. After the initial coverage of the funeral procession, most newspaper commentaries on the funeral talked more about the crowds than anything else. "Whatever was carried in the procession, whoever walked behind the coffin, the true pathos of this event lay in those who watched from both sides," wrote Peroutka.¹⁰ But what was so special about them? First of all, we must remember that in both cases – the people who lined up to see Masaryk's coffin and those in rows along the streets – they formed a particular kind of crowd: the queue. This image gradually gained importance in the discourse surrounding the funeral, as the striking images of huge lines of waiting people impressed themselves on viewers' imaginations. For example, the poet Jaroslav Seifert had published an elegy, "Masaryk's Rose," on September 16, when the rows of observers had not yet become an estab-

out. What forces of disorder there were at the funeral, it seems, were not to be identified with the Czechs. *Mír v podzemí Prahy* [Peace in the Prague Underworld]. In: *A-Zet ranní* [morning edition] 21.9.1937, 3.

⁸ The six soldiers were probably, as Demetz says, Czech, Slovak, German, Hungarian, Ruthenian, and Polish. *Demetz: Prague in Black and Gold* 362 (cf. fn. 3). But it is interesting that the official Czech Press Agency release did not specify the six nationalities, nor did any Czech newspaper I read. Perhaps the intent was to maintain silence as to whether any of the soldiers was Jewish; or perhaps what was being silenced was the national designation (Ukrainian? Rusyn?) of the soldier from Podkarpatská Rus. This silence is yet another reminder of how a sense of national unity was not just "spontaneously" produced by the funeral but was also carefully constructed. More puzzling is the fact that many photos show four soldiers on each side of the coffin, and two walking behind it (as in Figure 5).

⁹ Beneš was repeatedly referred to as "orphaned" by Masaryk's death. The same metaphor was applied to the veterans of the Czech legions.

¹⁰ *Peroutka: Zástupové* 593 (cf. fn. 1). – The Communist "Die Rote Fahne" spun this idea in its own way: "Wer den kurzen Trauerzug sah und dabei die ungeheuren Menschenmassen, die den ganzen Weg entlang sich drängten, die die angrenzenden Gassen belagerten – dem mußte das ungeheuerliche Mißverhältnis zwischen den wenigen Tausenden, die den Trauerzug bildeten, und den vielen, vielen, vielen, die ihm nur mit den Augen, mit feuchten Augen folgten, geradezu schmerzlich und beunruhigend auffallen." *Millionen gaben das Geleit*. In: *Die Rote Fahne* 22.9.1937, 1.



Fig. 3: The funeral procession passes along Národní třída and Ulice 28. října.
Source: Čapek/Kopta/Škrach (eds.): *Dni žalu*, plate 63 (cf. fn. 3).



Fig. 4: Ladislav Sitenský's superb photograph captures the orderliness of spectators lined up to watch the funeral procession. Note the relatively small number of policemen and the "periscopes" used by people in the back rows.

Source: *To kalné ráno*, plate 37 (cf. fn. 3).

lished motif of reporting on the funeral ceremonies; when the poem was published in book form shortly afterwards, in Seifert's collection "Eight Days", he changed the title to "By the Roadside."¹¹ The queue was not a mass of people milling about, but

¹¹ Seifert wrote ten poems between Masaryk's death and burial; most of them were published, one a day, on the front page of the socialist newspaper "Právo lidu". The collection "Eight

a gathering that was imposing for its orderliness; there was an element of organization to these masses that was immediately visible to the naked eye. This is reflected in the two words that appear over and over again to describe the crowds, “špalír”, meaning a row of people lined up along the path of a parade or procession, and more generally “zástupy” (and sometimes even the literary and rather more exalted plural “zástupové”). A “zástup” can be a line (queue) but also a relatively well-ordered multitude. It does not have the connotations of unruly chaos generally associated with “dav”, the more common word for “crowd.”¹² And the “zástupy” quite often “proudly” (flowed or streamed) or “defilovaly” (marched past) – telling verbs that indicated controlled, directed movement.

But an equally important part of this orderliness is that it was spontaneous and self-imposed. Over and over again, commentaries emphasized that people formed lines of their own volition, without having to be forced into rows by the police:

Order and discipline rule everywhere. The extensive measures to preserve order that have been taken are considerably facilitated by this exemplary self-discipline of the citizenry. Thus does even this journey to the coffin of the builder of the state become at the same time a manifestation of order that almost symbolizes disciplined Czechoslovak democracy.¹³

This element of spontaneous self-discipline was crucial to the national image that emerged from the funeral, and in this respect the Czechoslovaks’ orderliness was often compared to the enforced obedience of Nazi Germany. In the Social Democratic paper “Právo lidu”, Josef Stivín wrote:

[...] we are a nation that is glad to obey leadership and that can respect and listen to authorities. But they must not be authorities relying on power, violence, or German *Kadavergehorsam*. They must be authorities that have excelled over others through their spirit.¹⁴

And “České slovo” wrote that “we have remained an island of calm and disciplined democracy amidst the violence of dictatorships.”¹⁵

Closely tied to this idea of self-discipline was the motif of silence, tirelessly reiterated in newspaper stories throughout the reporting on the funeral. Silence had descended on Masaryk from the moment he fell seriously ill at his Lány estate on September 3. During his sickness, the silence was “oppressive” or “anxious”: “In the whole estate absolute silence is painstakingly preserved, so that not even the

Days” went through eight editions by the end of 1937. Cf. *Pešat*, Zdeněk: Jaroslav Seifert. Praha 1991, 145. – Seifert’s poems represent only a fraction of the enormous outpouring of elegies to Masaryk after his death. Nearly every Czech poet, major or minor, wrote at least one. See *Jirko*, Miloš (ed.): *Monumenty a květiny TGM* [Monuments and Flowers to TGM]. Praha 1937.

¹² Cf. the passage from Peroutka cited at the beginning: the “zástupy” were not a “dav” but a “národ”.

¹³ *Venkov* 19.9.1937, 3. This news release of the Czech Press Agency appeared in other papers as well – cf. “Proudý zástupů defilují” [Streams of Multitudes Walk in Procession]. In: *Národní listy* 19.9.1937, 1.

¹⁴ *Stivín*, Josef: *Nesejde s myslí* [He Will Not Fade from Our Memories]. In: *Právo lidu* 23.9.1937, 1.

¹⁵ *Pouť k odkazu* [A Pilgrimage to a Heritage]. In: *České slovo* 24.9.1937, 1.



Fig. 5: The funeral procession halts at the Tomb of the Unknown Soldier in Old Town Square. Immediately behind the coffin are Masaryk's son Jan and two grandsons; behind them is President Beneš, standing alone at the far right of the photograph. Source: Čapek/Kopta/Škrach (eds.): *Dni žalu*, plate 59 (cf. fn. 3).

slightest sound might penetrate into the president's room."¹⁶ Silence continued to reign after Masaryk's death, during the viewing and funeral, but it was gradually transformed into a sign of calm, dignified, and resolute strength. In another poem of "Eight Days", about the queue at the castle, Seifert wrote:

Only the patter of shoes can be heard in the courtyard,
 Hundreds of thousands walk, are silent at the throne
 that death has here. No, people don't talk here.¹⁷

And even as they make clear that some music was played during the procession, accounts of the funeral emphasize the magisterial silence of the proceedings. The fact that Beneš gave the only speech at the funeral not only singled him out as the bearer of the Masarykian tradition; it also reinforced the silence of the rest of the proceedings. The "inspection" of the army by the dead president – a vast dumb-show in which thousands of soldiers silently passed the coffin and dipped their arms – was an imposing pantomime.¹⁸

The impression of silence reinforced the impression of the crowd's discipline. Not only did the silent crowds participate fully in the silence of the proceedings, but their silence also indicated their subdued nature, as when "Právo lidu" reported that "people walk quietly, subdued, sad, and they maintain remarkable order."¹⁹ The motif of quiet or muffled sobbing was also common – establishing both the crowd's sincerity and ability to feel strong emotion (again over and against the German "Kadavergehorsam"),²⁰ and its ability to stand up under grief. But just as important as the connotations of self-discipline were those of solemnity, dignity, and intensity. There were no external impressions to distract people from their own grief: "[...] the multitudes streaming toward Prague Castle are reticent and unusually quiet. You can't hear the noise that's typical of a large gathering," wrote "České slovo" about the people waiting to see Masaryk's coffin.²¹ "Právo lidu's" correspondent asked: "Where are you, sarcastic jests and biting jokes of the ordinary crowd?"²² Finally,

¹⁶ V úzkosti čekáme [We Wait in Anguish]. In: Lidové noviny 13.9.1937 k poledni [noon edition] 1.

¹⁷ Jen klapot střevíců je slyšet na nádvoří, / jdou statisíce, mlčí u trůnu, / jež tu má smrt. Ne, tu se nehovoří. Seifert, Jaroslav: Už jenom pro pláč [Now for Tears Alone]. In: Ranní noviny 20.9.1937, 1.

¹⁸ Years later, Demetz, who saw the funeral as a boy, wrote: "I remember the eerie silence of the day; one million people lined the streets, but you heard only the muffled sound of the horses' hooves, the clink of wheels and weapons, the infantry boots on the cobbled streets, and quiet sobbing in the crowds." Demetz: Prague in Black and Gold 363 (cf. fn. 3).

¹⁹ Smutný předvečer v pražských ulicích [A Sad Evening in Prague's Streets]. In: Právo lidu 22.9.1937, 3.

²⁰ An editorial in "České slovo" several days after the funeral made this quite clear: "[...] the deep line [linie] of sadness, in which every honest Czechoslovak took a place, was never interrupted. Not a single gesture reprimanded our population for hypocrisy. There was no cynicism on the streets of Prague, but nor was there hysteria; there was just sincere grief at the death [...]." Jiša, Karel: Je v srdcích klid a mír [In the Hearts, there is Calm and Peace]. In: České slovo 26.9.1937, 1.

²¹ Až k Výpichu jde fronta (cf. fn. 4).

²² Zástupy v noci [Night Multitudes]. In: Právo lidu 21.9.1937, 8. Here again we see the conspicuously drawn distinction between "zástup" and "dav".

the silence of those waiting carried a sense of self-sacrifice and patient endurance. Many people, indeed, showed impressive fortitude, standing hours outside in bad weather to see the coffin,²³ or waiting all night in the streets to reserve a place along the line of the procession. The observation that these people were silent created a sense of common resolution and readiness for suffering.

With these linked connotations of patient endurance, the silence also contributed to a sense of endless waiting, a slowing, freezing, or suspension of the normal flow of time. A small dress rehearsal of this came at noon on Sunday, September 19th, when Prague observed two minutes of silence – “*České slovo*” called it “a wonderful image of life turned to stone,”²⁴ “*Venkov*” “a model of national discipline.”²⁵ Many newspaper accounts, inspired by the spotlights lighting up the square in front of the castle or the unusual activity in the streets in the middle of the night, said that night had turned to day. Further, the waiting itself distorted time, as “*A-Zet’s*” reporter observed: “Two hours or more? All we see is that the sun has shifted from our sidewalk to the other side of the street.” Later, when the air force joined the procession overhead, the correspondent writes: “At 10:55 three squadrons of planes rise above Prague – 27 planes. In five minutes, another three. And then we no longer count them, just as we don’t count time.”²⁶

We might pause on this sense of timelessness to draw some contrasts with recent literature on re-burials in the post-Communist countries. Katherine Verdery, following István Rév, points out that reburials, like that of Imre Nagy in Hungary in 1988, can serve to erase the history intervening between the original death and the reburial. Rév argues that: “By bringing back and reburying the repressed, the time between the burial and the final funeral is put into brackets.”²⁷ In this way, the rewriting of history changes the way we locate ourselves in time, as Verdery points out – depending in part on which sorts of ancestors, if any, we tie our own identities to.²⁸

But if the key adverb of time in a reburial is “again,” linked to a sense of renewal or restoration, we find a different conception of time in the death and burial of Masaryk (and, one suspects, in other funerals, as opposed to reburials): a union of “never” and “always,” or more specifically a transition from the “nevermore” of death to the “always” of memory and immortality. This shift found expression in Karel Čapek’s first report on Masaryk’s death, three short paragraphs which move masterfully from the sense of loss, the inevitable result of “the struggle with death, a struggle in which the body is never the final victor,” to the sense of commitment to the future:

²³ *Tři čtvrtě milionu u katafalku* [Three Quarters of a Million at the Catafalque]. In: *Rudé právo* 21.9.1937, 1: “The silence of the waiting multitudes was broken only by thunder.” This was actually a rare mention of silence in a Communist newspaper – a point to which we will return.

²⁴ *Dvě minuty ticha* [Two Minutes of Silence]. In: *České slovo* 19.9.1937, 3.

²⁵ *Dvouminutové ticho Prahy* [Prague’s Two-Minute Silence]. In: *Venkov* 19.9.1937, 5.

²⁶ *Osm hodin napětí* [Eight Hours of Suspense]. In: *A-Zet* 22.9.1937, 2.

²⁷ Rév, István: *Parallel Autopsies*. In: *Representations* 49 (Winter 1995) 15-39, here 32.

²⁸ Verdery, Katherine: *The Political Lives of Dead Bodies: Reburial and Post-Socialist Change*. New York 1999, 118-119.

Even in this moment of sadness, let us believe and hope, [...] with all of Masaryk's faith in the immortality of the human soul and the divine order of things, *THAT T. G. MASARYK CONTINUES TO WATCH US.*²⁹

The editor of "České slovo", Karel Zdeněk Klíma, wrote that "if we look back at him, we will always see well in front of ourselves."³⁰

For this reason the ideas of inheritance, pledge, challenge or example recurred in the discourse surrounding the funeral: these were the main rhetorical figures embodying the conversion of death's "nevermore" to the "always" of a tradition and a promise: Masaryk's body may no longer be with us, but we will never betray his spirit. Thus, the solemn silence of the crowds became the solemnity of an oath. Beneš's funeral oration – tellingly entitled "Masaryk's Journey and Legacy [odkaz]" – ended with the words:

Masaryk, continuing to remain among us even in his departure, is an example and a challenge for us all [...]. This challenge means that we must remain faithful to Masaryk. Parting with him in the name of all of you, I promise that we will hearken to this challenge. President-Liberator, we will remain faithful to the heritage you have placed in our hands!³¹

We will return to the bitter irony that these words were pronounced just a year before the Munich Agreement. For now, in September 1937, the funeral seemed to lock the nation into a state of suspended animation, a peculiar show of passive will-power and subdued strength. The sense of timelessness, of a seamless fusion of past and future, was reinforced by many of the symbolic connotations of the funeral ceremonies, which clearly linked Masaryk to a long line of Czech historical figures. The Hussite fight song "Ktož jsú boží bojovníci" (You Who Are the Lord's Combatants), sung after Beneš's speech, evoked Jan Hus, and the one-eyed General Syrový, who led the whole procession, conveniently brought to mind the one-eyed Hussite warrior Jan Žižka – as many reports took pains to point out.³² The Hussite song was followed by the chorale to St. Václav, ending with the words "Do not let us perish," a sentiment that was equally addressed to Masaryk; the parallel was clear as the coffin passed the statue of St. Václav on Wenceslas Square. ("Saint Václav Rides to Meet Him," wrote "A-Zet".)³³ The first part of the procession retraced the favorite route of the fourteenth-century king Charles IV; Čapek's account of the funeral even has the ghosts of Masaryk and Charles IV pause for a friendly chat

²⁹ Lidové noviny 14.9.1937 k poledni [noon edition] headline on page one. Italics and capitalization in the original. This motif, "He continues to watch us ...," became an advertising slogan of sorts: for some time afterwards, "Lidové noviny" continued to print it above advertisements for books by and about Masaryk.

³⁰ České slovo 21.9.1937, 1.

³¹ Beneš's speech was reprinted in many major newspapers – for example, in: Lidové noviny 22.9.1937 ráno [morning edition] 2. The notion of an oath also appeared in the speech of the chairman of the Senate, František Soukup.

³² "At eleven fifteen, in a bend of the road, a one-eyed rider appears on a horse, and behind him a retinue of knights, glittering in the sun." Na vltavském břehu [On the Bank of the Vltava]. In: Lidové noviny 22.9.1937 ráno [morning edition] 4.

³³ Svatý Václav jede mu vstříc [Saint Václav Rides to Meet Him]. In: A-Zet ranní [morning edition] 22.9.1937, 5.

under the statue of Saint Václav, a super-palimpsest of Czech national symbols.³⁴ On Old Town Square the coffin was left to stand for a minute of silence before the Tomb of the Unknown Soldier (Figure 5) – “The Great Dead Exchanged Greetings,” as “Právo lidu” pointed out.³⁵ And at the actual burial, which took place outside of Prague at Masaryk’s estate in Lány, the Czech minister of education threw a lump of dirt from the grave of Jan Amos Komenský, the seventeenth-century scholar, onto Masaryk’s coffin as it was lowered into the ground.

In this sense, the funeral tied Masaryk to a tradition of Czech historical figures, although the specific details (and political connotations) of each parallel could be left to the individual imagination. Just as important as this ambiguity was the way in which Czech history was compressed into a single moment, a montage of historical allusions projected onto the physical space of Masaryk’s “posthumous journey.”³⁶ This suggests the kind of “continuity myth” István Rév speaks of,³⁷ but here it is not meant to excise out part of history; rather it intends to tie as many historical symbols as possible to the present, to make the public catharsis of the funeral as all-inclusive as possible. There was even room for the arch-Catholic journal “Obnova” to praise the funeral’s organizers for singing *both* the Saint Václav chorale and the Hussite war song at the beginning of the procession. This was not only another inclusive palimpsest (“A symbol of our thousand-year history followed by a song from our second half-century, filled with the echo of martial deeds”), but also, supposedly, a symbol of reconciliation between the two churches and the need to unite in a common defense:

The leaders of the republic thus consciously let both hymns be heard above the coffin of the restorer of a new Czechoslovakia, and there is no need to suppress the opinion that they wanted thereby to indicate both a certain reconciliation between two historical traditions, and the necessity of cooperation between advocates of these traditions in building and defending today’s state.³⁸

Masaryk’s projection onto Czech history, then, was part of a process that Rév speaks about, whereby the living “reclaim the victim as a properly dead person, giving him or her social integrity as a dead member of the society of the living.”³⁹ But this “so-

³⁴ Čapek, Karel: Cesta devíti hodin [A Journey of Nine Hours]. In: Lidové noviny 23.9.1937, 3.

³⁵ Velcí mrtví se pozdravili [The Great Dead Exchanged Greetings]. In: Právo lidu 22.9.1937, 5.

³⁶ A report on coverage of the funeral abroad said that the “English press” saw it as “a panorama of the history of Czechoslovakia from its founding to the present day”. Lidové noviny 23.9.1937 ráno [morning edition] 2. This summary of foreign press reports appeared in other newspapers as well.

³⁷ Rév: Parallel Autopsies 32 (cf. fn. 27).

³⁸ Po pohřbu p. presidenta Osoboditele [After the Funeral of Mr. President Liberator]. In: Obnova 25.9.1937, 2. – Reconciliation has its limits; a later issue approvingly quoted a French anti-Semitic paper that complained of the predominance of Jews in the French delegation to the funeral, led by Léon Blum. “Obnova” remarked that assimilation in Czechoslovakia had not yet proceeded far enough for its own delegations to be “so beautifully homogeneous”. Složení francouzské delegace na Masarykově pohřbu [The Composition of the French Delegation at Masaryk’s Funeral]. In: Obnova 2.10.1937, 7.

³⁹ Rév: Parallel Autopsies 26 (cf. fn. 27). Rév here is drawing on and paraphrasing Robert Hertz’s “Death and the Right Hand”.

cialization” of Masaryk was carried out even more strongly through his projection onto the viewing crowds themselves, whose orderliness, endurance, patience, and silence seemed to make them peculiarly receptive to this transformation. Rather than integrating Masaryk into a national community, the crowds seemed literally to embody him, to become his reincarnation, as if his soul had migrated into them. Thus, many commentators said that the crowds’ disciplined behavior was Masaryk’s last “deed” or “service to the nation” – their discipline and honest, sincere grief were Masarykian, and the coming together of so many people of different nationalities and political persuasions seemed to embody the tolerant coexistence Masaryk espoused.⁴⁰ In a public letter to the prime minister the day after the funeral, Beneš thanked the people for their discipline:

Yesterday we escorted him [Masaryk] on his final earthly journey in a way that exhibits the effects of our upbringing at his hands [jeho výchovy]. It isn’t then a mere phrase if we hear, from all sides, that we lost only what in him was mortal, *but that his spirit will lead us on.* [...] *Above all the people itself* showed such a sense of order and discipline and behaved in such a dignified manner [...] that it once again confirmed that its liberation was the necessary consequence of its having matured in all spheres of national life.⁴¹

The crowds lining this route were thus conceived as Masaryk’s true, final resting place.

It thus may be no surprise that, immediately after the funeral, the interpretation of the crowds began to become just as contentious as the interpretation of Masaryk himself. The main problem with the multitudes was that, suddenly, there weren’t enough of them. A reader wrote to “A-Zet” complaining that

Anyone examining magazine pictures of the funeral of the President-Liberator was surprised by empty spaces in the rows of associations on Wenceslas Square and asked himself: *Why were people in the countryside warned over the radio not to come to Prague?*⁴²

Peroutka commented that: “Some of the streets along which the funeral procession moved were nearly half-empty because of the measures that had been taken.”⁴³ “České slovo” revealed that some of the train wagons borrowed from Austria and Hungary were sent back unused. Again the radio warnings were blamed.⁴⁴ It was said that on Wenceslas Square, only the hotel rooms facing the square were occupied.⁴⁵

There were few specific targets for these complaints, which were generally aimed at a vague and generic group of “administrators”, “bureaucracy”, “official anxiety”, “official measures” and so on. For many commentators, these unnamed culprits had

⁴⁰ Thus, Peroutka wrote: “It was Masaryk’s last deed to stage for us, through his death, this exalted theater”. *Peroutka: Zástupové 593* (cf. fn. 1). This motif appears dozens of times in a wide range of papers, as well as public speeches and ceremonies.

⁴¹ Beneš’s letter was reprinted in: *Lidové noviny 23.9.1937 ráno* [morning edition] 2, under the heading “Jeho duch nás povede dál” [His Spirit Will Lead Us On]. Italics in original.

⁴² Čtenáři píší A-Zet [Readers Write to A-Zet]. In: *A-Zet 25.9.1937*, 3.

⁴³ *Peroutka: Zástupové 593* (cf. fn. 1).

⁴⁴ *Pohyb Prahy ve smutečných dnech* [Movement of Prague during the Days of Mourning]. In: *České slovo 23.9.1937*, 2.

⁴⁵ *In margine velikého dne* [In margine of a Great Day]. In: *Lidové listy 23.9.1937*, 4.

cheated the crowd out of the pathos and emotional experience it deserved. (Thus, to the complaints about the radio broadcasts were added complaints about the severity of the ceremonies and their purely military nature – often in the same papers that had reported how emotionally affected the crowds at the funeral had been.) Peroutka lamented “every single movement of the heart that was lost in this manner,”⁴⁶ and Klíma wrote: “Because of these very official considerations, the heart of the nation [...] could not speak out as it wanted to and was able to.”⁴⁷ Hence, the crowds had also been denied the chance to fully exhibit their own self-discipline; surely an even larger sample of the Czechoslovak nation would have been just as well-behaved. The self-disciplined crowds had given the lie to their own governors and shown themselves capable of preserving order better than those who were supposed to be ruling them. The Catholic paper “*Lidové listy*” asked:

Did they fear mobilization? Did you doubt the logistical powers of a nation that organizes congresses with hundreds of thousands of visitors as easily and flawlessly as, in other places, people throw a garden party? History would like to know the weakly soul, without faith or hope, that wanted to infect the Czechoslovak nation with a defeatist spirit!⁴⁸

Several paradoxes were inherent in these criticisms. The crowd was said to represent both an affirmation of the nation’s current political course, and yet also a reproach to its rulers; both Masarykian simplicity and sobriety, and yet an honest, emotional grief that had not been allowed to express itself. And the crowds came to symbolize both a presence and an absence: both the popular multitudes of Czechoslovaks, and the way these masses had been turned away from the funeral. These contradictions were exploited perhaps most clearly in Communist interpretations of the funeral, which we will spend some time considering – not because the party was so important politically, but because Communist journalists were among the few who did not subscribe to the dominant figure of the self-disciplined, subdued, quiet crowd.

Thus, the front-page editorial of the Communist newspaper “*Rudé právo*” two days after the funeral depicted it as a “demonstration” of the “working people” (*pracující lid*) against fascism and reaction – represented not only by Nazi Germany, but also by the Communists’ political opponents in the Czechoslovak coalition government. This approach involved not only the standard Communist reinterpretation of Masaryk, emphasizing his pre-war “revolutionary” activity at the expense of his post-war “state-building” conservatism; it also involved a reinterpretation of the crowds. Against the silent, docile multitudes submerged in their own grief, which had quickly become the dominant rhetorical figure of discourse around the funeral, the Communists set up their own interpretation. In his front-page editorial in

⁴⁶ *Peroutka*: *Zástupové* 593 (cf. fn. 1).

⁴⁷ *Klíma*, Karel Zdeněk: *Za srdcem rekovým* [In Memory of a Warrior’s Heart]. In: *České slovo* 21.9.1937, 1.

⁴⁸ In *margině velikého dne* (cf. fn. 45). The paper alludes to the mass “*slety*” (sports festivals) of the patriotic Sokol gymnastics movement, as well as to the huge public gatherings of Catholic worshippers.

“Tvorba”, Ladislav Štoll said that the funeral had called forth “a state of special mass thoughtfulness”. Štoll’s crowds were not only “zástupy”; they were “thinking gatherings of people.”⁴⁹ Rather than evoking the disciplined “slety” (sports festivals) of the Sokols and the mass gatherings of Catholics to which “Lidové listy” alluded, he wanted to portray a mass of mobilized workers, a politically explosive force. “Die Rote Fahne”, a German Communist paper, also avoided the figure of the silent crowd in describing the streets the morning of the funeral:

When a small group of Fascists appears [on the streets] Na příkopě and Národní třída, a rain of appropriately biting catcalls falls from the crowd. Lively discussions develop everywhere, and the people [das Volk] protest the admittance of these clear enemies of Masaryk’s inheritance. Newspaper boys go along the lines of people; those selling “Rudé právo” and “Halonoviny” are especially zealous and successful. The waiting crowds pass the time in reading newspapers and discussions, but an exemplary discipline of the masses is to be remarked.⁵⁰

In this context, the radio broadcasts telling people not to come to Prague were motivated by fear of these “thinking gatherings of people”; the forces of fascism – Štoll for one did not hesitate to identify his more moderate political opponents as agents of Berlin – were trying to “diminish the political meaning of this demonstration for Masarykian ideals.”⁵¹ The official severity of the funeral was seen, not as robbing the people of an emotional experience, but as an attempt to “cover up the elemental movement of the people that burst forth and grew at the first news of Masaryk’s illness.”⁵²

As the funeral evolved, in Communist rhetoric, from a manifestation of the nation to a demonstration of the working class, the crowds grew. “Tvorba”, “Rudé právo”, and “Die Rote Fahne” all speak of “million-strong gatherings” or “masses.”⁵³ What saved this from being a transparent exaggeration is that the emphasis subtly shifted from those who were actually at the funeral to those who would have come, if they hadn’t been discouraged by those vague “official instructions” and “forces of reaction.” The very criticism that people had been turned away from the funeral allowed the Communists to fill in these virtual gaps in the crowd with their own workers. “Millions – how many more of them would have come to Prague on this day [...]?” asked “Die Rote Fahne”.⁵⁴ Štoll wrote:

the desires of the million-strong gatherings of people that walked in spirit behind Masaryk’s coffin give, especially after the lessons of the previous years, a new character, a new content to the heritage of Masaryk’s ideas [...].⁵⁵

Now the crowds, rather than incarnating Masaryk’s heritage, were transforming it.

⁴⁹ Štoll, Ladislav: O Masarykovu tradici [Masaryk’s Tradition]. In: Tvorba 12 (1937) No. 39, 609.

⁵⁰ Die Massen lagern auf den Strassen. In: Die Rote Fahne 22.9.1937, 3.

⁵¹ Štoll: O Masarykovu tradici 610 (cf. fn. 49). Italics in original.

⁵² Demonstrace demokracie [A Demonstration of Democracy]. In: Rudé právo 23.9.1937, 1.

⁵³ There is a noticeable shift from the phrase “statisíkové zástupy” (multitudes of hundreds of thousands) in most of the press to the implausible “milionové zástupy” of Communist papers. Cf. also the passage from “Die Rote Fahne” cited in footnote 10.

⁵⁴ Millionen gaben das Geleit (cf. fn. 10).

⁵⁵ Štoll: O Masarykovu tradici 610 (cf. fn. 49).

The Communist account of the funeral was not the reigning one, nor was it even very convincing. But it does illustrate all too nicely the ambiguities in the conception of the “national” multitudes at the funeral. There was, true, a surprising regularity in accounts of the crowd – its discipline, its resolution, its solemn acceptance and embodiment of Masaryk’s inheritance. But even if one could see it “as clearly as one can see a material object” (in Peroutka’s words), it still remained a crowd, whose meaning was ultimately open to interpretation. A year later Peroutka would glimpse his nation made visible, leading its government rather than being led, once again – this time during the Munich crisis:

The entire people of this nation has stood up spontaneously against the German threat. It wasn’t led by its government – rather, it led its government. Last Wednesday it poured into the streets of our capital and other cities, stormily offering its leaders its willingness to die for freedom. [...] Here is the real source of the national will, here is where deeds are dictated at decisive moments. These were the same multitudes we saw last year gathering in front of Masaryk’s coffin – just as resolved, just as idealistic.⁵⁶

But no deeds were dictated “here”, in the crowds filling the streets. Peroutka’s faith in the power of the national will reminds us that the meaning of any multitude – no matter how resolved and idealistic – is ultimately unresolved, open to interpretation and appropriation by competing ideals, and seductive precisely for its indeterminacy. Some six months later, this time on the occasion of the German invasion, Milena Jesenská would echo the theme of silence, writing with her characteristic brand of steely-eyed sentimentalism: “The trams were full, as at other times. But the people were different. They stood and were silent. I have never heard so many people be silent.”⁵⁷

⁵⁶ *Peroutka*, Ferdinand: V poslední chvíli [At the Last Moment]. In: *Přítomnost* 15 (1938) No. 39, 609.

⁵⁷ Praha, ráno 15. března 1939 [Prague, the Morning of March 15, 1939]. In: *Jesenská*, Milena: Nad naše síly: Češi, Židé a Němci 1937-1939 [Beyond our Strength. Czechs, Jews and Germans, 1937-1939]. Ed. Václav *Burian*. Olomouc 1997, 180. The article was originally published in: *Přítomnost* 16 (1939) No. 12, 185, a week after Nazi Germany occupied Bohemia and Moravia.

Michael Wögerbauer

DIE GESCHICHTE DER PRAGER ZEITSCHRIFT
„DER KRANZ“ (1820-1824) UND DAS SCHEITERN
IHRER NACHFOLGEPROJEKTE „ELPORE“,
„DER PILGER“ UND „BOHEMIA“

Der Aufschwung der Unterhaltungszeitschriften nach den Napoleonischen Kriegen ist in Böhmen mit den Namen einer relativ begrenzten Anzahl von Verlegern und Schriftstellern verbunden. Zwei der bis 1823 wichtigsten in Prag tätigen Männer waren Václav Rodomil (Wenzel Richard) Kramerius (1792-1861) und Sebastian Willibald Schießler (1791-1867), die 1821 gemeinsam die Zeitschrift „Der Kranz, oder: Erholungen für Geist und Herz“ begründeten.¹ Unter den späteren Herausgebern Wolfgang Adolf Gerle (1781-1846) und Karoline von Woltmann (1782-1847) wurde „Der Kranz“, der bis Juni 1824 erschien, zu einem wichtigen Organ für junge böhmische Schriftsteller wie Joseph Wenzig, Karl Egon Ebert, Alois W. Swoboda, Karl Herloßsohn, Rudolph Glaser und andere. Er spielte eine bisher von der Forschung² kaum beachtete Rolle bei der Öffnung der Literaturen Böhmens gegenüber ausländischen Einflüssen, namentlich bei der Rezeption Byrons und Goethes.³

Im Folgenden wird die bislang nicht systematisch aufgearbeitete Geschichte des „Kranzes“⁴ aus bisher unbekanntem Akten dargestellt,⁵ wobei folgende Fragen be-

¹ Vollständige Exemplare des „Kranzes“ finden sich unter anderem in Wien in der Österreichischen Nationalbibliothek (Sign. 31D21) und der Wiener Stadt- und Landesbibliothek (Sign. B53621), in Prag in der Národní knihovna (Nationalbibliothek, Sign. 52B52). – Eine gute bibliographische Übersicht samt Abdruck der Vorreden zu den einzelnen Jahrgängen bietet *Estermann*, Alfred: Die deutschen Literatur-Zeitschriften 1815-1850. Bibliographien – Programme – Autoren. Bd. 3. 1820-1824. Nendeln 1977, 104 (Nr. 3.55).

² Neben kurzen Erwähnungen in diversen literaturhistorischen Überblicken beschreiben den „Kranz“ näher: *Wögerbauer*, Michael: Die Prager Zeitschrift „Der Kranz“ (1821-1824). Eine Monographie. Wien 1997 (Diplomarbeit, Typoskript) noch ohne die hier publizierten Forschungsergebnisse. – *Przedak*, Alador G.: Geschichte des deutschen Zeitschriftenwesens in Böhmen. Heidelberg 1904, 145-150. – *Munzar*, Jiří: Zu einigen Prager deutschsprachigen Zeitschriften aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. In: *brücken*. Germanistisches Jahrbuch DDR-ČSSR 1985/86. Prag 1986, 100-106. – *Janičková*, Jaroslava: Manželé Woltmannovi v Čechách za napoleonských válek [Das Ehepaar Woltmann in Böhmen während der Napoleonischen Kriege]. In: *Janua* 4 (1998) 7-16.

³ *Castle*, Eduard: Goethe im „Kranz“. Zur Geschichte der Goethe-Verehrung in Böhmen. In: *Chronik des Wiener Goethe-Vereins* 33 (1922) 13-21.

⁴ Das inhaltliche Profil der Zeitschrift wird in einem Abschnitt der vorliegenden Arbeit kurz charakterisiert. Eine gründlichere Darstellung, die auch einen Vergleich mit anderen Zeitschriften erfordert, bleibt einer eigenen Studie vorbehalten.

⁵ Es handelt sich vor allem um den Schriftverkehr des Präsidiums des Böhmisches Landesguberniums, der sich heute im Prager Nationalarchiv, Standort Milady Horákové (Národní archiv, Praesidium Gubernii, NA, PG) befindet. Den Mitarbeitern des NA sei für ihre hervorragende Leserbetreuung gedankt. – Während der letzten Korrekturen an dieser Studie

antwortet werden sollen: Warum gründete Václav R. Kramerius als Herausgeber-Verleger tschechischsprachiger Periodika im Jahre 1821 eine Unterhaltungszeitschrift in deutscher Sprache? Welchen Platz nahm „Der Kranz“ in der Prager Zeitschriftenlandschaft ein? Wie war es möglich, dass die Herausgeber dieser Zeitschrift jährlich wechselten, was jede Kontinuität verhindern musste? Und wie kam es zu dem raschen Ende des „Kranzes“ im Juni 1824, als dieser inhaltlich besser war als je zuvor?

In der Endphase und im unmittelbaren Anschluss an die Einstellung der Zeitschrift planten die Herausgeber unabhängig voneinander die Gründung von Zeitschriften, die konzeptionell als Fortsetzungen des „Kranzes“ angesehen werden können. Das Scheitern dieser der Forschung bisher unbekanntem Projekte schon in der Planungsphase steht im Zusammenhang mit dem Ende des „Kranzes“ und wird deshalb mit in die Darstellung aufgenommen. All diese Bemühungen, die letztlich erfolglos blieben, illustrieren anschaulich, welche Hürden eine Zeitschrift von Seiten der k. k. Behörden zu überwinden hatte, bevor sie die ihr zuge dachte Funktion, Medium für verschiedenste Formen von Öffentlichkeit zu sein, erfüllen konnte. Diese Schwierigkeiten sind für die franziszeische Epoche in der Habsburgermonarchie und besonders in Böhmen zwar oft konstatiert und schematisch wiederholt, aber noch zu wenig in Einzelstudien erforscht worden. Die vorliegende, thematisch eng gefasste Studie leistet somit einen Forschungsbeitrag zu den literarischen und kulturpolitischen Verhältnissen um 1820 in Prag und Wien.

Einleitung

Die Chancen, in Österreich eine Erlaubnis zur Herausgabe einer Zeitschrift zu bekommen, waren im zeitlichen Umfeld der Franzosenkriege schlecht. Darüber hinaus gab es in Böhmen diesbezüglich kaum eine Tradition; Versuche, Zeitschriften herauszugeben, erwiesen sich oft als sehr kurzlebig, und es gab lange Jahre, in denen in Böhmen überhaupt keine Zeitschriften erschienen.⁶ Der hieraus folgende Mangel an erfahrenen Herausgebern und Schriftstellern hatte zur Folge, dass oft ein und dieselbe Person als Verleger, Herausgeber und Redakteur fungierte. Bestand und Fortbestand eines Periodikums waren somit in hohem Maße von Einzelpersonen und deren Schicksal abhängig.

Unter dem Leitziel der Restauration des aufgeklärten Absolutismus duldeten die staatlichen Aufsichtsbehörden in der Monarchie nur ungern Medien, die geeignet

wurde ich auf einen kurzen Artikel zum hundertjährigen Jubiläum der „Bohemia“ aufmerksam, der auf der Kenntnis derselben Quellen beruht, diese aber nicht zitiert. Vgl. Weber, Ottokar: Die Gründung der „Bohemia“. Nach Akten des Archivs im Ministerium des Inneren in Prag. In: Bohemia vom 30.1.1927, Beilage zur Jahrhundert-Ausgabe der Bohemia, 1.

⁶ Przedak bestätigt, dass z. B. zwischen 1806 und 1810 überhaupt keine Zeitschriften, sondern nur die „Prager Oberpostamtszeitung“ und die „Prager Neue Zeitung“ (eingestellt am 28.6.1808; vgl. NA, PG 1807-1810, 16/173, Akt 610779-1810) erschienen. Kramerius' tschechische Zeitung wäre noch zu ergänzen. Vgl. Przedak: Zeitschriftenwesen 184 (vgl. Anm. 2). – Erst ab 1812 wurden vermehrt neue Zeitschriften gegründet. Vgl. ebenda 174.

waren, das Entstehen einer öffentlichen Meinung zu fördern. Zeitungs- und Zeitschriftenprojekte mit auch nur andeutungsweise politischem Inhalt wurden daher nur genehmigt, wenn man sicher sein konnte, dass sich Herausgeber und Redakteure dem Kaiserhaus gegenüber politisch absolut loyal verhielten. So lässt sich das Überwiegen von Unterhaltungszeitschriften zumindest zum Teil erklären. Doch den k. k. Bücherrevisionsstellen war es ein Leichtes, auch in reinen Unterhaltungszeitschriften „Anstößiges“ zu finden. Ein ganzer Apparat von Redakteuren, Zensoren, Administrations- und Polizeibeamten investierte Zeit und Arbeitskraft in den kleintlichen Kampf um inhaltliche Varianten, die der heutige Leser kaum noch voneinander unterscheiden kann.

Wenn der Eindruck der bisher von mir vor allem für den Raum Böhmen gemachten Stichproben nicht trügt, spielten auf der Seite der Zensur einzelne Personen eine ebenso wichtige Rolle wie in den Redaktionen. Nicht wenige Zeitschriftenprojekte gingen weniger an den gesetzlichen Regelungen als zum Beispiel an der Missbilligung des Präsidenten der Polizeihofstelle, Josef Graf Sedlnitzky, zugrunde.⁷ Der Name des Polizeipräsidenten ist hier deswegen von Bedeutung, weil in der Folge dargestellt werden soll, dass es in vielen Fällen Sedlnitzky persönlich war, der das milde Urteil seiner Beamten, die häufig spätaufklärerisch-liberal gesinnt waren, in sehr scharfer Weise rügte, rückgängig machte und nicht nur den Autor der beanstandeten Texte, sondern auch den Herausgeber des Publikationsorgans und schließlich auch den Zensor zur Verantwortung ziehen ließ. Dass die Bestraften von dem relativ liberalen Landesgubernium verteidigt wurden und oft gute Gründe für ihr Vorgehen angaben, konnte nur selten etwas am Ausgang des Verfahrens ändern. Möglicherweise spielten auch Konkurrenzverhältnisse zwischen den Zentral- und den Provinzbehörden eine Rolle.⁸

Als dritter wichtiger Faktor kommt für periodische Druckschriften die allgemein schlechte wirtschaftliche Lage hinzu, die die Herausgabe von und das Schreiben für Zeitschriften als einzige Alternative für Verleger und Literaten erscheinen ließ; vom Publizieren von Büchern konnte man kaum leben. Wegen der schwachen Kaufkraft der Leser, die Zeitgenossen immer wieder anführten und die durch wissenschaftliche Untersuchungen auch belegt wird,⁹ warfen jedoch auch Zeitschriften nicht den

⁷ Einen entscheidenden Anfang in der Archivforschung hat gemacht: Volf, Josef: Z dějin nevydaných novin [Zur Geschichte nicht herausgegebener Zeitungen]. In: Časopis Národního Musea 97 (1923) 287 und ders.: Dějiny novin a časopisů. I. Do roku 1848 [Geschichte der Zeitungen und Zeitschriften. I. Bis zum Jahr 1848]. In: Československá vlastivěda 7 (1933) 391-436.

⁸ Umgekehrt förderte Graf Sedlnitzky aber auch Unternehmungen, von denen er annehmen konnte, dass sie den Staatsinteressen dienten, wie dies z.B. bei Josef Dobrovskýs altkirchenslawischer Grammatik „Institutiones linguae slavicae dialecti veteris“ der Fall war. Das Interesse, das hinter der Genehmigung dieser Publikation stand, war, die akademische Lehre von jeglichem russischen Einfluss freizuhalten. Vgl. Volf, Josef: Policejní ministr Sedlnitzky a Dobrovského „Institutiones“ [Polizeiminister Sedlnitzky und Dobrovskýs „Institutiones“]. In: Slavia. Časopis pro slovanskou filologii 11 (1932) H. 3-4, 561-564.

⁹ So spricht z.B. Nusser von „enorm hohen Buchpreisen“ noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Vgl. Nusser, Peter: Trivialliteratur. Stuttgart 1991, 22. – Auch Ducreux erwähnt,

erhofften Gewinn ab, so dass in diesem harten Wettbewerb nur wenige Blätter über mehrere Jahre bestanden. Eine solche Ausnahme war etwa Wilhelm Hebenstreits „Wiener Moden-Zeitung und Zeitschrift für Kunst, schöne Literatur und Theater“ (1816-1848), auch unter dem Titel „Journal des Luxus und der Moden“ bekannt, oder auch „Der Sammler“, der schon seit 1808 in Wien erschien. Andere Zeitschriften, wie Carl-Christian Andrés „Hesperus“ (1809-1832)¹⁰ oder der von Alexander Brann herausgegebene „Kronos“ (1812-1846) wurden nach einiger Zeit in andere deutschsprachige Staaten verlagert, wo sie, von der Zensur weitgehend unbehelligt, weit länger erschienen als die Mehrzahl der Blätter in der Habsburgermonarchie.

Tschechischsprachigen Zeitschriften erging es nicht besser, im Gegenteil; zudem war ihre potentielle Leserschaft aus sozialen und geographischen Gründen um einiges geringer und weiter verstreut; auch hier kennen wir jedoch erfreuliche Ausnahmen. Der Verlag, der sich am meisten um die volkstümliche Lektüre in tschechischer Sprache („lidové čtení“) verdient gemacht hat, war bekanntlich der Kramerius'sche. Václav Matěj (Wenzel Mathias) Kramerius, der Verleger und Gründungsherausgeber der Zeitung „Krameriusovy vlastenecké noviny“ (Kramerius' vaterländische Zeitung) starb 1808. Seine erblindete Witwe Genofeva übernahm Zeitung und Verlag und wurde bald schon von ihrem Sohn, Václav Rodomil Kramerius, unterstützt. Beide begannen, vor allem aktuelle Bücher – z. B. über Napoleon – zu drucken,¹¹ und auch die „Vlastenecké noviny“ wurden bis 1826 weitergeführt. Wie aus Archivmaterialien ersichtlich ist, versuchten sie um 1816 wiederholt, die Erlaubnis zur Herausgabe einer politischen Zeitung zu bekommen – ein Versuch, der zum Scheitern verurteilt war.

Als V. R. Kramerius schließlich begann, teilweise zweisprachige Unterhaltungszeitschriften ins Leben zu rufen, war er in Prag bei weitem nicht mehr der Einzige, der versuchte, mit einer Mischung aus Unterhaltung und Bildung ein breiteres Publikum zu erreichen,¹² aber doch einer der wenigen, die deutsch- und tschechisch-böhmische Leser ansprachen. Zu Karl Eduard Rainolds „Hyllos“ (1819-1821), der angeblich im ersten Halbjahr 1821 von Kramerius geleitet wurde,¹³ gab Kramerius

dass Bücher nur sehr langsam billiger wurden. Vgl. *Ducreux*, Marie-Elizabeth: *Kniha a kacírství, způsob četby a knižní politika v Čechách 18. století* [Buch und Ketzertum, Lektürearten und Buchpolitik im Böhmen des 18. Jahrhunderts]. In: *Pokorná*, Zuzana (Hg.): *Česká literatura doby baroka. Sborník příspěvků k české literatuře 17. a 18. století* [Die tschechische Literatur der Barockzeit. Sammelband zur tschechischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts]. Praha 1994, 61-74.

¹⁰ Vgl. *Munzar*: Zu einigen Prager deutschsprachigen Zeitschriften 101 (vgl. Anm. 2).

¹¹ *Wurzbach*, Constantin von: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*, enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750-1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 13. Wien 1865, 124.

¹² Ein Blick in den Band 9 von Goedekes „Grundriß“ zeigt, dass mit dem Ende der Napoleonischen Kriege die Zahl der Almanache und Zeitschriften schnell zunahm. *Goedeke*, Karl: *Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen*. Dresden 1884.

¹³ Das konstatiert *Przedak*, erbringt aber keinen Nachweis für diese Behauptung. Vgl. *Przedak*: *Zeitschriftenwesen* 145 (vgl. Anm. 2). – Laiske gibt Jan Hýbl als Herausgeber für die Jahre 1820-1821 an. Vgl. *Laiske*: *Časopisectví* 51 (vgl. Anm. 16). – Als Herausgeber wird im

1820 unter dem Titel „Hyllos. Dobrožvěst“ (Die Frohbotschaft) ein tschechisches Schwesterblatt heraus, das teilweise eine Übersetzung des „Hyllos“ war, teilweise selbstständige Beiträge beinhaltete. Kramerius' eigene Zeitschrift „Čechoslav“ (Der böhmische Slawe, 1821-1825)¹⁴ soll immerhin eine Auflage von 800 Stück erreicht haben.¹⁵ Im Jahr 1822 hatte sie eine Beilage mit dem Titel „Erheiterungen für gebildete Leser“. Deutsch erschienen in Prag auch die vom Gymnasial-Studiendirektorat Böhmen herausgegebene Lehrerzeitschrift „Kratos“ (1819-1821, Red. Karl Kauba), Sebastian Willibald Schießlers „Unterhaltungen für gebildete Leser“ (1818-1819) und Andrés langlebiger „Hesperus“, der freilich 1822 nach Stuttgart wechselte.¹⁶

Vorgeschichte und Gründung der Zeitschrift „Der Kranz“ durch V. R. Kramerius

Zur Vorgeschichte des „Kranzes“ gehört die schon genannte Zeitschrift „Hyllos. Vermischte Aufsätze, belehrenden und unterhaltenden Inhalts“, die von 1819 bis Juni 1821 von Karl E. Rainold in Prag herausgegeben wurde. Es handelt sich dabei um dem späteren „Kranz“ äußerlich sehr ähnliche Bände, in einem allerdings kleineren Quartformat, gedruckt auf ähnlichem Papier und in ähnlicher Aufmachung. „Hyllos“ hatte einen festen Stab von Mitarbeitern, zu dem einige Größen des damaligen Prager literarischen Lebens gehörten.¹⁷ Auffallend ist der topographisch-landeskundliche Schwerpunkt. In jeder Nummer finden sich illustrierte Beschreibungen böhmischer Landkreise, für die man sich bemühte, alle Ortschaften mit ihrem tschechischen und deutschen Namen genau aufzulisten, ferner historische Abhandlungen auch zu Sagen und schließlich wissenschaftliche Artikel über Fragen des Judentums in Böhmen. Attraktiv für das Bildungsbürgertum wurde die Zeitschrift durch den Abdruck zahlreicher Musikstücke. Einen Zusammenhang mit dem „Kranz“ legen aber nicht nur Äußerlichkeiten nahe, sondern auch Przedaks Hinweis, Rainold habe Ende 1820 nach dem Tode Johann Heinrich Dambecks die

„Hyllos“ selbst Rainold angegeben, woraus man schließen kann, dass Kramerius bestenfalls Redakteur war. Man vergleiche unten die Aufteilung von Herausgeber und Redakteur im „Kranz“ bis August 1821.

¹⁴ Die Zeitschrift erschien erstmals 1820 als eine Art Feuilletonbeilage zu den „Vlastenecké noviny“. Vgl. *Jakubec*, Jan: *Dějiny literatury české II: Od Osvícenství po družinu Máje* [Geschichte der tschechischen Literatur II: Von der Aufklärung zur Gruppe Máj]. Praha 1934, 259. – Dieser Anfang ist aufschlussreich, denn er zeigt, wie Publikationsorgane bereits existieren konnten, bevor sie als eigenständige Zeitschriften gegründet wurden. Vgl. die Anfangszeit des „Kranzes“ im Jahre 1820.

¹⁵ Dass die Auflagen der tschechischsprachigen Zeitungen nicht niedrig sein mussten, bezeugt ein Bericht des Oberstburggrafen Franz Graf Kollowrat an den Kaiser, in dem berichtet wird, die Zahl der Abnehmer des „Čechoslav“ belaufe sich „gegenwärtig“ auf 800. Vgl. NA, PG 1821-1825, 16/14, Nr. 96/4. Franz Graf Kollowrat, Oberstburggraf, an SM Franz I. vom 9.6.1820.

¹⁶ *Laiske*: *Časopisectví* Nr. 270 (vgl. Anm. 2).

¹⁷ Zu nennen sind als Rainolds wichtigster Mitarbeiter Wenzel Franz Welleba, ferner Prof. Johann Heinrich Dambeck, Ignatz Cornova, Karl Agnell Schneider, Joseph Adolf Hanslik und ab 1820 sehr intensiv Wilhelm Marsano und Wilhelm Ernst Gautsch. Auch Heinrich Claren veröffentlichte in der Zeitschrift „Hyllos“ 1819 einen Prosatext.

Redaktion des „Hyllos“ niedergelegt und Kramerius habe diese für das erste Halbjahr 1821 übernommen.¹⁸ Der „Kranz“ erschien offiziell direkt im Anschluss daran ab dem zweiten Halbjahr 1821. Umgekehrt findet sich in der Zeitschriftenbibliographie von Miroslav Laiske die Angabe, dass Kramerius' tschechisch erscheinender „Dobrožvest. Národní časopis k čtení užitečnému a kratochvílnému“ (Nationale Zeitschrift zur nützlichen und kurzweiligen Lektüre, 1819) zumindest mit dem „Hyllos“ verwandt sei.¹⁹ Przedak gibt an, Jan Hýbl habe 1820 eine tschechische Version des „Hyllos“ redigiert.²⁰ Und dass in einem kulturell so kleinen Raum wie Prag nicht nur dieselben Autoren an „Hyllos“ und „Kranz“, sondern auch an tschechischen- und deutschsprachigen Zeitschriften mitwirkten, macht die Lage zwar noch undurchschaubarer – alle Indizien weisen aber schließlich darauf hin, dass es derlei Kontinuitäten gab, die vor allem durch Personen gesichert wurden. Wie eine solche Kontinuität entstehen konnte, werden wir unten anhand der Nachfolgeprojekte des „Kranzes“ sehen.

Kramerius entschloss sich also – vermutlich aus wirtschaftlichen Gründen – auch eine rein deutschsprachige Zeitschrift herauszugeben. Eine solche gründete er 1821 unter dem Titel „Der Kranz“. Der k. k. Feldkriegskommissärsadjunkt Schießler wurde zu ihrem Redakteur, wobei er von August Wenzel Griesel unterstützt wurde. Gedruckt wurde die Zeitschrift „in der Sommerschen Buchdruckerei, im ehemaligen Annakloster Nr. 948“, und sie war „zu haben im Verlagsgewölbe, Prag, Altstadt, Postgasse Nr. 317“, das heißt in Kramerius' „böhmische[m] Zeitungs-Comptoir“, also in der „Česká expedice“. Zum Pränumerationspreis war für ein Heft (à 10 Bogen) 1 fl. W. W. zu bezahlen,²¹ wobei im Versand „durch die resp. Buchhandlungen [...] blos fertige Hefte à 1 fl. 30 kr. W. W.“ verkauft wurden.²² Das entsprach dem Preis eines zehnbögigen Heftes in Groß-Quart, wenn man die 19 Nummern, aus denen es bestand, einzeln erwarb. Ab Juli 1821 erschienen sechs solche Monatshefte von je etwa 75 Seiten Umfang und mit jeweils gesonderter Paginierung.

Die erste auffindbare Akte, die sich mit dem „Kranz“ befasst, stammt jedoch schon vom 29. November 1820. Es handelt sich um eine Mitteilung der Prager Stadthauptmannschaft an „Wenzel Richard Kramerius Redakteur des böhm. Zeitungsblattes“, man nehme sein Angebot gerne an, zwanzig Exemplare der böhmischen Zeitung (oder 200 Gulden) zugunsten des Vaterländischen Museums und 50 Exemplare des „Kranzes“ (à 8 fl.) zugunsten Abgebrannter zu spenden.²³ Am 23. März 1821 sprach sich die Stadthauptmannschaft für die offizielle Zulassung des „Kranzes“ aus. Die nächste Nachricht besteht in Kramerius' Gesuch vom 24. April 1821 an das Präsidium des böhmischen Landesguberniums,

¹⁸ Przedak: Zeitschriftenwesen 145 (vgl. Anm. 2).

¹⁹ Laiske: Časopisectví, Nr. 209, Nr. 280-282 (vgl. Anm. 16).

²⁰ Przedak: Zeitschriftenwesen 145 (vgl. Anm. 2).

²¹ Zu all diesen Angaben vgl. Der Kranz 1 (1821) H. 2 (August) 36.

²² Der Kranz 1 (1821) H. 1 (Juli) II.

²³ Gemeint sind die „Krameriusovy vlastenecké noviny“. NA, PG 1821-1825, 16/14, Karton 1244, 15855. Schreiben der Prager k. k. Stadthauptmannschaft an W. R. Kramerius vom 29.11.1820.

die in einem Exemplar zur Probe und hohen Einsicht beyliegende bisher in zwanglosen Heften erscheinende Unterhaltungsschrift: Der Kranz. vom 1. Juny lauf:[enden] J:[ahres] anfangend [...] herausgeben zu dürfen.²⁴

Zu diesem Zeitpunkt waren demnach schon einige Hefte des „Kranzes“ und eine Nullnummer gedruckt worden, die dem zitierten Gesuch als Anlage beigefügt war. Kramerius selbst datiert seine Bemühungen, den „Kranz“ in geregelter Form herausgeben zu dürfen, noch weiter zurück, wenn er schreibt:

Der Unterzeichnete hat sich bereits im November v. J: erboten, fünfzig Exemplare des „Kranzes“ zum Besten abgebrannter Brüxer und Leippaer Bürger zu verwerthen: da aber, als beim Beginn dieser Unternehmung, die Druckkosten noch nicht gedeckt sind, um die Verwerthung dieser Exemplare übernehmen zu können, so bietet er diese bereits zur Abfuhr erliegenden Bücher einer hohen Landesstelle zur gnädigsten Disposition an, mit der ferneren Erklärung, daß wenn sein Gesuch, dieses Buch zu einer ephemeren Schrift erheben zu dürfen, hohen Orts einer gnädigen Gutachtung theilhaft würde, er für Hinkunft stets 100 Exemplare oder den Werth dafür baar zur wohlthätigen Verwendung der hohen Stelle abzuführen sich verbinde.²⁵

Der „Kranz“ existierte also seit 1820. Von den „zwanglosen Heften“ dieser Anfangszeit sind jedoch keine Exemplare nachweisbar.²⁶ Die von Kramerius vorgeschlagene Verbindung von wohltätigem Zweck und kulturell-literarischer Unternehmung, wie sie häufig auch im Umkreis von Freimaurerlogen anzutreffen ist, deutet auf einen spätaufklärerischen Hintergrund hin, bei dem die geistige Bildung des Volkes und die Hebung des allgemeinen Wohls Hand in Hand gehen.²⁷ Diese Sichtweise war offensichtlich auch der Beamtenschaft vertraut, hatte doch die Stadthauptmannschaft am 23. März 1821 ihre positive Stellungnahme zu Kramerius' Gesuch, den „Kranz“ blattweise herausgeben zu dürfen, mit folgenden drei Punkten begründet:

²⁴ *Ebenda*, 2885/4. Schreiben V. R. Kramerius an das Landespräsidium vom 24.4.1821. – Die Publikationsform „in zwanglosen Heften“ wurde, soweit ich sehe, von der Forschung bisher nicht beachtet, u. a. weil kaum Exemplare dieser Hefte in Bibliotheken erhalten sind. Da sie aber ein Bindeglied zwischen den beliebten Publikationsformen der Zeit – den Broschüren, den Taschenbüchern und den regelmäßigen Zeitschriften – darstellen, verdienen sie eine Untersuchung. Hierbei wäre zu klären, inwieweit diese Kleinform weniger stark von der Zensur betroffen war als „ordentliche Publikationen“.

²⁵ *Ebenda*. Alle Hervorhebungen in den Zitaten entsprechen dem Original, in diesem Fall stammen sie von einem Beamten des Landesguberniums, vermutlich von Gubernialrat Willmann.

²⁶ Przedak schreibt zwar über den „Kranz 1820“, gibt jedoch nicht an, wo er ein Exemplar aus diesem Jahr eingesehen hätte. Vgl. *Przedak*: Zeitschriftenwesen 117 (vgl. Anm. 2). – Unterstützt wird die These, dass es den „Kranz“ in irgendeiner Form schon 1820 gab, von einer mit dem Pseudonym „Technophilos“ gezeichneten Rezension im Wiener „Literarischen Anzeiger“, in der es heißt, dass den Titel „Der Kranz“ „schon seit 2 Jahren eine zu Prag erscheinende, von Kramerius herausgegebene Zeitschrift trug“. *Technophilos* (Pseud.): Der Kranz, oder Erholungen für Geist und Herz. 4. Prag (Haase). In: *Literarischer Anzeiger* 4 (1822) Nr. 28, 222.

²⁷ Diese Verbindung wird zusätzlich dadurch belegt, dass im Gubernialpräsidium für Böhmen die Akten, die die Freimaurer und das Waisenhaus sowie das Taubstummeninstitut betreffen, in einem Faszikel abgelegt wurden (vgl. z. B. NA, 1791-1806, Fasc. 12; unter Inv. Nr. 272 sind die Akten zu den genannten Institutionen, unter Inv. Nr. 273 die Akten zu den Freimaurern abgelegt).

Da diese Zeitschrift nicht ohne litterarischen Werth ist, und dem gebildeteren Theile des Publikums zusagt, sich blos auf unterhaltende Gegenstände beschränkt, und das Anerbieten einer jährlichen Abgabe von 100 Exemplaren für das prager Armenhaus oder deren Geldeswerth bei den gegenwärtigen Zeitumständen wünschenswerth ist, so glaubt man auf die Gewährung der Bitte einrathen zu dürfen.²⁸

Der „Kranz“, zu dem sich hier das Schöne und Unterhaltsame mit dem Guten, Wohltätigen und Nützlichen verbindet, war kein Einzelfall. Auch der „Hyllos“ hatte seinen Verkaufserlös an verschiedene wohltätige Organisationen weitergegeben. Ebenso muss aber betont werden, dass diese Form des von den Regierungsstellen sehr positiv interpretierten Engagements des Verlegers immer auf der Ebene finanzieller Wohltätigkeit blieb; gedruckte Überlegungen zu den Ursachen der herrschenden Missstände waren selbstverständlich nicht erwünscht. Diese Art öffentlicher Diskussionen war mit der josephinischen Broschürenflut abgeebbt. Immerhin aber war Kramerius' Spende für die Behörden mit ein Grund, die Zeitschrift „Der Kranz“ zuzulassen.

Aus den Archivmaterialien wird auch noch eine Tatsache deutlich, die im „Kranz“ selbst nie geklärt wurde, nämlich, dass Schießler nicht nur Kramerius' Hauptmitarbeiter, sondern sogar alleiniger Redakteur des Blattes war, der auch selbst alle Mitarbeiter anwarb.²⁹

Autoren, Leser und Märkte

Demselben Akt beigelegt ist auch jene Liste der Präskribenten, die später im „Kranz“ abgedruckt wurde.³⁰ Aus ihr geht hervor, dass die Zeitschrift in ihrem ersten Jahrgang von zahlreichen Mitgliedern des mittleren und hohen böhmischen Adels bezogen wurde. Unter den veröffentlichten Namen findet man die der Grafen Auersperg, Chotek, Clam-Gallas, Dietrichstein, Kinsky, Mensdorff, Nostitz, Salm, Wrtba und anderer, sowie den des amtierenden Armee-Generals in Böhmen, Vinzenz Graf Kollowrat. Daneben sind Berufsgruppen wie Beamte und Offiziere relativ stark vertreten, sodass man zusammenfassend vermuten kann, dass der „Kranz“ von Kramerius als böhmisch-(landes)patriotische Zeitschrift konzipiert worden sein dürfte. Die Firmensitze der angegebenen Buchhandlungen, die ebenfalls als Präskribenten geführt werden, unterstützen diesen Eindruck: Der Kreis der Abnehmer beschränkte sich auf böhmische Städte: Prag mit 214 Exemplaren, Teplitz-Schönau (Teplice-Šanov) und Saaz (Žatec) mit jeweils 5 und Budweis (České Budějovice) mit 10 Exemplaren. Deutlich ist, dass nicht in Städte geliefert wurde, in denen

²⁸ NA, PG 1821-1825, 16/14, Karton 1244, 3606/4. Schreiben der Prager k. k. Stadthauptmannschaft an das Böhmisches Landespräsidium.

²⁹ *Ebenda*. Schreiben Kramerius' an das Landespräsidium vom 24.4.1821. Hier heißt es: „Derselbe hofft mit Zuversicht die gnädige Willfährung seines Gesuches da diese Schrift, deren Redaktion, der in der literarischen Welt so vortheilhaft bekannte k. k. Militairbeamte Hr. S. W. Schießler in Verbindung mit achtbaren Gelehrten und Schriftstellern des In- und Auslandes übernehmen wird, bloß gesellschaftliche, Geist u. Herz veredelnde Erholung bezweckt und in Böhmen gegenwärtig keinem anderen im Wege steht.“

³⁰ Der Kranz 1 (1822) H. 1 (Januar) III und IV.

das Bürgertum vorwiegend Tschechisch sprach; hier hätte Kramerius mit einer tschechischsprachigen Zeitschrift auftreten müssen.

Das gegenüber der Zensurbehörde vorgebrachte Argument, der „Kranz“ solle „Unterhaltung für Verstand und Gefühl“ ohne politische und historische Beiträge sein, wurde tatsächlich verwirklicht. Ein ähnliches Programm wurde noch einmal in einer – ebenfalls zensierten – Ankündigung des Verlags abgedruckt, in welcher auch die schwierigen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen des Projekts, der günstige Preis und die Mitarbeit ausländischer Schriftsteller als Kaufanreiz hervorgehoben wurden. Schon der Inhalt des für die Genehmigung eingereichten ersten Heftes vom Juni 1821 verdeutlicht, dass es um des wirtschaftlichen Überlebens willen notwendig war, Kompromisse einzugehen: Eine bunte Mischung aus Lyrik, Prosa und Kleinformen wie Anekdoten, Witzen, Scharaden und Rätseln füllen die Seiten. Da die Zahl der Mitarbeiter an dem ersten Heft noch sehr klein war, erweckt die Zeitschrift zu Beginn nicht gerade den Eindruck eines lebendigen, organischen Ganzen. Die Mehrzahl der Beiträge stammt von Schießler, wenn auch nur wenige namentlich oder mit Schießler zuordenbaren Pseudonymen gezeichnet sind.

Nachdem die Zeitschrift vom Bücherrevisionsamt genehmigt worden war, erweiterte sich der Kreis der Mitarbeiter entscheidend. Eine tragende Rolle spielten neben Schießler Prager Schriftsteller wie Johann Joseph Polt, August W. Griesel und Hermann Bunzel, vorerst jedoch nicht der ebenfalls zu diesem „vierblättrigen Kleeblatt“³¹ gehörige Wolfgang A. Gerle – was sich möglicherweise mit dem Bericht Adolph Schadens erklären lässt, Schießler und Gerle seien „geschworene Feinde“ gewesen.³² „Ausländische“ Schriftsteller waren ebenfalls beteiligt: Schon im Juniheft findet sich ein anonymes Gedicht,³³ das später in den „Sämtlichen Werken“ Ignaz Franz Castellis wieder abgedruckt wurde.³⁴ Andere Mitarbeiter aus Wien waren der Burgschauspieler Karl Ludwig Costenoble, Johann Langer, Ludwig Halirsch (unter dem Pseudonym K. E. Waller) sowie Moritz Gottlieb Saphir, dessen Auftreten im „Kranz“ allerdings durch die ungewöhnlich scharfe Satire aus dem Rahmen fällt. Er veröffentlichte in den Jahren 1821 bis 1823 jeweils einen Beitrag in der Zeitschrift.

Das inhaltliche Profil des „Kranzes“

Inhaltlich unterscheidet sich der „Kranz“ kaum von anderen habsburgischen Unterhaltungszeitschriften seiner Zeit. Wenn man den Begriff „Biedermeier“ als wissenschaftliche Epochenbezeichnung gelten lässt, passt er am ehesten auf Zeitschriften wie den „Kranz“. Seine genetische, personelle und inhaltliche Nähe zu deutschböhmisches und tschechischen Zeitschriften der gleichen Zeit wurde schon angedeutet.

³¹ Przedak, Alador G.: Vergessene Söhne Prags. Literarhistorische Skizzen. In: Prager Zeitung vom 26.6.1906 (Nr. 143) und vom 29.7.1906 (Nr. 171). – Kritisch dazu auch Sauer, August: Zur Prager Literaturgeschichte. In: Deutsche Arbeit. Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen 6 (1907) H. 7, 452-455.

³² Schaden, Adolf von: Kritischer Bocksprung von Dresden nach Prag. Schneeberg 1822, 189.

³³ Mein Ruf. In: Der Kranz 1 (1821) H. 1 (Juli) 11.

³⁴ Castelli, Ignaz Franz: Sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand, in strenger Auswahl. Bd. 2. Wien 1848, 75-77.

Ein detaillierterer Vergleich könnte daher die Diskussion über die Anwendbarkeit von „Biedermeier“ auf die tschechische Literatur befruchten.³⁵ Es wäre – wie Dalibor Tureček für die tschechischen Adaptierungen der Wiener Volkskomödie gezeigt hat³⁶ – aber auch in Bezug auf die Zeitschriften notwendig, in Böhmen von einer lokalen Variante dieser Strömung („biedermeier v Čechách“) zu sprechen. Das böhmische Biedermeier weist einige Spezifika auf, die vor allem mit dem Landespatritismus verbunden sind, der in seiner tschechischsprachigen Spielart bereits in den sprachzentrierten Nationalismus überging. Erhellend für diese gesamtböhmische Begeisterung für die „vaterländische“ Geschichte ist Josef Wendelin Langers Ballade „Die Heldenbrüder“:³⁷

Nicht blos Griechenland hat Helden,
Nicht der stolze Römer blos;
Auch der Böhme kann sich melden,
Auch von ihm ward mancher groß.
Ich sing die Gorentz, die herrlichen Ritter,
Der Ihrigen Freunde, der Feinde Gewitter.³⁸

Das hohe kulturelle Prestige der Antike wird auf die „vaterländische“ Thematik übertragen; was das Gymnasium als griechische und römische Mythologie und Literatur vermittelt, dient als Vorbild für die Verdichtung von Geschichte zum nationalen Mythos. Mit einer Anmerkung weist Langer auf den geschichtlichen Hintergrund hin:

Diese, geschichtlich bewährte Heldenthat der beiden Brüder, Ritter Titus und Rambold v. Gorentz, geschah am 3. August 1421 bei Gelegenheit der Belagerung der K. Freistadt Brüx durch die Hussiten. Nur wenig Gemäuer beurkundet gegenwärtig das ehemalige Dasein des festen Schlosses Landwart auch Brüxer Schloß genannt, das eigentlich die Zitadelle der Stadt war.³⁹

National heißt hier aber noch im Sinne der Aufklärung „bohemicus“. Die Geschichte der beiden Brüder handelt vom Ideal der Aufopferung für das Vaterland. Einer der Brüder, Rambold, der sich als Geisel in den Händen der Hussiten befindet, bittet seinen noch die väterliche Burg verteidigenden Bruder Titus um den Gnadentod, damit die Burg verteidigt und schließlich gerettet werden kann. Die Perspektive Langers, der von seinem Zeitgenossen Karel Vinařický sehr positiv als Dichter nationaler Idyllen in tschechischer Sprache hervorgehoben wird,⁴⁰ ist eine aufgeklärt ethische. In einem Beitrag über „Die vierte, hundertjährige Jubelfeier des Sieges der Religionsliebe und der Unterthanstreue am 5. August 1421 zu Brüx“⁴¹

³⁵ Zu dieser Diskussion vgl. z.B. die Prager Zeitschrift *estetika* 33 (1996) H. 3-4.

³⁶ Vgl. v.a. Tureček, Dalibor: Rozporuplná sounáležitost. Německojazyčné kontexty obrozenského dramatu [Verbundenheit voller Widersprüche. Die deutschsprachigen Kontexte des Dramas der nationalen Wiedergeburt]. Praha 2001.

³⁷ Der Kranz 1 (1821) H. 4 (Oktober) 1.

³⁸ *Ebenda.*

³⁹ *Ebenda.*

⁴⁰ Vgl. Vinařický, Karl [sic]: Über den gegenwärtigen Zustand der böhmischen Literatur. In: Jahrbücher des böhmischen Museums für Natur- und Länderkunde, Geschichte, Kunst und Literatur. Prag 1830/1831, hier 1831, Bd. 2, 388-408.

⁴¹ Der Kranz 1 (1821) H. 4 (Oktober) 56, 58-60, 63 f.



Abb. 1: Titelseite des „Kranzes“, 1. Heft (Juli 1821)

werden bürgerliche und religiöse Tugend der Figur des „entmenschten Räubers“ Jan Žižka gegenübergestellt.⁴² Während die eifrige Antikerezeption im Biedermeier eine bekannte Tatsache ist, kann man in dieser Mischung aus sprachübergreifender Spätaufklärung und romantischer Geschichtsbegeisterung einen typischen Zug für das Böhmen dieser Übergangszeit und für den „Kranz“ sehen.⁴³

⁴² Man vgl. die ganz ähnliche Beurteilung Žižkas durch Puchmajer in seinem „Píseň na Jana Žižku z Trocnova“ [Lied auf Jan Žižka aus Trocnov], in dem er Žižka zunächst als Feldherrn verherrlicht, ihn schließlich aber als gegenüber seinen Landsleuten grausamen, sinnlos gewalttätigen Unmenschen verurteilt. Nowé Básně [sic] wydané od Antonjna Puchmayera. Swazek čtvrtý [Neue Gedichte, herausgegeben von Anton Puchmayer. Vierter Band]. W Praze 1802.

⁴³ Ein Licht auf den Bedeutungswandel, dem die Wortfamilie „národ“ bzw. „Nation“ in den böhmischen Ländern im 19. Jahrhundert unterlag, wirft die Tatsache, dass der Gorentz-Stoff später vom „sudetendeutschen Volkstumskampf“ auf seinem Weg zum Nationalsozialismus zu ideologischen Zwecken instrumentalisiert werden konnte, so etwa in Pleyer, Wilhelm: Die Brüder Tommahans. München 1937. – Vgl. dazu Scholz, Peter: Im Wort ein Täter... Über den Schriftsteller und Journalisten Wilhelm Pleyer (1901-1973). In: brücken. Germanistisches Jahrbuch DDR-ČSSR 1988/89. Prag 1989, 60-74. Für den Hinweis auf Pleyers Roman danke ich Herrn Prof. Dr. Kurt Krolop sehr herzlich.

Als der „Kranz“ gegründet wurde, bestand in der böhmischen Belletristik seit ungefähr zehn Jahren ein romantisches Interesse an Stoffen aus der böhmischen Vergangenheit bzw. Sagenwelt.⁴⁴ Die späteren Herausgeber und Mitarbeiter des „Kranzes“ spielten dabei eine führende Rolle. Nicht nur die zeitliche Nähe lässt an die napoleonischen Kriege und das böhmische Exil deutscher Romantiker denken.⁴⁵ Gerles Beispiel bestätigt jedoch den Befund, dass die Begeisterung für die Vergangenheit älter ist als der Einfluss der Romantiker. Der dritte Herausgeber des „Kranzes“ hatte den Plan zu einer Sammlung von Volksmärchen schon 1810 gefasst, arbeitete ihn aber ab 1811 unter dem Einfluss Ludwig Tiecks um und brachte seine Märchen deshalb erst 1819 heraus.⁴⁶ Die 1813 mit ihrem Ehemann Karl aus Berlin geflohene Karoline von Woltmann veröffentlichte ihre Märchensammlungen 1815 und 1821,⁴⁷ Griesel publizierte sein Märchenbuch 1820.⁴⁸ Alle drei Autoren steuerten auch zum „Kranz“ Beiträge aus diesem Themenkreis bei. All das entsprang jedoch nicht einem volkskundlichen Interesse, wie man es zur gleichen Zeit bei norddeutschen Romantikern oder in zunehmendem Maße auch in den Kreisen der „Wiedererwecker“ beobachten kann. Vieles an diesen „Volkssagen“ und „Volksmärchen“ erinnert noch an den ahistorischen Umgang der Aufklärer mit alten Stoffen; diese werden als Rohmaterial verwendet und zu oft belehrender oder moralisierender Unterhaltungsliteratur umgedichtet, also aktualisiert und dem zeitgenössischen Geschmack weitgehend angeglichen.⁴⁹ In der tschechischen Literatur begegnen wir dem gleichen Phänomen in den so genannten „knížky lidového čtení“ (Volkslektüre). Die Kritik tschechischer Autoren an diesen unsensiblen Bearbeitungen alter Stoffe begleitet die Produktion von Anfang an und setzt sich bis ins 20. Jahrhundert fort.⁵⁰ Zumindest um 1820 handelt es sich in der deutschböhmischen Unterhaltungsliteratur aber vor allem um einen modischen Romantismus. Das zeigt die Tatsache, dass sich bei den Autoren das Interesse allmählich zu allgemeinen

⁴⁴ Dies in Unterscheidung zu dem wissenschaftlichen Interesse, das Gelehrte der frühen böhmischen Aufklärung wie z. B. Gelasius Dobner und Josef Dobrovský am böhmischen Mittelalter und seinen Denkmälern hatten. – Vgl. dazu auch *Meissner*, August Gottlieb: Historisch-malerische Darstellungen aus Böhmen. Prag 1798.

⁴⁵ Dass die Romantiker selbst Interesse an der böhmischen Vergangenheit hatten und sich von den berufensten Gelehrten in diese einführen ließen, ist durch Clemens Brentanos Kontakte mit Josef Dobrovský in der Vorbereitung des Dramas „Die Gründung Prags“ (1813) hinlänglich bekannt.

⁴⁶ *Gerle*, Wolfgang Adolf: Volksmärchen der Böhmen. 2 Bde. Prag 1819. Zwei Neudrucke erschienen 1976 und 1978 in Leipzig, einer 1980 in Wiesbaden.

⁴⁷ *Woltmann*, Karoline von: Volkssagen der Böhmen. Prag 1815. – *Dies.*: Neue Volkssagen der Böhmen. Halberstadt 1821.

⁴⁸ *Griesel*, August Franz Wenzel: Märchen- und Sagenbuch der Böhmen. Prag 1820.

⁴⁹ Vgl. dazu *Langer*, Gudrun: Das Märchen in der tschechischen Literatur von 1790 bis 1860. Studien zur Entwicklungsgeschichte des Märchens als literarischer Gattung. Giessen 1979, bes. 84-108 (Frankfurter Abhandlungen zur Slavistik 28).

⁵⁰ Als wissenschaftliches Problem ernstgenommen wurde diese „Belletrisierung“ erst von Felix Vodička, der 1955 untersuchte, welche Rolle die Bearbeitung volkstümlicher Stoffe in der Literatur des nationalen Wiedererwachens spielte. Vgl. *Vodička*, Felix/*Dvořák*, Karel: Včleňování folkloru do obrozenské literatury [Die Einbeziehung der Folklore in die Literatur der nationalen Wiedergeburt]. In: *Česká literatura* 3 (1955) H. 4, 293-350.

„mittelalterlichen“⁵¹ und „orientalischen“⁵² Stoffen hin erweitert. Im „Kranz“ verbreitert sich also der Romantismus in geographischer Hinsicht, während das „Romantische“ aber bloßer Stoff, reine Oberfläche bleibt. Das Wunderbare sucht man hier ebenso vergeblich wie ein Interesse an der Authentizität volkstümlicher Stoffe. Zeit und Ort werden, selbst wenn sie der Autor nennt, vollkommen willkürlich behandelt. So schreibt Griesel eine „Volks-Sage“ über „König Artus und seine Volksgenossen in Böhmen“⁵³ und erzählt von der slawischen Besiedlung Böhmens und der Schaffung des Großmährischen Reichs⁵⁴ oder verfasst „Des Slowaken Wanderlied“, zu dem die Redaktion eine für die romantische Semantik von „Slowake“ interessante Anmerkung beisteuert:

Diese wahrhaft bedauernswerthe[n] Menschen verlassen schon in ihrer frühesten Jugend ihr Vaterland, und durchziehen Mähren, Oesterreich, Böhmen etc. so lange, bis sie sich etwas Geld erworben haben. Ihr Erwerb besteht in Töpfekitten- und Binden.⁵⁵

Bei Schießler sind oft bürgerliche, moralisierende Erzählungen in ein erfundenes Mittelalter oder ein ideales Griechenland verlegt; ausgetauscht werden jeweils nur Personennamen und Dekor. Die Rübezahllgende oder Stoffe aus der altböhmischen Geschichte werden genauso verarbeitet wie spanische oder englische Stoffe. Ebenso reich ist das Spektrum der verwendeten Formen: Erzählung, Legende, Novelle, Fabel, Romanze, Ballade, Lied – alles wird dem Geschmack des bürgerlichen Publikums angepasst. Dieselbe Art von Literatur wird auch von Autoren aus Wien und dem benachbarten Sachsen geliefert.

Dementsprechend erscheinen in der Zeitschrift unter dem Verleger Gottlieb Haase auch Musikstücke und Lithographien, die meist einen regional böhmischen Kontext haben. Um ganz und gar zeitgemäß zu sein, wird schließlich ab September 1822 auch noch die unregelmäßig erscheinende Kolumne „Blätter aus dem Gebiete der Literatur, der Kunst und des Lebens“ eingeführt, die das Niveau der Zeitschrift entscheidend hebt. Hier finden sich beispielsweise Abhandlungen wie „Etwas über das neueste Trauerspiel. Aus mehreren Briefen eines deutschen Gelehrten an einen jungen Dichter“ (vermutlich von Ignatz Jeitteles),⁵⁶ ein „Zeitgeschichtlicher Überblick der poetischen Literatur in Deutschland“⁵⁷ oder auch eine Theaterkritik zu Kleists „Familie Schroffenstein“.⁵⁸ Ab diesem Zeitpunkt werden jedoch auch des Öfteren Berichte über wissenschaftliche Neuerscheinungen wie Hormayrs „Archiv“⁵⁹

⁵¹ Gerle, Wolfgang Adolf (Hg.): Romantischer Rittersaal. 1ter Band: König Artus und die Ritter der Tafelrunde. Brünn 1824 [d. i. 1821] (Romantische Dichtungen der Vorzeit. Erster Band).

⁵² Ders.: Tausend und Ein Tag oder Die Märchen der Solimena. Prag 1811 (Bibliothek der Märchen. Erster Theil).

⁵³ Der Kranz 1 (1821) H. 2 (August) 17 f., 23 f. – Mit demselben Stoff wird 1828 auch die Zeitschrift „Bohemia“ eröffnet; zur „Bohemia“ siehe den letzten Teil des Beitrages.

⁵⁴ Böhmens heidnische Vorwelt. In: Der Kranz 2 (1822) H. 5 (Mai) 222 f., 227 f., 230 f.

⁵⁵ Der Kranz 2 (1822) H. 7 (Juli) 9 f.

⁵⁶ Der Kranz 2 (1822) H. 9 (September) 108, 112, 116.

⁵⁷ Ebenda 124, 128, 132, 136.

⁵⁸ Ebenda 120.

⁵⁹ Literatur. Wien. Im Verlage der Fr. Härterschen Buchhandlung: Taschenbuch der vaterlän-

und ein Beitrag von Joseph Dobrovský über „Alterthümer in Böhmen. (Mit einer lithographierten Abbildung)“ gedruckt.⁶⁰

Diese inhaltliche Verbesserung auch bei den belletristischen Beiträgen durchzusetzen, war der Herausgeberschaft Wolfgang A. Gerles (1823/1824) und Karoline von Woltmanns (1824) vorbehalten. Ihre Hauptleistung liegt in der grenzüberschreitenden Literaturvermittlung. Gerle begann, vor allem Gedichte junger Schriftsteller aus Böhmen zu veröffentlichen und wurde damit zu einem der wichtigsten Förderer verschiedener deutschböhmischer und tschechischer Dichter. Der in späteren Jahren gefeierte Karl Egon Ebert veröffentlichte hier ebenso seine Erstlingswerke wie sein späterer Schwager Rudolf Glaser; Joseph Wenzig publizierte frühe Gedichte, und Karl Ferdinand Draexler war es wohl, der unter dem Pseudonym C. F. Manfred „Die Rose. (Frei nach der Königinhofer Handschrift.)“ bearbeitete.⁶¹ Interesse für mittelalterliche Literatur spricht auch aus Joseph Georg Meinerts Beitrag „Stimmen deutscher Vorzeit. Nach Handschriften der k. k. Hofbibliothek bearbeitet. Minnespiegel“.⁶²

Prosa wird von der jungen, um 1800 geborenen Generation zunächst kaum geschrieben. Ihre Lyrik ist geprägt von einem vorwärts drängenden Optimismus, der ausdrücklich die Jenseitssehnsucht der älteren Generation ablehnt. Scheint unter dem jugendlichen Drang Weltschmerz durch, so ist er weitaus subjektiver, elegischer als zuvor üblich. In der Prosa lässt sich ein Übergang zu lebendiger Charakterisierung ausmachen, die die bisherige Typendarstellung in der Erzählprosa ablöst.

Der letzte Jahrgang 1824 endet mit dem Juni-Heft; herausgegeben wurde er von der geborenen Berliner Karoline von Woltmann zunächst in Zusammenarbeit mit Gerle, später von ihr allein. Ihr Einfluss wird vor allem in der Beschäftigung mit Goethe und – über diesen vermittelt – auch mit Shakespeare und Byron sichtbar. Durch die Aphorismen und Rezensionen des Pilsener Gymnasialprofessors Johann Stanislaus Zauper besteht eine direkte Verbindung zum Goethe-Kreis; auf sein Betreiben hin veröffentlicht auch Johann Peter Eckermann einige Gedichte und eine Rezension des gerade erschienenen Heftes von „Kunst und Altertum“ (Juni 1824). Außerdem wird in den Aufsätzen Rudolf Glasers über „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ und „Hamlet“ der Beginn der eigentlichen Goethe-Rezeption in Böhmen gut sichtbar. Karoline von Woltmann selbst veröffentlicht Auszüge ihrer Übersetzung von Byrons „Childe Harolds Pilgrimage“. Die dichterischen Folgen dieser Rezeption werden nicht mehr im „Kranz“ veröffentlicht. Auch die dichterischen Zeug-

dischen Geschichte. Herausgegeben durch die Freyherren v. Hormayr und Medniansky. Vierter Jahrgang. 8528 Seiten. In: *Der Kranz* 2 (1822) H. 11 (November) 56.

⁶⁰ *Dobrowsky*, Joseph: Alterthümer in Böhmen. (Mit einer lithographierten Abbildung.) In: *Der Kranz* 3 (1823) H. 5 (Mai) 93 f.

⁶¹ Auf diese „freie Bearbeitung“ spielte Dobrovský in seiner Polemik mit Václav A. Svoboda an. Vgl. *Dobrowsky*, Josef, Mitglied des Ausschusses des Böhmisches Museums: Literarischer Betrug. In: *Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst* Nr. 46 (24. 4. 1824) 260.

⁶² *Der Kranz* 4 (1824) H. 5 (Mai) 91.

nisse der Teplitzer Aufenthalte Friedrich de la Motte-Fouqués erscheinen zu spät, um noch eine wahrnehmbare Resonanz auszulösen.

Kramerius' alleinige Herausgeberschaft

Während der Monate Juni bis September 1821 prägte Sebastian W. Schießler die Zeitschrift nicht nur durch die Vielzahl seiner eigenen Beiträge, sondern auch dadurch, dass er hauptsächlich Beiträge von Autoren druckte, mit denen er schon früher zusammengearbeitet hatte. Im September kam es aus uns unbekanntem Gründen zum Ausscheiden Schießlers aus dem „Kranz“, was dieser mit folgender Anzeige im viel gelesenen „Hesperus“ bekannt machte:

Nachricht. Ich finde mich zu der Erklärung bewogen, dass ich an der hier erscheinenden Unterhaltungsschrift „der Kranz, oder Erholungen für Geist und Herz“ vom 1sten Blatte des 4ten Heftes angefangen, nicht den entferntesten Anteil habe.

Prag.

S. W. Schießler.⁶³

Kramerius führte die Zeitschrift alleine weiter. Dieser Bruch macht erst deutlich, wie umfassend der Einfluss Schießlers gewesen war: In den von Kramerius allein gestalteten Heften der Monate Oktober und November schrieb kein einziger Autor mehr, der zuvor zum „Kranz“ beigetragen hatte. Die Namen der neuen Autoren findet man oft in Zeitschriften wieder, die Kramerius nicht nur auf Deutsch, sondern auch auf Tschechisch oder zweisprachig herausgegeben hatte. Dominierend unter ihnen ist Joseph Wendelin Langer, der allein im Oktoberheft 1821 neun Beiträge und im November ein Gedicht liefert. Unter Schießlers Ägide veröffentlichte er weder vor noch nach diesem Intermezzo.

Im Übrigen verfügte der Verleger Kramerius offensichtlich über beinahe ebenso gute Kontakte in der deutschsprachigen literarischen Welt wie der umtriebige Literat Schießler. Unter anderem veröffentlichte Louise Brachmann, zu dieser Zeit sowohl wegen ihrer Werke als auch als ehemalige Gefährtin Schillers berühmt, 1821 einen oder vielleicht sogar zwei Beiträge im „Kranz“.⁶⁴

*Der Wechsel zum Verlag Gottlieb Haase: Eine Originalschrift für gebildete Leser*⁶⁵

Trotz aller Bemühungen konnte Kramerius den „Kranz“ aus uns unbekanntem Gründen nicht am Leben erhalten. Przedak weist auf das häufige Wechseln der

⁶³ Hesperus. Encyklopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Hg. v. Christian Carl André. 30 (Nov. 1821) Nr. 21, 168.

⁶⁴ Brachmann, Louise: Sigismunda. In: Der Kranz 1 (1821) H. 5 (November) 27 f., 30-32. – Nicht gesichert ist ihre Autorschaft für die Bearbeitung des Mädchenkrieg-Themas „Die Weiberherrschaft“ im Kranz 1 (1821) H. 5 (November) 34 f., 38-40, 43 f., die mit L. B. gezeichnet ist.

⁶⁵ Dieser Untertitel wurde dem ursprünglichen Titel ab 1822 hinzugefügt. Er erinnert nicht zufällig an Schießler, Sebastian W.: Unterhaltungen für gebildete Leser. Prag 1818, wobei Waller in einer Rezension schon für den Jahrgang 1821 nicht nur auf die Ähnlichkeit des Titels, sondern auch des Mitarbeiterstabs hinweist. Vgl. Waller, Carl E. (Pseud. für Ludwig Halirsch): Journalistik. In: Der Sammler. Ein Unterhaltungsblatt 13 (1821) Nr. 123, 492.

Druckereien⁶⁶ hin und schließt daraus – wohl zu Recht – auf wirtschaftliche Schwierigkeiten.⁶⁷ Ab Dezember 1821 erschien der „Kranz“ in neuer Form und bei einem anderen Verlag. Gottlieb Haase, der große Prager Verleger, übernahm die Zeitschrift und übertrug wieder Schießler die Herausgeberschaft und Redaktion. Die neuen Leiter der Zeitschrift erlangten beim böhmischen Landesgubernium eine vorläufige Genehmigung zu deren Weiterführung und unterstützten dabei ihren Antrag,⁶⁸ eine ausdrücklich unpolitische Zeitschrift herausgeben zu wollen, mit durchaus politischen und größtenteils außenpolitischen Gründen:

1, fehlt es, seitdem der Verlag des „Hesperus“ nach Stuttgart übergegangen ist,⁶⁹ für Prag und Böhmen, gänzlich an einem vaterländischen Organe [...]

2, ungerechte Vorwürfe des Auslands treffen, rücksichtlich der litterarischen und artistischen Produktion, vorzugsweise Böhmen, so oft und so hart, daß es wirklich nothwendig scheint: in der Begründung einer umfassenderen Originalschrift, welche die Erzeugnisse vortheilhaft bekannter Gelehrter und Schriftsteller liefern wird, die, für die vaterländische Litteratur so nothwendige, Achtung herzustellen.

Es soll daher, dem bisherigen Plane der gedachten Unterhaltungsschrift, welche aus der zu-liegenden Ankündigung hervorgeht, zur Mittheilung alles dessen, was in der Kunst und Wissenschaft, sowie im Leben, des Guten und Nützlichen geschieht, die Rubrik:

„Berichte aus dem Gebiete der schönen Wissenschaften und Künste, sowie des Lebens“ be-
gesellt werden.

3, da die Redakzion, für eine ausgebreitete Korrespondenz, zu diesem Zwecke, sowohl im Inn- als Auslande, auf das Beste sorgen wird, so ist das, oft so wenig nützliche, als sehr kostspielige, Anschaffen ausländischer Journale und Zeitschriften beschränkt: wenn eine innländische, so äusserst billige, Unternehmung das vaterländische Publikum, mit Gegenständen von allgemeinem Interesse, vertraut macht.⁷⁰

⁶⁶ Das trifft durchaus zu, da das erste und Teile des zweiten Hefts in der Sommerschen Buchdruckerei gedruckt worden waren. Vgl. *Der Kranz* 1 (1821) H. 1 (Juli) 74. Das zweite Heft wurde teilweise in der Erzbischöflichen Druckerei gedruckt. Vgl. *Der Kranz* 1 (1821) H. 3 (September) 72. Das dritte Heft wurde zum Teil wieder in der Sommerschen und zum Teil in der Erzbischöflichen, das vierte dann in der Schollischen Buchdruckerei in der Prager Altstadt gedruckt. Vgl. *Der Kranz* 1 (1821) H. 4 (Oktober) 74. Gottlieb Haase schließlich druckte die Zeitschrift selbst. Vgl. *Der Kranz* 1 (1821) H. 6 (Dezember) 4.

⁶⁷ *Przedak*: Zeitschriftenwesen 146 (vgl. Anm. 2). – Zu seiner ab 1821 erscheinenden Zeitschrift „Čechoslav“ gab V. R. Kramerius 1822 die Beilage „Erheiterungen für gebildete Leser“ heraus, die nur zwei Monate lang existierte und gewissermaßen als seine Fortsetzung des „Kranzes“ gewertet werden kann. Hier schrieben wieder Autoren wie Joseph Wendelin Langer, F. G. Lawatschek (vielleicht ein Pseudonym für L. A. Watschek), K. Reyba (möglicherweise auch ein Pseudonym), Josef Schmied, Wenzel Franz Welleba, F. West (vielleicht ein Pseudonym für Joseph Schreyvogel), die auch in den Oktober- und Novemberheften des „Kranzes“ von 1821 veröffentlicht hatten. Spätestens 1824 war für Kramerius jedoch der Tiefpunkt erreicht. Er verkaufte, wie František L. Čelakovský am 11.9.1824 an seinen Freund Kamarýt schrieb, in Wien als Hausierer „Puppen und Marionetten“. Vgl. *Bílý, František* (Hg.): *Korespondence a zápisky Františka L. Čelakovského* [Korrespondenz und Aufzeichnungen František L. Čelakovskýs]. Praha 1907, 239.

⁶⁸ Diesem Antrag wurden das Dezember-Heft des Jahrgangs 1821 und das Januar-Heft 1822 als Muster beigelegt.

⁶⁹ Das war seit 1822 der Fall. Vgl. *Laiske*: *Časopisectví*, Nr. 270 (vgl. Anm. 16). – Der Wechsel der allgemein sehr gelobten Zeitschrift beschäftigte auch die Ämter intensiv, was die Antragsteller möglicherweise wussten. NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/16, Karton 1244.

⁷⁰ NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/14, Karton 1244, 504/4. Antrag von G. Haase und S. W. Schießler an das Böhmisches Landespräsidium vom 18.1.1822.

Diese ängstliche und zugleich bewundernde Orientierung am Ausland ist auch in der Zeitschrift selbst offensichtlich, so zum Beispiel, wenn mit der Beteiligung ausländischer Autoren geworben wird. Die Argumentation entspricht einem um 1800 verbreiteten Schema und lässt sich so zusammenfassen: Die inländische Zeitschrift soll den Erwerb ausländischer Blätter sowie deren Nachdruck überflüssig machen, was für den Staat sowohl in politischer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht Vorteile hat, weil es „darauf ankam, das Geld im Lande zu behalten und nicht den norddeutschen Buchhändlern in Kassen fließen zu lassen“,⁷¹ und gleichzeitig die staatliche Kontrolle der Inhalte gewährleistet bleiben sollte.⁷² Nicht zuletzt wird auch auf kulturpolitischer Ebene mit dem negativen Bild argumentiert, das sich „das Ausland“ von Österreich und seinem kulturellen Niveau machte. Schriften wie Friedrich Nicolais „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781“⁷³ waren am Selbstbewusstsein der kaiserlichen Untertanen nicht spurlos vorübergegangen.

Das Landesgubernium folgte dieser Argumentation durchaus und stand dem Wechsel offensichtlich sympathisierend gegenüber; es unterstützte den Neubeginn des Projekts gegenüber dem skeptischen Präsidenten der Wiener Polizeihofstelle. Am 3. Februar 1822 schickte der Oberstburggraf folgende Stellungnahme an Sedlnitzky:

Ich theile ganz E. E. Ansicht, die Zeitschriften nicht zu vermehren, im Grundsatz, vollkommen, und habe mehrere ähnliche Ansuchen, ohne solche E. E. vorzulegen, von der Hand gewiesen; da sich aber die gegenwärtige Zeitschrift danach, von ganz unanstößigem Inhalt, auszeichnet; da dieselbe eben darum bereits einen bedeutenden Absatz im Inn und Auslande, selbst unter den gebildetsten Ständen gefunden hat, und es den Besitzern derselben nicht angenehm seyn dürfte, ihnen dieses anständige Erholungsblatt zu entziehen; dessen Redakteur ein bedeutender und beliebter Schriftsteller ist, und, als im Dienste seiner Majestät stehend,⁷⁴ von demselben kein Mißbrauch zu besorgen, und welche eine fortgesetzte gute Wahl von Materialia zu erwarten ist; so glaube ich ausnahmsweise auf E. E. nachträgliche Genehmigung meiner provisorischen Bewilligung unbedenklich einrathen zu sollen.

Auch noch die Beobachtung, daß der Hesperus, dessen Redakteur nach seinem Benehmen, mehr dem Auslande, als dem österreichischen Staate angehangen hat, daher auch seine Auswanderung leicht zu vermissen ist, im Inlande nicht mehr bestehet, dürfte zum Vortheil dieser Zeitschrift das Wort führen. Es ist auch noch nicht einmal bekannt, ob an Gehalt der ausländische Hesperus von der Art seyn werde, daß ihm der Eingang in die österreichischen

⁷¹ *Rosenstrauch*, Hazel: Buchhandel, Staatsreform und neue Öffentlichkeit. Einige Bemerkungen zu der Frage, ob der Nachdruck der Literatur, dem Staat und dem allgemeinen Besten schade oder nütze. In: *Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich* 3 (1986) 49-64, hier 51.

⁷² Zu dieser merkantilistisch-wirtschaftlichen und polizeilichen Funktion des Büchernachdrucks und der Förderung des inländischen literarischen Schaffens allgemein vgl. *Meyer, Steffen-Werner*: Bemühungen um ein Reichsgesetz gegen den Büchernachdruck. Anlässlich der Wahlkapitulation Leopolds II. aus dem Jahre 1790. Frankfurt a. M. 2004 – und meine Rezension dazu in: *Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich* 2 (2004) 33-37.

⁷³ *Nicolai*, Friedrich: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781: nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten. In: *ders.*: *Gesammelte Werke*. Berlin, Stettin 1783-1796. Bd. 15-20.

⁷⁴ Schießler war k. k. Feldkriegskommissärsadjunkt, dann Feldkriegskommissär.

Staaten gestattet werden könnte; welches aber auch bejahendenfalls, dem Inlande jene Vortheile nicht gewährt, die mit einer inländischen guten Zeitschrift verknüpft sind.⁷⁵

Interessant ist, dass sowohl im Gesuch Haases und Schießlers als auch im Schreiben des Landesguberniums die Anknüpfung an Kramerius nur mit wenigen Worten erwähnt wird, beinahe so, als würde eine neue Zeitschrift gegründet. Der neue Herausgeber setzt sich durch die Betonung der Tatsache, dass er den neuen „Kranz“ „als eine geregelte Zeitschrift verlegen und herausgeben“⁷⁶ möchte, und zwar „als eine periodische Schrift, in Monatsheften“,⁷⁷ von seinem Vorgänger ab. Mitgeteilt wurden dem Landesgubernium auch gleich die Rubriken, aus denen die Zeitschrift bestehen sollte. Genannt wurde unter anderem die im obigen Antrag erwähnte Feuilleton-Beilage „Berichte aus dem Gebiete der schönen Wissenschaften und Künste, sowie des Lebens“ – ein kritischer Überblick also, dessen Einführung von den Rezensenten eher als notwendiges Zugeständnis an den Zeitgeschmack denn als wirklicher Gewinn angesehen wurde.⁷⁸

Die neuen Grundlagen der Zeitschrift werden in der Vorrede im „Kranz“ direkt angesprochen; hier wird der Wunsch formuliert: „[...] unter günstigeren Ausichten, als der erste Jahrgang vorgenannter Unterhaltungszeitschrift begonnen hatte, soll nun der zweite beginnen.“⁷⁹ Eine Rezension des Jahrgangs 1822 zielt in dieselbe Richtung, wenn es dort heißt: „Der thätige, gewandte Hr. S. W. Schießler redigiert diese Zeitschrift; ein reeller Mann, G. Haase, verlegt sie.“⁸⁰ V. R. Kramerius galt offensichtlich zu dieser Zeit nicht gerade als „reeller Verleger“.

Die Bedeutung dieses Wortes in der Praxis lässt sich an einigen Neuerungen im „Kranz“ ablesen: Die zwei Bücher des „Kranzes“ 1822 bestehen aus je zwei Bänden, die jeweils drei Monate umfassen; am Ende jedes Bandes ermöglicht ein Inhaltsverzeichnis die Übersicht über die Beiträge. Jeden Monat erschienen zwölf Hefte à vier Seiten, am Monatsende wurden eine Lithographie und ein Musikstück von meist böhmischen Künstlern mitgeliefert. Der Jahrgang 1822 umfasst somit insgesamt 592 Seiten Text und je zwölf Musikstücke und Lithographien. Bei Letzteren handelt es sich überwiegend um antikisierende Ansichten italienischer Städte und Landschaften (Verona, Neapel, Florenz, die Engelsburg in Rom, der Wasserfall von Tivoli etc.); nur drei Mal werden k. k. Offiziere porträtiert, selten Szenen aus Dramen illustriert.

⁷⁵ NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/14, Karton 1244, 504/4. Mit „Twrdy“ (= Konzipient) gezeichnetes Schreiben des Landesguberniums an das Präsidium der Polizeihofstelle vom 3. 2. 1822.

⁷⁶ *Ebenda*. Antrag Antrag von G. Haase und S. W. Schießler an das Böhmisches Landespräsidium vom 18. 1. 1822.

⁷⁷ *Ebenda*. Mit „Twrdy“ gezeichnetes Schreiben an das Präsidium der Polizeihofstelle vom 3. 2. 1822.

⁷⁸ In einer Rezension, die Ludwig Halirsch unter seinem Pseudonym C. E. Waller veröffentlicht hat (In: *Der Sammler*, 1822, 492), heißt es: „Correspondenz Nachrichten und Theaterkritiken finden sich *nicht* vor, was, wie wir glauben, dem Blatte gerade nicht zum Schaden gereichen dürfte, da mit diesen Gegenständen schon so viele hundert Hände beschäftigt sind, daß es den Lesern ordentlich wohl thun muß, endlich einmahl auf einen Recensions-Feyertag zu stoßen.“

⁷⁹ *Der Kranz* 2 (1822) H. 1 (Januar) II.

⁸⁰ *Technophilos* (Pseud.): *Der Kranz, oder Erholungen für Geist und Herz* 222 (vgl. Anm. 26).

Auch die oft unter Beteiligung von Schießler entstandenen Musikstücke, meist Lieder, dürften von eher minderer Qualität gewesen sein. Zum Jahresende wird jedoch zu einem Tanzschema zweier deutscher Quadrillen neben einer Quadrille von Joseph Huß auch eine von Carl Maria von Weber abgedruckt.

Es wird sichtlich versucht, das Publikum des nun auch in Prag aufblühenden Bürgertums anzusprechen, das sich, aus der Politik weitgehend ausgeschlossen, der Kultur zuwendet. In der genannten Rezension wird deutlich, dass der „Kranz“ in einen größeren geographischen Rahmen als bisher gestellt werden soll, denn

unter den böhmischen und österreichischen Schriftstellern ist ein Wettstreit eröffnet, Schriftsteller des Auslands, von Namen und Ruf, senden ihre Beyträge; und wenn die Zukunft hält, was die Gegenwart verspricht, so darf gewiß „der Kranz“, unter Deutschlands besten Zeitschriften, einen würdigen Platz einnehmen.⁸¹

Verbürgerlichung und Expansion in die gesamte Monarchie

Die Vorarbeit von Haase und Schießler und die von ihnen vorgelegte Präskribentenliste unterstützten diese Vision einer böhmischen Zeitschrift für alle deutschsprachigen Länder. Eine vorläufige Genehmigung zur Herausgabe der Zeitschrift „Der Kranz“ wurde schließlich erteilt. Die Veränderung, die aus dem „Zweiten Verzeichnis der P. T. Pränumeranten“ ablesbar ist,⁸² kann man als Verbürgerlichung zusammenfassen. Der Adel verliert seine herausragende Stellung unter den Abonnenten – nur mehr ein Graf Kollowrat ist verzeichnet – und eine große Zahl bürgerlicher Abnehmer ersetzt diesen Verlust. Die meisten Buchhandlungen nehmen nur noch rund die Hälfte der vorhergehenden Bestellung ab, dafür werden aber Leitmeritz (Litoměřice) und Königgrätz (Hradec Králové) mit 40 bzw. 30 Exemplaren als neue Verkaufsorte gewonnen. Im April 1822, am Beginn eines neuen Bandes, wird noch ein drittes Präskribenten-Verzeichnis veröffentlicht,⁸³ das die Fortsetzung der beschriebenen Tendenz der Verbürgerlichung dokumentiert und die regionalen Grenzen der böhmischen Länder endgültig sprengt.

Der „Kranz“ wird nun in der Größenordnung von je 10 bis 15 Stück auch nach Graz (Buchhandlung Ferstl, 12 Exempl.), Brünn ([Brno] J. Gastl, 11; Haller, 5; Traßler, 14), Pest (Hartleben, 10), Linz (Haslinger, 12), Marburg ([Maribor] Kriegern, 10), Pressburg ([Bratislava, Pozsony] Schwaiger, 10), Kaschau ([Košice] Wiegand, 3) und sogar Lemberg ([Lviv, Lwów] Wild, 10) und Hermannstadt ([Sibiu] Thyerri, 2) verschickt. F. G. Mösele in Wien nimmt 34 Stück ab. Weitere Exemplare wurden direkt an Abnehmer auf dem Land verschickt. In Sachsen, wo das Prager Literaturgeschehen eifrig verfolgt wurde und auch Mitarbeiter der Zeitschrift ansässig waren, wurde der „Kranz“ von Knobloch in Leipzig in Kommission verkauft.⁸⁴ Mit ihm scheint es aber oft Probleme gegeben zu haben, sodass sich Gerle 1824 für einen

⁸¹ *Ebenda.*

⁸² Der Kranz 2 (1822) H. 1 (Januar) V und VI.

⁸³ Der Kranz 2 (1822) H. 4 (April), nicht paginiert, vor Seite 150.

⁸⁴ Vgl. die anonyme Rezension von „Der Kranz, hg. von S. W. Schießler“. In: Dresdner Abendzeitung. Hg. von Friedrich Kind und Theodor Hell (1822) H. 1, 95 f.

Kommissionärswechsel aussprach.⁸⁵ Przedak gibt an, das Pränumerantenverzeichnis weise seinen Berechnungen zufolge 1100 Stück aus.⁸⁶

Mit dem Übergang in den Verlag Haase wurde der „Kranz“ zu einer inhaltlich ambitionierten Zeitschrift, die in vielen Ländern des Habsburgerreichs, in Galizien, Siebenbürgen, Ungarn, Böhmen, der Steiermark und Oberösterreich sowie in Sachsen zu kaufen war. Diese Tendenz machte sich auch darin bemerkbar, dass nun tatsächlich – und bis zum Ende des „Kranzes“ in zunehmendem Maße – ausländische Schriftsteller in der Zeitschrift veröffentlichten oder besprochen wurden.

Die Zensur-Affäre um Schießler

Dass Gerle den „Kranz“ als Herausgeber für das Jahr 1823 übernehmen konnte, hatte er weder dem Verleger Haase noch dessen bisherigem Herausgeber Schießler zu verdanken. Verantwortlich dafür war allein die Tatsache, dass Schießlers Name dem Präsidenten der Polizeihofstelle, Sedlnitzky, zweimal in durchaus unterschiedlichen Zusammenhängen negativ auffiel, was für den Herausgeber des „Kranzes“ schwer wiegende Konsequenzen hatte.

Erst am 6. September 1823 gab Sedlnitzky in einem Brief an den Oberstburggrafen Kolowrat persönlich „aus den von Eure[r] Exzellenz angeführten Gründen, meine Beystimmung“⁸⁷ zur Genehmigung des „Kranzes“. Hätte er sich der Angelegenheit früher gewidmet, wäre der Neubeginn des „Kranzes“ vielleicht schon im ersten Jahr gescheitert, da Sedlnitzky in demselben Schreiben

in Ansehung des Redakteurs dieser Zeitschrift [...] um die gefällige Aufklärung bat, ob derselbe eben jener zu Prag lebende Schriftsteller, Namens Schießler ist, der seine Machwerke, unter andern auch Spottgedichte sehr anstößigen Inhalts, häufig in ausländischen Zeitungen und Journalen abdrucken läßt?⁸⁸

Als Beispiel zitiert Sedlnitzky in diesem Schreiben ein Gedicht mit dem Titel „Des Glückes Ausgleichung“,⁸⁹ das nach Sedlnitzky „in Beziehung auf die revolutionären Umtriebe unserer Zeit höchst anstößig erscheinen“ müsse.⁹⁰ Die Untersuchung begann man in Prag zunächst damit, zu überprüfen, ob der Beanstandete mit dem Feldkriegskommissariatsadjunkten und Herausgeber des „Kranzes“ identisch war, um sodann festzustellen, ob dieser derlei anstößige Poesie „mit inländischer Cen-

⁸⁵ Archiv hlavního města Prahy (Stadtarchiv Prag, AMP) A-1228/2. Undatierter, erster gemeinsamer Brief Gerles und Karoline von Woltmanns (d. h. Frühjahr 1824) an Friedrich Kind, Redakteur der Dresdner Abendzeitung und Autor im „Kranz“.

⁸⁶ *Przedak*: Zeitschriftenwesen 146 (vgl. Anm. 2). Wie oft bei Przedak ist diese Angabe nicht belegt, nur schwer nachvollziehbar und daher mit Vorsicht zu zitieren.

⁸⁷ NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/14, Karton 1244, 6085/4. Schreiben des Grafen Sedlnitzky an Oberstburggraf Kollowrat vom 6. 9. 1822.

⁸⁸ *Ebenda*.

⁸⁹ Das Gedicht stammt nicht aus dem „Kranz“, sondern aus dem „Korrespondenten von und für Deutschland“ vom 10. 5. 1821, der in Böhmen einige illegale Abnehmer hatte. Als die Zensurbehörden darauf aufmerksam wurden, entdeckten sie wohl auch Schießlers Gedicht. NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/16, Karton 1244.

⁹⁰ NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/14, Karton 1244, 6085/4. Schreiben des Grafen Sedlnitzky an Oberstburggraf Kollowrat vom 6. 9. 1822.

surbewilligung im Auslande drucken lässt“.⁹¹ Danach veranlasste das Landesgubernium die Prager Stadthauptmannschaft, den beim k.k. Generalkommando tätigen Schießler diesbezüglich zu befragen. Noch bevor Gubernialrat Franz Willmann⁹² nach Wien schreiben konnte, dass der „Korrespondent von und für Deutschland“ diese „in den K. K. Staaten streng verbothene[n] Zeitung“⁹³ die Verse vermutlich aus Schießlers in Österreich ordnungsgemäß zensierten „Epigrammatischen Spielen“ (Prag 1813) entnommen hatte,⁹⁴ verlangte der Polizeipräsident vom Oberstburggrafen Kollowrat – Schießler wurde inzwischen nur noch als Korrespondent ausländischer Zeitungen und in Vorschlag gebrachter Redakteur des „Kranzes“ bezeichnet, – dass

dieser Schießler rücksichtlich seiner oberwähnten Korrespondenz zur strengen Verantwortung gezogen werde. Hinsichtlich der obbezeichneten Zeitschrift aber kann ich denselben mit Beruhigung um so weniger zu ihrer Redaction geeignet erkennen, als er seine Unverlässlichkeit bei diesem haiklichen [sic] Geschäft bereits mehrmal dargethan hat.⁹⁵

Die Schuldlosigkeit des Redakteurs im Fall des Gedichts „Des Glückes Ausgleichung“ spielte nun eigentlich keine Rolle mehr. Sedlnitzky hatte schon einen anderen Grund gefunden, Schießler zur Verantwortung zu ziehen, denn dieser hatte einen neuen Beweis für seine „Unverlässlichkeit“

in dem Blatte No. 4 des July-Heftes durch ein Gedicht, unter der Aufschrift „Hännschen im Theater“ geliefert, in welchem die höchst unschicklichen und das religiöse Gefühl beleidigenden Verse vorkommen:

„Ein alter Mann hob stets die Hände,
Als hätt' er's venerabile.“⁹⁶

Gemeint ist ein Dirigent. In dem Gedicht wird der erste Opernbesuch eines jungen Knaben vom Lande geschildert, der nichts von dem versteht, was er sieht. Das Gedicht ist nichts anderes als schlecht, aber das ist nicht der Anlass der Kritik. Es geht um den religiösen Ursprung des Wortes „venerabile“ (d. i. eine geweihte Hostie), der inakzeptabel erscheint, auch wenn der Vergleich für einen Knaben vom Land durchaus nahe liegen mag, der doch das geschilderte Heben der Hände nur aus der Kirche kennt.

⁹¹ NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/14-7, Karton 1244. Schreiben von Willmann an den Stadthauptmannschaftsverweser vom 15. 9. 1822.

⁹² Willmann, Franz (geb. 13. 11. 1769 in Freiwaldau/Österr. Schlesien, Gubernialrat seit 1817, gest. 18. 10. 1841), vgl. Stammbuch des böhmischen k. k. Landesguberniums. NA RKP 3095, ČG 1551.

⁹³ NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/14-7, Karton 1244. Schreiben von Willmann an den Stadthauptmannschaftsverweser vom 15. 9. 1822.

⁹⁴ NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/14, Karton 1244. Schreiben von Willmann an Sedlnitzky vom 16. 10. 1822. – Die „Epigrammatischen Spiele“ werden in Goedekes „Grundriß“ nicht als Publikation Schießlers genannt. Vgl. *Goedeker: Grundriß*, Bd. 9, 144 ff. (vgl. Anm. 12). – Als zweiten Veröffentlichungsort nennt Schießler das von ihm selbst herausgegebene „Taschenbuch des Scherzes und der guten Laune.“ Leipzig 1818.

⁹⁵ NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/14, Karton 1244. Schreiben von Sedlnitzky an Kollowrat vom 12. 10. 1822.

⁹⁶ *Ebenda.* – Blum, C. F.: Hännschen im Theater. (Zur Deklamazion). In: *Der Kranz* 2 (1822) H. 7 (Juli) 13.

Diese erneute Anklage betraf nicht Schießler allein; wie üblich wurde auch der Zensor der inkriminierten Schrift, in diesem Fall der k. k. Skriptor und substituierte Zensor Johann Zimmermann (ein Kreuzherrenordenspriester) zur Verantwortung gezogen; er hatte 24 Stunden Zeit, sich gegenüber dem Landespräsidium zu diesem Vorfall zu äußern.⁹⁷ Zensurreferent Willmann verlangte außerdem vom Prager Bücherrevisionsamt „sowohl den Originalzensurszettel, als auch das Manuskript von diesem obgedachten Hefte“, und so kam zutage, „daß das Wort ‚Venerabile‘ durchgestrichen, radiert und dann neuerdings wieder geschrieben“ worden war,⁹⁸ was der Zensor auf Anfrage bestätigte, und noch zusätzlich Stellen anführte, die gar nicht zensiert worden waren. Gubernialrat und Zensurreferent Willmann schickte den ganzen Akt dem Magistrat mit der Aufforderung, die Angelegenheit im Sinne des zweiten Teils des Strafgesetzes zu untersuchen und dementsprechend zu handeln, während er

die Stadthauptmannschaft beauftragt, unverzüglich sämtliche Exemplare des Juli=Heftes 1822 der von dem Prager Feldkriegskommissariatsadjunkten S. W. Schießler herausgegebenen Zeitschrift unter dem Titel „Der Kranz“ in Beschlag zu nehmen, und einstweilen bis auf weitere Weisung dortamts sorgfältig aufzubewahren.⁹⁹

Aus Haases späterer Bitte um Rückgabe der mittlerweile durch Herausreißen zensierten Hefte geht hervor, dass hierbei 109 bisher nicht verkaufte Hefte sichergestellt worden waren.¹⁰⁰

Schießler gab beim Verhör durch die Prager Stadthauptmannschaft in Bezug auf seine Auslandskontakte an, dass

seine Verbindung blos in einem litterarischen freundschaftlichen Verkehr bestanden habe, und die Mittheilung der Nachrichten an selbe [ausländische Zeitungsschreiber] bloß Litteratur und Kunstereignisse zu ihrer Privatnotiz betroffen hätte, ohne die Tendenz gehabt zu haben, daß selbe öffentlich bekannt gemacht würden, und dieß also gegen seinen Willen geschehen sey,¹⁰¹

während die eingerückten belletristischen Werke aus früheren, zensierten Werken entlehnt worden seien.

Er erklärte, daß er von nun an nicht allein die Redaktion des „Kranzes“ aufgegeben habe, sondern sich überhaupt aller litterarischen Produktion enthalten werde, wozu ihm [...] seine Berufsgeschichte keine Zeit übrig lasse.¹⁰²

Die Stellungnahme der verhörenden Stadthauptmannschaft ist wieder auffallend milde. Da es sich für einen Redakteur kaum vermeiden lasse, im Sinne des literarischen Werts seiner Zeitschrift eine wechselseitige Korrespondenz auch mit ausländi-

⁹⁷ NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/14, Karton 1244. Schreiben von Willmann an Hartmann vom 29.10.1822.

⁹⁸ *Ebenda.* Schreiben von Willmann an den Prager Magistrat, zu Händen des Vizebürgermeisters Petzold, und die Stadthauptmannschaft vom 31.10.1822.

⁹⁹ *Ebenda.*

¹⁰⁰ *Ebenda.* Schreiben von Gottlieb Haase an das Landesgubernium vom 3.1.1823.

¹⁰¹ *Ebenda.* Verhörbericht der Stadthauptmannschaft an das Landespräsidium vom 31.11.1822.

¹⁰² *Ebenda.* Schießler war zu dieser Zeit mit seiner militärischen Karriere beschäftigt und daran, von Pilsen (Plzeň) nach Lemberg zu wechseln. Insofern liegt diese Argumentation nahe.

schen Blättern zu führen, müsse dieses Vergehen „blos mit einer Rüge geahndet werden“.¹⁰³ Die Auseinandersetzung um die Notwendigkeit und den Wert der Korrespondenz ist besonders interessant, hatte doch Schießler gemeinsam mit Haase im Antrag um die Genehmigung des „Kranzes“ argumentiert, dass die Korrespondenz den Einkauf ausländischer Zeitungen ersetzen könnte und so der Zufluss von Nachrichten aus dem Ausland unter Zensuraufsicht stattfände und der Abfluss von Geld für Abonnements ausländischer Blätter verhindert werde. Im Gegensatz zu den überregionalen Stellen greift das Stadthauptamt noch in dieser kritischen Situation auf diesen Gedankengang zurück.

Die Untersuchungsprotokolle zeigen aber auch, welche Praktiken es gab, die Zensur zu umgehen; denn unschuldig im Sinne der Zensurgesetze scheint Schießler keineswegs gewesen zu sein. Der Gubernialzensurreferent Willmann fragte beim Prager Bürgermeister Joseph Kirpal nach, „ob und in wie weit der Redakteur dieser Zeitschrift, S. W. Schießler bei der über ihn wegen Censursübertretung angeordneten Untersuchung [...] sich gerechtfertigt habe“.¹⁰⁴ Daraufhin gibt der Bürgermeister eine negative Antwort, holt aber dann weiter aus: Neben Schießler seien sowohl der Zensor Zimmermann als auch der Faktor der Haasischen Buchdruckerei und schließlich Willmann selbst befragt worden. Aus den dabei gemachten Aussagen

resultiert die beinahe an Gewißheit gränzende Wahrscheinlichkeit, daß S.W. Schießler die Radirung [sic] des bereits von der Censur durchgestrichen gewesenen Wortes Venerabile nach der erhaltenen Censurbewilligung sich erlaubt, und dasselbe Wort neuerdings ins Manuskript auf eine zweydeutige Art – als ob es nämlich nicht ganz gelöscht sey, wieder eingeschaltet habe, oder habe einschalten lassen. Wenn aus dem Verhör des ebenfalls nicht unbedenklichen Haasischen Buchdruckerey=Faktors Johann Bednarz, gehet insbesondere der Umstand hervor, daß bei Uiberbringung des Manuskriptes zur Drucklegung kein durchgestrichenes Wort Venerabile auf der zweiten Seite des Gedichtes – sondern blos ein großes lateinisches V. – als Anfangsbuchstabe und an selbem ein langer Strich sich befunden habe, und daß, weil deren Setzer nicht wußte, was er dießfalls machen sollte, bei den ersten zwey Correcturen oder rohen Abdrucken, die Stelle wo das bloße V. mit dem Strich stand, ganz weggelassen; und dieses Wort erst bei der letzten von Schießler besorgten Correctur, wo das Gedicht zu seinem Abdrucke gelangte, sich eingeschlichen haben müsse.¹⁰⁵

Des Weiteren plädierte Kirpal dafür, dem Verleger Haase, der während der Affäre offensichtlich nicht in Prag gewesen war, nach der Entfernung der anstößigen Stelle die beschlagnahmten 109 Hefte zurückzugeben, um ihn vor Schaden zu bewahren. Eine diesbezügliche Anweisung wurde allerdings erst am 11. März 1823 von Willmann erteilt.¹⁰⁶

Am 29. Dezember 1822 konnte Gubernialrat Willmann dann nach Wien an Sedlitzky schreiben,

¹⁰³ *Ebenda.*

¹⁰⁴ NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/14, Karton 1244-133/4. Schreiben von Willmann an Kirpal vom 9.1.1823.

¹⁰⁵ NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/14, Karton 1244. Schreiben von Kirpal an das Landespräsidium vom 17.1.1823.

¹⁰⁶ NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/14, Karton 1244-433/4. Schreiben von Willmann an die k. k. Stadthauptmannschaft und das k. k. Bücherrevisionsamt.

daß der Prager Feldkriegskommissariatsadjunkt Schießler die Redaktion dieser Zeitschrift über Anordnung Eurer Exzellenz bereits niedergeleget, und solche an den, durch mehrere Schriften bekannten Professor des prager Musik=Konservatoriums Wolfgang Gerle, gegen dessen Charakter mir nichts nachtheiliges bekannt ist, übertragen habe.¹⁰⁷

Am 6. Februar 1823 übergab Willmann der k. k. Landesstelle mit einer „Präsidialerinnerung“ den „Bericht des prager Magistrats sammt den Untersuchungsakten [...] zur zustehenden Amtshandlung“,¹⁰⁸ womit die Untersuchungen für ihn abgeschlossen waren.

So endete die Herausgeberschaft Schießlers für den Jahrgang 1822 des „Kranzes“, dessen Redakteur und Herausgeber er offiziell bzw. mit Genehmigung Sedlnitzkys eigentlich nie gewesen war, auch wenn er diese Tätigkeiten faktisch ausübte. Dass der Polizeipräsident bei der Verfolgung Schießlers so rasch vom Anlassfall, dem unbegründeten Verdacht einer unzensierten Veröffentlichung in einem ausländischen Blatt, zu einem zweifellos begründeteren Fall überging, zeigt die Willkür der Behörden, denn der erste Verdacht wurde nicht weiterverfolgt. Eine andere Frage ist, ob sich der hier kurz beschriebene bürokratische und juristische Aufwand um des Wortes „venerabile“ willen selbst – mit Sedlnitzkys Worten – „in Beziehung auf die revolutionären Umtriebe unserer Zeit“ oder im Hinblick auf das allgemeine Empfinden jener Zeit rechtfertigen ließ. Eine weitere Frage, die hier aber nicht beantwortet werden kann, ist, inwieweit solche aus Wien verordnete Absetzungen von Redakteuren oder gar Verbote von Medien auch mit schuld daran waren, dass sich die kulturelle Landschaft in den böhmischen Ländern – und nicht nur in diesen – sehr langsam und zaghaft entwickelte. Freilich wurden dabei auch, ganz der Absicht des Polizeistaates entsprechend, jene Plattformen öffentlicher Meinungsbildung an der Entstehung gehindert, die das Bürgertum aus der biedermeierlichen Privatheit in eine bürgerliche Öffentlichkeit hätten führen können. Damit hätte es parallel zu seinem im Zuge der Industrialisierung wachsenden ökonomischen Gewicht¹⁰⁹ auch politischen Einfluss auf die Schicksale seiner Heimat gewonnen. In Rückblick auf die vorigen Kapitel muss in diesem Zusammenhang daran erinnert werden, dass Leseklubs, Leihbibliotheken, Vereine und Bruderschaften noch immer entweder verboten waren oder aufs Strengste überwacht wurden. Im Allgemeinen war man sich im oben zitierten Grundsatz einig, derlei Unternehmungen „nicht zu vermehren“.¹¹⁰ Vielleicht konnten kundige Leser Schießlers Abschiedsworte durchaus verstehen: „Eingetretene Verhältnisse bewegen mich, die Herausgabe und Leitung des ‚Kranzes‘ mit Ende dieses Jahres niederzulegen.“¹¹¹

¹⁰⁷ NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/14, Karton 1244-8096/4. Schreiben von Willmann an Sedlnitzky vom 29.12.1822.

¹⁰⁸ NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/14, Karton 1244-719/4. „Präsidialerinnerung“ von Willmann an die k. k. Landesstelle vom 6. 2. 1823.

¹⁰⁹ Vgl. Hoensch, Jörg K.: Geschichte Böhmens. Von der slavischen Landnahme bis ins 20. Jahrhundert. München 1987, 333-337.

¹¹⁰ Vgl. Anm. 75.

¹¹¹ Der Kranz 2 (1822) H. 12 (Dezember) 146.

*Der „Kranz“ unter W. A. Gerle und Karoline von Woltmann:
Eine Unterhaltungsschrift für gebildete Leser¹¹²*

Karoline von Woltmann¹¹³ war in Prag nicht zuletzt mit ihrer Sammlung böhmischer Märchen „rühmlich bekannt“ geworden,¹¹⁴ und das nicht nur unter Schriftstellern, sondern auch in jenen Kreisen der Beamtschaft, die berufsbedingt mit dem Geistesleben in näherem Kontakt standen. Aus dieser vorteilhaften Lage heraus beantragte sie im Dezember 1822 ein Konkurrenzunternehmen zu dem seit beinahe drei Jahren bestehenden „Kranz“. Die geplante Zeitschrift sollte „mit Beginn des Jahres 1824“ herauskommen und den Titel „Elpore“ tragen.¹¹⁵ Der Antrag wurde demnach genau ein Jahr vor dem anvisierten Erscheinungsbeginn der Zeitschrift gestellt. Dass nicht nur ihr guter Ruf als Schriftstellerin für Frau von Woltmann sprach, sondern im gleichen Maße auch politische Motive, unter denen erneut das Ausland eine wichtige Rolle spielte, geht aus einem Schreiben vom 30. April 1823 hervor, in dem Willmann dem Präsidenten der Polizeihofstelle, Sedlnitzky, das geplante Unternehmen vorstellte.

Der diesem Gesuche zuliegende Plan welcher die Gegenstände dieser Zeitschrift benennt, hat die lobenswerthe Tendenz vor sich, mehr das Interesse von den politischen Zeitschriften des Auslands abzuziehen, und solches vielmehr für die innern friedlichen Verhältnisse des Staates zu haben und hierinfalls den Absichten der Regierung zu entsprechen. Da nun diesem zufolge diese Zeitschrift durch die vorzügliche Wahl der Materialien sich auszeichnen, und sehr bald unter der umsichtigen Leitung der Verfasserin alle andere Zeitschriften hier in Prag namentlich den Kranz, der minder verlässlich ist, verdrängen und sich sofort zum einzigen Blatte, das im Inn- und Auslande sich seinen Absatz sichern würde, empor schwingen dürfte, da ferner die Bittstellerin eine Frau ist, welche Verstand, Bildung und Konnexion im Auslande besitzt, deren Feder übrigens ganz der Regierung gehöret, somit in jeder Hinsicht sich das Beste erwarten läßt; so kann ich nicht umhin auf die Willfahung ihres Gesuches unbedenklich einzurathen.¹¹⁶

Trotz der warmen Empfehlung von Seiten des böhmischen Landespräsidiums ging Sedlnitzky nicht auf diesen Vorschlag ein. Willmann hatte der „Elpore“ die Aufgabe zugedacht, den „Kranz“ vom Markt zu verdrängen; für Sedlnitzky lag es näher, Karoline von Woltmann zur Herausgeberin des „Kranzes“ zu machen. Das Bücherrevisionsamt schickte dem Landespräsidium jedenfalls schon am 26. November 1823 einen zur Veröffentlichung bestimmten Anzeigentext, der besagte, „daß die Frau Wittwe Caroline von Woltmann in Gesellschaft des bisherigen Redakteurs

¹¹² Zum Wechsel der Untertitel siehe unten die Zusammenfassung.

¹¹³ *Janičková: Manželé Woltmannovi v Čechách* 7-16 (vgl. Anm. 2).

¹¹⁴ NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/14, Karton 1244-8096/4. Schreiben von Willmann an Sedlnitzky vom 29.12.1822.

¹¹⁵ *Ebenda.*

¹¹⁶ *Ebenda.* Folgende Worte strich Willmann im Briefkonzept wieder, nachdem er sich wohl an die Affäre Schießler erinnert hatte: „[...] und indem ich die hohe Entscheidung hierüber von Euer Exzellenz mir erbitte, glaube ich nur noch beifügen zu sollen, daß ich die Zensur dieses Blattes dem in Zensurssachen sich auszeichnenden supplirenden Zensor Zimmermann übertragen würde.“ Zimmermann war zwar unbeschädigt aus der Angelegenheit hervorgegangen, der schwere Verdacht, der auf ihm gelastet hatte, war aber offensichtlich Grund genug, ihn nicht vorzuschlagen.

Hr. Professor Gerle die Zeit und Unterhaltungsschrift ‚Kranz‘ in Zukunft redigieren werde“.¹¹⁷ Damit hatte man zwei Probleme auf einmal gelöst.

Einer veröffentlichten programmatischen Aussage der beiden Herausgeber zufolge sollte die Zeitschrift „den schönen Gefühlen des menschlichen Herzens“ dienen,¹¹⁸ nicht aber der aggressiven Satire oder der politischen Meinungsäußerung. Interessant ist auch die explizite Berufung auf die „Wirklichkeit“ als „Grundlage“ der Beiträge. Diese Forderung von Wirklichkeitsbezug wird in der Forschung als typisch für die Literatur des Biedermeier herausgestellt, so etwa von Friedrich Sengle und Roger Bauer,¹¹⁹ wenn auch betont wird, dass damit keineswegs eine realistische Position im Sinn des literaturgeschichtlichen Epochenbegriffs „Realismus“ gemeint ist. Der Übergang dorthin ergibt sich erst ab den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts.

Der „Kranz“ ist nunmehr in drei Abteilungen gegliedert. Die erste Abteilung beschäftigt sich mit Wissenschaften wie Geographie, Anthropologie, Geschichte, die in publizistischer Aufbereitung dargeboten werden sollen. Das ist eine bedeutende Neuerung, die vor allem auf Karoline von Woltmanns Einfluss zurückzuführen sein dürfte, die selbst populärhistorische Schriften verfasste und daher auch Verbindungen zu Wissenschaftlern hatte. Auch die zweite Abteilung, die „raisonnierende Aufsätze“ beinhalten sollte, ist für den bisher fast ausschließlich belletristisch orientierten „Kranz“ neu. Sie wurde tatsächlich quantitativ wie qualitativ zu einem wichtigen Bestandteil des Jahrgangs 1824. Die dritte Abteilung befasst sich mit allem, was bisher den Schwerpunkt des „Kranzes“ ausgemacht hatte: „Originaldichtungen in gebundener und ungebundener Rede“,¹²⁰ wie sehr allgemein formuliert wird, sowie kleine Beiträge, die gewissermaßen das verbindende Element der Zeitschrift bilden sollten. Anspruchsvoller sollte wiederum die letzte Seite jedes Heftes gestaltet werden, die in Kurzform Korrespondenzmeldungen und kleinere Aufsätze aus allen Gebieten enthalten sollte, die sich in der Praxis aber oft zu langen, sich über mehrere Nummern erstreckenden Berichten oder Rezensionen auswuchsen. Hier konzentriert sich der zwischen diesseits und jenseits der böhmischen bzw. österreichischen Grenzen vermittelnde Impetus „zu gegenseitiger Werthschätzung und Förderniß“,¹²¹ der im „Kranz“ nun an Raum gewinnt.

Ähnlich wie in dieser programmatischen Schrift formuliert Karoline von Woltmann auch in einem Brief, der vermutlich vom 24. Februar 1824 stammt und an einen nicht namentlich genannten Autor gerichtet ist, den Wunsch, der „Kranz“

¹¹⁷ NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/14, Karton 1244. Anzeige des k. k. Bücherrevisionsamts an das k. k. Landespräsidium vom 26. 11. 1823.

¹¹⁸ Abgedruckt bei *Estermann*: Die deutschen Literatur-Zeitschriften, Bd. 3, 104 (Nr. 3.55) (vgl. Anm. 1).

¹¹⁹ *Sengle*, Friedrich: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848. 3 Bde. Stuttgart 1971-1980. – *Bauer*, Roger: La Réalité – Royaume de Dieu. Études sur l'originalité du théâtre viennois dans la première moitié du XIXe siècle. München 1965.

¹²⁰ *Estermann*: Die deutschen Literatur-Zeitschriften, Bd. 3, 104 (Nr. 3.55) (vgl. Anm. 1).

¹²¹ *Ebenda*.

solle sowohl eine vermittelnde Funktion zwischen In- und Ausland als auch einen festen Platz in Böhmens geistigem Leben einnehmen:

Kann das Blatt sich verdienen zum Mittelpunkte für dasjenige zu werden, was ehrhaftes Gefühl und wahrer Geist in unsrem Vaterlande schaffen; und durch die Bekanntmachung davon ein anspruchsloses, aber Freude und Nutzen und was sonst des Guten stiftendes Band zwischen Böhmen und dem Auslande zu werden, so werden Zweck und Wunsch der Herausgeberin erreicht seyn.¹²²

Von der Konzentration auf Wien oder Österreich, die Gerle in seinem Gedicht „Der Kranz“ zuletzt wieder zurückgenommen hatte, ist Karoline von Woltmann – verständlicherweise, stammt sie doch aus Berlin – abgekommen. So sehr sie ihre Kontakte mit der Haupt- und Residenzstadt pflegt,¹²³ wie die vielen Beiträge Wiener Autoren belegen, so sehr betont Frau von Woltmann die Vermittlungsaufgabe des „Kranzes“. Dass dies alles zutiefst ernst gemeint ist und auch in Böhmen auf offene Ohren trifft, zeigt der Charakter des letzten halben Jahrganges, der vom „Kranz“ noch erscheinen sollte. Er steht ganz im Zeichen der Übersetzung und Vermittlung der modernen englischen und vor allem der Weimarer Literatur und ihrer Rezeption in Böhmen.

Das Ende des „Kranzes“

In der Sekundärliteratur wurden bisher keine überzeugenden Gründe für die Einstellung des „Kranzes“ mit dem Juni-Heft 1824 angegeben. Durch einen Blick in die Archive kann dieses Rätsel weitgehend, wenn auch nicht zur Gänze gelöst werden. In den handschriftlichen Zeugnissen, die hierüber Aufschluss geben, werden nämlich gleich drei Gründe angeführt.

Johann Stanislaus Zauper, der den Kontakt des Goethe-Kreises, zuletzt vor allem Johann Peter Eckermans, zum „Kranz“ vermittelt hatte, stellt in einem Brief an Johann Wolfgang von Goethe vom 14. Juli 1824 Vermutungen über das Ende des „Kranzes“ an und betont dabei, dass die Zeitschrift, besonders was den Abdruck ausländischer Beiträge betrifft, unter der starken Zensur gelitten habe:

Die prager Zeitschrift unter Fr. von Woltmann, zu der ich Kleinigkeiten beygetragen, hat aufgehört; die Censur ist dort über die Maßen beschränkend, nur wenig von mehrerem Schönen, das H. Eckermann gütig geliefert, konnte aufgenommen werden.¹²⁴

Es ist offensichtlich, dass das inhaltliche Potential des „Kranzes“ aufgrund der strengen Zensur nicht vollständig ausgeschöpft werden konnte, lehnte diese doch Beiträge nicht aufgrund ihrer mangelnden ästhetischen Qualität ab, sondern aus inhaltlichen Gründen. Beiträge wie jene Eckermans, die einerseits zu dem Besten gehörten, was in den vier Jahren im „Kranz“ erschienen war, und andererseits sicherlich nicht als in irgendeiner Hinsicht politisch, geschweige denn als „gefährlich“

¹²² Wiener Stadt- und Landesbibliothek (WSLB) Sig. 65894. Das Datum dieses Briefes ist abgekürzt und außerdem stark entstellt, sodass es unleserlich ist.

¹²³ In der WSLB finden sich z. B. Briefe Karoline Pichlers an Karoline von Woltmann und von dieser an Johann Gabriel Seidl.

¹²⁴ Sauer, August (Hg.): Goethes Briefwechsel mit Joseph Sebastian Grüner und Joseph Stanislaus Zauper (1820-1832). Prag 1917, 205 (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen 17).

angesehen werden konnten, wurden nicht zum Abdruck freigegeben. Letztlich wurden, und das ist an Zaupers Einschätzung wohl korrekt, damit die Öffnung Böhmens und der geistige Austausch mit dem benachbarten Ausland behindert. Doch der ausschlaggebende Grund für das Ende der Zeitschrift war das nicht, obwohl die Behörden bekanntlich der Meinung waren, dass „es überhaupt wünschenswerth ist, derlei Zeitschriften so viel als möglich zu vermindern“.¹²⁵ Kam Zauper mit dieser Darstellung nur den Vorurteilen entgegen, die „das Ausland“ – sichtlich nicht grundlos – ohnehin von den österreichischen Verhältnissen hatte?

Schon zu dieser Zeit war nämlich Karoline von Woltmanns eigene Erklärung erschienen, und zwar im „Kranz“ selbst; sie lässt dabei durchblicken, dass der Verleger eine Fortführung des „Kranzes“ unter ihrer Redaktion ablehnte:

Frau von Woltmann kündigt an, daß sie, dem Wunsche des Verlegers, Herrn Gottlieb Haase, sich fügend, die Redaktion des „Kranzes“, zufolge Vertrages niederlegt. Sie sagt den aufrichtigsten Dank in diesem Blatt den talentvollen Männern Böhmens, welche ihr die Ehre erzeigt, sich mit ihr zu den Blättern zu verbinden, die mit den gegenwärtigen schließen.¹²⁶

Diese Stellungnahme ist natürlich nur von sehr beschränkter Aussagekraft, denn wie könnte sich die Herausgeberin in gedruckter, d.h. zensierter Form gegen die staatliche Zensur wenden? Doch gibt es einige Zeugnisse, die Woltmanns Erklärung durchaus glaubwürdig machen und präzisieren. Das erste, das wir hier anführen wollen, stammt aus einem Brief vom 3. Juli 1824, den Karoline von Woltmann an einen unbekanntem Autor des „Kranzes“ schrieb:

Unfähig den Intrigen und Mißhandlungen des Verlegers länger zu widerstehn, die zur Absicht haben mich zur Niederlegung der Redaction und zur Aufgebung eines Unternehmens zu bewegen, dessen Erfolg er nicht bewerten will, er hindert statt ihn zu fördern, lege ich die Redaction nieder, mit dem herzlichsten Dank für die gütige Theilnahme von Euer Wohlgeboren und andern talentvollen Männern Böhmens.¹²⁷

Unter Verwendung ähnlicher Worte verschärft sie also die explizite Schuldzuweisung an den Verleger in einem ganz privaten Schreiben. Tatsächlich wurde der „Kranz“ im Laufe des Jahres 1824 durch die Reduzierung der bisher üblichen Ausstattung eher verkleinert: Im gesamten Halbjahr wurden zwar wie üblich sechs Musikstücke – unter anderem eine Arbeit von Karl Egon Ebert und Václav Jan Tomášek – doch nur noch eine (nicht künstlerische) Illustration anstatt der üblichen sechs Kunstlithographien gedruckt. Das legt den Schluss nahe, Haase sei die Ausstattung zu teuer geworden, während die Herausgeberin freilich nur den inhaltlichen „Erfolg“ sieht.

Gerle hatte die Hefte vom Januar, Februar und März 1824 noch gemeinsam mit der Berliner Schriftstellerin herausgegeben, sich dann aber zurückgezogen. Diesen

¹²⁵ NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/14, Karton 1244, 4902/4. Schreiben von Willmann an Polizeipräsident Sedlnitzky vom 14. 9. 1824.

¹²⁶ Der Kranz 4 (1824) H. 6 (Juni) 144. – Janíčková erweckt in diesem Zusammenhang durch die Übersetzung von „dem Wunsche des Verlegers [...] sich fügend“ mit „po dohodě s vydavatelem“ [nach Absprache/Übereinkunft mit dem Verleger] den unzutreffenden Eindruck einer konfliktfreien Einigung. Vgl. *Janíčková: Manželé Woltmannovi v Čechách* 16 (vgl. Anm. 2).

¹²⁷ WSLB, I. N. 65893.

Schritt begründete er am 4. November 1825 in einem Brief an Johann Wolfgang von Goethe, den er gemeinsam mit Woltmann schon zum Jahresende 1823 um seine Mitarbeit gebeten hatte, folgendermaßen:

Daß jene Dame eine sehr gütige Antwort auf unser gemeinschaftliches Schreiben erhalten, erfuhr ich leider nur aus der dritten, vierten Hand, denn mein bißchen Verträglichkeit, das mich schon hübsch lange und in den verschiedensten Verhältnissen durch die Welt leitet, hielt dieser gelehrten Frau gegenüber nicht stich, und ich hatte, bevor Ihre Antwort ankam, ihr bereits die Redaktion allein überlassen.¹²⁸

Es gab also zwischen den beiden Herausgebern einen schwerwiegenden Konflikt, aber nicht nur zwischen ihnen. Franz Willmann teilte Polizeipräsident Sedlnitzky rückblickend mit, dass Karoline von Woltmann „durch die steten Reibungen und Nekereyen der hierortigen sogenannten Gelehrten und der Verleger ermüdet die Herausgabe dieses Blattes gänzlich aufgab“.¹²⁹

Die Reaktionen der Zeitgenossen waren unterschiedlich. Jene Johann Stanislaus Zaupers kennen wir bereits. Bekannt ist auch die Stellungnahme von František Ladislav Čelakovský,¹³⁰ die den Eindruck erweckt, dass die Darstellung des Gubernialrates Willmann durchaus der Realität entsprach. Čelakovský kritisiert in einem Brief vom 29. August 1822 an Josef Vlastimil Kamarýt den Umgang der Belletristen mit „Märchen“: Man solle diese sammeln, nicht nach schriftlichen Quellen bearbeiten. Hier kritisiert ein romantisch-national eingestellter Dichter den allzu freien Umgang mit Volksdichtung, lange bevor Karoline von Woltmann mit dem „Kranz“ in Berührung kam. Mit dieser Kritik gegenüber deutschsprachigen – oder gar ausländischen – Bearbeitungen böhmischer Stoffe ist er nicht alleine, wie aus einem Artikel von Karel Vinařický ersichtlich ist:

Ueberhaupt bliebe zu wünschen, daß sich Männer die in einem Eilwagen die Wiener oder Dresdner Straße nach Böhmen passirten, wie auch manche einheimische Schriftsteller, die trotz ihrem langen Aufenthalte in Böhmen die Landessprache zu lernen sich nicht Mühe nahmen, und mithin mit dem eigentlichen National-Böhmen kaum in Berührung kamen, aller Charaktergemälde des böhmischen Volks enthalten wollten, um nicht Gefahr zu laufen, auch einen Beitrag zu der Dornenkrone zu liefern, womit es schon zu Genüge mißhandelt worden.¹³¹

Am 12. Juli 1824 meldete Čelakovský schließlich an Kamarýt in sehr zweideutiger Weise: „Němci ztratili v Čechách věneček – (časopis) ó by jej v každém ohledu ztratiti chtěli!“ (Die Deutschen haben in Böhmen ihr Kränzchen – (die Zeitschrift) verloren, oh würden sie es nur in jeder Hinsicht verlieren wollen!).¹³²

¹²⁸ Sauer (Hg.): Goethes Briefwechsel mit Joseph Sebastian Grüner und Joseph Stanislaus Zauper (1820-1832), Bd. 18, 403 (vgl. Anm. 124).

¹²⁹ NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/14, Karton 1244, 4902/4. Schreiben von Willmann an Polizeipräsident Sedlnitzky vom 14. 9. 1824.

¹³⁰ Diesen Hinweis verdanke ich *Langer*: Das Märchen in der tschechischen Literatur 91 (vgl. Anm. 49). – Janíčková führt ihn ebenfalls, aber ohne Quellenangabe an. Vgl. *Janíčková*: Manželé Woltmannovi v Čechách 16 (vgl. Anm. 2).

¹³¹ *Vinařický* [sic!], Karl: Über den gegenwärtigen Zustand der böhmischen Literatur. In: *Jahrbücher des böhmischen Museums* 2 (1831) 388-408, hier 406.

¹³² *Bílý*: Korespondence a zápisky Františka L. Čelakovského 232 (vgl. Anm. 67). An anderer Stelle kritisiert Čelakovský Gerle heftig für einen Artikel „Über Charakter, Sprache und

Karoline von Woltmann hatte also in dreifacher Hinsicht einen schweren Stand: gegenüber der Zensur, die auch ihr nicht freie Hand ließ, als gelehrte Frau, mit der Gerle und andere Prager Literaten nicht zusammenarbeiten wollten – zumal die preußische und somit ausländische Dichterin oft und gerne böhmische Themen bearbeitete, womit sich die tschechischen Romantiker nicht abfinden wollten. Vor allem scheint auch der Verleger Gottlieb Haase den „Kranz“ fallen gelassen zu haben, freilich nur, um bald wieder eine ähnliche Zeitschrift zu gründen.

*Die Nachfolgeprojekte und ihr Scheitern: Die „Elpore“, „Der Pilger“
und die „Bohemia“*

Wie am Anfang dieser Studie schon im Zusammenhang mit „Hyllos“, „Dobrožvěst“ und dem „Kranz“ erwähnt wurde, war es im nachnapoleonischen Böhmen durchaus üblich, dass ein Verleger oder Herausgeber ein neues Projekt mit der „Tendenz“ eines anderen, erloschenen fortsetzen wollte und das auch so formulierte, wenn er den Antrag um Genehmigung der Zeitschrift an die Behörden stellte. Andererseits achteten die Behörden offensichtlich auch auf die wirtschaftliche Kapazität, d. h. das Leserpotential einer Stadt und genehmigten zumindest für Prag nicht zwei Zeitschriften mit demselben Zielpublikum. Da dies den Antragstellern vermutlich bekannt war, bat

der als Schriftsteller bekannte Wolfgang Adolph Gerle um die Bewilligung, die in Prag bisher bestandene Zeitschrift: Der Kranz oder Erholungen für Geist und Herz, deren Redaktion die Frau von Woltmann niedergelegt hat, mit dem veränderten Titel: Der Pilger oder encyklopädische Blätter in der bisherigen Tendenz fortsetzen zu dürfen,

wie Gubernialrat Willmann nach Wien berichtete. Er riet Graf Sedlnitzky aber ab:

Nachdem es überhaupt wünschenswerth ist, derlei Zeitschriften so viel als möglich zu vermindern, und ich bereits am 30ten April d. J. Zahl: 2328 auf die Bewilligung zur Herausgabe der Zeitschrift unter dem Titel: Elpore für Prag antrug, so würden für Prag zwei Zeitschriften zu viel seyn und nebeneinander nicht bestehen können. In dieser Betrachtung erlaube ich mir daher Euer Exz. um die hohe Entschließung über mein Einschreiten hinsichtlich dergleich erwähnten Zeitschrift Elpore, welche eine weit lobenswerthere Tendenz vor sich hat, zu bitten, dagegen aber auf die Verweigerung des vorliegenden Gesuches zur ferneren Herausgabe der mehr bedachten Zeitschrift: der Kranz, wenn auch unter veränderten Titel gehorsamst anzutragen.¹³³

Doch auch die „Elpore“ erschien nie und Karoline von Woltmann verließ Böhmen einige Zeit später endgültig und kehrte nach Berlin zurück. Die Quellen geben keine eindeutige Auskunft über Woltmanns Gründe, doch ist es denkbar, dass die „Elpore“ ähnlich behandelt wurde wie der nächste Versuch Gerles, ein Nachfolgeprojekt für den „Kranz“ auf den Weg zu bringen.

Am 27. Juni 1825 reichte Gerle mit Johann Ritter von Rittersberg als Mitherausgeber und Jakob Ritter von Schönfeld als Verleger ein Nachfolgeprojekt für den

Literatur der Böhmisches Nation“, wovon der deutschsprachige Prager Gerle doch nichts verstehe.

¹³³ NA, PG 1821-1825, Fasc. 16/14, Karton 1244, 4902/4. Schreiben von Willmann an Polizeipräsident Sedlnitzky vom 14.9.1824.

„Kranz“ ein, das den Titel „Bohemia. Zeitschrift fürs gesellige Leben“ tragen sollte. Es unterschied sich inhaltlich und in Bezug auf das angesprochene Publikum tatsächlich in keinem Punkt von seinem Vorgänger, weil es

alle politischen und rein wissenschaftlichen Gegenstände ausschließend, sich darauf beschränken soll, den gebildeten Gesellschaftskreisen nicht nur eine unterhaltende Lectüre in Erzählungen, Gedichten und anderen belletristischen Aufsätzen bestehend, sondern zugleich eine kurze und gefällige Uibersicht von den Erscheinungen in Wissenschaft, Poesie und bildender Kunst /:sowohl des Auslandes, als insbesondere der werthen Heimath:/ der neuesten Entdeckungen der Länder- und Völkerkunde u. s. w. darzubieten.¹³⁴

Die Stellungnahme der Prager Stadthauptmannschaft stimmt dem Hauptargument der Antragsteller, dass es in Böhmen momentan keine solche Zeitung gebe, zu, und das trotz „des untergeordneten Ranges, welchen die Unternehmer Gerle und Rittersberg in dem bezeichneten Litteraturfache einnehmen“.¹³⁵ Auch auf der Ebene des Landesguberniums hatte man einen durchaus kritischen Blick, doch dachte man an die Förderung junger Schriftsteller durch eine solche Plattform. Außerdem wiederholt sich auch das schon zum Gemeinplatz verkommene merkantilistische Argument, dass solche Zeitschriften geeignet seien, „um der Fluth fremder Zeitschriften aus dem benachbarten Auslande und dem hiedurch veranlaßten Geldexporte zum Theile wenigstens Einhalt zu thun“. Neu ist nur, dass der Name der geplanten Zeitschrift kritisiert wird; die altehrwürdige „Bohemia“ habe nichts „im poetischen Flitterstaate“ verloren.¹³⁶ Die Ämter werden kritischer in Bezug auf die Literatur, die sie genehmigen, und unterscheiden offensichtlich nach deren Niveau.

Graf Kollowrat sandte die Stellungnahme der Stadthauptmannschaft am 20. August 1825 nach Wien an Sedlnitzky, wobei er die ebenfalls beantragten Projekte „Elpore“ von Karoline von Woltmann und „Der Pilger“ von Gerle in Erinnerung rief.¹³⁷ Da sich offensichtlich längere Zeit nichts bewegte, forderten die Herausgeber angesichts des nahenden Jahreswechsels am 19. Oktober eine Entscheidung, wobei sie ihrem Schreiben 35 Namen von potenziellen Mitarbeitern beilegten.¹³⁸ In dieser Liste finden sich unter anderem die Namen Friedrich Rückerts, Carl August Böttigers, Franz Castellis und viele der überwiegend aus Wien und Prag stammenden Schriftsteller, die schon zum „Kranz“ beigetragen hatten. Kurz darauf, am 25. Oktober 1825, wurde durch ein Schreiben aus Wien, das ebenfalls auf den Zeitdruck für die Herausgabe der Zeitschrift per 1. Januar 1826 hinweist, Druck ausgeübt. Am 9. November traf schließlich vom k. k. Zentralen Bücherrevisionsamt ein von Sartori unterschriebener Brief ein, in dem dieser bekannt gibt, die Zeitschrift sei

¹³⁴ Österreichisches Staatsarchiv (ÖstA) 4053/1826. Gesuch von W. A. Gerle, J. Ritter von Rittersberg u. Jakob Ritter von Schönfeld, eine periodische Zeitschrift unter dem Titel: *Bohemia. Zeitschrift fürs gesellige Leben* herausgeben zu dürfen.

¹³⁵ *Ebenda*. Gutachten der Prager Stadthauptmannschaft vom 14. 8. 1825.

¹³⁶ *Ebenda*.

¹³⁷ *Ebenda*. Schreiben von Franz Graf Kollowrat an den Präsidenten der k. k. Polizeyhofstelle Grafen von Sedlnitzky vom 20. 8. 1825.

¹³⁸ *Ebenda*. Gesuch von W. A. Gerle, J. Ritter von Rittersberg u. Jakob Ritter von Schönfeld an die K. K. Hohe Polizei- und Zensurhofstelle, Prag, 19. 10. 1825.

mit „admittitur omnib. deletur“ belegt, d. h. bis auf einige Streichungen genehmigt worden. Da

dem Amte aber nicht bekannt ist, daß eine Zeitschrift Bohemia von der hochlöbl. k. k. obersten Polizey und Censur Hofstelle herauszugeben bewilligt worden wäre, so unterlegt dasselbe obige Materialien sammt dem Gutachten des Censors zur hohen Entscheidung.¹³⁹

So war die Entscheidung zwischen zwei Ämtern blockiert und erfolgte schließlich gar nicht. In mehreren Erinnerungsschreiben, welche das Projekt „Bohemia“ vorantreiben sollten, wurde – zuletzt noch am 18. Dezember 1825 – versucht, das Projekt zu retten. Die Herausgeber hätten „alles vorbereitet, um das Unternehmen, dessen sie sich anheischig gemacht, auf eine würdige Weise mit dem neuen Jahre zu beginnen“,¹⁴⁰ doch die Taktik der k. k. Polizei- und Zensurhofstelle war es, das Ansuchen einfach über den Jahreswechsel liegen zu lassen, solange eben, bis die Herausgabe illusorisch geworden war. Fünf Monate später, am 27. Mai 1826, erinnerten die Prager Schriftsteller noch einmal an das unbeantwortete Schreiben. Dieser letzte Appell wurde unterstützt von einem Brief des Grafen Franz Kollowrat an Sedlnitzky.¹⁴¹ Über eine Antwort ist weiter nichts bekannt.

Das bereits geschilderte Muster wiederholte sich auch hier: Das Landesgubernium stand vielen der publizistischen Projekte in Böhmen durchaus positiv gegenüber. Dasselbe gilt für untergeordnete Ämter wie die Prager Stadthauptmannschaft und das k. k. Bücherrevisionsamt in Prag. In Wien hingegen wurden Initiativen nicht nur durch die ausdrückliche Verweigerung des „imprimatur“ verhindert. Vielfach wurden sie auch durch ein langes Verschleppen und Liegenlassen in der Schublade zum Scheitern gebracht – und gegen den gutmütigen Wiener „Schlendrian“ gab es für die Antragsteller selbstverständlich keine rechtliche Handhabe. Sie versuchten daher, die Unterstützung, die man ihnen von Seiten der Landesverwaltung angedeihen ließ, zu nutzen, um Druck auf die zentralen Wiener Stellen auszuüben. Denkbar ist auch, dass so manche Zeitschrift in die Mühlen der Interessen- und Kompetenzkonflikte zwischen den zentralen Wiener Stellen und jenen in den Erbländern und Provinzen geriet. Es mag vielerlei Gründe gegeben haben, doch gedruckt wurde nicht: Das war nicht nur die Realität des Projekts „Bohemia“, sondern auch der anderen Nachfolgeprojekte des „Kranzes“, der „Elpore“ und des „Pilgers“.

Zusammenfassung

Der Untertitel „für gebildete Leser“, den der „Kranz“ seit 1822 trug, ist das Element, das ihn am sichtbarsten in die Tradition der Prager Zeitschriftenlandschaft stellt. Ahnvater „Hesperus“ (Brünn 1809-1832, ab 1811 in Prag) sprach sein Publikum ebenso mit diesem Untertitel an wie auch W. E. Gautschs „Isis“ (1814), Schießlers „Erheiterungen“ (1818) und Kramerius' „Unterhaltungen“ (1822). Alois Uhle hatte

¹³⁹ *Ebenda*. Bescheid der k. k. Zentralen Bücherrevisionsstelle (Sartori), Wien, 9.11.1825.

¹⁴⁰ *Ebenda*. Gesuch von W. A. Gerle, J. Ritter von Rittersberg u. Jakob Ritter von Schönfeld an die K. K. Polizei- und Zensurhofstelle, Prag, 18.12.1825.

¹⁴¹ *Ebenda*. Schreiben Franz Graf Kollowrats an den Präsidenten der Polizeihofstelle Sedlnitzky, datiert Czernikowitz, 10.6.1826.

seine „Bohemia“ (1814) schon als „Eine Zeitschrift für gebildete Böhmen“ verkauft und der „Hyllos“ (1819-1821) war auf deutsch „belehrenden und unterhaltenden Inhalts“ sowie auf tschechisch „poučujícího a obveselujícího obsahu“, – eine Diktion, die manche tschechischsprachigen Zeitschriften wie etwa „Rozmanitosti“ (Mannigfaltiges, 1816-1819), „Dobrozněst“ (1818) und „Čechoslav“ (1821-1825) zum nützlichen Lesen („užitečné čtení“) hin abwandelten. Titel dieser Art treten danach praktisch nicht mehr auf. Spätaufklärerisch-bürgerliche Titelgebung und personelle Kontinuitäten weisen auf die „Familienähnlichkeit“ zwischen den Prager Zeitschriften in der Zeit etwa zwischen 1810 und 1825 hin. Es bleibt noch zu erforschen, in welchem Verhältnis diese Projekte in genetischer, personeller und inhaltlicher Hinsicht genau zueinander standen.

Die Zeitschrift „Der Kranz“ wurde in unregelmäßiger Folge bereits 1820 von Václav Rodomil (Wenzel Richard) Kramerius herausgegeben. Zu dieser Zeit arbeitete Kramerius noch an der tschechischen Zeitschrift „Hyllos. Dobrozněst“ und war wahrscheinlich im ersten Halbjahr 1821 Redakteur der deutschsprachigen Ausgabe des von K. E. Rainold herausgegebenen „Hyllos“. Direkt im Anschluss an dessen Einstellung wurde „Der Kranz“ ab Juli 1821 genehmigt. Sebastian Willibald Schießler fungierte für die ersten drei Monate als dessen Redakteur und schied dann möglicherweise im Streit aus der Zeitschrift aus. Kramerius übernahm auch die Redaktion und leitete den „Kranz“ im September und Oktober, wobei er völlig andere Mitarbeiter engagierte, die er bereits von seinen früheren deutsch- und tschechischsprachigen Projekten her kannte. Schließlich musste V. R. Kramerius den „Kranz“ aufgeben.

Als die Weiterführung des „Kranzes“ im Verlag von Gottlieb Haase und unter der Redaktion Schießlers mit Dezember 1821 genehmigt worden war, erlebte die Zeitschrift im Jahre 1822 eine Erweiterung hinsichtlich ihres Inhalts, ihrer Auflagenzahl und geographischen Reichweite. Nachdem jedoch der Präsident der Polizeihofstelle, Graf Sedlnitzky, in zwei verschiedenen Zusammenhängen negativ auf Schießler aufmerksam geworden war, kam es zu einer Untersuchung und der von den Wiener Zentralbehörden noch nicht anerkannte Herausgeber musste mit Jahresende zurücktreten.

Sein Nachfolger wurde W. A. Gerle, dessen Herausgeberschaft 1823 weitgehend konfliktfrei verlief. Er machte die Zeitschrift zum Forum junger böhmischer Schriftsteller und leitete sowohl die Verbindung mit Karoline von Woltmann als auch mit Weimar in die Wege. Woltmann bat im selben Jahr das Landesgubernium um die Erlaubnis, eine Zeitschrift mit dem Titel „Elpore“ herausgeben zu dürfen. Da die Behörden nicht wünschten, dass in Prag zwei Blätter mit derselben Ausrichtung miteinander konkurrierten, wurde die als verlässlich und regierungsfreundlich geltende Wahlpragerin Woltmann zur Mitherausgeberin des „Kranzes“ gemacht.

Während der ersten drei Monate des Jahrgangs 1824 gaben Karoline von Woltmann und Gerle die Zeitschrift gemeinsam heraus. Diese gewann in ihrem letzten halben Jahr durch Beiträge aus dem Goethe-Kreis und Übersetzungen noch weiter an Internationalität. Zugleich aber kam es zu einem Konflikt zwischen den Herausgebern, der zum Ausscheiden Gerles führte. In weiterer Folge wurde Karoline von Woltmann in Prag zunehmend angefeindet und legte Ende Juni 1824 die

Herausgeberschaft nieder, wofür sie selbst hauptsächlich dem Verleger Haase die Schuld zuwies. Während Stanislaus Zauper Goethe gegenüber die staatlichen Eingriffe für das Scheitern verantwortlich machte, hatte Karoline von Woltmann aus der Sicht der Landesbehörden den Anfeindungen in den Prager literarischen Kreisen nicht standhalten können.

Es wurden sogleich Nachfolgeprojekte beantragt: Karoline von Woltmanns Gesuch um die Genehmigung der „Elpore“ lag seit 1823 bei den Prager und Wiener Behörden und war noch nicht entschieden. Gerle bat, den „Kranz“ unter dem Titel „Der Pilger, oder: enzyklopädische Blätter“ fortsetzen zu dürfen, und legte, als dies nicht genehmigt wurde, im Juni 1825 gemeinsam mit Johann Ritter von Rittersberg ein Konzept für die Zeitschrift „Bohemia“ vor, die bei Schönfeld herauskommen sollte. Das für Januar 1826 geplante Erscheinen dieser Zeitschrift wurde durch Nichtbehandlung über den Jahreswechsel 1825/1826 verzögert und schließlich im Sommer 1826 auch von den Herausgebern fallen gelassen.

Die Nachfolge des „Kranzes“ übernahm ab 1828 eine andere Zeitschrift. Sie hieß letztlich auch „Bohemia. Ein Unterhaltungsblatt“, hatte sonst aber mit Gerles Projekt nur wenig gemein und erschien – wie zuvor „Der Kranz“ – im Verlag Haase. Diese „Bohemia“ bestand bis 1849.¹⁴² Doch schon 1827 hatte sich die böhmische Zeitschriftenlandschaft grundlegend verändert. Unter der Redaktion von František Palacký begannen die bekannte „Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen“ (1827-1829)¹⁴³ und der „Časopis Společnosti vlastenského musea v Čechách“ (ab 1827) zu erscheinen, die sich nicht als biedermeierliche „Unterhaltungsschriften für gebildete Leser“ verstanden, sondern von einem neuen böhmischen Selbstbewusstsein zeugten: Einerseits sollten sie in der deutschen Ausgabe das intellektuelle Aushängeschild Böhmens in Europa sein, andererseits der Beweis dafür, dass das Tschechische wieder zu einer vollgültigen Literatur- und Wissenschaftssprache geworden war.

¹⁴² Über diese Zeitschrift arbeitete schon *Abbrederis*, Helga: Die Bohemia von 1830-1848. Dissertation, Typoskript, Prag 1941. In: Archiv Univerzity Karlovy, Sign. AUK dis IV 112. Die an der Deutschen Karls-Universität verfasste Dissertation der gebürtigen Vorarlbergerin Abbrederis berücksichtigt leider die tschechische Sekundärliteratur nicht.

¹⁴³ 1830 und 1831 wurde die erfolglose Monatsschrift unter der Redaktion von Franz Palacký als vierteljährlich erscheinende „Jahrbücher des böhmischen Museums für Natur- und Länderkunde, Geschichte, Kunst und Literatur“ fortgeführt und dann wegen mangelnden Publikumsinteresses eingestellt.

Jiří Pešek

ZEITGESCHICHTSSCHREIBUNG IN TSCHECHIEN ALS PROBLEM

Notizen zu: Martin Schulze Wessel, *Zeitgeschichtsschreibung in Tschechien.
Institutionen, Methoden, Debatten*

Martin Schulze Wessel hat eine hoch kompetente, im bundesdeutschen Kontext eigentlich erste Übersicht über die tschechische zeithistorische Forschung vorgelegt.¹ Sein Text ist einer der seltenen, wenn nicht der erste, der von einem nicht-tschechischen Historiker zu dieser Thematik verfasst wurde. Schon das ist Anlass genug, sich intensiver damit zu beschäftigen. Der Aufsatz ist als Überblicksdarstellung entstanden, kann daher nicht als Ergebnis systematischer Forschung betrachtet werden. Die Hinweise auf weitere, im Aufsatz nicht berücksichtigte Literatur dürfen also nicht als Silbenstecherei eines pedantischen Bibliographen verstanden werden, sondern sind eine Folge des anderen Blickwinkels, den ich als tschechischer Leser habe. Ich will im Folgenden einige – meiner Meinung nach – wichtige Momente verdeutlichen, die in Schulze Wessels Abhandlung nicht hinreichend berücksichtigt werden konnten. Meine Kommentare möchte ich in zwei Gruppen gliedern: Erstens geht es mir um einzelne Themenfelder der Zeitgeschichte, zweitens um die entsprechende Forschungsbasis.

Es ist selbstverständlich richtig, die tschechische Historiographie getrennt von der slowakischen zu betrachten. Doch zumindest für die Jahre 1945 bis 1989 sollte man sich vergegenwärtigen, dass das slowakische Thema eine außerordentlich wichtige Rolle spielte – in den gemeinsamen tschechisch-slowakischen Diskussionen über die Geschichte der Tschechoslowakei und im Rahmen einer engen und meist freundschaftlichen Zusammenarbeit zwischen tschechischen und slowakischen Historikern insbesondere der Generation der „Achtundsechziger“. Die Tatsache, dass die Deutsch-Tschechische und Deutsch-Slowakische Historikerkommission durch gemeinsame Tagungen und die gemeinsame Herausgabe ihrer Tagungsbände die Teilung der Tschechoslowakei (und somit auch der 1990 gegründeten Gemeinsamen Deutsch-Tschechoslowakischen Historikerkommission) überwunden haben, stellt keine Selbstverständlichkeit dar. Im Jahr 1992 gab es auch separatistische Tendenzen unter den Historikern, diese zeigten sich vor allem (aber nicht nur) auf slowakischer Seite in scharf antitschechischen Ressentiments. Die tschechischen Vorurteile gegenüber einem Teil der slowakischen sozialistischen Historiographie basierten im Übrigen darauf, dass nicht wenige der historisch-ideologischen „Bosse“, die vor 1989 in

¹ *Nützenadel, Alexander/Schieder, Wolfgang* (Hgg.): *Zeitgeschichte als Problem. Nationale Traditionen und Perspektiven der Forschung in Europa*. Göttingen 2004 (Geschichte und Gesellschaft. Sonderh. 20), 307-328.

Prag residierten oder auf dem gesamtslowakischen Felde ihre Regeln durchzusetzen versuchten, Slowaken oder Ruthenen waren.

Trotzdem haben sich die tschechisch-slowakischen Beziehungen besonders im Bereich der zeithistorischen Forschung auch nach 1992 sehr positiv weiterentwickelt. Und der Informationsfluss über slowakische Themen und die Entwicklungen in der slowakischen Historiographie wird in Tschechien eher von Problemen des Buchmarktes als durch fehlendes Interesse behindert. Die „Geschichte der Slowakei“ von Dušan Kováč, die 1998 im Prager Verlag Lidové Noviny erschienen ist und die die Zeit des Slowakischen Staates 1939-1945 und die gesamte Nachkriegsepoche bis Mitte der 1990er Jahre behandelt, wobei auch die tschechisch-slowakischen Beziehungen ausführlich thematisiert werden, gehört zu den wirklich erfolgreichen historischen Werken der letzten Zeit.²

Als weiterer Bereich, der – wahrscheinlich aufgrund des deutschen Verständnisses von Zeitgeschichte – zu kurz gekommen ist, möchte ich die Kulturgeschichte nennen. Es ist erstens klar, dass in einem Beitrag zu einem Sammelband überwiegend Bücher und fast keine Aufsätze erwähnt werden können. Doch diese Darstellungsweise erweist sich für Tschechien als problematisch, da die Publikationspraxis seit Ende des Zweiten Weltkrieges – auch umfangreichen – Aufsätzen oder gar Aufsatzserien und Sammelbänden eindeutig den Vorzug vor Monographien gab. Nach wie vor ist es in Tschechien aus finanziellen Gründen nicht immer einfach, ein wissenschaftliches, mit einem Anmerkungsapparat ausgestattetes Buch zum Druck zu bringen. Zweitens gibt es in Tschechien eine unvergleichbar engere Zusammenarbeit zwischen Historikern, Literatur-, Kunst-, Musik- und Filmhistorikern als in Deutschland. Was auf Seiten der Zeitgeschichte bisher etwas fehlte, war jedoch die Fähigkeit, die Ergebnisse der Nachbarfächer auch in der eigenen Publikations-tätigkeit intensiv zu rezipieren, auch wurden diese in den historischen Zeitschriften zu wenig besprochen. Ein wichtiger Grund dafür war die zumindest bis Ende der 1990er Jahre ungebrochene Führungsrolle der alten Generation von Zeithistorikern. Die großen Kenner der Partei- und Geheimpolizeiakten wie Karel Kaplan nehmen selbst die rein historische Literatur kaum zur Kenntnis.³ Ein Interesse für die Nachbargebiete kann man bei ihnen also kaum erwarten, auch wenn sie über Themen von eminenter Bedeutung für die Kulturgeschichte schreiben.⁴ Die jüngere Generation indessen, die mit der Erfahrung der halboffiziellen interdisziplinären Tagungen der späten 1970er und 1980er Jahre in Plzeň (Pilsen), Tábor (Tabor), Uherský Brod (Ungarisch-Brod) oder im Prager Stadtarchiv aufgewachsen ist, betrachtet das „Über-den-Zaun-Schauen“ als Selbstverständlichkeit. Zeitschriften

² Kováč, Dušan: Dějiny Slovenska [Geschichte der Slowakei]. Praha 1998. Für die Nachkriegsepoche und die tschechisch-slowakischen Beziehungen siehe besonders 245-360.

³ Vergleiche z. B. Kaplan, Karel: Československo v poválečné Evropě [Die Tschechoslowakei im Europa der Nachkriegszeit]. Praha 2004. Im Literaturverzeichnis wird nicht ein einziger nicht-tschechischer Titel aufgeführt.

⁴ Vergleiche z. B. Ders.: „Všechno jste prohráli!“ Co prozrazují archivy o IV. sjezdu SČSS 1967 [„Ihr habt alles verspielt!“ Was die Archive über den IV. Kongress des Verbandes der tschechoslowakischen Schriftsteller verraten]. Praha 1997 und meine kritische Besprechung dazu in: Dějiny a současnost 20 (1998) H. 3, 63 f.

wie „Iluminace“, ein viel gelesenes Periodikum zur Filmgeschichte, das vom Nationalen Filmarchiv herausgegeben wird, sind die besten Beispiele dafür.

Man könnte auch eine ganze Reihe von interdisziplinären kunsthistorischen oder literaturgeschichtlichen Tagungsbänden nennen. Das wichtigste Zeugnis gegenseitiger Inspiration sind aber die Publikationen in den eigentlichen Nachbardisziplinen. Da die Fachausbildung von Kunsthistorikern oder Literaturwissenschaftlern sehr oft mit dem Geschichtsstudium kombiniert wurde, haben diese Wissenschaftler häufig eine solide historische Basis. Ein tieferes Interesse an den historischen Kontexten ruft auch bereits der Umstand hervor, dass die künstlerischen Werke, Entwicklungen und die Schicksale ihrer Protagonisten, mit denen sich Kunsthistoriker befassen, vom zeitgeschichtlichen Kontext kaum zu lösen sind. Das Problem besteht eher darin, dass diese Publikationen bisher nur selten in der Zeitschrift „Soudobé dějiny“ (Zeitgeschichte) besprochen wurden. Einen Ausgleich dafür stellt die meiner Meinung nach hervorragende Bibliographie der Zeitgeschichte dar, die am Prager Institut für Zeitgeschichte entsteht.⁵ Sie zeigt, dass auf diesem Gebiet unvergleichbar mehr geschehen ist, als auf Seite 321 bei Schulze Wessel erwähnt werden konnte.⁶

In dem Text von Schulze Wessel fehlt weiterhin ein Phänomen, das für die tschechische Zeitgeschichte – ja die ganze moderne Geschichte der böhmischen Länder – außerordentlich wichtig ist: die Universitätsgeschichte, vor allem aber die Geschichte der Prager Karls-Universität. Die Kultur- und Wissenschaftsgeschichte, die Sozialgeschichte der Eliten, aber auch die politische Geschichte ohne die Universitätsgeschichte schreiben zu wollen, hieße, die kommunistische Parole von der Führungsrolle des – übrigens im tschechischen Fall nicht gerade illiteraten – Proletariats zu perpetuieren. Möglicherweise ist diese auch in Tschechien verbreitete Unterschätzung der Universitätsgeschichte eine Spätfolge davon, dass viele der Zeithistoriker der alten Generation selbst keine klassische Universitätsausbildung durchlaufen haben, sondern Absolventen der Arbeiter- und Bauernfakultäten bzw. der „Politischen Hochschule“ der 1950er Jahre waren. Sie orientierten sich bei ihrer Arbeit primär an den Richtlinien und Interessen der Partei. Das änderte sich erst während der 1960er Jahre bzw. nach der Zäsur von 1968, als einige von ihnen ihre Distanz –

⁵ *Břeňová, Věra/Rohlíková, Slavěna/Tůma, Oldřich*: Bibliografie českých/československých dějin 1918-1995. Výběr knih, sborníků a článků vydaných v letech 1990-1995 [Bibliographie der tschechischen/tschechoslowakischen Geschichte 1918-1995. Eine Auswahl von Büchern, Sammelbänden und Aufsätzen, aus den Jahren 1990-1995]. 2 Bde. Praha 1997. – *Dies.*: Bibliografie českých/československých dějin 1918-1999. Výběr knih, sborníků a článků vydaných v letech 1996-1999 [Bibliographie der tschechischen/tschechoslowakischen Geschichte 1918-1999. Eine Auswahl von Büchern, Sammelbänden und Aufsätzen, aus den Jahren 1996-1999]. 2 Bde. Praha 1999 und die englischsprachige Kurzfassung: *Břeňová, Věra/Rohlíková, Slavěna*: Czech and Czechoslovak History 1918-1999. A Bibliography of Selected Monographs, Volumes of Essays, and Articles, published from 1990 to 1999. Prague 2000.

⁶ Eine Wertung der hier zitierten Bücher, mit der einen Ausnahme der wertvollen Studien von Knapík, würde ich mir lieber ersparen. Schulze Wessel konnte in seinem Aufsatz das letzte Buch dieses jungen und außerordentlich produktiven Autors noch nicht erwähnen: *Knapík, Jiří*: Únor a kultura. Sovětizace české kultury 1948-1950 [Der Februar und die Kultur. Die Sowjetisierung der tschechischen Kultur 1948-1950]. Praha 2004.

ja Arroganz – gegenüber einem traditionelleren Fachverständnis aufgaben und, zum Teil unter sehr schwierigen Bedingungen, mit seriösen Forschungen begannen. Manche von ihnen wurden angesehene dissidente Wissenschaftler. Ohne alle früheren Dissidenten unter den Zeithistorikern über einen Kamm scheren zu wollen, kann man feststellen, dass ihnen bestimmte Denk- und Arbeitsweisen geblieben sind, die auf ihre wissenschaftliche Sozialisation in den 1950ern zurückzuführen sind. Das betrifft insbesondere methodologische Zugänge sowie die Unfähigkeit, einmal erworbene politische oder nationale Grundüberzeugungen kritisch zu hinterfragen.

Es wird also in jedem Fall notwendig sein, zumindest den vierten Band der großen Geschichte der Karls-Universität (bzw. den zweiten Band der gekürzten englischsprachigen Ausgabe) als Teil der tschechischen historischen Forschung zu begreifen.⁷ Das ist allein schon wegen der dort geleisteten ersten Gesamtdarstellung der Geschichte der Prager Deutschen Universität unabdingbar.⁸ Ebenso wichtig aber sind z.B. die Kapitel von Blanka Zilynská und Zdeněk Pousta über die Jahre 1945-1953, also über den politischen Kampf an der Universität, über die Säuberungen und die gesamte Umgestaltung der Hochschule nach der kommunistischen Machtübernahme vom Februar 1948.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die Tatsache, dass dieser Synthese mehrere vorbereitende Quellenstudien vorausgingen und dass in kontinuierlicher Zusammenarbeit zwischen dem Prager Universitätsarchiv und dem Archiv der Akademie der Wissenschaften (später im Rahmen des gemeinsamen Zentrums für Wissenschaftsgeschichte) einige Tagungen organisiert wurden, deren Erträge in einer ganzen Reihe von Tagungsbänden publiziert wurden.⁹ Das Niveau der Aufsätze war

⁷ *Havránek, Jan / Pousta, Zdeněk* (Hgg.): *Dějiny Univerzity Karlovy* [Geschichte der Karls-Universität]. Bd. 4. 1918-1990. Praha 1998; bzw. *Havránek, Jan / Pousta, Zdeněk* (Hgg.): *A History of Charles University*. Bd. 2. 1802-1990. Prague 2001.

⁸ In diesem Kontext muss vor allem das bahnbrechende Buch von Alena Míšková erwähnt werden: *Míšková, Alena: Německá (Karlova) univerzita od Mnichova k 9. květnu 1945 (Vedení univerzity a obměna profesorského sboru)* [Die Deutsche (Karls-)Universität von München bis zum 9. Mai 1945 (Die Leitung der Universität und die Veränderungen im Professorenkollegium)]. Praha 2002. – Zum Vergleich siehe den Aufsatz: *Konrád, Ota: Philosophie und Psychologie an der Wiener Universität 1938-1945*. In: *Acta Universitatis Carolinae – Historia Universitatis Carolinae Pragensis* 40 (2000) 63-81.

⁹ *Barvíková, Hana* (Hg.): *Věda v českých zemích za druhé světové války. Sborník z konference* (Praha, 18.-19. listopadu 1997) [Wissenschaft in den böhmischen Ländern im Zweiten Weltkrieg. Tagungsband (Prag, 18.-19. November 1997)]. Praha 1998. – *Zilynská, Blanka / Svobodný, Petr* (Hgg.): *Věda v Československu v letech 1945-1953. Sborník z konference* (Praha, 18.-19. listopadu 1998) [Wissenschaft in der Tschechoslowakei in den Jahren 1945-1953. Tagungsband (Prag, 18.-19. November 1998)]. Praha 1999. – *Barvíková, Hana* (Hg.): *Věda v Československu v letech 1953-1963. Sborník z konference* (Praha, 23.-24. listopadu 1999) [Wissenschaft in der Tschechoslowakei in den Jahren 1953-1963. Tagungsband (Prag, 23.-24. November 1999)]. Praha 2000. – *Zilynská, Blanka / Svobodný, Petr* (Hgg.): *Česká věda a Pražské jaro 1963-1970. Sborník z konference* (Praha, 22.-23. listopadu 2000) [Die tschechische Wissenschaft und der Prager Frühling 1963-1970. Tagungsband (Prag, 22.-23. November 2000)]. Praha 2001. – *Kostlán, Antonín* (Hg.): *Věda v Československu v období normalizace 1970-1975. Sborník z konference* (Praha, 21.-22. listopadu 2001) [Wissenschaft in der Tschechoslowakei in der Zeit der Normalisierung 1970-1975. Tagungsband (Prag, 21.-22. November 2001)]. Praha 2002. – Berücksichtigung sollten zudem die Aufsätze zur

nicht immer gleich hoch: Grundlegende Studien werden von kleineren Quellenbeiträgen oder persönlichen Erinnerungen ergänzt. Doch als ein großes Ganzes von etwa 2600 Druckseiten stellen die bisher in diesem Zusammenhang publizierten Titel eine wichtige Grundlage für eine moderne, auch politikbezogene Universitäts-, Wissenschafts- und Kulturgeschichte dar. In diese Bände fanden auch jüngste Erkenntnisse der Forschungen zur Zeitgeschichte der Hochschulen in der Tschechoslowakei sowie der Akademie der Wissenschaften und ihrer Institute Eingang.¹⁰ Und wieder könnte man bitter sagen: Das alles geschah, ohne von den „zertifizierten“ Zeithistorikern in Tschechien wie im Ausland wahrgenommen zu werden. Warum?

Dafür, dass diese Forschungen nach wie vor im Schatten der Zeitgeschichte stehen, gibt es mehrere Gründe. Ein wichtiger Grund ist sicher die traditionelle Unterschätzung der Archive und Archivare von Seiten der „akademischen Historiker“ – in Tschechien wie auch in Deutschland. Die Historiker leben in der Vorstellung, Archivare seien graue Mäuse, politisch größtenteils verdächtig oder zumindest wenig engagiert, die das Material für die „richtigen“ Historiker vorbereiten und vielleicht auch hie und da eine kleine Quellenstudie zu weniger wichtigen Themen aus dem „Rohmaterial“ verfassen. Diese (in der historischen Dimension im Prinzip traditionell reichsdeutsche) Sichtweise war in der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften der kommunistischen Ära fest verankert. Auch ein Teil der nach 1969 relegierten und nach 1989 zurückgekehrten Historiker hält bis heute an ihr fest. In diesen Kontext gehört aber auch die große Tradition historiographischer Forschung im böhmischen und mährischen (aber auch österreichischen) Archivwesen. Das Recht auf – amtlich erlaubte, nicht nur still geduldete – Forschungsarbeit müssen die tschechischen Archivare bis heute hart verteidigen. Die Kämpfe um die jüngste Novelle des Archivgesetzes in den letzten beiden Jahren sind ein deutlicher Beweis dafür. Vor diesem Hintergrund wirkt die Gleichgültigkeit ausländischer Bohemisten gegenüber den Ergebnissen der Forschungsarbeit, die in den tschechischen Archiven geleistet wird, umso schmerzhafter.

Es gibt aber auch eine andere Erklärung dafür, dass Forschungsgebiete wie die Universitätsgeschichte nicht wahrgenommen werden: Die alte Generation von Zeithistorikern hat die „große Politik“ in den Mittelpunkt gestellt. Alles Wichtige geschah ihrer Sicht zufolge eigentlich im Zentralkomitee der Partei, in der Regierung, in den Ministerien oder auch in den Schaltzentralen der Staatssicherheit. Das waren die Ebenen, die ihr untersuchenswert und für die Interpretation der Geschichte ausschlaggebend erschienen. Alles andere sollte lediglich Begleiterscheinung sein oder – wie die Kultur und die Bildung – nur der Ausschmückung dienen. Vilém Prečan und seine Gründergeneration, die das Prager Institut für Zeitgeschichte mit großem Einsatz aufgebaut haben, waren von dieser Vorstellung zeit ihres Forscherlebens geprägt. Als junge kommunistische Historiker waren sie gezwungen gewesen, auch

Zeitgeschichte im Jahrbuch „Acta Universitatis Carolinae – Historia Universitatis Carolinae Pragensis“ finden.

¹⁰ Die jüngste, besonders für die Epoche 1945-1965 nicht nur in Hinsicht auf die Geschichte des Hochschulwesens wichtige Publikation ist: *Urbášek, Pavel / Pulec, Jiří* (Hgg.): *Kapitoly z dějin univerzitního školství na Moravě v letech 1945-1990* [Kapitel aus der Geschichte des Hochschulwesens in Mähren in den Jahren 1945-1990]. Olomouc 2003.

das „schlagende Herz“ der Massen und des Proletariats zur Kenntnis zu nehmen; nach 1989 konnten sie diese Pflicht als ideologischen Ballast abwerfen. Eine komplexe Behandlung von Gesellschaftsgeschichte blieb ihnen – auch aus aktuell politischen Gründen, wie Martin Schulze Wessel zutreffend feststellt – allerdings fern. Erst mit dem Generationswechsel im Institut für Zeitgeschichte unter der Leitung von Prečans Nachfolger Oldřich Tůma, der dem Institut seit dem Jahr 2000 vorsteht, wurden breiter angelegte Konzepte von Zeitgeschichte aufgegriffen und umgesetzt.

Noch 1999, bei der Bestandsaufnahme des Faches, die für den tschechischen Historikertag in Hradec Králové (Königgrätz) vorgenommen wurde, spiegelte sich die Situation vor dem Generationswechsel wider. Ich habe das in meiner Besprechung eines sehr nützlichen Bandes, der aus der zeitgeschichtlichen Sektion dieses Historikertages hervorgegangen ist, mit folgenden – vielleicht bösen – Worten kommentiert:

[...] die bisherige Historiographie zur Zeitgeschichte hat sich vor allem auf das Krisenjahrzehnt 1938-1948 konzentriert – zuweilen mit Ausblicken bis zum Jahr 1954. Es folgten eigentlich nur Stichproben zu den Jahren 1968 und 1989. Ein Großteil der Aufmerksamkeit wurde den politischen Machtkämpfen und ihren Opfern gewidmet. Gerade für die das Forschungsinteresse dominierende Epoche wurde der europäische oder globale Kontext der (eigentlich kleinen) tschechoslowakischen Tragödie nur am Rande untersucht. Abseits des Forschungsinteresses blieb [...] die Erforschung der relativ langen, äußerlich „undramatischen“ Epochen zwischen den berühmten Krisen. Es fehlt neben der Sozialgeschichte auch das Interesse an der Wirtschafts- und einer breit verstandenen Kulturgeschichte (die soziale und politische Rolle der Kunst inbegriffen), ernst zu nehmende universitäre Forschungen auf dem komplizierten Felde der Geschichte von Bildung und Wissenschaft in der Nachkriegszeit werden – zumindest in der Optik des besprochenen Tagungsbandes – kaum als Bestandteil des Stromes der Zeitgeschichte zur Kenntnis genommen. Ein Interesse an der außerordentlich wichtigen Problematik der Alltagsgeschichte oder gar für die Rolle und Bedeutung verschiedener Gruppen der Elite während der Zeit des Sozialismus oder, auf der anderen Seite, an den außenpolitischen Aktivitäten von ‚Regierung und Partei‘ ist nicht zu erkennen.¹¹

Vieles hat sich in den seither vergangenen fünf Jahren wesentlich verbessert, auf Ergebnisse in der Form von Publikationen werden wir aber noch etwas warten müssen. Die damals geforderte Rezeption von Interdisziplinarität ist jedenfalls bisher eher ausgeblieben.¹²

Wollen wir mehr über den Zustand des Faches sagen, müssen wir den engeren Bereich spezialisierter Forschungseinrichtungen verlassen und auch andere akademische Institutionen im universitären Milieu und darüber hinaus in den Blick nehmen. Ist es ein Zufall, dass die drei neuen großen Gesamtdarstellungen der Geschichte der Ersten Tschechoslowakischen Republik von Věra Olivová, Zdeněk Kárník und Antonín Klimek außerhalb der akademischen Institute entstanden

¹¹ Kocian, Jiří / Tůma, Oldřich (Hgg.): Deset let soudobých dějin. Jednání sekce soudobé dějiny na VIII. sjezdu českých historiků. [Zehn Jahre Zeitgeschichte. Die Verhandlungen der Sektion Zeitgeschichte auf dem VIII. tschechischen Historikertag]. Praha 2001. – Meine Rezension des Bandes findet sich in: ČČH 100 (2002) 464 f., hier 465.

¹² Bei ihrer Sitzung 2004, die in Poděbrady stattfand, hat sich die deutsch-tschechische Schulbuchkommission mit diesem Thema für die Nachkriegsepoche beschäftigt. Zwar kann man von Ergebnissen, die sich direkt in den Schulunterricht integrieren ließen, noch nicht sprechen, doch stellt bereits die gemeinsame deutsch-tschechische Thematisierung dieser Problematik einen wichtigen Schritt dar.

sind?¹³ Das Monopol auf historische Synthesen, das die Akademie der Wissenschaften lange inne hatte, ist gleich nach der Wende erloschen. Jetzt ergreifen vor allem neue Verlage wie „Paseka“, „Nakladatelství Lidových novin“, „Argo“ und „Prostor“ die Initiative bei der Erstellung solcher Werke und spielen damit auch eine wichtige Rolle für die Entwicklung der Historiographie.¹⁴

Eine Linie zeitgeschichtlicher Forschung hat sich inzwischen aber auch unter den Soziologen etabliert. So konzentriert sich etwa die Außenstelle des Soziologischen Instituts der Akademie der Wissenschaften in Ústí nad Labem (Aussig) unter der Leitung von Václav Houžvička auf die Vergangenheitsbewältigung im deutsch-tschechischen Grenzgebiet. Und die Soziologen der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Prager Karls-Universität widmen bei ihren Untersuchungen über die heutige kleinstädtische Gesellschaft Südmährens der historischen Dimension dieses Themas große Aufmerksamkeit. Ihre breit angelegten, nicht namentlich gekennzeichneten Untersuchungen wurden einer imaginären Kleinstadt namens „Filipov“ zugeschrieben und publiziert. Diese Forschungen, die sowohl auf der Basis schriftlicher Quellen als auch auf der Grundlage von Interviews durchgeführt wurden, mündeten in eine Reihe von Publikationen über die Machtstrukturen der lokalen Gesellschaft, über die kommunistische Gewaltausübung, regionale Regierungsmethoden und Herrschaftsmechanismen.¹⁵ Das ist genau das, was Martin Schulze Wessel auf Seite 323 einfordert.

¹³ Olivová, Věra: Dějiny první republiky [Geschichte der Ersten Republik]. Praha 2000. – Klimek, Antonín: Boj o Hrad. Vnitropolitický vývoj Československa na půdorysu zápasu o prezidentské nástupnictví. Bd. 1. Hrad a Pětka [Kampf um die Burg. Die innenpolitische Entwicklung der Tschechoslowakei vor dem Hintergrund des Kampfes um die Präsidentschaftsnachfolge. Bd. 1. Die Burg und der Fünferausschuss]. Praha 1996. Bd. 2. Kdo po Masarykovi? [Wer nach Masaryk?] Praha 1998. – Kárník, Zdeněk: České země v éře první republiky. Bd. 1. Vznik, budování a zlatá léta republiky (1918-1929) [Die böhmischen Länder in der Ära der Ersten Republik. Bd. 1. Die Entstehung, der Aufbau und die goldenen Jahre der Ersten Republik (1918-1929)]. Praha 2000. Bd. 2. Československo a České země v krizi a v ohrožení (1930-1935) [Die Tschechoslowakei und die böhmischen Länder in Krise und Bedrohung (1930-1935)]. Praha 2002. Bd. 3. O přežití a o život [Im Kampf um Überleben und Existenz]. Praha 2003.

¹⁴ Das ist u. a. der Fall des im Paseka-Verlag erschienenen Buches: Gebhart, Jan/Kuklík, Jan: Druhá republika 1938-1939. Svár demokracie a totality v politickém, společenském a kulturním životě [Die zweite Republik 1938-1939. Der Widerstreit von Demokratie und Totalitarismus im politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Leben]. Praha, Litomyšl 2004. – Im Übrigen möchte ich Schulze Wessels These (S. 314), die Erforschung der Zweiten Republik seit weitgehend dem Historischen Institut überlassen worden, zumindest relativieren: Die Abteilung des Instituts für Zeitgeschichte zur Erforschung der jüdischen Geschichte ist, was diese kurze Epoche angeht, momentan das aktivste Prager Forschungszentrum. Nach der „Entwissenschaftlichung“ des Instituts für Militärgeschichte der Tschechischen Armee, d. h. nachdem dort die gesamte breiter angelegte militärgeschichtliche Forschungsarbeit auf Befehl von oben eingestellt wurde, wurde die Abteilung für die Geschichte des Widerstandes in das Institut für Zeitgeschichte integriert. Sie arbeitet an einer Synthese zu dieser Problematik, die 2005 erscheinen soll.

¹⁵ Filipov II. Informatoria katedry sociologie FSV UK v Praze [Filipov II. Information des Lehrstuhls für Soziologie an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Karls-Universität Prag]. Praha 1999. – Kandert, Josef (Hg.): Jihomoravský venkov po socialismu: Filipovsko na konci devadesátých let 20. století (Informatoria katedry sociologie FSV UK v Praze –

Die Rolle der Universitätszentren für die zeitgeschichtliche Forschung kann man auch am Aussiger Beispiel verdeutlichen. Aussiger Historiker haben sich seit Anfang der 1990er Jahre systematisch mit der Geschichte des 1938 vom nationalsozialistischen Deutschland besetzten Grenzlandes der ČSR und mit der unmittelbaren Nachkriegszeit im nordböhmischen Grenzgebiet beschäftigt. Die Ergebnisse dieser umfangreichen Quellenarbeit wurden in der Reihe „Geschichte des besetzten Grenzgebietes“ publiziert.¹⁶ An diese Publikationen schließt das im sehr regen Aussiger Verlag „Albis international“ herausgegebene Biographische Handbuch des Reichsgaues Sudetenland 1938-1945 an.¹⁷ Nehmen wir dann noch den dicken Band „Das ‚Sudetenland‘ unter dem Hakenkreuz“ dazu, der 2002 erschienen ist, können wir sagen, dass das einstige Defizit der tschechischen Historiographie, die sich überproportional auf das Protektorat Böhmen und Mähren konzentrierte (Schulze Wessel, S. 316), im letzten Jahrzehnt energisch angegangen wurde.¹⁸ Die genannten Publikationen sind sicher einer ernsten methodischen und interpretatorischen Diskussion wert, und man kann sie nicht als „offiziellen tschechischen Standpunkt“ bezeichnen. Diese Diskussion muss aber erst noch geführt werden.

Es gibt in dem Text von Schulze Wessel eine weitere These, der ich grundsätzlich widersprechen möchte – und zwar den Satz, „[...] es ist nicht erstaunlich, dass sich die tschechische Zeitgeschichtsschreibung – nicht anders als ihr deutsches Pendant – weitgehend auf die Geschichte ihres eigenen Landes konzentriert“ (S. 327). Erstens trifft das in dieser Absolutheit auf die deutsche Geschichtsschreibung gar nicht zu. Analysieren wir die in der deutschen Historischen Bibliographie erfassten Publikationen sub specie dieses Fragenbereichs, zeigt sich, dass in den letzten Jahren etwa 28 Prozent aller Veröffentlichungen zu den Jahren 1918-1945 und fast 22 Prozent der Studien für die Zeit nach 1945 einer außerdeutschen Problematik gewidmet waren.¹⁹ Zwar wurde der Zeitgeschichte Westeuropas – verglichen mit anderen

Filipov III) [Das südmährische Land nach dem Sozialismus: Die Region um Filipov am Ende der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts (Information des Lehrstuhls für Soziologie an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Karls-Universität Prag – Filipov III)]. Praha 2004. – *Kabele, Jiří/Holeček, Tomáš* (Hgg.): Rekonstrukce komunistického vládnutí na konci osmdesátých let. Sociologické texty [Die Rekonstruktion kommunistischer Herrschaft am Ende der achtziger Jahre. Soziologische Texte]. Praha 2003. – *Hájek, Martin* (Hg.): Hierarchie jako přednost i slabina komunistického vládnutí. Dědictví komunistické vlády. Bd. 4. Sborník příspěvků ze semináře konaného 11. a 12. září 2003 v Praze [Hierarchie als Vorzug und Schwäche kommunistischer Herrschaft. Das Erbe kommunistischer Herrschaft. Bd. 4. Tagungsband, hervorgegangen aus dem Seminar am 11. und 12. September 2003 in Prag]. Praha 2003. – *Kabele, Jiří* (Hg.): Výklady vládnutí v reálném socialismu [Deutungen der Herrschaft im realen Sozialismus]. Praha 2004.

¹⁶ *Radvanovský, Zdeněk* (Hg.): Historie okupovaného pohraničí [Die Geschichte des besetzten Grenzlandes]. 8 Bde. Ústí nad Labem 1998-2004.

¹⁷ *Bíman, Stanislav/Dušková, Sabina*: Kdo byl kdo v Říšské župě Sudety 1938-1945. Biografická příručka [Wer war wer im Reichsgau Sudetenland 1938-1945. Biographisches Handbuch]. Bd. 1, A-B. Ústí nad Labem 2003.

¹⁸ *Kural, Václav/Radvanovský, Zdeněk* (Hgg.): „Sudety“ pod hákovým křížem [Das „Sudetenland“ unter dem Hakenkreuz]. Ústí nad Labem 2002.

¹⁹ Es wurden folgende Bände ausgewertet: *Möller, Horst* (Hg.): Historische Bibliographie.

historischen Epochen – wenig Aufmerksamkeit gewidmet, dafür erschienen hier mehr Arbeiten zur Geschichte Ostmitteleuropas und vor allem Sowjetrusslands. Etwa 6 Prozent der zeitgeschichtlichen Studien behandeln schließlich außereuropäische Themen.²⁰

Zweitens ist es auch im tschechischen Fall nicht ganz gerecht, von einer generellen Konzentration des Forschungsinteresses auf das eigene Land bzw. die eigene Nation zu sprechen. Dieser Befund trifft nämlich nur auf das Prager Institut für Zeitgeschichte (aber auch hier mit Einschränkungen – siehe die Arbeiten von Oldřich Tůma) und für das Schlesische Institut in Opava (Troppau) zu.²¹ Wenn man aber auch andere universitäre wie außeruniversitäre Forschungseinrichtungen berücksichtigt, gelangt man zu einem etwas anderen Ergebnis. Sicher hätte seit dem Umbruch von 1989 wesentlich mehr getan werden können, so gibt es etwa auf dem Feld der klassischen Quellenmonographien aus mehreren Gründen nur wenig zu präsentieren. Zieht man aber einerseits in Betracht, dass nicht nur für die tschechischen Archive erst in den 1990er Jahren die Sperrfrist von 50 auf 30 Jahre verkürzt wurde und dass auch in Westeuropa die meisten politisch relevanten Bestände für die Nachkriegszeit erst teilweise für die Forschung freigegeben sind, und vergegenwärtigt man sich andererseits die Flut zugänglicher Editionen und Quellenstudien, die heute eine breit angelegte komparative Forschung ermöglichen, kann man durchaus von einer Reihe interessanter Bücher tschechischer Provenienz sprechen. Studien und Bücher tschechischer Autoren über Themen der Zeitgeschichte, die bisweilen sogar mit einem umfangreichen Anmerkungsapparat ausgestattet sind, die aber nicht problemorientiert, sondern dem Erzählstil der Ereignisgeschichte verhaftet sind, lasse ich, auch wenn sie im tschechischen Kontext wichtig sind, hier bewusst beiseite.²²

Beschäftigen wir uns also nur mit den wissenschaftlichen Publikationen, bei denen es sich oft um die Ergebnisse von Projekten handelt, die in Teamarbeit durchgeführt wurden. Hier sind an erster Stelle die Veröffentlichungen zu nennen, die aus der Zusammenarbeit zwischen dem Historischen Institut der Akademie der Wissen-

Berichtsjahr 1998. München 1999. – *Ders.* (Hg.): Historische Bibliographie. Berichtsjahr 2001. München 2002.

²⁰ Vergleiche: *Pešek*, Jiří: Německé dějepisectví současnosti [Deutsche Geschichtsschreibung der Gegenwart]. In: Acta Universitatis Carolinae – Studia Territoria. Im Druck.

²¹ Man muss aber auch die Forschungskapazität insbesondere der kleineren Institute in Betracht ziehen. Das gilt vor allem für das Schlesische Institut, wo die bahnbrechenden, auf einer sehr breiten Quellenbasis aufbauenden Studien von Tomáš Staněk und Mečislav Borák über verschiedene Formen und Ebenen der Verfolgung in den späten 1940er Jahren verfasst wurden, die Martin Schulze Wessel zu Recht hervorhebt (S. 318 f.).

²² Hier muss vor allem Jan Wanner erwähnt werden, von seinen Büchern möchte ich stellvertretend folgende nennen: *Wanner*, Jan: Brežněv a východní Evropa 1968-1982 [Brežnev und Osteuropa 1968-1982]. Praha 1995. – *Ders.*: Krvavý jom kippur. Čtvrtá a pátá arabsko-izraelská válka ve světové politice [Blutiger Jom Kippur. Der vierte und der fünfte arabisch-israelische Krieg in der internationalen Politik]. Praha 2002. – *Ders.*: Spojené státy a evropská válka 1939-1945. Bd. 1. Pevnost Amerika [Die Vereinigten Staaten und der europäische Krieg 1939-1945. Bd. 1. Festung Amerika]. Praha 2001. Bd. 2. Amerika v boji [Amerika im Kampf]. Praha 2002. Bd. 3. Zápas o Evropu [Der Kampf um Europa]. Praha 2002.

schaften (HÚ AV) und dem Institut für Internationale Studien (IMS) der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Karls-Universität (FSV UK) hervorgegangen sind. Im Historischen Institut der Akademie wirkt nämlich eine Gruppe von Historikern, die bei der Auflösung des Akademie-Instituts für osteuropäische Geschichte 1993 übernommen wurden. Zu ihrer Plattform wurden die Zeitschriften „Slovanský přehled“ und „Slovanské historické studie“. Jüngere Forscher dieser Gruppe wechselten binnen kurzer Zeit an die Universität, habilitierten sich und bauten mit dem Lehrstuhl für Russland und Osteuropa am IMS ein leistungsstarkes Forschungszentrum auf. Die meisten älteren Kollegen blieben indessen an der Akademie. In diesem Umfeld entstand schon 1991 eine – etwas provisorisch wirkende – Arbeit über die Etablierung, die Krise und den Zusammenbruch des sowjetischen Machtblockes.²³ Knapp zehn Jahre später, im Jahr 2000, erschien dann ein mehr als doppelt so dicker und vor allem wissenschaftlich unvergleichbar wertvollerer Band zu demselben Thema.²⁴ Dieser Band bildete gewissermaßen das Pendant zu der am IMS als Habilitationsschrift verteidigten Arbeit des mit den amerikanischen Archivquellen sehr gut vertrauten Petr Luňák „Der Westen. Die Vereinigten Staaten und Europa im Kalten Krieg“.²⁵

Von den Publikationen zur osteuropäischen Problematik, die im HÚ AV entstanden sind, kann man weitere Bände zur Sowjetisierung Mittel-, Ost- und Südosteuropas 1944-1948 oder zur Geschichte des Sowjetstaates und seiner Gesellschaft 1941-1945 nennen.²⁶ Die Historiker des IMS, unter denen Jiří Vykoukal eine Schlüsselrolle spielt, haben ihr Forschungsinteresse zum Teil in Richtung jüngster Zeitgeschichte bis an die Schwelle zur Politologie weiterentwickelt.²⁷ In diesem Rahmen entstanden ein – übrigens sehr erfolgreiches – Buch über die Geschichte der

²³ *Moulis, Vladislav / Valenta, Jaroslav / Vykoukal, Jiří: Vznik, krize a rozpad sovětského bloku v Evropě 1944-1989 [Entstehung, Krise und Zusammenbruch des Sowjetblocks in Europa 1944-1989]. Ostrava 1991.*

²⁴ *Vykoukal, Jiří / Litera, Bohuslav / Tejchman, Miroslav: Východ: Vznik, vývoj a rozpad sovětského bloku 1944-1989 [Der Osten: Entstehung, Entwicklung und Zusammenbruch des Sowjetblocks 1944-1989]. Praha 2000. Vergleiche dazu die beiden wichtigsten Besprechungen von Jan Křen in: Soudobé dějiny 8 (2001) 131-139 und Oldřich Tůma in: ČČH 100 (2002) 421-426.*

²⁵ *Luňák, Petr: Západ. Spojené státy a Evropa ve studené válce [Der Westen. Die Vereinigten Staaten und Europa im Kalten Krieg]. Praha 1997.*

²⁶ *Tejchman, Miroslav / Hradečný, Pavel / Kolář, Josef / Prokš, Petr / Vykoukal, Jiří: Sovětizace východní Evropy. Země střední a jihovýchodní Evropy v letech 1944-1948 [Die Sowjetisierung Osteuropas. Die Länder Mittel- und Südosteuropas in den Jahren 1944-1948]. Praha 1995. – Litera, Bohuslav / Wanner, Jan: Vnitřní fronta: sovětský stát a společnost 1941-1945 [Die innere Front: Der sowjetische Staat und die Gesellschaft 1941-1945]. Praha 2000.*

²⁷ Vgl.: *Halada, Jan u. a. (Hgg.): Bibliografický sborník 1993-2001. Publikační činnost pracovníků Fakulty sociálních věd UK [Bibliographischer Sammelband 1993-2001. Die Publikationstätigkeit der Mitarbeiter der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Karls-Universität]. Praha 2002, 95-136. – Die Tendenz, die Grenze zwischen der Zeitgeschichte und den anderen Betrachtungsweisen der jüngsten Geschichte im Rahmen komplexer konzipierter Area Studies zu überschreiten, spiegelt sich u. a. in der Publikationsreihe des Instituts für Internationale Studien an der Karls-Universität, Acta Universitatis Carolinae – Studia Territoria, wider.*

Vysegrád-Gruppe, ferner Arbeiten über die EU-Osterweiterung und über Themen wie die russischen Öl- und Gasleitungen nach Mitteleuropa seit dem Zerfall der Sowjetunion und die politischen und wirtschaftlichen Auswirkungen dieser international wichtigen infrastrukturellen Einrichtungen auf die Länder dieser Region.²⁸ Sicher kann man die erwähnten und alle anderen Publikationen aus diesem Umfeld aus methodischer oder quellenbezogener Perspektive diskutieren und kritisch bewerten. Und natürlich ist auch die Frage angebracht, welche Wirkung von diesen Arbeiten auf die historische Reflexion und die politischen Diskussionen ausgeht. Nur übersehen sollte man sie nicht.

Befasst man sich mit der zeithistorischen Forschung in der Tschechischen Republik, stellen die Grenzen zwischen der Zeitgeschichte, der Politologie und den auf bestimmte Regionen bezogenen Auslandsstudien eine der aktuellsten Fragen dar. Jan Křen, einer der auch international bekanntesten tschechischen Historiker, der bis 1989 im Dissens wirkte und nach der Wende Mitgründer der Deutsch-Tschechischen Historikerkommission und Gründer des Instituts für Internationale Studien war, war der Erste in Tschechien, der auf der Basis der amerikanischen Erfahrungen ein Konzept der Area Studies für sein neues Institut entwickelte. Hinter diesem Konzept steht der Wunsch, die moderne tschechische Geschichte schwerpunktmäßig mit der russischen, europäischen und nordamerikanischen Zeitgeschichte zusammenzubringen, politische und Rechtssysteme, Kulturen, Fragen der aktuellen Politik, Wirtschaft und soziale Problematiken in Vergangenheit und Gegenwart in den Blick zu nehmen. Damit sollen Probleme und Entwicklungen moderner Großregionen bzw. des gesamten nördlichen Globus in ihrer Komplexität und in der stets vorhandenen Dualität von historischer und aktueller Dimension interpretiert werden. Viele von Křens eigenen Studien sind für diese Betrachtungsweise beispielhaft.²⁹ Dasselbe gilt für seine demnächst erscheinende große Geschichte der böhmischen Länder in ihren internationalen Zusammenhängen.

Ganz ähnliche Ausgangsvorstellungen liegen der Tätigkeit des Instituts für Internationale Beziehungen (Ústav mezinárodních vztahů, ÚMV) zugrunde, das dem tschechischen Außenministerium untersteht. Zeitlich decken die Publikationen die-

²⁸ Vykoukal, Jiří, a kol.: Visegrád. Možnosti a meze středoevropské spolupráce [Visegrád. Möglichkeiten und Grenzen mitteleuropäischer Zusammenarbeit]. Praha 2003. – Kubát, Michal: Východní rozšíření Evropské unie. Východiska – stav – perspektivy [Die Osterweiterung der Europäischen Union. Voraussetzungen – Stand – Perspektiven]. Praha 2001. – Litera, Bohuslav/Hirman, Karel/Vykoukal, Jiří/Wanner, Jan: Ruské produktovody a střední Evropa [Russische Pipelines und Mitteleuropa]. Praha 2003.

²⁹ Křen, Jan: De Munich à Prague. In: Korinman, Michel (Hg.): L'Allemagne vue d'ailleurs. Paris 1993, 169-186. – Křen, Jan: Das Integrationsproblem in Ostmitteleuropa zwischen den beiden Weltkriegen. In: Plaschka, Richard G./Haselsteiner, Horst/Suppan, Arnold/Drabek, Anna M./Zaar, Birgitta (Hgg.): Mitteleuropa-Konzeptionen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien 1995, 153-164. – Křen, Jan: Changed in Identity: Germans in Bohemia and Moravia in the Nineteenth Century. In: Teich, Mikuláš (Hg.): Bohemia in History. Cambridge 1998, 324-343. – Křen, Jan: Česká a německá historická paměť [Das tschechische und das deutsche historische Gedächtnis]. In: ČČH 97 (1999) 312-331. – Ders.: Interpretace národních, středoevropských a evropských dějin [Die Interpretation der nationalen, der mitteleuropäischen und der europäischen Geschichte]. In: Soudobé dějiny 6 (1999) 488-511.

ses Instituts die gesamte Epoche von der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit bis zur Gegenwart ab. Auch das Themenspektrum der Studien, die dort erscheinen, ist sehr breit: In jüngster Zeit sind dort – um nur einige wenige Beispiele zu nennen – Arbeiten über die Situation im sowjetischen Machtblock zwischen 1945 und dem Zerfall der Sowjetunion erschienen, über die Entwicklung und Tätigkeit der Organisationen der vertriebenen Sudetendeutschen in der Bundesrepublik, über die historischen und aktuellen Beziehungen Deutschlands zu seinen östlichen Nachbarn sowie über die deutsch-tschechischen Beziehungen in der Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit.³⁰

Die Studien, die im ÚMV entstanden sind, spielen im tschechischen Kontext eine umso größere Rolle, als sie die moderne und die Zeitgeschichte Deutschlands in den Blick nehmen. Eine zu geringe, wenn nicht gar mangelhafte Aufmerksamkeit gegenüber dem größten und dauerhaft wichtigsten Nachbarn, ist, wie Martin Schulze Wessel im Hinblick auf den Schwerpunkt „Komparatistik“ zu Recht erwähnt (S. 327), eine der größten Schwachstellen der tschechischen Zeitgeschichte.³¹ Doch kann man auch außerhalb des ÚMV auf diesem Feld zumindest vereinzelt wichtige Monographien finden: Die 2001 am Dresdner Hannah-Arendt-Institut publizierte Arbeit von Jaroslav Kučera, einem Dozenten des Prager Instituts für Internationale Studien, über die „Tschechoslowakische Deutschlandpolitik 1945-1948“ sollte in diesem Kontext nicht vergessen werden.³²

Das Hauptproblem all dieser Publikationen – unabhängig davon, ob sie von der Akademie, dem Institut für Internationale Studien oder dem Institut für Internationalen Beziehungen vorgelegt werden (man könnte und sollte hier vielleicht auch von den Veröffentlichungen der Universitäten in Brno (Brünn) und Olomouc (Olmütz) sprechen, die ich aber zu wenig kenne), ist, dass sie – von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen – in kleinen Auflagen erscheinen, auf dem normalen Buchmarkt kaum auftauchen und in den tschechischen historischen Zeitschriften kaum besprochen werden. Dazu kommt, dass sie aufgrund der Sprachbarriere vom aus-

³⁰ Leska, Vladimír: Rusko, Polsko, střední Evropa: dědictví minulosti a současnost [Russland, Polen, Mitteleuropa: Das Erbe der Vergangenheit und die Gegenwart]. Praha 1998. – Kural, Václav u. a. (Hgg.): Krajanské organizace sudetských Němců v SRN. Studie o sudetoněmecké otázce. Část II [Die landsmannschaftlichen Organisationen der Sudetendeutschen in der BRD. Studie zur sudetendeutschen Frage. Teil II]. Praha 1998. – Had, Miloslav (Hg.): Malé země, velcí sousedé [Kleine Länder, große Nachbarn]. Praha 1998. – Handl, Vladimír/Hon, Jan/Pick, Otto (Hgg.): Vztahy SRN ke státům střední Evropy od roku 1990 [Die Beziehungen der BRD zu den Ländern Mitteleuropas seit dem Jahr 1990]. Praha 1998. – Plšková, Jaroslava: Východní politika Brandtovy vlády v letech 1969-1974 [Die Ostpolitik der Regierung Brandt in den Jahren 1969-1974]. Praha 1999. – Kural, Václav: Konflikt anstatt Gemeinschaft? Tschechen und Deutsche im tschechoslowakischen Staat (1918-1938). Praha 2001.

³¹ Zumindest ein Versuch wurde unternommen, die tschechische und österreichische Geschichte der Nachkriegszeit parallel darzustellen: Heiss, Gernot/Míšková, Alena/Pešek, Jiří/Rathkolb, Oliver (Hgg.): An der Bruchlinie. Österreich und die Tschechoslowakei nach 1945/Na rozhraní světů. Rakousko a Československo po 1945. Innsbruck, Wien 1998.

³² Kučera, Jaroslav: „Der Hai wird nie wieder so stark sein“. Tschechoslowakische Deutschlandpolitik 1945-1948. Dresden 2001 (Berichte und Studien des Hannah-Arendt-Instituts 34).

ländischen Fachpublikum praktisch nicht rezipiert werden. Sicher könnte man diese Arbeiten auch gleich auf Englisch oder Deutsch drucken. Dem steht aber nicht nur entgegen, dass eine dementsprechende Tradition in Tschechien ebenso fehlt wie die finanziellen Mittel für die Übersetzungen. Vielmehr müsste man dann auch den Anspruch aufgeben, in Tschechien breitere Leserschichten zu erreichen.

Die meisten dieser Bücher entstanden auf der Basis von Projekten, die von den beiden großen staatlichen Drittmittelgebern – der Grantagentur der Tschechischen Republik (GA ČR) und der Grantagentur der Akademie der Wissenschaften (GA AV) – gefördert und teilweise sogar angeregt wurden. Wenn Martin Schulze Wessel feststellt (S. 327), das Interesse an der internationalen zeitgeschichtlichen Problematik sei von reemigrierten Historikern wie Vilém Prečan geweckt worden, ist das zwar bona fide gesagt, aber nicht ganz zutreffend. Es gibt sicher tschechische Historiker bzw. Experten für Außenpolitik, die nach ihrer Emeritierung im Ausland „nach Hause“ gekommen sind, um in Tschechien eine beachtliche Lehr-, Organisations- und Forschungsarbeit zu beginnen. Die wichtigsten Namen sind in diesem Zusammenhang Otto Pick und Michal Reiman.³³ Die meisten Rückkehrer aber interessieren sich eher für tschechische Probleme. Vielmehr waren es zum Teil die Bedürfnisse der neuen tschechischen Außenpolitik, die die Bearbeitung einiger Themen (u. a. der verschiedenen Etappen der Entwicklung der Beziehungen der Tschechoslowakei zu den beiden deutschen Staaten) stimulierten. Die entscheidende Rolle aber spielten hier die nicht länger von politischen Zwängen behinderten, intensiven und direkten Beziehungen zwischen den jüngeren tschechischen und ausländischen Historikern. So laufen derzeit mehrere internationale Projekte (u. a. zur Geschichte der DDR), die von tschechischen und deutschen Historikern gemeinsam bearbeitet werden.

Das Interesse an den internationalen Zusammenhängen der tschechischen Geschichte ist indessen nicht auf einige wenige Institute begrenzt: Blättert man die Bände durch, die anlässlich der tschechischen Historikertage von 1993 und 1999 erschienen, sieht man, dass die „europäischen Kontexte“ stets thematisiert wur-

³³ Eine vollständige Übersicht über die Veröffentlichungen Michal Reimans für die Jahre 1995-2001 findet sich in: Bibliografický sborník 1993-2001, 123-125 (vgl. Anm. 27). – Als Michal Reimans für das tschechische Publikum vielleicht wichtigste Publikationen sollten an dieser Stelle genannt werden: *Reiman, Michal: Obrat roku 1953 a Chruščev* [Die Wende des Jahres 1953 und Chruščev]. In: *Slovanský přehled* 83 (1997) 401-414. – *Ders.: Stalin po válce (1945-1948)* [Stalin nach dem Krieg (1945-1948)]. In: *Soudobé dějiny* 4 (1997) 42-63. – *Ders.: Z dějin vnitropolitického zápasu v SSSR v Chruščevově době: dokumenty k případu Malenkova v roce 1955 a Žukova v roce 1957* [Zur Geschichte der innenpolitischen Kämpfe in der UdSSR in der Chruščev-Zeit: Dokumente zu den Fällen Malenkov im Jahr 1955 und Žukov im Jahr 1957]. In: *Slovanský přehled* 83 (1997) 195-209. – *Ders.: Sovětský podíl na Únoru 1948* [Der sowjetische Anteil am Februar 1948]. In: *Listy* 28 (1998), H. 2, 79-82. – *Ders.: Poválečné konflikty a rivality na sovětské špici: Sovětské dějiny v nových dílech ruských autorů* [Konflikte und Rivalitäten an der sowjetischen Spitze in der Nachkriegszeit: Sowjetgeschichte in den neuen Werken russischer Autoren]. I, II. In: *Soudobé dějiny* 7 (2000) 547-593 und 8 (2001) 44-57. – *Ders. / Luňák, Petr: Studená válka 1954-1964. Sovětské dokumenty v českých archivech* [Der Kalte Krieg. Sowjetische Dokumente in tschechischen Archiven]. Praha, Brno 2000.

den.³⁴ Der VIII. Historikertag 1999, der in Hradec Králové stattfand, trug sogar das programmatische Motto „České země, Evropa a svět“ (Die böhmischen Länder, Europa und die Welt).³⁵

Einen Perspektivenwechsel nahm z.B. auch die vom Collegium Carolinum in Prag als deutsch-tschechische Begegnung organisierte Konferenz „Europa mit den Augen der Tschechen gesehen“ vor, die sich mit tschechischen Europaperzeptionen befasste und in einen Tagungsband mündete, zu dem auch Martin Schulze Wessel einen wertvollen Aufsatz beigetragen hat.³⁶

Wenn wir schon über diese meiner Meinung nach ziemlich differenzierten Zugänge zu den internationalen Koordinaten tschechischer Zeitgeschichte sprechen, darf vielleicht auch die Frage gestellt werden, ob wirklich, wie Martin Schulze Wessel befürchtet, in der Arbeit der Deutsch-Tschechischen Historikerkommission die Gefahr steckt,

dass – bei aller Annäherung – historische Fragen in nationalen Lagern verhandelt werden und damit die traditionelle, in der deutsch-tschechischen Geschichtsdebatte tief verankerte Vorstellung genährt wird, es gäbe zu bestimmten Fragen einen eigentlich tschechischen oder eigentlich deutschen Standpunkt. (S. 312)

Was aber ist der „deutsche“ und was der „tschechische“ Standpunkt? Kann man solche nationalen Positionen unter den tschechischen oder unter den deutschen Historikern überhaupt ausmachen? Die Kommission wurde von Journalisten schon mehrmals dafür gerügt, dass sie zu wenig streite, weil persönliche Sympathien der Mitglieder untereinander dazu führten, dass ernsthafte Probleme und Differenzen außer Betracht gelassen würden. Auch für diesen Vorwurf konnten bisher keine Beweise erbracht werden. Vielmehr laufen die Diskussionen in der Kommission eher entlang der Generationslinien oder einfach innerhalb der einen oder anderen „nationalen Mannschaft“. Martin Schulze Wessel muss das übrigens als Kommissionsmitglied aus eigener Erfahrung wissen. Selbstverständlich sind die gemeinsamen

³⁴ Poustka, Zdeněk (Hg.): VII. sjezd českých historiků. Praha 24.-26. září 1993 [VII. Tschechischer Historikertag in Prag, 24.-26. September 1993]. Praha 1994. – Hier vor allem Havránek, Jan: Snahy o celostný pohled na světové a evropské dějiny v posledních deseti letech [Versuch eines umfassenden Blicks auf die Weltgeschichte und die europäische Geschichte in den letzten Jahrzehnten]. In: *Ebenda* 87-92. – Pešek, Jiří: České a světové dějepisectví v současnosti [Tschechische und internationale Geschichtsschreibung der Gegenwart]. In: *Ebenda* 97-107.

³⁵ Es ist allerdings die Frage, in welchem Maß dieses Thema von den Teilnehmern auch aufgenommen wurde. Zumindest in einer Sektion ist das Konzept aber aufgegangen, sie stand unter dem Titel: „Modernisierung der tschechischen Geschichtsschreibung und die methodologische Entwicklung der Weltgeschichtsschreibung“. Vergleiche: Pešek, Jiří/Konrád, Ota (Hgg.): VIII. sjezd českých historiků. Hradec Králové 10.-12. září 1999 [VIII. Tschechischer Historikertag. Königgrätz, 10.-12. September 1999]. Praha 2000, 119-143.

³⁶ Hahnová, Eva (Hg.): Evropa očima Čechů. Sborník ze symposia konaného v Centru Franze Kafky ve dnech 22.-23. října 1996 [Europa mit den Augen der Tschechen gesehen. Sammelband der Tagung, die im Franz Kafka-Zentrum in den Tagen vom 22.-23. Oktober 1996 stattfand]. Praha 1997, hier: Schulze Wessel, Martin: Střed je na západě. Střední Evropa v české diskuzi 80. let [Die Mitte liegt im Westen. Mitteleuropa in den tschechischen Diskussionen der 80er Jahre] 73-93.

Erklärungen der Kommission zu politischen Themen zurückhaltend. Dass Zurückhaltung auch die Beiträge der Tagungsbände bestimmt, würde ich schon eher in Frage stellen.

Die eigentlich trilaterale Kommission hat sich wiederholt mit Themen der jüngeren Zeitgeschichte beschäftigt. (In diesem Zusammenhang ist es zu bedauern, dass in Martin Schulze Wessels Aufsatz die Publikationsreihe der Kommission praktisch unerwähnt geblieben ist.³⁷) So kam 1997 die vielleicht erste multilaterale Tagung zur Problematik der Vertreibungen in Mitteleuropa während und nach dem Zweiten Weltkrieg zustande.³⁸ Tschechische Historiker sind aber auch generell an der internationalen Diskussion zum Thema Zwangsmigration beteiligt. Als Beispiel könnte man die vom Mainzer Institut für europäische Geschichte in Zusammenarbeit mit dem Prager Stadtarchiv und dem Institut für Internationale Studien der Prager Karls-Universität im Oktober 2002 in Prag veranstaltete Tagung „Zwangsmigrationen in Europa 1938-1950“ anführen, auf der Historiker aus elf europäischen Ländern referierten.³⁹ Nicht zuletzt sollte erwähnt werden, dass sich auch die Historische Kommission der Böhmisches Länder unter dem Vorsitz von Ralph Melville in letzter Zeit Fragen der Zeitgeschichte zugewendet hat und sich – in Kooperation mit dem Collegium Carolinum und in enger Zusammenarbeit mit der

³⁷ Zumindest einige Titel sollten an dieser Stelle erwähnt werden: *Brandes, Detlef/Kural, Václav* (Hgg.): Der Weg in die Katastrophe. Deutsch-tschechoslowakische Beziehungen 1938-1947. Essen 1994 (Veröffentlichungen des Instituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 3). – *Lemberg, Hans/Křen, Jan/Kováč, Dušan* (Hgg.): Im geteilten Europa. Tschechen, Slowaken und Deutsche und ihre Staaten 1948-1989. Essen 1998 (Veröffentlichungen des Instituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 10). – *Hoensch, Jörg K./Biman, Stanislav/Lipták, Lubomír* (Hgg.): Judenemanzipation - Antisemitismus - Verfolgung in Deutschland, Österreich-Ungarn, den Böhmisches Ländern und in der Slowakei. Essen 1999 (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission 6). – *Glettler, Monika/Lipták, Lubomír/Mišková, Alena* (Hgg.): Geteilt, besetzt, beherrscht. Die Tschechoslowakei 1938-1945: Reichsgau Sudetenland, Protektorat Böhmen und Mähren, Slowakei. Essen 2004 (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission 11). – Zur Tagung der Kommission im Jahr 2003 siehe den Bericht von *Wiedemann, Andreas*: Československo a oba německé státy 1949-1990 [Die Tschechoslowakei und die beiden deutschen Staaten 1949-1990]. In: ČČH 101 (2003) 764-767. – *Ders.*: Die Tschechoslowakei und die beiden deutschen Staaten. In: Bohemia 44 (2003) 203-207. – Zur Tagung der Kommission 2004 zu dem Thema „Kultur als Vehikel und als Opponent politischer Absichten“ siehe den Bericht von *Michaela Marek* in diesem Heft der Bohemia.

³⁸ *Brandes, Detlef/Ivaničková, Edita/Pešek, Jiří* (Hgg.): Erzwungene Trennung. Vertreibungen und Aussiedlungen in und aus der Tschechoslowakei 1938-1947 im Vergleich mit Polen, Ungarn und Jugoslawien. Essen 1999 (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission 8). – *Dies.* in der tschechisch-slowakischen Fassung: Vynútený rozchod. Vyhnanie a vysídlenie z Československa 1938-1947 v porovnaní s Poľskom, Maďarskom a Juhosláviou. Bratislava 1999.

³⁹ Vergleiche den Bericht von *Pánková, Lucie*: Evropa v letech 1938-1950 z perspektivy nucených migrací [Europa in den Jahren 1938-1950 aus der Perspektive der Zwangsmigration]. In: ČČH 101 (2003) 219-221. Der Tagungsband ist noch in Bearbeitung.

Brüner Universität – der Aufarbeitung der sudetendeutschen Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts widmet.⁴⁰

An anderen Stellen seines Aufsatzes hält Martin Schulze Wessel sich mit seiner Kritik sehr zurück. So hat er einige der wirklich brennenden Probleme der tschechischen Zeitgeschichte unerwähnt gelassen. Sicher wäre einzelnen Feldern zeitgeschichtlicher Forschung – dem Alltag, der Kultur, dem Sozialleben, der bürgerlichen Gesellschaft, Aspekten der Geschlechterverhältnisse, aber auch Themen wie der Parteipropaganda, der Kirchengeschichte sowie der Rolle der Kirchen unter den Diktaturen des 20. Jahrhunderts – mehr Aufmerksamkeit zu wünschen. Und sicher müssten die Ergebnisse dieser Forschung in den internationalen Vergleich eingespeist werden. Meiner Erfahrung nach liegt das Hauptproblem aber nicht im Bereich der Erforschung der Zeitgeschichte, sondern in ihrer Vermittlung. Was wir in Tschechien derzeit schmerzlich vermissen, ist eine fachlich solide Präsentation von Zeitgeschichte in den Medien, vor allem aber auch in den Schulen.

Im Jahr 2003 hat eine Untersuchung der Schulinspektion der Tschechischen Republik das erschreckende Ergebnis erbracht, dass ein Drittel aller Schulen im Geschichtsunterricht der Mittelstufe nie bis zur Ersten Tschechoslowakischen Republik, zum Münchner Abkommen, zur deutschen Besatzung, zur Geschichte des Holocaust und zur Befreiung im Jahr 1945 kommt. Und praktisch keine Schule schafft es, im regulären Unterricht auch noch die Nachkriegsgeschichte zu vermitteln. In Tschechien wächst also eine Generation heran, die in der Schule nichts über die Vertreibung der Deutschen nach Kriegsende, über die kommunistische Machtübernahme von 1948, die politischen Säuberungen, Prozesse und Lager der Stalinzeit gelernt hat. Sie hat aber auch nichts vom Prager Frühling und seiner Niederschlagung durch die Truppen des Warschauer Paktes oder dem Umbruch im Jahr 1989 gehört.

Sicher gibt es positive Ausnahmen, auch werden an manchen Gymnasien im letzten Schuljahr Wahlkurse zur Geschichte der Nachkriegszeit angeboten. Und ganz offensichtlich sind die Schüler an Problemen der Zeitgeschichte besonders interessiert. Das, was die jungen Leute bewegt, sind allerdings nicht die Machtkämpfe an der Parteispitze. Vielmehr wollen sie sich mit Alltagsgeschichte beschäftigen, mit der Entwicklung der offiziellen wie der inoffiziellen Kultur, mit der Geschichte der Jugend und der Frauen, mit den mentalen Veränderungen der Menschen, die in der Geschichte selten die Wahl hatten und meistens gezwungen waren, sich mit wechselnden, überwiegend unerfreulichen Regimen zu arrangieren.

Doch aufgrund einer Entscheidung des tschechischen Bildungsministeriums wurden die Lehrpläne den Schulen zur freien Verfügung gestellt und zugleich deutlich gekürzt. Ihre Freiheit nutzen die – überwiegend älteren – Geschichtslehrer dazu, über die „sicheren“ Zeiten der Neandertaler, des Mittelalters oder der „nationalen Wiedergeburt“ zu sprechen. Die irgendwie unklare Geschichte der Zeit, über die sie selbst an der Universität nichts oder nur kommunistische Parolen gelernt haben, lassen sie lieber weg. Zwar gibt es inzwischen sehr brauchbare Lehrbücher (die viel-

⁴⁰ Dazu den Tagungsbericht „Die sudetendeutsche Geschichtsschreibung 1918-1960“ von Christiane Brenner in diesem Heft der Bohemia.

leicht ein bisschen zu stark an der „großen Politik“ orientiert sind) wie die von den beiden Kuklíks und von Jiří Kocian; doch werden diese nur selten wirklich benutzt oder von den Schulen gar nicht erst gekauft.⁴¹

Das Problem setzt sich an den Universitäten fort: Nur an wenigen Fakultäten wird die Geschichte der Nachkriegszeit gelesen und wenn, dann nur in Überblicksveranstaltungen. Es fehlt an Fachspezialisten. Das Institut für Internationale Studien der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Karls-Universität, an dem die europäische und amerikanische Geschichte des ganzen 20. Jahrhunderts einen Schwerpunkt bilden, ist – soviel ich weiß – eine Ausnahme in der ganzen Republik. Hier kann man auch von einer intensiven Beteiligung ausländischer Dozenten profitieren.

Die Aufgabe, die tschechische Gesellschaft über ihre Geschichte (also in einer Dreigenerationenperspektive etwa von „München“ bis heute) zu belehren, hat daher weitgehend die Presse übernommen. Es wäre billig, nur über sie zu schimpfen. Auch sie leidet unter fehlender Vorbildung, auch sie kämpft mit den zu kleinen Auflagen der Fachbücher, über die die meisten Journalisten gar nicht informiert sind. Vor allem aber müssen Journalisten die kommerzielle Seite der „Vermarktung“ zeit-historischer Themen stets im Auge behalten. Um in der Konkurrenz der tschechischen Presselandschaft zu überleben, die von großen Boulevardblättern dominiert wird, werden einige wenige Konfliktthemen aufgebauscht, es wird vereinfacht und moralisiert. Die Ergebnisse sind entsprechend. Nimmt man die – überwiegend eher indirekte – politische Einwirkung und die Interessen verschiedener Parteien und gesellschaftlicher Gruppen noch dazu, die ihren Einfluss auf die Presse geltend machen, ergibt sich ein unerfreuliches Gesamtbild. Das erschreckende Niveau der Presse wirkt sich wiederum auf die Kultur und Atmosphäre des Faches aus. Diese Situation bildete den Ausgangspunkt für das „Manifest“ unter dem Titel „Historiker gegen die Vergewaltigung der Geschichte“, das auch Martin Schulze Wessel erwähnt.⁴²

Die Entwicklung der zeitgeschichtlichen Forschung macht aber trotz dieser unerfreulichen Umstände deutliche Fortschritte: Das Spektrum des Interesses wächst kontinuierlich, Oral History ist längst als fester Bestandteil des Faches etabliert, neben bereits zu Standardwerken gewordenen Arbeiten älterer Kollegen auf diesem Feld (vor allem von Milan Otáhal) sind Werke jüngerer Autoren getreten, die auch von der Öffentlichkeit wahrgenommen werden. Jiří Suks brillante Darstellung der

⁴¹ *Kuklíkovi, Jan a Jan: Dějiny 20. století [Geschichte des 20. Jahrhunderts]. Praha 1995. – Kocian, Jiří/Kuklík, Jan: Lidé v dějinách IV/2 (1945-1989) [Menschen in der Geschichte IV/2 (1945-1989)]. Praha 1998.*

⁴² Der Schlüsselsatz dieses Textes lautet aus meiner Perspektive: „Wir sind überzeugt davon, dass die Erkenntnis von Geschichte einen offenen Prozess darstellt, zugleich haben wir allerdings auch die Erfahrung gemacht, dass ein utilitäres Verdrehen und Verleugnen der Erkenntnisse über die Geschichte, die in der internationalen wissenschaftlichen Diskussion erbracht wurden, zu einem der wirkungsmächtigsten Mittel werden kann, die Gesellschaften in ihrem Inneren wie die Nationen gegeneinander aufzuhetzen. Mit unserer Resolution möchten wir auf diese Gefahr aufmerksam machen und einige Orientierungspunkte in die kommenden Diskussionen einbringen.“

Revolution von 1989 – die erste umfassende Abhandlung des Umbruchs in der Tschechoslowakei – ist mit einem der wichtigsten tschechischen Literaturpreise ausgezeichnet worden und hat dadurch auch allgemeine Popularität erlangt.⁴³

Die Postmoderne hat uns von mancher alten Illusion befreit. Die Vorstellung, dass „*historia magistra vitae*“ bleiben könnte, haben die Historiker längst aufgegeben. Trotzdem bleibt eine enge Verbindung zwischen dem – leider „entromantisierten“ – Fach Geschichte und besonders der Zeitgeschichte einerseits, der Gesellschaft andererseits für beide Seiten wichtig, ja notwendig. Es sollte sich zumindest keine zu breite Kluft zwischen beiden auftun. Ich bin Martin Schulze Wessel dankbar, dass er mit seinem sehr informativen und zugleich mit Distanz verfassten Aufsatz eine Basis für eine breitere Diskussion über den Zustand, die Probleme und die Aussichten der tschechischen Zeitgeschichte geschaffen hat.

⁴³ Suk, Jan: *Labyrintem revoluce: Aktéři, zápletky, křižovatky jedné politické krize (od listopadu 1989 do června 1990)* [Durch das Labyrinth der Revolution. Akteure, Verwicklungen und Scheidewege einer politischen Krise (von November 1989 bis Juni 1990)]. Praha 2003.

Martin Schulze Wessel

ZEITGESCHICHTE ALS INTERNATIONALE GESCHICHTE – ANTWORT AN JIŘÍ PEŠEK

Jiří Pešeks „Notizen“ begreife ich teils als wichtige Ergänzung und Korrektur, teils als interessante Kontroverse zu meinem Aufsatz. Korrekturen, die ich gerne akzeptiere, betreffen zum Beispiel die von mir nicht erwähnten Area Studies am Institut für Internationale Studien. Viele andere Hinweise sind eher Ergänzungen, die ein umfassenderes Bild von den Forschungen zur Zeitgeschichte in Tschechien vermitteln, als es mir in meinem Aufsatz möglich war, zu skizzieren. Einige Einwände scheinen mir auf Missverständnissen zu beruhen.

Auch mir ging es ja um eine kritische Würdigung der tschechischen Zeitgeschichtsschreibung, die undifferenzierte Urteile über die Historiographie im östlichen Europa revidieren sollte. Wenn ein angesehenener deutscher Zeithistoriker wie Jost Dülffer pauschal über die Zeitgeschichte im östlichen Europa schreibt: „Auf diesem Gebiet sind noch die inhaltlich wie methodisch gravierendsten Leerstellen europäischer Zeitgeschichte zu sehen“¹ – womit Dülffer wohlgerne nicht nur die Historiographie der Zeitgeschichte im östlichen Europa, sondern auch in Deutschland und Westeuropa über das östliche Europa meint –, so ist das in Bezug auf die Historiographie zu Tschechien auch aus meiner Sicht zu korrigieren.

Weshalb kommen Jiří Pešek und ich dennoch zu so unterschiedlichen Ergebnissen? Ein grundlegender Unterschied liegt im Begriff der Zeitgeschichte. Jiří Pešek versteht unter Zeitgeschichte alle Forschungen und Veröffentlichungen, die die Zeit zwischen 1945 und der Gegenwart betreffen. Film-, Theater-, Universitätsgeschichte, Ethnologie, Politologie – alle diese Teilfächer und Disziplinen betreiben aus seiner Sicht Zeitgeschichte, insofern sie unsere Kenntnis über die jüngste Vergangenheit erweitern. Dass die Anstrengungen dieser Teilfächer und Disziplinen von den „zertifizierten Zeithistorikern zu Hause wie im Ausland“ nicht wahrgenommen werden, ärgert Jiří Pešek. Mich interessieren nun gerade diese „zertifizierten Zeithistoriker“. Zeitgeschichte ist, aus meiner Sicht, was als Zeitgeschichte gilt, was sich als Zeitgeschichte institutionalisiert und was idealerweise in einem permanenten Prozess der Verständigung über Methoden, Forschungsdesiderate und Perspektiven der Zeitgeschichte steht. Fokussiert man den Blick darauf, verengt sich selbstverständlich das Spektrum der Forschungs- und Publikationsleistungen erheblich. Für einen Vergleich – meine Darstellung steht in Alexander Nützenadels und Wolfgang Schieders Sammelband in einem komparativen Kontext – ist der auf Institutionalisierung fokussierte Begriff von Zeitgeschichte meiner Meinung nach unbedingt vorzuziehen. Denn wo wären die Grenzen zu ziehen, wenn man nach

¹ *Dülffer, Jost: Europäische Zeitgeschichte – Narrative und historische Perspektiven. In: Zeithistorische Forschungen 1 (2004) H. 1, 51-71, hier 69.*

allen Beiträgen zur Erforschung oder Beschreibung der jüngeren Vergangenheit fragte? Sind nicht neben der Ethnologie und Politologie auch die Literaturwissenschaft, die Soziologie, Bereiche der Volkswirtschaftslehre und vieles andere einzubeziehen? Auch für die tschechische Geschichte seit 1945 wäre ein Erfassen aller zeit-historisch relevanter Forschungen unmöglich – jedenfalls bin ich überzeugt, dass auch Jiří Pešeks Darstellung in diesem Sinne nur bruchstückhaft ist. Einen Vergleich mit anderen nationalen Historiographien zur Zeitgeschichte würde der Versuch, die Gesamtheit aller auf die jüngste Vergangenheit bezogenen Arbeiten zu erfassen, jedenfalls ungemein erschweren. Denn dann müssten ja beispielsweise auch die ausgesprochen umfangreichen Forschungen, die im Auftrag des deutschen Außenministeriums zur jüngsten Vergangenheit durchgeführt werden, zu den Leistungen deutscher Zeitgeschichtsforschung gerechnet werden. Davon würden Zeithistoriker in Deutschland vermutlich schon deshalb Abstand nehmen, weil niemand den Überblick darüber besitzt.

Ein wichtiger strittiger Punkt zwischen Jiří Pešek und mir betrifft die Internationalisierung der Zeitgeschichtsschreibung. Mein Argument lautete, dass die tschechische wie auch die deutsche Zeitgeschichte an einem Mangel an Internationalisierung leiden. Jiří Pešek weist zu Recht auf einige international konzipierte Studien der tschechischen Zeitgeschichtsschreibung hin, wobei auch er mit dem gegenwärtigen Stand nicht zufrieden ist. Meiner Meinung nach lohnt die Frage nach der Internationalisierung eine Vertiefung:

Akzeptiert man Hans Rothfels' bekannt gewordene Definition, dass Zeitgeschichte an die geschichtlichen Erfahrungen einer Generation gebunden ist,² dann ist Zeitgeschichte, jedenfalls unter den Bedingungen des 20. Jahrhunderts, in ihren Ursprüngen ein nationales Projekt. So ging es der deutschen Zeitgeschichtsschreibung nach 1945 um die wissenschaftliche Reflexion der von den Zeitgenossen als nationale „Katastrophe“ oder nationaler „Zusammenbruch“ erlebten Zäsur. In der ersten Phase war die Zeitgeschichtsschreibung folgerichtig vor allem auf die deutsche Geschichte bezogen und auf die Frage nach den strukturellen Voraussetzungen des Nationalsozialismus fokussiert: so vor allem Karl-Dietrich Brachers Untersuchungen über die Strukturschwächen der Weimarer Republik. Zu einer Internationalisierung der zeitgeschichtlichen Untersuchungen kam es erst durch die Beschäftigung mit der These vom „deutschen Sonderweg“, die ein Verständnis vom Normalweg der westlichen Moderne voraussetzte und somit die deutsche Zeitgeschichte ex negativo vor einem internationalen Hintergrund beschrieb.³ Dass die Beschreibung und Analyse von NS-Politik zu einem grenzüberschreitenden Blick gezwungen ist, dass sich der Nationalsozialismus nicht ohne die Berücksichtigung etwa der konkreten Formen der Besatzungsherrschaft in vielen Ländern Europas

² Rothfels, Hans: Zeitgeschichte als Aufgabe. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 1 (1953) 1-8.

³ Chun, Jin-Sung: Das Bild der Moderne in der Nachkriegszeit. Die westdeutsche Strukturgeschichte im Spannungsfeld von Modernitätskritik und wissenschaftlicher Innovation 1948-1962. München 2000.

darstellen lässt,⁴ ist eine Einsicht, die sich erst ein bis zwei Generationen nach der Gründungsgeneration der deutschen Zeithistoriker durchsetzt. Gerade die aufklärerische Funktion der Zeitgeschichte, die kritische Auseinandersetzung mit den national rezipierten Umbrüchen des 20. Jahrhunderts und den mit ihnen verbundenen Mythen oder Legendenbildungen bindet diese also zumindest für eine gewisse Zeit an nationale Bezugsrahmen. Diese kritische Funktion ist nicht nur im (wegen der NS-Geschichte speziellen) deutschen Fall, sondern auch für viele Zeithistoriographien in Europa ein Grund für die Konzentration auf die eigene nationale Geschichte. Auch in Bezug auf die tschechische Geschichte lässt sich eine Reihe von Studien aufzählen, die sich die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte zur Aufgabe machen.⁵ Die kritische Beschäftigung mit der Nationalgeschichte, von deutschen Kritikern einst als „Nationalmasochismus“ abgetan,⁶ hat ihren Zweck in sich selbst. Dennoch bedarf sie zur Selbstreflexion der Internationalisierung. Denn der Ausgangspunkt der Zeitgeschichtsschreibung, die Zeitzugehörigkeit einer bestimmten Generation, verlangt nach der perspektivischen Ergänzung um andere Gesichtspunkte. Der internationale Dialog ist insofern nicht eines von mehreren Desideraten, sondern eine Kernaufgabe kritischer Zeitgeschichtsschreibung. Die Deutsch-Tschechische und Deutsch-Slowakische Historikerkommission kann hier eine wichtige Funktion als Plattform eines institutionalisierten Austauschs haben. Dabei birgt die Arbeitsform zugleich die Gefahr – diese eigentlich selbstverständliche Feststellung kann ich nicht revidieren –, dass historische Fragen in nationalen Lagern verhandelt werden und damit die Vorstellung genährt wird, es gäbe zu bestimmten Fragen einen eigentlich tschechischen oder eigentlich deutschen Standpunkt. Dass es „eigentlich tschechische“ oder „eigentlich deutsche“ Standpunkte selbstverständlich nicht gibt, ist damit ja impliziert. Die Publikationen der Kommission belegen, dass diese produktiv international arbeitet. Die Diskussionen vor der Verabschiedung der Erklärung der Kommission zu den so genannten Beneš-Dekreten am 16. März 2002 ließen aus meiner Sicht eine Gefahr der Verhandlung historischer Fragen in nationalen Lagern durchaus erkennen. Aber diese Gefahr ist dem notwendigen bi- oder trilateralen Klärungsprozess immanent und daher in Kauf zu nehmen, jedenfalls ist daraus kein Argument gegen die Arbeit bi- oder trilateraler Kommissionen zu schmieden, solange die Intention aller Beteiligten in Bezug auf ihre nationalen Öffentlichkeiten eine kritisch-aufklärerische und nicht apologetische ist.

⁴ Beispielhaft: *Tönsmeier, Tatjana: Das Dritte Reich und die Slowakei 1939-1945. Politischer Alltag zwischen Kooperation und Eigensinn.* Paderborn, München, Wien, Zürich 2003.

⁵ *Staněk, Tomáš: Perzekuce tzv. státně nespolehlivého obyvatelstva v českých zemích (mimo tábory a věznice) v květnu - srpnu 1945 [Die Verfolgung der so genannten staatlich unzuverlässigen Bevölkerung in den böhmischen Ländern (außerhalb der Lager und Gefängnisse) von Mai bis August 1945].* Praha 1996.

⁶ *Geyer, Martin H.: Im Schatten der NS-Zeit. Zeitgeschichte als Paradigma einer (bundes-)republikanischen Geschichtswissenschaft.* In: *Nützenadel, Alexander/Schieder, Wolfgang (Hgg.): Zeitgeschichte als Problem. Nationale Traditionen und Perspektiven der Forschung in Europa.* Göttingen 2004 (Geschichte und Gesellschaft. Sonderh. 20), 25-53, hier 36.

Zeitgeschichte besteht nicht nur aus der Aufarbeitung bi- oder trilateral brennender Fragen, sondern in der Rekonstruktion der politischen, sozialen und kulturellen Wirklichkeit der jüngeren Vergangenheit. Vor allem in diesem Sinne besteht m. E. ein Defizit an internationalisierter Zeitgeschichtsschreibung. Vergegenwärtigt man sich den Grad der Internationalisierung z. B. der Frühneuzeitforschung, wird dieses Manko offenkundig: Es ist ja keineswegs so, dass die Zeitgeschichte weniger als vorangegangene Epochen international geprägt wäre, im Gegenteil: Weder die NS-Zeit noch die 40 Jahre sowjetischer Herrschaft in Osteuropa lassen sich ohne beziehungs-geschichtliche und komparative Dimensionen angemessen beschreiben. Dafür fehlt es aber nicht nur an empirischen Untersuchungen, sondern auch an Begriffen. In der Frühneuzeitforschung können sich Forscher über Begriffe wie „Konfessionalisierung“ mühelos international verständigen. Kaum ein ausgewiesener Frühneuzeit-historiker rezipiert nicht die internationale Forschung. Dieser Standard ist in der Zeitgeschichtsschreibung nicht erreicht, obwohl die untersuchten Phänomene nicht weniger europa- oder universalgeschichtlich geprägt sind als die der Frühneuzeit-forschung. Nehmen wir die Gesellschaftsgeschichte der Warschauer-Pakt-Staaten als Beispiel, wo sich transnationale Perspektiven für die Forschung aufdrängen. In Bezug auf die DDR sind verschiedene Versuche unternommen worden, ihre Gesell-schaftsgeschichte auf den Begriff zu bringen. Alf Lüdtke und Jürgen Kocka sprechen von der „durchherrschten Gesellschaft“, von einer Gesellschaft, die durchdrungen war von Autorität.⁷ Konrad Jarausch entwickelte alternativ das Konzept einer pater-nalistischen „Fürsorgediktatur“.⁸ Von der deutschen DDR-Forschung ist es aber bislang versäumt worden, solche Begriffe durch komparative Forschungen zu erpro-ben. Zugleich haben die Konzepte in der ostmitteleuropäischen Forschung nicht so viel Interesse erweckt, dass sie mit Bezug auf die tschechische oder polnische Zeitgeschichte aufgegriffen worden wären. Von der tschechischen Zeitgeschichts-forschung sind, soweit mir bekannt, keine vergleichbaren Konzepte angeboten wor-den, die für eine grenzübergreifende Beschreibung der Gesellschaften im östlichen Europa nach 1948 geeignet wären.

⁷ Kocka, Jürgen: Eine durchherrschte Gesellschaft. In: Kaelble, Hartmut/Kocka, Jürgen/Zwahr, Hartmut (Hgg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart 1994, 547-553. – Lüdtke, Alf: „Helden der Arbeit“. Mühen beim Arbeiten. Zur mißmutigen Loyalität von Industrie-arbeitern in der DDR. In: *Ebenda* 188-213.

⁸ Jarausch, Konrad: Care and Coercion: The GDR as Welfare Dictatorship. In: *Ders.* (Hg.): Dictatorship as Experience. Towards a Socio-Cultural History of the GDR. Oxford 1999. Siehe dazu: Fulbrook, Mary: Approaches to German Contemporary History since 1945: Politics and Paradigms. In: *Zeithistorische Forschungen. Studies in contemporary history* 1 (2004) 31-50.

DIE ENTWICKLUNG DER ALLGEMEINEN KULTUR

„Kultivierung“ und „Entkultivierung“ der Gesellschaft in den böhmischen
Ländern von 1800 bis 2000

Schlesisches Institut des Schlesischen Museums in Kooperation mit der Fakultät für
Humanwissenschaften der Karlsuniversität, Prag, 15.-16. September 2004

Das Schlesische Institut des Schlesischen Museums in Opava (Troppau) veranstaltet regelmäßig Tagungen zu Themen, die Sozialhistoriker ebenso ansprechen wie Volkskundler, Soziologen und Politologen. In diese Reihe gehörte auch die Konferenz über die Entwicklung der „allgemeinen Kultur“ in den böhmischen Ländern zwischen 1800 und 2000, die am 15. und 16. September 2004 in Prag stattfand und die das Schlesische Institut in Kooperation mit der Fakultät für Humanwissenschaften der Karlsuniversität Prag durchführte. Die „allgemeine Kultur“ wollten die Veranstalter im Sinne der modernen Sozialwissenschaften als Summe aller gesellschaftlicher Phänomene verstanden wissen. Namentlich ging es ihnen um Verhaltensmuster, die in einer bestimmten Umgebung eingeführte Art der Wahrnehmung der Welt sowie Formen der Problemlösung. Während die „Kultivierung“ einer Gesellschaft der Prozess der Durchsetzung adäquater, „kultivierter“, Verhaltensmuster sei, beschreibe „Entkultivierung“ das Aufgeben oder Unterdrücken solcher Formen des Verhaltens zugunsten weniger geeigneter Formen. Solche Prozesse der Übernahme bzw. des Verlustes von Verhaltensmustern unter Berücksichtigung verschiedener Einflüsse – des Staates, des politischen Systems, der Gesellschaftsmehrheit – bildeten den „roten Faden“ der Tagung.

Jana Macháčová (Opava) und Jiří Matějček (Kutná Hora, Kuttentberg) eröffneten die Tagung mit einem Überblick über den Forschungsstand zu dem weit gefassten Thema und stellten ihre theoretischen Zugänge zu der Problematik zur Diskussion. Dabei wiesen sie makrostrukturelle Analysen wegen ihrer Einseitigkeit ebenso zurück wie postmoderne Ansätze. Sie forderten, in der Erforschung von Prozessen der Kulturentwicklung die Analyse konkreter Ereignisse möglichst eng mit der Empathie für die Erfahrung der Menschen zu verbinden. Macháčová und Matějček definierten für die vorindustrielle Zeit drei Kulturtypen: erstens die adlige, zweitens die Kultur des „alten“ Bürgertums (Honoratioren mit Patriziat, Handwerker) und drittens die alte Bauernkultur. In der industriellen Ära entstanden dann die Kultur des „neuen“ städtischen Bürgertums und die Arbeiterkultur. Macháčová und Matějček wiesen darauf hin, dass mit den einzelnen Kulturtypen und Subkulturen bestimmte Verhaltens- und Denkmuster verbunden seien, die in der historischen Forschung bislang kaum erforscht worden seien.

Miroslava Turková (Prag) ging in ihrem Beitrag der Frage nach den ökonomischen Aspekten der „Kultivierung“ des Lebensstils von Prager Arbeitern in den 1920er und 1930er Jahren nach. Anhand von Lohnlisten der Wollmann-Fabrik und von demographischen Statistiken kam sie zu dem wenig überraschenden Ergebnis, dass

die Höhe des Lohns eine beträchtliche Auswirkung auf die Wohnkultur hatte. Turková unterschied zwischen Eigentumswohnungen, Mietwohnungen, Untermietverhältnissen und Notunterkünften und stellte fest, dass sich im Untersuchungszeitraum eine wachsende Zahl von Familien Wohneigentum leisten konnte. Allerdings ist Turkovás Untersuchung weder für die Arbeiterschaft insgesamt noch für die Prager Arbeiter repräsentativ – so wurden bereits qualifizierte Arbeiter (z.B. Kupferschmiede) der so genannten „Wolmanka“ deutlich besser bezahlt als das Gros der Arbeiter in den böhmischen Ländern. Diese Höherqualifizierten pflegten einen ähnlichen Lebensstil wie die bürgerlichen Schichten.

Mirjam Moravcová (Prag) arbeitete in ihrem Beitrag über die „Nationalgesellschaft als Bestandteil der tschechischen Kultur“ mehrere Topoi heraus, die für deren Entstehung zentral waren: das „Gedächtnis für die eigene Vergangenheit“, die „Idee vom Slawentum“, die „Idee der Bildung“, die „Idee der Schaffenskraft einer aus unterprivilegierten Schichten hervorgegangenen Nation“ sowie den Topos der „Ebenbürtigkeit“ der Tschechen mit den anderen europäischen Nationen. In ihren interessanten Thesen, die eine kontroverse Diskussion hervorriefen, fehlten allerdings wichtige Topoi – so z.B. die Feindbilder wie auch die Frage, inwiefern der tschechische Weg spezifisch war bzw. ob es bei anderen Nationen vergleichbare Muster gab.

Tomáš Krejčík (Ostrava, Mährisch-Ostrau) widmete sich der Problematik des „neuen Adels“. In Österreich wurden in den Jahren 1806 bis 1918 für etwa 20000 Bürger Adelspatente erlassen, davon etwa 7000 in den böhmischen Ländern (50 % der so Geadelten waren Offiziere, 30 % Beamte). Diese Nobilitierten standen nach dem wichtigsten Kriterium in der Hierarchie des Adels – dem Zutritt zum Hof – an letzter Stelle. Bestimmte Gewohnheiten waren für sie typisch: So kaufte der „neue Adel“ gerne in der vertrauten Umgebung ein, um seinen gesellschaftlichen Aufstieg vorzuführen. Charakteristisch für ihn waren aber auch bestimmte literarische Interessen und eine ausgeprägt nationale Einstellung.

Renata Kafková (Ostrava) zeigte am Beispiel der Stadt Nový Jičín (Neutitschein), wie sich in einem traditionellen Handwerkszentrum lokale Eliten konstituierten. Andrea Pokludová (Ostrava) schilderte „die Rolle der Wissenseliten“ (Lehrer, Ärzte, Vereine) für den Prozess der „Kultivierung“ der Stadtgesellschaft an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Zdeňka Stoklásková (Brno, Brünn) untersuchte die Gewährung von Reisefreiheit anhand rechtshistorischer Quellen, wobei sie zu dem Schluss kam, dass das ausschlaggebende Kriterium für die Bewilligung der „staatliche Nutzen“ einer Reise war, der gesellschaftliche Status des Antragstellers also keine Rolle spielte.

Lukáš Fasora (Brno) untersuchte den Einfluss der „Vermögenselite“ in Brno (1850-1900) anhand ihrer Vertretung in Ausschüssen verschiedener politischer Vereine und Interessengruppen der Stadt. Die Steuerlisten der 1880er Jahre zeigen, dass der Besitz Brünner Großunternehmer in diesen Jahren deutlich wuchs. Das führte dazu, dass sich diese allmählich von öffentlichen Posten zurückzogen, da sie ihren Einfluss über andere Personen geltend machen konnten. Fasoras Befund wurde von den Ergebnissen bestätigt, die Pavel Kladiwa (Ostrava) für Moravská Ostrava vorlegte. Kladiwa analysierte die Veränderungen kommunaler Eliten im

Prozess des Aufbaus einer modernen Infrastruktur Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts. Er wies nach, dass der Anteil sowohl von Handwerkern und Gewerbetreibenden als auch von Unternehmern in den Stadträten rückläufig war. Für die Unternehmer war damit allerdings kein Machtverlust verbunden – sie delegierten die Vertretung lediglich an ihre Angestellten. Indessen wuchs die Zahl der Vertreter der „technischen“ Intelligenz in den Stadträten bis zum Ende der Monarchie kontinuierlich. Diese wurden dadurch innovationsfreudiger, was sich u. a. an Investitionen in den Bereich der Wasser- und Stromversorgung und Stadt- hygiene zeigte, für die in vielen Fällen Kredite aufgenommen wurden. Untersuchungen wie die für Moravská Ostrava und Brno geben Einblick in einen langsam entstehenden „munizipalen Sozialismus“. Allerdings fehlen analoge Studien für kleinere und vor allem für „retardierende“ Städte.

Marie Macková (Pardubice, Pardubitz) zeichnete in ihrem Beitrag „Glauben oder Politik?“ nach, wie der deutsche staatliche Protestantismus in der Zeit um die Wende zum 20. Jahrhundert in das Gebiet zwischen dem Adlergebirge und dem Gesenke vordrang. Diese Infiltration wurde aus Berlin gezielt gesteuert, sie sollte auf den noch überlebenden evangelischen Traditionen aus der Toleranzzeit aufbauen und eine Art „konfessionelles Vorfeld“ für den deutschen Protestantismus schaffen. Nicht unwichtig für das Gelingen dieses Projektes war die materielle Lage der eventuellen Konvertiten: In den Gebirgsgegenden gab es wenig Arbeitsmöglichkeiten; die 20 Kronen, die den Menschen für den Übertritt zum evangelischen Glauben versprochen wurden, stellten einen hohen Anreiz dar. Durch die Veröffentlichung in der Presse geriet die Aktion jedoch zu einem Skandal. Eine gerichtliche Verfolgung verlief sich in den bürokratischen Strukturen des österreichischen Staates.

Blanka Soukupová (Prag) untersuchte den tschechischen Antisemitismus in der Presse (1890-1938) als ein Beispiel für die „Entkultivierung“ der tschechischen Gesellschaft, wobei sie viele Parallelen zu traditionellen antisemitischen Stereotypen aus der industriellen Ära fand. Hedvika Novotná (Prag) zeichnete in ihrem Beitrag „Ausklänge des Protektorats in der Tschechoslowakei der Nachkriegszeit im Leben ausgewählter Minderheiten“ den Verfall der Umgangs- und Verhaltensformen anhand konkreter Vorfälle nach.

Daran anschließend befasste sich Dana Musilová (Hradec Králové, Königgrätz) mit der Rolle von Politikerinnen in der Nationalversammlung der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Musilová verglich die Situation von Frauen, die unterschiedlichen Parteien angehörten: Wie waren diese auf ihre Karriere vorbereitet gewesen? Welche Motive hatten sie bewogen, in die Politik zu gehen? Wie stabil war ihre Situation in ihrer jeweiligen Partei? Musilová kam zu dem Schluss, dass die entscheidenden Faktoren für politisch aktive Frauen die Loyalität zur eigenen Partei, die soziale Herkunft und familiäre Verhältnisse waren, während das Alter und die Bildung eine wesentlich geringere Rolle spielten.

Die anregenden Diskussionen der beiden Konferenztage brachten zwar kein scharf umrissenes Konzept von „Kultivierung“, aber eine intensive Auseinandersetzung mit Begriffen auf der Ebene darunter. Viele dieser Termini können die interdisziplinäre Zusammenarbeit voranbringen. Deutlich wurde die Vielzahl von Einflüssen auf die Entwicklung einer Gesellschaft und – nicht zuletzt – die Pluralität

methodologischer Zugänge. Die Interessenten können sich auf einen Sammelband der Beiträge freuen, der – wie die Ergebnisse der vorangegangenen Tagungen – im Rahmen der bereits eingeführten Reihe „Studien zur Sozialgeschichte“ im kommenden Jahr erscheinen wird.

Brno

Zdeňka Stoklásková

KULTUR ALS VEHIKEL UND ALS OPPONENT POLITISCHER ABSICHTEN

Deutsch-tschechisch-slowakische Kulturkontakte
von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart
Teil I: 19. Jahrhundert bis 1945

Tagung der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission.
Prag, Archiv hlavního města Prahy (Stadtarchiv Prag), 25.-29. September 2004

„Kultur ist Reichtum an Problemen.“ Egon Friedells wohl prägnanteste Definition von Kultur gilt besonders auch für Unternehmungen wie diese: kulturelle Erscheinungen über Grenzen wissenschaftlich-disziplinärer Zuständigkeiten hinweg in dem historisch-politischen Kontext zu betrachten, in dem sie stattfanden. Weder Aspekte der Alltagskultur noch Sternstunden der Hochkultur können, so die Ausgangsthese der hier zu referierenden Tagung, zur Gänze verstanden werden, wenn man sie aus ihrem konkreten historischen Rahmen isoliert. Gleiches gilt aber – und dies mag sich für manchen Historiker noch immer provokant ausnehmen – nicht minder für politische Entwicklungen, Positionierungen, ja auch Ereignisse.

Gerade in den nationalen, sozialen und politischen Emanzipationsprozessen des 19. Jahrhunderts innerhalb der Habsburgermonarchie hatte das Wechselspiel zwischen kulturellen Initiativen unterschiedlichster Art und politischem Handeln eine konstitutive Rolle gespielt, wobei beide Stränge keineswegs immer parallel zueinander verliefen: Abhängig von Situationen, Gruppeninteressen u. a. m. konnten sie bis zur Deckungsgleichheit zusammen fallen oder weit divergieren; es stellten sich Phasenverschiebungen und – wechselnde – Vorreiter-Nachfolge-Verhältnisse ein; symbolisches Handeln auf kulturellen Feldern kompensierte mitunter politische Abstinenz oder konterkarierte politische Entscheidungen. Die bis zum Ersten Weltkrieg entstandenen Muster des Wechselspiels, das sich in vielen Einzelfällen als ein strategisches erweisen sollte, blieben prinzipiell auch unter den Bedingungen des Nationalitätenstaates der ersten Tschechoslowakischen Republik wirksam und setzten sich – wiewohl unter teilweise verschobenen Vorzeichen – noch in den radikal veränderten Konstellationen fort, wie sie das Ende des Zweiten Weltkrieges und wenig später die Durchsetzung des kommunistischen Regimes geschaffen hatten.¹

¹ Im März 2005 wird die Tagung in Hamburg mit einem der Zeit von 1938/39 bis zur Gegenwart gewidmeten Programm fortgeführt.

Diese Voraussetzungen lassen die historischen Räume deutsch-tschechisch-slowakischen Kontaktes als besonders geeignetes Experimentierfeld für die Erprobung einer integrierten, Politik und Kultur übergreifenden Betrachtungsweise von Geschichte erscheinen. Vieles weist darauf hin, dass sich in dieser Perspektive ‚sicher‘ geglaubtes politikgeschichtliches ‚Wissen‘ durchaus verschieben kann. Der Versuch, den diese Doppeltagung darstellt, steht im Zusammenhang der innerhalb der Geschichtswissenschaft wieder auflebenden Debatte um Möglichkeiten und Grenzen kulturgeschichtlicher Forschungsansätze. Wird hier einerseits umstandslos erklärt, dass die „permanenten Überschneidungen kultureller, sozialer und politischer Prozesse“ als komplexe historische Realität nicht ohne wesentliche Verluste künstlich entflichtet werden können, so kreist die Debatte andererseits immer wieder um Fragen, wie dieser Komplexität methodisch begegnet werden kann, und damit auch um Fragen der Be- und Abgrenzung möglicher Untersuchungsfelder, dessen, was im Rahmen des Faches Geschichtswissenschaft als ‚Kultur‘ Berücksichtigung finden kann und was auszusortieren ist:² sei es nach ‚unten‘, sei es zur Hochkultur hin. Letztlich geht es dabei – wenngleich unausgesprochen – immer auch um Grenzbeziehungen zu benachbarten historisch arbeitenden Wissenschaftsdisziplinen. Begreift man aber die (in unserem Fall: politischen) ‚Wirklichkeiten‘, die Historiker ungeachtet ihrer disziplinären Zuständigkeit verstehen wollen, als innerhalb je bestimmter Bedingungen stattfindende Kommunikations- und Verständigungsprozesse, die gleichzeitig sowohl direkt, verbal und konfrontativ als auch in vielgestaltigen anderen Formen und dabei keineswegs linear verlaufen,³ so wird man nicht umhin können, Kultur in einer offenen Auffassung des Begriffs als einen „Modus“ innerhalb dieses Diskurses zu betrachten – und nicht als ein „Accessoire“ der Politik.⁴

Damit aber werden jedenfalls die Grenzen der Geschichtswissenschaft – und hier nicht nur einer wie auch immer zu definierenden Kulturgeschichte, sondern auch der Sozial- bzw. Gesellschaftsgeschichte und der Politikgeschichte – auf der einen Seite und der für Hochkultur zuständigen Nachbarfächer auf der anderen durchlässig. Eben dieser Durchlässigkeit gilt der mit der Tagung unternommene Versuch, den ‚cultural turn‘ und diverse weitere ‚turns‘ der Geschichtswissenschaft auf den gemeinsamen Nenner einer inter- und transdisziplinären Perspektive zurückzuführen. Dieser kann zugegebenermaßen nicht (mehr) beanspruchen, als innovativ und als Königsweg zur Lösung aller Methodenprobleme kulturgeschichtlicher Forschungen zu gelten: Er ist der Binnendifferenzierung des Faches Geschichte hinderlich, und vor allem ist Interdisziplinarität, weil sie allzu oft nicht eingelöst werden kann oder gar nur als taktische Parole eingesetzt wird, in Gefahr, zu einem hohlen Schlagwort zu verkommen. Dennoch dürfte außer Frage stehen, dass inter- und transdiszipli-

² Vgl. *Hübinger*, Gangolf: Die „Rückkehr“ der Kulturgeschichte. In: *Cornelißen*, Christoph (Hg.): *Geschichtswissenschaften. Eine Einführung*. Frankfurt a. M. 2000, 162-177, hier 173. – Siehe zur Problematik der Abgrenzung auch: *Mergel*, Thomas: Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik. In: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002) 574-606, hier bes. 585 f.

³ Dazu vgl. *Mergels* „Umriss einer Kulturgeschichte der Politik“: *Ebenda*, bes. 588 f.

⁴ Nochmals: *Ebenda* 587 (Politik als „kommunikativer Modus“ nach Luhmann) und 586.

näre Perspektiven, sofern man sie ernst nimmt, das Potential haben, jedenfalls etliche der modischen ‚turns‘ innerhalb der Kulturgeschichte mitsamt den eigens dafür konstruierten Instrumentarien überflüssig zu machen.⁵ Dies setzt freilich bei allen Beteiligten die Bereitschaft voraus, von den disziplinär kanonisierten Erkenntniszielen – teilweise auch den hierzu gehörigen Methoden – abzuweichen, um den Blick auf die mit der Fragestellung vorgegebene Schnittmenge zwischen den Fachinteressen zu konzentrieren und dies nicht allenfalls als Kürübung an der Peripherie des jeweiligen Faches zu betrachten.

Im Falle unserer Frage nach konkreten Fallbeispielen kultureller Erscheinungen in politischen Kontexten erschien es ratsam, den Begriff Kultur in keiner Richtung einzugrenzen. Dies hatte zum Teil pragmatische Gründe, sollte aber vor allem – trotz des eng gesteckten Rahmens einer Tagung, der keine systematische Gesamtschau gestattet – helfen, im Sinne der ‚New Cultural History‘⁶ den Blick offen zu halten für ein breites Spektrum von Möglichkeiten und auch für konstellationsbedingte chronologische Schwerpunktverlagerungen. Die Referate, beigetragen von Historikern verschiedener Fachrichtungen, Kunsthistorikern, Germanisten, Slawisten, Ethnologen und Theaterwissenschaftlern, zeigten eine Vielzahl unterschiedlich geariteter politisch aufgeladener Berührungen zwischen den Nationalkulturen auf. Überwiegend loteten sie aber Bereiche kulturellen Lebens aus, die zeitweise Wellen von Politisierung unterlagen. Daher wurden die Beiträge entsprechend diesen Bereichen gruppiert und nicht, wie es ebenfalls denkbar gewesen wäre, nach chronologischen oder funktionalen Kriterien.

Eingangs fächerte Peter Haslinger (München) Bedeutungsaspekte von ‚Kultur‘ als eines „historischen Norm- und Kampfbegriffes im deutsch-tschechischen, tschechisch-slowakischen und slowakisch-ungarischen Nationalisierungskontext“ auf. Er machte darauf aufmerksam, dass sich hier, bedingt durch die ungleichen Rahmenbedingungen und Ziele, unterschiedliche Auffassungen des Begriffs Kultur kreuzten und dieser zudem mit den Phasenverschiebungen der historischen Entwicklungen in verschiedener Intention eingesetzt wurde. ‚Kultur‘ in der Bedeutung von ‚Zivilisation‘ und somit als „Kampfbegriff“ zu Kompensation und Überwindung empfundener Rückständigkeit in der Selbstbeschreibung wie auch in der Konfrontation der vier nationalen Gruppen standen in einem nie geklärten und daher konfliktträchtigen Verhältnis verschiedene inhaltliche Füllungen insbesondere des Begriffs Nationalkultur gegenüber. Mit der Vorstellung einer essenzialistisch und homogen gedachten – tschechischen – Sprachnation, die eben darauf ihren Anspruch auf einen

⁵ Vgl. Roeck, Bernd: Visual turn? Kulturgeschichte und die Bilder. In: *Geschichte und Gesellschaft* 29 (2003) 294-315, der von einer begrenzten Kenntnis des Faches Kunstgeschichte aus die „Notwendigkeit, eine adäquate Quellenkritik [für Kunstwerke im Kontext historischer Fragestellungen] zu formulieren“ (S. 313), zu erkennen meint. Dagegen sei als ein Beispiel erfolgreicher interdisziplinärer Kulturgeschichte, die ohne ‚turns‘ auskommt, auf den ‚Spezialforschungsbereich Moderne‘ an der Universität Graz hingewiesen.

⁶ Zum Verständnis von Kultur als Geflecht instabiler, von Trägerschichten und -gruppen abhängiger, veränderlicher und mitunter widerspruchsvoller Phänomene: Chartier, Roger: *New Cultural History*. In: Eibach, Joachim/Lottes, Günther (Hgg.): *Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch*. Göttingen 2002, 193-205.

eigenen Platz unter den Kulturen der Welt gründete, ließ sich etwa der vorherrschende ungarische Kulturbegriff, der weitgehend ohne das Kriterium der Sprache auskam und statt dessen stärker das zivilisatorische Moment der Modernisierung betonte, nur schwer auf einer gleichen Kommunikationsebene positionieren, zumal beide Auffassungen gleichzeitig nicht nur der In- und Exklusion potentieller Angehöriger der jeweiligen nationalen Gemeinschaft dienten, sondern auch der Begründung ihrer territorialen Ausdehnung. Als ein besonders anschauliches Beispiel für die Auswirkungen dieser Konstellation über historisch-politische Umbrüche hinweg führte Haslinger die Problematik des Tschechoslowakismus in der Slowakei nach 1918 an, wo die ‚slowakische Kultur‘ in Anlehnung an die tschechische von der ungarischen Kulturauffassung abzulösen war und zugleich als eigenständiges Gebilde gegen die tschechische abgegrenzt werden musste. Diese Inkongruenz der Kulturbegriffe hinsichtlich ihrer Inhalte – aber auch ihrer funktionalen Dimensionen als „Quellenbegriff“ einerseits und analytische Kategorie andererseits, wie Martin Schulze Wessel (München) in der Diskussion anmerkte – sollte die gesamte Tagung begleiten und letztlich kennzeichnen.

Die erste Sektion war der Auslotung politischer Dimensionen in verschiedenen Bereichen der Künste gewidmet: von den bildenden Künsten über das Theater bis zum Kino. Die Fragen galten sowohl Themen und Modi der Künste sowie ihren politisch-ikonographischen Funktionen als auch Institutionen bzw. Interessengruppen und der politischen Tragweite ihrer Aktivitäten. Auf ein nahezu unbeackertes Feld führte gleich das erste Referat: Birgit Jooss (München) formulierte – aus dem Kontext eines anlaufenden Forschungsprojekts – eine Fülle bislang nie gestellter Fragen in Bezug auf die Kolonie tschechischer Kunststudenten an der Münchner Akademie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. München als Schauplatz einerseits eines multi- und internationalen Kunstgeschehens, andererseits, mit wechselnden politischen Konjunkturen und Entwicklungen auf dem Kunstmarkt, immer wieder auch als Stätte einer spezifisch ‚deutschen‘ Kunst bedarf selbst noch vertiefter Untersuchungen. War München für angehende Künstler aus Böhmen anscheinend eine nahezu selbstverständliche Station in ihrem Werdegang, so sind Informationen über Motive, Umstände und Wirkungen dieser Horizonterweiterung über die Ausbildung an der Prager Akademie hinaus bis heute kaum verfügbar. Lässt sich der Wunsch nach Auslandserfahrung überhaupt sinnvoll in einen Zusammenhang mit dem Prozess der nationalen Ausdifferenzierung innerhalb der böhmischen Länder bringen? Solange nicht hinreichend geklärt ist, inwieweit die böhmische Künstlerkolonie in München nationale Orientierungen entwickelte und etwa die Rolle als Repräsentanz einer – noch zu formierenden und zu verfechtenden – tschechischen Nationalkultur annahm, bleiben auch Fragen nach dem Stellenwert Münchens als womöglich unterschwellig politisch ausgespielte Alternative zu Wien oder nach der Bedeutung von im Ausland erworbener Anerkennung für die Etablierung einer nationalen Kunst im eigenen Land offen. Ebenso spekulativ ist vorderhand auch die von Jooss zur Diskussion gestellte Relevanz der Münchner Erfahrungen für die internationale Aufgeschlossenheit der tschechischen Secessionsbewegung.

Dass diese keineswegs die Überwindung der nationalen Kategorie in der Kunst bedeutete, zeigte Roman Prahl (Prag) in seinem Beitrag über die „auswärtige

Politik“ böhmischer Künstlervereine um 1900. Vertraten etliche der modernistischen Vereine die traditionelle Auffassung von Kunst als authentischer Äußerung nationaler Identität – wenn auch die einzelnen Künstler in der Berufspraxis eine professionelle Haltung über die nationale stellten und diese letztere vor allem zur Wahrung ihrer Marktinteressen ins Feld führten –, so gewann eben dieses Selbstverständnis eine entscheidende Bedeutung im Rahmen der staatlichen Kunstpolitik in der Habsburgermonarchie. Die Regierung nutzte die Kunstförderung für nationalpolitische Zugeständnisse, die auf offener politischer Bühne nicht opportun erschienen. Umgekehrt trug die in Vereinen organisierte Künstlerschaft – wiewohl nicht durchgehend intentional – wesentlich dazu bei, über den Bereich der Kunst hinausreichende nationale Ansprüche zu artikulieren und diesen durch internationale Aktivitäten Nachdruck zu verleihen. Ein anschauliches Beispiel hierfür bieten die dichten Kontakte des tschechischen Künstlervereins ‚Mánes‘ nach Paris, welche die Stadt Prag energisch unterstützte und damit zugleich für ihre eigenmächtige, der staats-offiziellen Außenpolitik zuwider laufende Allianzbildung instrumentalisierte. Mit Recht machte Prahl jedoch darauf aufmerksam, dass die auswärtige Repräsentation einer fortschrittlichen tschechischen Kunst – wie auch der Import spektakulärer Ausstellungen, besonders aus Paris – keineswegs in erster Linie als symbolisch praktizierte Politik gemeint war, sondern zuallererst durch Möglichkeiten der Verständigung über künstlerische Ziele gesteuert wurde und dazu diente, Märkte zu erschließen und ‚moderner‘ Kunst im eigenen – dem tendenziell konservativen Prager – Milieu Respekt zu verschaffen.

Ein Feld, auf dem explizite Politik durch die symbolische der Kunst sekundiert wurde, beleuchtete Werner Telesko (Wien): Er nahm den „Kult“ um Kaiser Joseph II. in Augenschein, mit dem seit den 1880er Jahren vor allem im deutschsprachigen Nordböhmen die deutschnationale Bewegung bekräftigt und popularisiert wurde. Die Aufstellung der zahlreichen Denkmäler, die vielfach aus serieller Produktion stammten, wurde in den Einweihungsreden und Festschriften stets auf ein kollektives, authentisches Bedürfnis der jeweiligen örtlichen Bevölkerung zurückgeführt, Joseph II. als letzten ‚Schutzherrn‘ des – nunmehr als bedroht propagierten – ‚Deutschtums‘ in den böhmischen Ländern zu ehren. Die Vielzahl der einander ähnlichen Denkmäler erweckte den Anschein eines gemeinsamen politischen Willens in der deutschböhmisches Bevölkerung und verstärkte so den Appell an das Kaiserhaus, der sich darin artikulierte. Dieser wurde mit ikonographischen Mitteln zusätzlich konkretisiert. So wählte man für die Denkmäler – und mehr noch in der in diesem Zusammenhang massenhaft produzierten Druckgraphik und panegyrischen Dichtung – vorzugsweise Attribute bzw. Episoden aus der Vita Josephs II., die ihn als väterlich sorgenden Herrscher sowie als Garanten von Freiheit und Wohlstand kennzeichneten.

Ein Auseinanderklaffen von Identitätskonstruktionen entlang konfessioneller und damit verbundener politischer Linien innerhalb der deutsch sprechenden Bevölkerung im nordwestböhmisches Grenzland um 1900 führte Kristina Kaiserová (Ústí nad Labem, Aussig) vor. Insbesondere die deutschnationale Los-von-Rom-Bewegung und die Altkatholiken definierten ihre Positionen nicht nur inhaltlich, sondern auch mit Mitteln der Stilwahl vor allem in ihrer literarischen und publizisti-

schen Produktion sowie in der Kirchenarchitektur und -kunst. Moderne und universale bzw. traditions- und gattungsgebundene Stilmittel transportierten über den konfessionellen Rahmen hinausreichende Komponenten der unterschiedlichen Identifikationsangebote, und diese flossen auch in die symbolische ‚Besetzung‘ von Orten mit politisch-konfessionellen ‚landmarks‘ ein. Eine zu den Denkmalsetzungen parallele, jedoch eher lokal wirksame Persuasions- und Konkurrenzstrategie beleuchtete Zdeněk Hojda (Prag) anhand von Aussichtstürmen und Berghütten in den deutsch-tschechischen Grenzregionen Böhmens. Vor dem Hintergrund aktueller Forschungen über symbolische Vereinnahmungen von urbanen Örtlichkeiten (u. a. Peter Stachel) wie auch, via Tourismus, von Landschaften (Hermann Bausinger, Pieter M. Judson) im Rahmen insbesondere nationaler Konfliktlagen zeigte er für die Regionen entlang der tschechisch-deutschen Sprachgrenze den Forschungsbedarf und die möglichen methodischen Ansätze auf, darunter die Analyse von Quellen wie Ansichtskarten, Gästebüchern von Gasthäusern oder Kennzeichnungen von Wanderwegen, vor allem aber Untersuchungen der Aktivitäten – und der konkurrierenden Interaktion – von touristischen Vereinen beider Nationalitäten: Nicht nur offen provokative Anspielungen wie Kaiser Wilhelm- und Bismarcktürme auf böhmischem Territorium verdienten Beachtung, sondern ebenso sehr subtilere Mittel symbolischer Politik wie Bauinitiativen und Besitz augenscheinlich neutraler Aussichtstürme und Berghütten mitsamt ihrem visuellen Radius oder auch periodische Aktionen wie ostentative Ausflüge in bereits andersnational vereinnahmte Gebiete.

Eine herausragende Bedeutung als Plattform, auf der sich die innerböhmische nationale Konkurrenz kristallisiert hatte und auf die sie im Verlauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer wieder aus dem offiziellen Politikbereich verwiesen wurde, kam dem Theater zu. Jitka Ludvová (Prag) zeichnete aber die Entwicklung des deutschsprachigen Theaters in Prag von seiner Glanzzeit als Landesinstitution bis zu Überlebenskämpfen am Ende des 19. Jahrhunderts als Geschichte eines Niedergangs der deutschsprachigen Theaterkultur, die zwangsläufig aus der innenpolitischen Liberalisierung nach 1860 und der dadurch möglich gewordenen Entfaltung tschechischer Kultur resultierte. Ludvová schilderte insbesondere die Schwierigkeiten des 1882 gegründeten deutschen Theaterbauvereins, den ambitionösen Neubau – zusätzlich zum bestehenden Theatergebäude – kostendeckend zu bespielen. Diese führte sie auf eine stark abnehmende Bereitschaft der (um 1900 nur mehr wenige Zehntausend Personen zählenden!) deutsch sprechenden Bevölkerungsgruppe in Prag zurück, Flagge zu zeigen. Die Frage, wie eine derartige Initiative noch im ausgehenden 19. Jahrhundert politische Formen der Auseinandersetzung ersetzen konnte, blieb ebenso unberührt wie, für die Jahrzehnte zuvor, Fragen nach sozialgeschichtlichen Aspekten des Theaterbesuchs, welche als Teil des nationalen Differenzierungsprozesses zu sehen sind: Sie könnten die Emanzipation des tschechischen Theaters auch als anerkanntes gesellschaftliches Forum erhellen helfen und ebenso Hinweise etwa darauf geben, in welchem Maße die Prager deutsch sprechende Oberschicht Fühlung mit dem Kulturleben in der Hauptstadt Wien suchte. Aufschlussreich hätte auch ein genauerer Blick auf die Wahrnehmungen und Wirkungen der Richard Wagner-Inszenierungen des Prager Theaterdirektors Angelo

Neumann ausfallen können, der – worauf Ludvová hinwies – mit erfolgreichen Gastspielen in der Habsburgermonarchie, aber auch im Deutschen Reich immerhin die Finanzlage des Prager Neuen Deutschen Theaters zu sanieren vermochte.

Fragen solcher Art richtete Ines Koeltzsch (Berlin) an „tschechisch- und deutschsprachige Kinowelten im Prag der Zwischenkriegszeit“ und leuchtete damit einen Bereich aus, in dem über- und internationale Kulturproduktion konfliktfrei konsumiert werden konnte, solange sie nicht zwischen die Räder tagespolitischer nationaler Reibungen geriet. Im Jahr 1930 eskalierten in der so genannten ‚Tonfilmaffäre‘ Proteste gegen die Vorführung deutschsprachiger und deutscher Filme in Prager Kinos – Proteste freilich, die ohne eigentlich politischen Anlass in Gang gekommen waren und sich dann irrational bis zu gewalttätigen Auseinandersetzungen auswuchsen. Zuvor, aber auch bereits bald danach wieder dominierten in den überdurchschnittlich zahlreichen Prager Kinos mit Untertiteln versehene deutsche (und einheimische deutschsprachige) Filmproduktionen, dicht gefolgt von englischsprachigen, während tschechische Filme nur einen Bruchteil der Programme ausmachten. Die Filmunternehmer, überwiegend jüdisch und deutsch sprechend bzw. zweisprachig, bildeten mitsamt dem gesamten Personal bis hin zu den Schauspielern eine international vernetzte Gesellschaft, die eben darauf ihren Erfolg gründete. Im Alltag des Unterhaltungs-, aber auch des anspruchsvolleren Kinos spielten (sprach-) nationale Präferenzen keine Rolle, so dass dieses selbstverständliche Hinnehmen der Differenz, so Koeltzsch, für alle sozialen Schichten und Gruppen gleichermaßen zu konstatieren sei und ebenso für alle politischen Richtungen: Protektionistische Maßnahmen zur Förderung der einheimischen Filmwirtschaft waren so zugeschnitten, dass sie deren Boom nicht empfindlich störten, und selbst erklärtermaßen nationalistisch eingestellte tschechische Politiker wie das Prager Stadtoberhaupt Karel Baxa unterstützten die Vielfalt der Sprachen, der Inhalte und der Ideentendenzen mit Blick auf die wirtschaftlichen Vorteile, aber auch auf das Image eines kulturell toleranten Volkes und Staates. Ein Ende bereitete diesem Phänomen – das von der Warte der politischen Historiographie aus überraschend erscheinen mag, nicht so freilich angesichts der Erkenntnisse der Wirtschaftsgeschichte – erst die nationalsozialistische Politik in der Tschechoslowakei.

An den Referaten zu Themen der Literatur, der Publizistik und der Presse zeigten sich eindrücklich die Schwierigkeiten des Brückenschlags zwischen den Fächern – d.h. zwischen der Politikgeschichte und den anderen Interessensfeldern historischer Forschung –, wie ihn die Fragestellung der Tagung einforderte. A priori gesetzte Differenzen standen schon der Verständigung über den Begriff des Politischen bzw. dessen Konkretisierung im gegebenen Zusammenhang im Weg: darüber etwa, ob Dialogen über innere Sprachgrenzen hinweg per se eine politische Relevanz zukomme, auch ohne dass Motivationen ausgeleuchtet und Wirkungen bewertet werden.

So illustrierte Milan Zemko (Bratislava, Pressburg) anhand statistischer Daten die vielsprachige Presselandschaft in Pressburg vor und nach dem Ersten Weltkrieg und wies darauf hin, dass die Einbindung der Stadt in das neue Staatsgebilde der Tschechoslowakei weder im einschlägigen Markt noch im Leseverhalten der verschiedenen Nationalitäten angehörenden Konsumenten unmittelbare Veränderun-

gen nach sich gezogen hat. Er schloss aus der „Multiethnizität“ auf eine „Multikulturalität“, verzichtete aber darauf, diese weiter reichenden Fragen zu unterwerfen: etwa nach dem wechselseitigen Verhältnis dieser – keineswegs für Pressburg/Bratislava allein charakteristischen – Normalität zu politischen Einstellungen, sei es bei Entscheidungsträgern in Politik und Pressewirtschaft oder in der Bevölkerung selbst, nach einer Differenzierung von Publikumsgruppen usw. Die Existenz sprachlich sowie in der weltanschaulichen und politischen Ausrichtung differenter Zeitungen im Prag der Jahre um 1918 machte Sibylle Schönborn (Düsseldorf) zum Ausgangspunkt ihrer Reflexionen über einzelne – exemplarisch aufgefasste – Beiträge in deren Feuilletons. Sie ging davon aus, dass das Feuilleton prinzipiell als „geschützter Raum“ eines allein auf kulturelle Anliegen konzentrierten, gegenüber allem Politischen autonomen Diskurses zu verstehen sei, der sich durchaus in verschiedenen Sprachen, gleichwohl ohne nationale (oder gar nationalpolitische) Schranken vollziehe. Daher sei speziell das Feuilleton in der Prager Presselandschaft in der Zeit des Ersten Weltkrieges und danach mit Foucaults Begriff der „Heterotopie“ zu qualifizieren. In thematisch wie auch ihrer Stoßrichtung nach verschiedenartigen Beiträgen von Alfred Lemm in dem jüdischen Wochenblatt ‚Selbstwehr‘, Hans Liebstockl in der Prager deutschen Tageszeitung ‚Bohemia‘ und Arne Novák in der tschechischen, in deutscher Sprache herausgegebenen ‚Prager Presse‘ machte Schönborn eine übereinstimmende Tendenz zur Beschwörung einer labyrinthisch, aber integral konstruierten Idealwelt aus, welche man dem zeitgenössischen Zwang zur Spaltung der Identitäten entgegen gestellt habe. Hier sei die eigentliche Kultur zu lokalisieren, nicht in ihren nationalisierten und der Politisierung zugänglichen Bereichen. Ähnlich argumentierte auch Marek Nekula (Regensburg), der nochmals seine Auslegung der Zweisprachigkeit Franz Kafkas als Exempel für die zwar schwierige, doch jedenfalls von der maßgeblichen intellektuellen Elite allen nationalpolitischen Festlegungen zum Trotz gelebte kulturelle Einheit Prags erläuterte. Demgegenüber zeigte Jaroslav Med (Prag) am Beispiel des im mährischen Altreisch (Stará Říše) ansässigen, der Katholischen Moderne verpflichteten Verlegers Josef Florian und dessen Engagements für die Dichtung des Expressionismus, wie kultureller Austausch – oder vielmehr wiederum: Unteilbarkeit der Kultur – (nur) in einer geographischen und geistigen Enklave gedeihen konnte.

Zwei weitere literaturwissenschaftliche Vorträge untersuchten mit der literarischen Produktion im deutschböhmischen und sudetendeutschen Milieu vermeintlich bekannte Bereiche, in denen Literatur in den Dienst politischer Propaganda gestellt wurde. Ernst Rohmer (Regensburg/Erlangen) analysierte das als ‚Monatschrift für das geistige Leben der Sudetendeutschen‘ zwischen 1933 und 1938 von Hans Watzlik herausgegebene Blatt ‚Der Ackermann aus Böhmen‘. Anhand von ausgewählten, überwiegend programmatischen Beiträgen aus allen Jahrgängen – vielfach von dem Prager Universitätsprofessor für Germanistik Herbert Cysarz – argumentierte Rohmer, dass es den Initiatoren von Anfang an darum gegangen sei, mittels eines dem ‚Boden‘ und dem ‚Volk‘ verbundenen Literaturverständnisses eine sudetendeutsche Volksgemeinschaft in Opposition zu ‚den Tschechen‘ zu schmieden, diese ihrer historisch-politischen Gebundenheit zu entheben und sie als Teil des gesamten ‚Deutschtums‘ auszuweisen: dass also die Zeitschrift bereits bei ihrer

Gründung als ein Organ des sudetendeutschen Volkstumskampfes fungierte und somit als ein Motor der nationalsozialistischen Ideologie im deutschsprachigen Böhmen zu werten sei. Die Frage allerdings, ob bzw. in welcher Weise sie mit der Sudetendeutschen Heimatfront und später der DNSAP (Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei) verflochten war, bleibe noch zu klären. Speziell Hans Watzliks Wandel von einem ‚Heimatsdichter‘ zu einem deutschnationalen Schriftsteller und DNSAP-Aktivisten zeichnete Václav Maidl (Prag) als frühe Wendung in einem langfristigen Entwicklungsprozess nach. An Werken von Josef Rank, Georg Leopold Weisel und Karel Klostermann illustrierte Maidl zunächst, wie in der Dichtung und Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Verbundenheit mit der engeren ‚Heimat‘ gegen die unmittelbaren Wirkungen der Modernisierungsprozesse und insbesondere gegen die Spaltung der Nationalitäten in Böhmen aufgeboten wurde. Bei Watzlik, der zunächst aus dieser Tradition hervorgegangen war, erkannte Maidl die Wendung zur Inszenierung des nationalen Antagonismus, die dessen Entwicklung zu einem einflussreichen Verfechter von ‚Volkstums‘-Interessen einleitete, bereits in dem frühen Grenzlandroman „O Böhmen“ von 1917.

Auf wissenschaftliche Deutungen der Geschichte tschechischer und deutscher Literatur in Böhmen richtete unter dem Gesichtspunkt ihrer politischen Implikationen Michael Wögerbauer (Wien) einen kritisch analysierenden Blick. An unterschiedlichen literarhistorischen Abhandlungen, speziell zur nationalsprachlichen Entwicklungsphase in der Zeit der Aufklärung, aus tschechischer wie aus deutscher Feder seit dem 19. Jahrhundert bis in die Jahre des Zweiten Weltkrieges zeigte er einerseits, wie die wechselnden historischen Konstellationen immer wieder nationale Legitimationsstrategien in der wissenschaftlichen Literaturgeschichtsschreibung – der deutschböhmischen bzw. sudetendeutschen gleichermaßen wie der tschechischen – hervorbrachten. Andererseits wurde deutlich, dass Ansätze sei es zu einer integrierten, territorial determinierten Betrachtung der literarischen Entwicklung in Böhmen – wie bei Arnošt Kraus – oder zu einer komparatistischen Perspektive zum Scheitern verurteilt waren, weil sie nationalen Interessen zuwider liefen oder diese gar in Frage gestellt hätten. Hier trat das Erkenntnispotential eines kombinierten, in diesem Fall literatur- und politikgeschichtlichen Ansatzes nochmals besonders anschaulich zu Tage, und es war sicher kein Zufall, dass sich gerade in diesem Zusammenhang eine Stimme zur Verteidigung der wissenschaftlichen Würdigung von Literatur unabhängig von äußeren Bedingtheiten erhob: Als „Kunst“ könne Literatur nur dann wahrgenommen werden, wenn man alle außerkünstlerischen Faktoren wie historisch-politischen Kontext, Akteure und ihre Interessen usw., die sie zum Bestandteil eines Sozialsystems degradierten, ausblende.

An der Schnittstelle zwischen Politik und nationalkulturellen Prägungen bzw. Interessen in der Gesellschaft waren im Programm der Tagung das Schulwesen und die Wissenschaft als soziales Milieu angesiedelt. Zdeněk Beneš (Prag) und Mirek Němec (Freiburg) beleuchteten die Auswirkungen der liberalen tschechoslowakischen Schulgesetzgebung auf die allgemeinbildenden und besonders die Mittelschulen. War auf der Grundlage des Vertrages von Saint Germain die Gleichberechtigung aller in der Tschechoslowakei gebräuchlichen Sprachen auch im Schulwesen garantiert, so barg jedoch die Freiheit zur inhaltlichen Ausgestaltung des

Schulunterrichts, die – im Zuge der Übernahme des gesamten Rechtssystems aus der Monarchie – bereits 1918 festgeschrieben worden war, vielfältiges Problem- und Konfliktpotential in sich. Beneš wies besonders auf die Situation in der Slowakei hin: Hier stellte Alphabetisierung nach wie vor ein Desiderat dar, vorhandene Schulen mussten zugleich sprachlich ‚slowakisiert‘ und hinsichtlich der staatsbürgerlichen Erziehung ‚tschechoslowakisiert‘ werden, was freilich beides notgedrungen durch Entsendung von Lehrern aus den böhmischen Ländern geschah. Fragen nach der faktischen Problematik dieses Umstellungsprozesses lassen sich, so Beneš, wegen Mangels an überliefertem Dokumentenmaterial nicht mehr beantworten. Eindrücklich konnte Beneš aber zeigen, dass die großzügigen Rahmenbedingungen des Schulrechts Konfliktpotentiale nicht etwa aufhoben, sondern von der staatlichen Ebene auf die lokale verlagerten. Dies betraf die Regelungen zum Minderheitenschulwesen in besonderem Maße: Kämpfe habe es vor allem in deutschsprachigen Gebieten gegeben, die in aller Regel mit dem Wegzug jüngerer Familien endeten. Auf diese Weise habe das an sich auf Minimierung der Nationalitätenproblematik ausgelegte Schulrecht letztlich zur Desintegration beigetragen. Mirek Němec bestätigte diesen Befund auf anderem Wege: Trotz Richtlinien für den Unterricht in Geschichte und Geographie, die auf eine Erziehung zu staatsbürgerlichem Bewusstsein abzielten – erlassen 1928/29 als regulierender Eingriff –, ermöglichten die dennoch weit reichenden Autonomierechte dem deutschen Schulwesen in der Tschechoslowakei selbst die Produktion und Verwendung von Schulbüchern, welche diesen Vorgaben unverhüllt widersprachen. Gleichzeitig aber nutzte die tschechoslowakische Regierung eben diese Konsequenz der Unterrichtsfreiheit in ihrer Außenpolitik gegenüber dem Deutschen Reich.

Ähnlich divergente Tendenzen konstatierte Jiří Pešek (Prag) – in einem gemeinsam mit Alena Míšková (Prag) vorbereiteten Beitrag – auch für das universitäre Milieu und die ‚Gesellschaft zur Förderung der deutschen Wissenschaft, Literatur und Kunst in Böhmen‘ seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert. Anhand ausgewählter Persönlichkeiten aus den Geisteswissenschaften zeigte er, dass die Prager deutsche Universität wie auch die ‚Gesellschaft‘ als ihr in die Öffentlichkeit wirkendes Pendant für die Propagierung eines segregativen deutschnationalen Selbstverständnisses ebenso genutzt wurden wie für Bemühungen um Selbstbehauptung auf der Basis von Kooperation. Vor allem die Universität fand aber zumal wegen des hohen Anteils jüdischer Professoren und Studenten keine ungeteilte Akzeptanz in der Prager und böhmischen deutschen Bevölkerung, so dass sie für die nationale Gruppe nicht als einheitliche Elitenplattform fungieren konnte. In der Ersten Republik war sie nicht zuletzt dank ihrer engen personellen Verflechtung mit dem Parlament und – ab 1926 – auch der Regierung in den tschechoslowakischen Staat eingebunden und somit letztlich auf die staatsoffiziellen Strukturen nationalpolitischer Auseinandersetzung verwiesen; Gleiches galt, bedingt auch durch Subventionierung, für die ‚Gesellschaft‘. Die Fragwürdigkeit der nationalen Kategorie als Integrationsfaktor und politisches Argument im Prag der Jahre um 1900 illustrierte Christopher Dowe (Tübingen) eindrucksvoll am Beispiel studentischer Rituale in der städtischen Öffentlichkeit. Der ‚Bummel‘ Farben tragender deutscher Studenten wurde in Prag als Demonstration deutscher kultureller Vorherrschaft inszeniert –

und von Studenten der tschechischen Universität mit gleichen Mitteln beantwortet: Diese imitierten in variiert Form den ‚Wichs‘ und konkurrierten mit den deutschen Studenten um die symbolische ‚Besetzung‘ des städtischen Raumes bis hin zu gewalttätigen Ausschreitungen, ohne aber tatsächlich den Burschenschaften entsprechende Zusammenschlüsse zu bilden. Unter den deutschen Studenten führte diese national zugespitzte Polarisierung jedoch keineswegs dazu, dass Differenzen auf anderen Feldern in der nationalen Identifikation aufgehoben worden wären. Vielmehr erwiesen sich soziale und vor allem religiöse Unterschiede als weitaus stärker wirksam, so dass innerhalb der deutsch sprechenden Studentenschaft Konflikte um Zugehörigkeit zum ‚deutschen Volkstum‘ – insbesondere zwischen Juden und ultramontanen Katholiken – aufbrachen und es auch zu gemeinsamen antiklerikalen oder antisemitischen Demonstrationen deutscher und tschechischer Studenten kommen konnte.

Auf das Feld einer allgemein gesellschaftsgeschichtlichen Betrachtungsweise von funktioneller Rezeption fremdnationaler Kulturelemente führten die Referate von Roman Holec und Dagmar Košťalová (beide Bratislava), die sich auf die Bedeutung ‚deutscher Kultur‘ im nationalen Emanzipationsprozess der Slowaken konzentrierten. Holec verfolgte die von den 1860er Jahren bis zum Ersten Weltkrieg einem markanten Wandel unterworfenen Relevanz kultureller Kontakte zum nachmaligen Deutschen Reich und vor allem zu München. Die Orientierung insbesondere an der deutschen Romantik in Literatur und Kunst erfüllte nicht zuletzt die Funktion der Abgrenzung gegen die politisch vorangetriebene ungarische Kulturhegemonie. Dieses Verhältnis veränderte sich nach der Reichseinigung: Die konservativen katholischen Verfechter slowakischer kultureller Eigenständigkeit nahmen das Deutsche Reich als bedrohliche Übermacht wahr und sahen zumal bei Nietzsche die ehemals gemeinsamen Ideale preisgegeben. Ihnen stand eine protestantische Fraktion gegenüber, die an der kulturellen Verbundenheit mit dem Deutschen Reich festhielt, damit aber in einen Konflikt mit den politischen Interessen der ‚tschechisch-slowakischen Gegenseitigkeit‘ geriet. Dieser Gegensatz fand sich, so Holec, zuerst in der Sozialdemokratie aufgehoben, deren tschechischer Zweig bruchlos zwischen den ‚linken Kulturen‘ Deutschlands und der Slowakei vermitteln konnte. Košťalová begab sich von der Ebene der Hochkulturen und umstrittener ethisch-weltanschaulicher Positionen in die Alltagswelt der Weinstuben und Kaffeehäuser Pressburgs bzw. Bratislavas, wo sich Freizeit-, Konsum- und Kommunikationsgewohnheiten als Prüfstein nationaler Vergesellschaftungsprozesse und kultureller Identifizierungen erwiesen: Traf sich in den Kaffeehäusern die ungarische und magyarisierte Gesellschaft, auch um die internationale Presse zu lesen, so sammelten sich in den Weinstuben die deutschsprachigen und nach 1918 verstärkt die slowakischen Pressburger zu Vergnügen und Rasonnement. Weingenuss wurde mit künstlerischen und literarischen Debatten – einer deutsche und slowakische Differenz überwölbenden Bohème-Kultur – verknüpft und mit Weltoffenheit assoziiert, um dem Ruch eines slowakischen Provinzialismus zu entgehen.

Ins reale Leben führte schließlich auch der letzte Vortrag der Tagung zurück. Jürgen Nautz (Kassel/Wien) erläuterte die nationalpolitische Dimension des institutionalisierten Finanzwesens und der Geldpolitik und, in umgekehrter Sicht, deren

Rolle im Verfestigungsprozess der nationalkulturellen Identifikationen in Cisleithanien. Die Machtkämpfe um wirtschaftspolitische Vorteile bzw. um Gleichstellung der über kulturelle Kriterien definierten nationalen Gruppen, die nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 einsetzten und seither nicht mehr abrissen – von Nautz besonders anschaulich gezeigt im Zusammenhang mit der Währungsreform bei Einführung des Goldstandards –, spielten sich auch auf symbolischer Ebene ab: im Ringen um Sprachregelungen, um Gestaltung von Banknoten und Münzen, nicht zuletzt in national codierten Formen und Motiven in der Architektur und Ausstattung von Bank- und Sparkassenbauten. Das Moment der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu einer nationalen Kulturgemeinschaft konnte sich in dieser Konstellation selbst in vermeintlich ‚rein ökonomischen‘, pragmatischen Kriterien unterliegenden Entscheidungen als dominant erweisen, so bei der Vergabe von Krediten.

Ingesamt hat die Tagung mit ihren vielfältigen Zugängen zu dem Thema zweifellos ein realistisches Bild sowohl der Möglichkeiten und Hemmnisse transdisziplinärer kulturgeschichtlicher Forschung als auch speziell der Forschung zum Zusammenleben der Deutschen, Tschechen und Slowaken wiedergegeben. Als bezeichnend für den Stand der Reflexion kann sicher gewertet werden, dass das Programm allenfalls punktuell dem Sog der innertschechoslowakischen (-böhmischen, -slowakischen) Perspektive entzogen werden konnte. Entsprechendes ist für die Dominanz der nationalen Kategorie in der Definition von Kultur wie auch Politik und des Verzichts auf Binnendifferenzierungen – etwa nach den Vorgaben von Jiří Kořalka⁷ – zu konstatieren. Des weiteren ist aus den allgemeinen Tendenzen der Forschung erklärlich, dass von den in der Themenstellung der Tagung nachgefragten Optionen für Kultur in ihrem Wechselspiel mit Politik weitaus überwiegend die ‚Vehikelfunktion‘ Interesse fand, während gegenläufige Bewegungen nahezu ausgeblendet blieben. Für das Gespräch über Fächergrenzen hinweg und die grundlegende Problematik der Verständigung über Begriffe ist hierbei charakteristisch, dass beispielsweise ein Ignorieren des politischen Kontextes je nach Perspektive auch als eine Art passiver Resistenz gedeutet werden kann. Wurde der reichlich bemessene Spielraum für Diskussion durchweg rege genutzt, so berührte diese nur sporadisch das zentrale Problem, wie die Bruchstellen zwischen den fachspezifischen Begriffs- und Methodeninstrumentarien sowie nicht zuletzt auch Erkenntnisinteressen überbrückt werden könnten. Eben deshalb aber – nicht etwa: dennoch – kann die Tagung als anregender Beitrag zur Debatte verbucht werden. Und zudem haben eine Reihe der

⁷ Vgl. *Kořalka, Jiří*: Fünf Tendenzen einer modernen nationalen Entwicklung in Böhmen. In: *Österreichische Osthefte* 22 (1980) 199-213. – *Ders.*: Tschechen im Habsburgerreich und in Europa 1815-1914. Sozialgeschichtliche Zusammenhänge der neuzeitlichen Nationsbildung und der Nationalitätenfrage in den böhmischen Ländern. Wien, München 1991 (Schriftenreihe des österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts 18). – *Ders.*: Nationsbildung und nationale Identität der Deutschen, Österreicher, Tschechen und Slowaken um die Mitte des 19. Jahrhunderts. In: *Hoensch, Jörg K./Lemberg, Hans* (Hgg.): *Begegnung und Konflikt. Schlaglichter auf das Verhältnis von Tschechen, Slowaken und Deutschen 1815-1989*. Essen 2001 (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission 12) 39-54.

Referate unmittelbar gezeigt, dass selbst Leistungen der Hochkultur auch in ihrer Funktion als symbolische Form politischer Willensbekundung – und umgekehrt ‚dekorative Accessoires‘ der Gesellschaftsgeschichte wie Kunst und Literatur als konstitutive Bestandteile des Sozialen und Politischen – wahrgenommen werden können, ohne dass Zuständigkeitsbereiche und Selbstverständnis der beteiligten Fächer grundlegend revidiert werden müssten. Den zweiten Teil der Tagung kann man auch im Hinblick darauf gespannt erwarten.

Leipzig

Michaela Marek

DIE „SUDETENDEUTSCHE GESCHICHTSSCHREIBUNG“ 1918-1960

Zur Vorgeschichte und Gründung der Historischen Kommission der Sudetenländer
Tagung der Historischen Kommission für die böhmischen Länder in Verbindung mit dem Historický ústav Filosofické fakulty Masarykovy univerzity Brno (Historisches Institut der Philosophischen Fakultät der Masaryk-Universität Brunn) und der Matice moravská v Brně (Mährischer Kulturverein in Brunn), 1.-2. Oktober 2004

Schon bald nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges begann in den westlichen Besatzungszonen bzw. der Bundesrepublik die Reorganisation der deutschen Ostforschung. Ihr erstes Zentrum fand diese in dem 1950 in Marburg gegründeten Johann Gottfried Herder-Forschungsrat, ihr zentrales Organ in der dort ab 1952 erscheinenden „Zeitschrift für Ostforschung“. Unter dem Dach des Herder-Forschungsrates wurden auch die Historischen Kommissionen für die ehemaligen ostdeutschen Siedlungsgebiete gegründet. Über Marburg erhielten sie, als gemeinnützige Vereine anerkannt, die finanziellen Mittel für ihre Tätigkeit.

Mit Wilhelm Weizsäcker, Bruno Schier, Eugen Lemberg, Josef Hanika, Hermann Aubin und Kurt Oberdorffer war unter den Gründungsmitgliedern des Herder-Forschungsrates auch eine Reihe sudetendeutscher Wissenschaftler. Sie beschlossen, von einer Wiedereinrichtung der deutsch-böhmischen und deutsch-mährischen historischen Vereine und Organisationen aus der Zeit vor 1945 abzusehen und an ihrer Stelle eine gemeinsame Historische Kommission zu schaffen. Am 30. April 1954 fand in Heidelberg die konstituierende Sitzung der „Historischen Kommission der Sudetenländer“ statt. In der ersten Satzung der Kommission bekannten sich die Gründungsmitglieder – Historiker, Germanisten, Volkskundler und Juristen – zur „Fortführung der einschlägigen Tätigkeit der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Prag, namentlich ihrer Historischen Kommission, sowie der Sudetendeutschen Anstalt für Landesgeschichte“ und zur „Übernahme von Aufgaben der deutschen Geschichtsvereine von Böhmen und Mähren-Schlesien“. Gesichert werden sollte damit sowohl die Kontinuität einer wissenschaftlichen Organisationsstruktur unter den neuen gesellschaftlichen und politischen Bedingungen als auch ein geisteswissenschaftliches Milieu mit seinen spezifischen Denktraditionen und Arbeitsweisen. Kontinuität verkörperte die Gründergeneration auch durch die Biographien ihrer Mitglieder: Alle hatten sie ihren beruflichen Weg vor 1938 begonnen, für kaum einen von ihnen hatte die nationalsozialistische Herrschaft einen

Karriereknick bedeutet. Als tiefe biographische Zäsur erlebten sie jedoch das Kriegsende, das Kriegsgefangenschaft, Flucht und Vertreibung, gegebenenfalls Karriereunterbrechungen durch negative Entnazifizierungsbescheide mit sich brachte.

2004 jährte sich diese Gründung zum 50. Mal. Die „Historische Kommission der Sudetenländer“, die sich vor vier Jahren in „Historische Kommission für die böhmischen Länder“ umbenannt hatte, nahm diesen Jahrestag zum Anlass einer Tagung über ihre eigene Vorgeschichte, die sie in Kooperation mit dem Historický ústav Filosofické fakulty Masarykovy univerzity Brno (Historisches Institut der Philosophischen Fakultät der Masaryk-Universität Brunn) und der Matice moravská v Brně (Mährischer Kulturverein in Brunn) durchführte.

Leitende Fragestellung der Tagung war – so der Call for Papers – eine „kritische Bewertung der Kontinuitäten und Brüche der sudetendeutschen Geschichtsschreibung und ihrer Vertreter im 20. Jahrhundert“. Dafür wurde ein primär biographischer Zugang gewählt, über den das „wissenschaftliche und politisch-weltanschauliche Profil“ der Gründungsmitglieder der Kommission rekonstruiert werden sollte. Nachgehen wollte man einerseits der Verbindung insbesondere der Volks- und Kulturbodenforschung mit dem „Volkstumskampf“ in der ČSR und ihrer Funktion für die NS-Politik im Reichsgau Sudetenland und im Protektorat Böhmen und Mähren. Andererseits war es das Ziel der Veranstalter, diese Linie sudetendeutscher Wissenschaftsentwicklung im Kontext der deutschen Ostforschung und ihrer Kontinuitäten wie Brüche nach 1945 zu diskutieren.

In seinem einführenden Vortrag über die Anfänge der „Historischen Kommission der Sudetenländer“ stellte Stephan Dolezel (Göttingen) die beiden ersten Obmänner der Kommission, Rudolf Schreiber (1954) und Kurt Oberdorffer (1955-1968) – stellvertretend für die Gründergeneration – vor: Schreiber kam aus der katholischen Jugendbewegung. Seit 1929 war er – bis zu ihrem Ende 1938 – eines der Führungsmitglieder der Deutschen christlich-sozialen Volkspartei. Oberdorffer war Referatsleiter Hochschule im Stab Konrad Henleins, gehörte von 1933 bis 1938 der Sudetendeutschen Partei an, wurde nach deren Auflösung Mitglied der NSDAP und – im Offiziersrang – der SS. Beide waren Historiker und Archivare und während des Zweiten Weltkrieges Schriftleiter der „Zeitschrift für Sudetendeutsche Geschichte“, beide hatten in der Kulturadministration des Besatzungsregimes verantwortliche Positionen inne.

Nach dem Krieg haben sie nicht nur zur Gründung der Historischen Kommission der Sudetenländer, sondern auch des Collegium Carolinum und des Bohemia-Jahrbuchs beigetragen. Das frühe Arbeits- und Publikationsprogramm der Historischen Kommission charakterisierte Dolezel noch als Mischung aus traditioneller sudetendeutscher Rechtfertigungsliteratur und soliden Archivrecherchen, Fragen der Quellen- und Bücherbeschaffung standen an vorderster Stelle. Themen der jüngsten Vergangenheit wurden umgangen, mit der Geschichte des Reichsgaus oder des Protektorats setzte man sich nicht auseinander. Oberdorffers exponierte Stellung während des Dritten Reichs z. B. wurde nicht thematisiert oder gar als hinderlich für seine Wahl zum Obmann empfunden. Diejenigen, die sich mit dem ‚Großdeutschen Reich‘ arrangiert hatten, so Dolezel, arrangierten sich mit der Adenauer-Republik. In Bezug auf ihre wissenschaftliche Tätigkeit erschien ihnen das Jahr 1945 nicht als

Zäsur, weil sie dem eigenen Selbstverständnis nach stets objektive Forschung betrieben und „der Nationalsozialismus eigentlich nie stattgefunden hatte“.

Im zweiten Beitrag ging Zdeňka Stoklásková (Brno) mit ihren Ausführungen über Berthold Bretholz in das erste Drittel des 20. Jahrhunderts zurück. Sie sah die Gründe für das Scheitern von Bretholz' beruflichen Ambitionen auf mehreren Ebenen: Bretholz habe sich als Modernisierer des Mährischen Landesarchivs viele Gegner gemacht; seine „Urgermanentheorie“ – also die These, die Deutschen in den böhmischen Ländern hätten als Nachfahren der Markomannen und Quaden schon vor den Slawen in diesem Raum gesiedelt – brachte ihn auch wissenschaftlich ins Abseits. Seine jüdische Herkunft verhinderte schließlich die ersehnte Berufung an die Prager Universität. Da er, der 1933 geklagt hatte, sein Deutschland sei ihm verloren gegangen, dem Nationalsozialismus als ‚Nichtarier‘ galt, konnte seine Kontinuitätstheorie nur indirekt rezipiert werden, obgleich sie durchaus Anschlussstellen für eine nationalsozialistische Geschichtsdeutung geboten hätte.

Mit Theodor Mayer, über dessen Bedeutung für die Mediävistik der Zwischenkriegszeit Reto Heinzl (Zürich) sprach, stand dann wieder ein Vertreter der Generation zur Diskussion, die die Vor- und Nachkriegszeit verbindet. Als Leiter des „Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte“ galt Theodor Mayer als Pionier der Entwicklung interdisziplinärer wissenschaftlicher Teamarbeit. Heinzl zeigte, dass Mayer bei der Schaffung wissenschaftlicher Arbeitszusammenhänge nach dem Zweiten Weltkrieg auf die Erfahrungen zurückgreifen konnte, die er seit den 1920er Jahren im Kontext der Forschung zum Grenzlanddeutschtum gesammelt hatte. In Gestalt der Leipziger „Stiftung für Volks- und Kulturbodenforschung“ (ab 1926), später der „Westdeutschen Forschungsgemeinschaft“, die Mayer ab 1934 leitete, waren fächerübergreifende, in sich geschlossene Denkkollektive entstanden, die durch eine gemeinsame Überzeugung und ein gemeinsames Ziel verbunden waren. Außerwissenschaftliche Faktoren spielten bei der Neuformulierung eines integrierten Volks- und Reichsverständnisses seit den 1920er Jahren eine wichtige Rolle, dieses konnte dann nahtlos mit der NS-Ideologie verbunden werden. Nach dem Zweiten Weltkrieg – dessen Ende eine vorübergehende Unterbrechung von Mayers Karriere bedeutete – änderten sich die Inhalte: Nun ging es Mayer und den Wissenschaftlern, die er um sich versammelte, um die Schaffung eines „krisenfesten“ (also von politischen Umbrüchen nicht zu erschütternden) neuen Mittelalterbildes. Wissenschaftsorganisatorisch knüpfte er – auch in der Betonung einer corporate identity geschlossener Denkzirkel – an Muster aus der Zeit vor 1945 an. Heinzl mahnte an, diese organisatorische Leistung nicht abgetrennt von den Zielen der verschiedenen Arbeitszusammenhänge zu betrachten, denen Mayer während seiner wissenschaftlichen Laufbahn angehörte. Die Frage, ob eine separate Beurteilung von Erkenntnisinteressen, Fragestellungen und Methoden überhaupt möglich sei, verneinte Heinzl im Falle Theodor Mayers.

Über die „sudetendeutsche Kirchengeschichte“ – ein Begriff, der erst nach dem Zweiten Weltkrieg eingeführt wurde – sprach anschließend Miroslav Kunštát (Prag). Auch er baute seine Darstellung der Entwicklung der Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Prager Deutschen Universität entlang ihrer wichtigsten Protagonisten, Karl Hilgenreiner, August Naegle und Eduard Winter, auf. Kunštát

beschrieb die deutsche Kirchengeschichtsschreibung in der ČSR als ein Phänomen von ausschließlich regionaler Bedeutung, dem auch eine explizit sudetendeutsche Färbung noch weitgehend gefehlt habe. Da Kunštát sich auf die Universität beschränkte, konnte er für die Zeit nach 1945 auch kaum eine Kontinuitätslinie aufzeigen – schließlich ging Winter, der erneut zur Führungsfigur hätte werden können –, in die SBZ/DDR. Kontinuitäten und Brüche müsste man auf diesem Feld wahrscheinlich durch einen breiteren Zugang in den Blick nehmen, der das gesamte sudetendeutsche katholische Milieu und seine Institutionen einbezöge.

Mit dem Beitrag von Ota Konrád (Prag) über die „Sudetendeutsche Anstalt für Landes- und Kulturbodenforschung“, die 1940 in Reichenberg (Liberec) als Nachfolgeinstitution der 1938 aufgelösten „Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung“ gegründet worden war, wurde eine zentrale sudetendeutsche Forschungseinrichtung vorgestellt. Konrád ging es vor allem darum, die Vernetzungen der „Anstalt für Landes- und Kulturbodenforschung“ zu zeigen, die über ihre Mitglieder wie Tätigkeitsbereiche sowohl mit dem Verwaltungsapparat des Reichsgaus Sudetenland als auch mit der Prager Universität und vor allem der Reinhard Heydrich-Stiftung eng verbunden war. Sie kooperierte aber z. B. auch mit der „Nordostdeutschen Forschungsgemeinschaft“ und war über ihre „ausländischen“ Mitglieder – unter ihnen Hermann Aubin, Theodor Mayer und Wilhelm Pleyer – auch mit reichsdeutschen Institutionen verbunden. Das führte Konrád zu dem Schluss, dass die „Anstalt für Landes- und Kulturbodenforschung“ zwar dem Namen nach eine sudetendeutsche Einrichtung gewesen sei, durch ihre Verbindungen wie durch ihre Arbeitsfelder – die die Planung von Maßnahmen zur Eindeutschung fremdstämmiger Bevölkerungsgruppen ebenso umfassten wie den Verwaltungsaufbau im besetzten Osteuropa (vor allem „Osteinsätze“ in der Slowakei) – aber ein integraler Bestandteil der Forschung im nationalsozialistischen Deutschland gewesen sei.

In der anschließenden Diskussion wies Robert Luft (München) auf die Schwierigkeiten hin, die Übergänge zwischen den verschiedenen Ebenen sudetendeutscher Volkstumsforschung zu verorten: von der traditionellen, antitschechischen, die im Rahmen bestehender Staatswesen argumentierte, über eine alldeutsch-völkische mit antislawischer Ausrichtung bis hin zu der imperialen Variante, die das Ziel eines deutschen Großreiches verfolgte. Volker Zimmermann (Düsseldorf) stellte die Vermutung an, dass die „Sudetendeutsche Anstalt für Landes- und Kulturbodenforschung“ als Behörde des Reichsgaus eigentlich an der Wahrung und Sicherung eigenständiger sudetendeutscher Positionen interessiert gewesen sein müsste, und fragte, ob sich daraus Konflikte mit der Heydrich-Stiftung ergeben hätten, deren Arbeit auf das Gesamtreich gerichtet war. Konrád führte aus, dass die Mitglieder der „Anstalt für Landes- und Kulturbodenforschung“ und der Heydrich-Stiftung weitgehend identisch waren – daher sei die Zusammenarbeit zwischen beiden Institutionen auf die gleichen Ziele gerichtet und weitgehend spannungsfrei gewesen. Die Konfliktlinie zwischen reichs- und sudetendeutschen Interessen sei innerhalb der Reichenberger Anstalt verlaufen.

Eine lebhafte Diskussion folgte dann dem Vortrag von Thomas Krzenck (Leipzig) über Wilhelm Weizsäcker „zwischen Schuld und Verstrickung“. Krzenck charakterisierte Weizsäcker als einen Wissenschaftler, der die Grenze vom Mitläufer zum

aktiven Nationalsozialisten – ähnlich wie Heinz Zatschek und andere – freiwillig überschritten und einen nennenswerten Beitrag zur Gleichschaltung in Forschung und Lehre geleistet habe. In den 1950er Jahren erhielt er in Heidelberg wieder eine Professur und war Mitglied zahlreicher einschlägiger Organisationen – vom Adalbert Stifter Verein über den Herder-Forschungsrat bis zum Collegium Carolinum.

Widerspruch rief bereits der Begriff der „Verstrickung“ hervor, der vielen Diskutanten als deutlich zu passiv erschien. Detlef Brandes (Düsseldorf) plädierte dafür, in Fällen wie dem Weizsäckers von „beamteten Opportunisten“ zu sprechen, die eine viel größere Anpassungsleistung erbrachten, als ihnen das Regime jemals abverlangt habe. Karel Hruza (Wien) ergänzte Krzencks Referat um eine ganze Reihe von biographischen Details, die Weizsäcker im privaten wie öffentlichen Leben als aktiv am NS-System beteiligt und von diesem profitierend zeigten. Weizsäcker habe seine Handlungsspielräume voll ausgeschöpft und dabei durchaus nicht nur als Jurist agiert und argumentiert – so etwa, als er 1936 rassenhygienische Maßnahmen ausdrücklich und mit völkischen Argumenten begrüßte. Vorsichtig – so Hruza – müsse man auch mit dem beliebten Diktum von der „soliden Forschung“ sein: Erstens seien auch Quelleneditionen nicht notwendigerweise neutral, zweitens seien die Nachkriegsarbeiten Weizsäckers stark von der Terminologie der Vorkriegszeit geprägt. Joachim Bahlcke (Stuttgart) verwahrte sich gegen ein Zuviel an biographischer Forschung sowie dagegen, wissenschaftliche Werke durch die Brille des Biographischen zu sehen. Vielmehr solle man sich auf die Werke selbst konzentrieren. Nur so könne man herausfinden, welche Arbeiten Bestand – auch in Hinblick auf die Arbeit der Kommission für die böhmischen Länder – hätten.

Doch auch – und gerade – im Referat und der folgenden Debatte um Eduard Winter und seinen Prager Kreis, den Jiří Němec (Brno) vorstellte, erwies sich das Biographische als zentral. Němec schilderte Winter als äußerst widersprüchliche Figur: Als führender Protagonist der Bewegung für die Erneuerung des Katholizismus war er im Hochschulbund „Staffelstein“ aktiv und schrieb für Periodika wie „Stimme der Jugend“ und „Volk und Glaube“. Religiös geprägt sei auch seine Auffassung der Geschichte von Tschechen und Deutschen in den böhmischen Ländern gewesen. Dabei waren ihm, der von der Soziologie über die „sudetendeutsche Sendung“ zum Geschichtsstudium gekommen war, die Interessen des Deutschtums absolut prioritär. Winters Überzeugung nach konnte dieses seine Rolle als ‚Kulturträger‘ in Ostmitteleuropa nur dann erfüllen, wenn es seine innere Stärke wiederentdeckte und in Einheit handelte. Andererseits sah es Winter, der in diesem Punkt stark von Bernhard Bolzano beeinflusst war, als Aufgabe der Sudetendeutschen an, mit den Tschechen in gedeihlicher Art und Weise zusammenzuleben. Als einen dritten Strang, der sich durch das Leben Winters zog, bezeichnete Němec Winters Entschlossenheit zur Karriere: Nach der Lösung des Priesters Winter von der Kirche begann dieser im Reichsgau Sudetenland eine aussichtsreiche Laufbahn, die ihn im Rahmen „kriegswichtiger Arbeiten“ 1944/45 bis in die Ukraine führte. Als sich nach Kriegsende abzeichnete, dass er weder in Österreich noch in Westdeutschland eine Professur erhalten würde, nahm er das Angebot an, in die SBZ/DDR zu gehen, wo er seine beruflichen Pläne verwirklichen konnte. Das wurde ihm

von vielen ehemaligen Staffelsteinern als „Verrat“ ausgelegt. Němec zufolge hatte manches Missverständnis zwischen den Staffelsteinern und Winter aber bereits viel früher begonnen und sei – wie Hans Lemberg (Marburg) an einigen Beispielen illustrieren konnte – keineswegs politisch begründet gewesen, sondern in einem unterschiedlichen Verständnis der Erneuerung der Kirche. Winter sah sich und die Staffelsteiner als Ketzer, diese aber wollten stets nur eine Erneuerung innerhalb der Kirche.

Mit Wilhelm Wostry stand dann wieder ein Vertreter der älteren Generation zur Diskussion, dessen Schüler als Angehörige der Gründungsgeneration der Kommission und des Collegium Carolinum die Brücke zur Nachkriegszeit bildeten. Nina Lohmann (Prag/Düsseldorf) bezeichnete Wostry, der in den 1920er Jahren zum Professor für tschechoslowakische Geschichte an der Deutschen Universität in Prag berufen und zum Obmann des „Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen“ gewählt worden war, als einflussreichsten Ordinarius der 1930er Jahre. Wostry schrieb und förderte Arbeiten zur böhmischen Landesgeschichte, wobei er durchaus interdisziplinär dachte, und sah es dabei als wichtigste Aufgabe an, die Leistung der Deutschen herauszuarbeiten. Den paradigmatischen Wandel zu einer sudetendeutschen – schon bald völkisch argumentierenden – Geschichtsschreibung vollzog er 1938/39 bereitwillig mit.

Die Diskussion drehte sich vor allem um die von Lohmann selbst aufgeworfene Frage, wie es sich erklären lasse, dass Wostry, der bis 1938 als „Tschechenfreund“ galt, mit einem Mal entgegengesetzte Positionen vertrat, und was seine Bemühungen um eine vorzeitige Pensionierung im Jahr 1941 motiviert hatte. Wostrys sinkender Einfluss sei keineswegs auf eine ideologische Distanz zum Regime zurückzuführen gewesen, eher auf einen Generationswechsel innerhalb des Faches und auf persönliche Konflikte. Rudolf Jaworskis (Kiel) Vermutung, Wostry habe der Reichsverwaltung nicht als Verbindung ‚zu den Tschechen‘ dienen wollen und daher den Rückzug gesucht, widersprach Detlef Brandes. Brandes zufolge waren es Richtungskämpfe und Cliquenkonkurrenz innerhalb der Führung des Reichsgaus, die dazu führten, dass einzelne Personen ausgeschaltet wurden (die ihre Zurücksetzung *ex post* als Konflikt mit dem Regime darstellen konnten); wegen Personalmangels allerdings in bescheidenem Umfang. So konstatierte Lohmann auch abschließend, dass gerade Wostry als Integrationsfigur und angesehener Wissenschaftler für die neuen Herrschenden unverzichtbar gewesen sei.

Der folgende Beitrag von Mirek Němec (Ústí nad Labem, Aussig) über „Anton Altrichter und Emil Lehmann. Zwei sudetendeutsche Erzieher“ warf die Frage nach dem möglichen Einfluss historischer Brüche auf persönliche Biographien wie das wissenschaftliche Arbeiten auf. Lehmann wie Altrichter erlebten ihr „Heldenzeitalter“ in der Ersten Republik, Lehmann als erster Verfechter der „Deutschkunde“, von der es nur ein kleiner Schritt zur Volkskunde war, Altrichter als Heimatforscher zur Iglauer Sprachinsel. Beide sahen die Gründung der ČSR als Bedrohung für die Deutschen an. Doch während Lehmann diesen Staat bekämpfte, war Altrichter ein Anhänger des Aktivismus und betätigte sich primär als Autor von Schulbüchern, die 1939, weil sie nicht im Stile des Volkstumskampfes verfasst waren, umgehend verboten wurden. Indessen war es Altrichter, dessen berufliche Laufbahn

sich positiv weiterentwickelte, während Lehmann im nationalsozialistischen System nicht die erhoffte Karriere machte. Robert Luft gab zu bedenken, dass nicht die Frage, wie sich jemand in der Ersten Republik verhalten hatte, sondern wie er sich 1938/39 zu den Rechten von Individuen und Gruppen oder zum Führerprinzip stellte, für dessen Verortung im Kontext des Nationalsozialismus entscheidend sei. Die Debatte konzentrierte sich dann auf die von Jaworski aufgeworfene Frage, welches Fach im Nationalsozialismus Leit- bzw. Trendwissenschaft gewesen sei und welche Einflüsse etwa von geographischen oder anthropologischen Arbeiten auf die Geschichtswissenschaft ausgegangen seien.

Eben mit diesem Fragenkomplex setzte sich Martin Zückert (München) in seinem Vortrag über die „Volkskunde als Nachbardisziplin der sudetendeutschen Geschichtsschreibung“ auseinander. Zückert skizzierte die Entwicklung der sudetendeutschen Volkskunde in der Tschechoslowakei, die in enger Verbindung mit der reichsdeutschen entstand, aber aufgrund des sudetendeutschen Selbstverständnisses nach 1918, ein bedrohter Vorposten des Deutschtums zu sein, spezifische Forschungsinteressen entwickelte und besonders stark zu modernekritischen wie kulturimperialistischen Denkweisen tendierte. So entstand in der ČSR ein Netzwerk von Volkstums- und Heimatforschern, das das universitäre Milieu mit Laienforschern und der Volksbildung verband und das die Wende zu rassistisch-nationalistischen Sichtweisen und den Schritt zur aktiven Beteiligung an der NS-Politik überwiegend willig mitmachte bzw. als Chance begriff. Der Anschlussfähigkeit an den Nationalsozialismus kam zudem entgegen, dass die Volkskunde im Kontext des ‚Volkstumskampfes zwischen Tschechen und Deutschen‘ von Anfang an eine anwendungsorientierte Seite gehabt hatte.

Am Beispiel von Bruno Schier und Josef Hanika, zwei der jüngeren Hauptvertreter sudetendeutscher Volkskunde bis 1945, die später zu den Gründungsmitgliedern der Historischen Kommission zählten, zeigte Zückert zunächst die Verbindung historischer Vorstellungen über die Deutschen in den böhmischen Ländern mit volkskundlichen Forschungsansätzen und die Weiterführung solcher Forschungen – im Falle Schiers zunächst in Leipzig, seit 1940 in der Slowakei, bei Hanika in Prag u. a. als Mitglied der Heydrich-Stiftung – im nationalsozialistischen System. Daran knüpfte er die Frage, welche Kontinuitätslinien aus den Kriegsjahren in eine „anwendungsorientierte Volkskunde im Interesse der Vertriebenen“ nach 1945 führten. Volkskundliche Ostforschung hatte nach der Vertreibung ihren Forschungsgegenstand zwar verloren, doch das Sammeln und Konservieren kultureller Zeugnisse sei bereits in der Zwischenkriegszeit gepflegt worden; modernitätsskeptisch ließ sich nicht nur die Situation der Volksgruppe, sondern gesellschaftlicher Wandel generell interpretieren. Vorstellungen eines Kulturgefälles von West nach Ost und einer kulturbringenden Sendung der Deutschen im Osten passten nahtlos in die herrschende Ideologie des Kalten Krieges. Doch gestand Zückert – der für Bruno Schier nur Kontinuität konstatierte – Josef Hanika für die 1950er Jahre auch das Bemühen zu, mit der Integrationsforschung neue Wege zu gehen; der methodische und paradigmatische Wandel sei aber erst der nächsten Generation gelungen.

Den Weg zur Vertriebenenforschung fand nach dem Krieg auch Karl Valentin Müller. Müller war während des Zweiten Weltkrieges ordentlicher Professor für

Sozialanthropologie und Volksbiologie an der Deutschen Universität Prag gewesen. Dort hatte er sich mit Fragen der Erbmasse, der Rassenhygiene und der Selektion sozialer Gruppen befasst. Ausgerichtet waren diese Forschungen auf das Ziel der „Umvolkung“ von Tschechen in den böhmischen Ländern, aber auch auf die „Behandlung der volkstumpolitischen Verfügungsmasse“ im übrigen Osteuropa. Seine Konzepte sollten der rassenbiologischen Stärkung des deutschen Volkes und zugleich der Stabilisierung der deutschen Herrschaft in den besetzten Ländern Osteuropas dienen. Andreas Wiedemann (Prag/Düsseldorf) konnte in seinem Beitrag überzeugend nachweisen, dass Müller, ab 1946 Leiter eines Instituts für Begabtenforschung in Hannover und ab Mitte der 1950er Jahre Professor für Soziologie und Sozialanthropologie in Nürnberg, bestimmte Grundüberzeugungen beibehielt – so vor allem den Glauben an die natürliche Ungleichwertigkeit von Menschen und die Notwendigkeit, die Bevölkerungsentwicklung unter dieser Perspektive zu steuern.

Die Tradierung von Paradigmen der Vorkriegs- und NS-Zeit in den Forschungen der Nachkriegszeit, wie sie bei Karl Valentin Müller geradezu überdeutlich waren, fordere, so Wiedemann, zu einem vorsichtigen Umgang mit Begriffen und auch Fächerbezeichnungen auf: So sei aus der Rassenbiologie nach 1945 Anthropologie geworden, ohne dass sich an den Grundannahmen Wesentliches geändert habe. Martin Zückert plädierte indessen dafür, nicht bei der Frage nach der konkreten Verbindung einzelner Wissenschaftler mit dem nationalsozialistischen System stehen zu bleiben. Aussagekräftiger als etwa das exakte Eintrittsdatum in die NSDAP sei die Rekonstruktion der Vorstellungswelten, die seit den 1920er Jahren entstanden waren und sich problemlos in die nationalsozialistische Ideologie einfügten und deren gedankliche Kontinuität – oder Transformationen – über den Bruch von 1945 verfolgt werden müssten. Das alles freilich nicht, ohne den konkreten Akteuren und ihrem Handeln nachzugehen.

Mit den folgenden Referaten von Esther Neblich (Bayreuth) und Stefan Albrecht (Mainz) zu Heribert Sturm und Helmut Preidel kehrte die Debatte wieder zu weniger glatten Karrieren zurück. Esther Neblich schilderte Heribert Sturm als einen detailversessenen Arbeitsmenschen, der sich in erster Linie der Rettung und Bewahrung ‚seiner‘ Archivbestände verpflichtet gefühlt habe. Dieses Pflichtethos habe ihm, der 1945 aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft nach Cheb (Eger) zurückkehrte, auch von sudetendeutscher Seite Ärger eingebracht. Volksgeschichte habe er schon allein deswegen nicht geschrieben, weil er sich auf das Zusammentragen von Fakten und thematisch auf die Reichspfandschaft des Egerlandes beschränkt habe. Nach der Ausweisung aus der Tschechoslowakei war Sturm bis 1973 im Staatsarchiv Amberg – und weiterhin in dem für ihn typischen Arbeitsstil – tätig.

Der Saazer Archäologe Helmut Preidel erfuhr, wie Stefan Albrecht zeigte, in tschechischen wissenschaftlichen Kreisen eine ganz andere Rezeption als in deutschen. Preidel konnte mit seinen Arbeiten zur Vor- und Frühgeschichte unter seinen Kollegen schon vor 1938 nicht reüssieren – zwei Anläufe zur Habilitation scheiterten. 1939 wurde er wegen seiner jüdischen Frau zwangspensioniert, erhielt jedoch Unterstützung von Fritz Valjavec, für die er sich nach dem Krieg mit Persilscheinen für diesen, Oberdorffer und Andere revanchierte. Doch auch in der Bundesrepublik

konnte Preidel beruflich nicht richtig Fuß fassen – das lag an seinen Thesen, doch auch an seiner Position zwischen den Stühlen: Einerseits schadeten ihm seine guten Beziehungen zu NS-Historikern, andererseits war er auch unter diesen nicht voll akzeptiert. In der Tschechoslowakei indessen wurde Preidel wegen der Rezeption tschechischer Arbeiten in seiner eigenen Forschung geschätzt; er galt als Opfer des Nationalsozialismus und als politisch wie fachlich ‚naiv‘.

Die letzten beiden Referate der Tagung befassten sich dann mit sudetendeutschen Historikern in der Bundesrepublik – wenn auch mit unterschiedlichem Anspruch und diametral entgegengesetzter Perspektive: Während Pavel Kolář (Potsdam) über Erinnerungskonstruktionen ehemaliger Prager deutscher Historiker – und damit über deren Interpretationen der kollektiven wie individuellen „Katastrophe“ von 1945 – sprach, bot Otfried Pustejovsky (Waakirchen-Point) ein Stück oral history, in dem er das Selbstverständnis der Gründergeneration sudetendeutscher Forschungsstellen im Wesentlichen reproduzierte. Das Sudetendeutsche Archiv – so Pustejovsky – habe der Sudetendeutschen Landsmannschaft als „wissenschaftliches Mäntelchen“ gedient. Es sei dem Archiv unter der Leitung von Helmut Kuhn aber gelungen, landsmannschaftliche Interessen und Versuche der Einflussnahme aus seiner Tätigkeit herauszuhalten. Das Archiv habe sich intensiv mit der Situation in der Tschechoslowakei – mit sozialen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen – befasst und auch viele, gerade historische Arbeiten aus dem Tschechischen übersetzt und so dem deutschen Publikum zugänglich gemacht. Ab und an hätten sich „Rechtfertigungsarbeiten“ gegenüber der Volksgruppe, wie etwa die Publikation von Dissertationen hoch stehender Politiker, allerdings nicht vermeiden lassen.

Manfred Alexander (Köln) monierte, dass man die Geschichte des Sudetendeutschen Archivs nicht schreiben könne, ohne über dessen Trägerverein zu sprechen. Robert Luft vermisste die Frage nach der Motivation der zeitgeschichtlichen Dokumentationen, die das Archiv herausgab. Er warf die Frage auf, ob es sich hier nicht doch um Gegnerforschung aus sudetendeutscher Perspektive im Kontext des Kalten Krieges gehandelt habe. Dem stimmte auch Rudolf Jaworski zu, der meinte, dass gerade Kuhns Konzentration auf die Geschichte der KPTsch kein privates Hobby, sondern vielmehr Feindbeobachtung par excellence gewesen sei.

Für die Diskussion des Beitrages von Pavel Kolář blieb dann keine Zeit mehr. Das ist umso bedauerlicher, als Kolářs Thesen die Möglichkeit geboten hätten, vom Individualbiographischen weg zum Selbstverständnis der Gründergeneration der Historischen Kommission der Sudetenländer, ihrer Deutung der eigenen Tätigkeit während der Kriegsjahre und ihrem Traditionsverständnis wie nicht zuletzt zu ihrer Verortung im Gesamtbild der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945 zu gelangen.

In Anlehnung an die Typologie von Martin Kohli präsentierte Kolář verschiedene Typen der Lebenserzählung deutscher, aus der Tschechoslowakei vertriebener Historiker. Diese folgten zwar mehr oder minder den biographischen Sinnkonstruktionen (reichs-)deutscher NS-Wissenschaftler, unterschieden sich aber durch die intensivere Kontingenzerfahrung sowie die Spannung zwischen der eigenen und der Geschichte der Aufnahmegesellschaft von diesen. Zentrale Aufgabe sei die Kontinuitätssicherung in Bezug auf die Lebensgeschichte wie das eigene wissenschaft-

liche Werk gewesen. Letztere habe vor allem in der Behauptung der „Objektivität“ und „Unparteilichkeit“ der fachlichen Arbeit gelegen. Die Überzeugung, der geistige Gehalt, der Kern des eigenen wissenschaftlichen Werkes sei von all den äußeren Faktoren – vor allem dem Nationalsozialismus – unbeeinträchtigt geblieben, konnte selbst dann bestehen, wenn, wie im Falle Theodor Mayers, ein Einfluss auf die Richtung des eigenen Forschens eingeräumt wurde. Nur so lasse es sich erklären, dass das Jahr 1945 keine Veränderung des sudetendeutschen Geschichtsdiskurses mit sich gebracht habe. Welche konkreten Folgen die Konstruktion von Werkkontinuität und Wertneutralisierung in der Selbstdeutung sudetendeutscher Historiker für deren wissenschaftliches Arbeiten gehabt hätte, müsse aber noch untersucht werden.

In der Schlussdiskussion ging es erneut um die Frage, auf welchen Untersuchungsgegenstand sich die Auseinandersetzung mit der Vorgeschichte der Historischen Kommission eigentlich konzentrieren sollte. Martin Zückert forderte, Wissenschaftskontexte und Netzwerke stärker in den Blick zu nehmen und die Frage nach den Trends der Zeit und den wechselseitigen Beeinflussungen zu stellen. Tatjana Tönsmeier (Berlin) formulierte das aktiver: Leitwissenschaft liege nicht in der Luft; es gelte zu rekonstruieren, wer prägend gewirkt und die dominanten Interpretationen vorgelegt habe. Jiří Pešek (Prag) plädierte indessen dafür, die historiographischen Texte selbst stärker in den Blick zu nehmen und nicht nur im Kontext der Biographien zu diskutieren.

Ein gewisses Defizit der insgesamt sehr gelungenen Tagung war es, dass zu wenige der Referate die Vor- und Nachkriegszeit gleichermaßen substanziell in den Blick nahmen. Daher konnte die Frage nach den Kontinuitäten, Transformationen und Brüchen für manche der vorgestellten Protagonisten der Gründergeneration der Kommission tatsächlich nur auf der biographischen Ebene, also anhand der meist nahtlos fortgesetzten Berufskarrieren, beantwortet werden. Kolářs Forderung, den Spuren des Selbstverständnisses, das individuell wie kollektiv im sudetendeutschen geisteswissenschaftlichen Milieu der jungen Bundesrepublik gepflegt wurde, in den wissenschaftlichen Werken nachzugehen, brachte also eine wichtige Forschungsaufgabe auf den Punkt.

Der von Bedřich Loewenstein (Berlin) vorgeschlagene Schritt hin zu einer integrierten Perspektive auf die Entwicklung der tschechischen wie der deutschen Geschichtswissenschaft ist das Ziel einer Tagung des Collegium Carolinum im November 2004. Bei diesem zweiten Teil einer Doppeltagung zur Geschichtsschreibung zu den böhmischen Ländern werden – spiegelbildlich zum biographischen Ansatz der Brünner Konferenz – die Themenfelder und Institutionen historischer Forschung seit 1945 untersucht werden. Nimmt man die Tagung der Kommission, die beiden Veranstaltungen des Collegium Carolinum und das Projekt über die deutsche Bohemistik in den böhmischen Ländern bis 1945 zusammen, das seit 2001 am „Centrum mediévistických studií“ (Zentrum für mediävistische Studien) der Prager Akademie der Wissenschaften läuft,¹ ist zumindest ein Anfang gemacht in der Auseinandersetzung mit der – im weitesten Sinne – deutschen Geschichtsschreibung

¹ Zu dem Projekt siehe: <http://www.flu.cas.cz/cms/nemmed.htm#nem> (01.10.2004).

zu den böhmischen Ländern im 20. Jahrhundert, die auf die Impulse aus der Debatte um die deutschen Historiker im Nationalsozialismus sowie über die Kontinuitäten dieser Historiographie nach dem Zweiten Weltkrieg lange Zeit kaum reagiert hat.

München

Christiane Brenner

GESCHICHTSSCHREIBUNG ZU DEN BÖHMISCHEN LÄNDERN IM 20. JAHRHUNDERT

Wissenschaftstraditionen – Institutionen – Diskurse, Teil II (1938-1989)

Jahrestagung des Collegium Carolinum 2004, Bad Wiessee, 11.-14. November 2004

Wie bereits im vergangenen Jahr war auch 2004 die Jahrestagung des Collegium Carolinum der Historiographie zu den böhmischen Ländern gewidmet. Hatte der Fokus bei der ersten Historiographietagung auf dem Zeitraum bis 1952 gelegen,¹ sollte in diesem Jahr insbesondere die Nachkriegsepoche bis 1989 diskutiert werden. Die Konferenz bildete den vorläufigen Abschluss einer Reihe von Veranstaltungen, die sich in den Nachwehen der auf dem Historikertag von 1998 angestoßenen innerfachlichen Vergangenheitsbewältigung mit der deutschen Geschichtsschreibung zu den böhmischen Ländern im 20. Jahrhundert auseinandersetzen. Anders als die Konferenz der Historischen Kommission für die böhmischen Länder im Oktober 2004, die sich vornehmlich mit den für ihre eigene Geschichte und Vorgeschichte wichtigen Personen und deren Werken befasste,² verwehrt sich die Tagung des Collegium Carolinum bewusst einem biographischen Zugang. Sie rückte vielmehr die Institutionen, Traditionen und Diskurse der historischen Forschung in den Mittelpunkt.

Ein Dokumentarfilm, eingeleitet von K. Erik Franzen (München), bildete wie im Vorjahr den informellen Auftakt der Veranstaltung. „Der Präsident im Exil“, eine DDR-Produktion aus den Jahren 1968/69, porträtierte den 1968 neu gewählten Sprecher der Sudetendeutschen Landsmannschaft, Walter Becher. Mit dem Amtsantritt Bechers, zugleich Mitglied des Bayerischen Landtags und einer der „geistigen Väter“ des 1956 gegründeten Collegium Carolinum, war ein deutlicher Rechtsruck innerhalb der Sudetendeutschen Landsmannschaft verbunden. Ziel des collagenartigen Films des Studios H & S war es, den Revanchismus Bechers, der Landsmannschaft und generell der großen bundesdeutschen Parteien zu „entlarven“, wozu er sich geschickter Montagen und plakativer Bilder bediente. Interessant ist, dass Walter Becher nichts dagegen gehabt hätte, wäre der Film, wie es die ursprüngliche Intention der Filmemacher gewesen war, auch in der BRD ausgestrahlt worden – er fühlte sich wohl gut getroffen. Insofern stellt dieser Film nicht nur ein Stück deutsch-deutscher Zeitgeschichte dar, sondern offenbart auch das Selbstverständnis einer der Schlüsselfiguren der „sudetendeutschen Volksgruppe“ in der frühen

¹ Vgl. den Bericht von Błażej Białkowski in: *Bohemia* 44 (2003) 534-541.

² Vgl. den Bericht von Christiane Brenner in diesem Heft der *Bohemia*.

Bundesrepublik, welche die enge Verflechtung von Politik und Wissenschaft verkörperte.

Offiziell eröffnet wurde die von Christiane Brenner (München) und K. Erik Franzen konzipierte Tagung von Martin Schulze Wessel (München), der diese sowohl in den Kontext der oben genannten Tagungen als auch der Debatte über die Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus stellte. Diese wertete er in erster Linie als Auseinandersetzung zwischen den Generationen, wobei er konstatierte, dass paradoxerweise weder die ältere noch die jüngere Generation ihren charakteristischen Ansätzen (gesellschaftsgeschichtlich/kulturgeschichtlich) folge, wenn es um die Geschichte der Geschichtsschreibung gehe, sondern Kontexte und Innenansichten häufig ausgeblendet würden. K. Erik Franzen machte im Anschluss daran deutlich, dass das Ziel der Tagung eine selbstkritische Reflexion der Inhalte, Strukturen und des Selbstverständnisses der historischen Bohemistik sei, die sich der Frage stellen müsse, warum sie die Impulse zur Aufarbeitung der eigenen NS-Vergangenheit erst verspätet und nur sehr zögerlich aufgenommen habe. Im Mittelpunkt der Tagung stünden daher die verschiedenen Kontexte, innerhalb derer sich die Geschichtswissenschaft nach 1945, in Deutschland wie in Ostmitteleuropa, neu konstituiert habe, wobei vor allem die institutionellen Rahmenbedingungen, die Netzwerkbildung der verschiedenen Historiker und Historikergruppen sowie die Verflechtung und Rückkoppelung von Wissenschaft und Politik beleuchtet werden sollten. Als Leitfragen in diesem Zusammenhang formulierte er diejenige nach der Rolle des Staates, nach der Selbstmobilisierung bzw. Instrumentalisierung von Personen und Institutionen sowie nach den Topoi und Diskursen und mahnte außerdem an, Vergleichsperspektiven zu entwickeln, um die Binnenschau aufzubrechen.

Über „Geschichtsschreibung als Herrschaftsdiskurs“ in einem Land des kommunistischen Machtbereichs sprach einleitend Martin Sabrow (Potsdam). Er stellte einen in den 1990er Jahren am Potsdamer Zentrum für Zeithistorische Forschung (ZZF) entwickelten Ansatz zur Analyse der „gebundenen“ Geschichtswissenschaften in den Ländern des kommunistischen Machtbereichs in der Zeit der Systemkonkurrenz vor.³ Dieses, exemplarisch auf die DDR applizierte, diskursgeschichtliche Analysekonzept habe die Geschichtswissenschaft weniger auf ihre Produkte als vielmehr auf ihre „inner workings“, ihre Regeln hin analysieren wollen. Anhand dreier Beispiele machte Sabrow deutlich, dass die DDR-Geschichtswissenschaft sich offenbar innerhalb einer „Sinnprovinz mit eigenen Deutungskriterien“ abgespielt hat, welche geprägt war von einem eigenen Wissenschaftsverständnis und einem eigenen Wahrheitsbegriff, der Parteilichkeit und Objektivität in eigentümlicher Weise miteinander verband. Bezug nehmend auf den Begriff des Herrschaftsdiskurses sprach Sabrow von einem inszenierten Gespräch über die Vergangenheit innerhalb einer gelenkten Gesellschaft, das sowohl von oben gesteuert gewesen sei als auch innerhalb der Grenzen der Geschichtswissenschaft eine eigene

³ Vgl. dazu Sabrow, Martin (Hg.): *Geschichte als Herrschaftsdiskurs. Der Umgang mit der Vergangenheit in der DDR*. Köln, Weimar, Wien 2000. – *Ders.*: *Das Diktat des Konsenses. Geschichtswissenschaft in der DDR 1949-1969*. München 2001 (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit 8).

Bindekraft und Plausibilität entfaltet habe – bisweilen mit Rückwirkungen auf die Ebene der Politik. Neben der „Entdifferenzierung von Faktizität und Fiktionalität“ identifizierte er den historischen Präsentismus als ein weiteres wesentliches Charakteristikum des historischen Herrschaftsdiskurses in der DDR. Die nationale Blickverengung als einer der Schwachpunkte des Konzeptes wurde in der anschließenden Diskussion von Peter Haslinger (München) aufgegriffen, der die Frage nach den Außenbezügen des ostdeutschen Diskurses und nach der Rolle der bundesdeutschen Historiographie stellte.

Die erste und zugleich größte Sektion der Tagung „Institutionen und Diskurse tschechischer Historiographie 1945-1989“ eröffnete Christiane Brenner mit einigen Thesen zur Entwicklung der tschechischen Historiographie nach 1945. Ausgehend von dem Dokument „Právo na dějiny“ (Ein Recht auf Geschichte) aus dem Jahr 1984 fragte sie im Hinblick auf mögliche Brüche und Kontinuitäten vor allem nach dem Selbst- und Fachverständnis der neu etablierten tschechischen Geschichtswissenschaft, ihrem Verhältnis zu Staat und Nation sowie nach den nach 1945 gültigen Geschichtsbildern und Deutungsmustern. Für die unmittelbare Nachkriegszeit beobachtete Brenner eine enge gegenseitige Durchdringung von Geschichtswissenschaft und Politik: Dem hohen Politisierungsgrad der Disziplin habe ein ebenso hoher Grad von Historisierung der Politik entsprochen. Unter Verbindung von Kommunismus und Patriotismus, die von dem Doyen der tschechischen marxistischen Historiographie, Zdeněk Nejedlý, vorgegeben wurde, und bei gleichzeitiger Verengung des Nationsbegriffs aus das „einfache Volk“ bemühte sich die Geschichtsschreibung der 1950er Jahre, die nationale Tradition der tschechischen Historiographie fortzuführen. Am Beispiel Masaryks und der Ersten Republik demonstrierte Brenner, wie zentrale Ereignisse und Personen bis Mitte der 1950er Jahre dazu einer sukzessiven Umwertung unterzogen wurden. Diesen Vorgang wertete sie als Ausdruck eines gelungenen Zusammenspiels von Geschichtswissenschaft und Politik, wenn sie unter den Historikern auch keinen „natürlich entstehenden Konsens“ auszumachen vermochte, wie Sabrow es noch für die DDR beobachtet hatte. Im Gegenteil: Schon in den 1950er Jahren kam es zu Konflikten linientreuer Marxisten untereinander wie auch mit dem Regime, welche die Diskussionen um das Selbstverständnis des Faches in den 1960er Jahren vorzeichneten. Interessanterweise setzte in der Zeit der so genannten „Normalisierung“ aber kein umfassender „interpretatorischer roll-back“ innerhalb der Historiographie ein, die von Václav Král auf den neuen (alten) Kurs gebracht wurde. Vielmehr, so Brenner, seien auch innerhalb der offiziellen Historiographie zum Teil Forschungsansätze der späten 1960er Jahre fortgeführt bzw. wieder aufgenommen worden.

Zu einem noch unerforschten Thema, nämlich der Geschichte der DDR-ČSSR-Historikerkommission sprach im Anschluss Edita Ivaničková (Bratislava). Diese Kommission war 1954 als erste bilaterale Kommission der Tschechoslowakei gegründet worden und diente neben dem personellen Austausch vor allem dem fachlichen Dialog. So gab die Kommission bereits Anfang der 1960er Jahre einige wissenschaftliche Sammelbände heraus, in denen allerdings heikle Fragen wie etwa die Vertreibung der Deutschen ausgeklammert wurden. Nach heftigen Kontroversen über zuvor tabuisierte Themen musste die Kommission ihre Arbeit 1967 einstellen,

um schließlich 1972 in neuer personeller Besetzung wieder eingesetzt zu werden. Die nun folgende Zeit bezeichnete Ivaničková als eher „düster“, seien doch nunmehr vorwiegend ideologische Fragen diskutiert worden. Bedřich Loewenstein (Berlin) betonte in der Diskussion allerdings, dass für die tschechoslowakische Seite weniger die Ideologie als ein regelrechter „Wissenschaftstourismus“ im Vordergrund gestanden habe. Die Flaute in der Kommissionstätigkeit nach 1972 erklärte er folglich mit dem Hinweis, dass die tschechischen und slowakischen Historiker lieber in den Westen gereist seien. Hans Lemberg (Marburg) ergänzte, dass es gerade in den Zeiten weniger intensiver DDR-ČSSR-Beziehungen verstärkt zu BRD-ČSSR-Initiativen etwa im Bereich der deutsch-tschechoslowakischen Schulbuchkommission gekommen sei.

Die Nachmittagssitzung, in der es vor allem um die Narrative und Diskurse der tschechischen Historiographie nach 1945 ging, leitete Pavel Kolář (Potsdam) mit einem Vortrag über „Kontinuität und Wandel nationalgeschichtlicher Meistererzählungen in der tschechischen Geschichtsschreibung“ ein. Kolář stellte die Frage nach einer „genuin stalinistischen“ Geschichtsschreibung in der Tschechoslowakei und skizzierte anhand verschiedener Beispiele die Entstehungskontexte und Entwicklungslinien der tschechoslowakischen marxistischen Geschichtswissenschaft nach 1948. Neben dem „sowjetischen Modell“ der Geschichtsdeutung identifizierte er insbesondere den „sozialistischen Realismus“ als Einflussfaktor für die neue Geschichtsschreibung. Dessen literarisches Genre, der Aufbauroman, weise Parallelen zu den marxistischen Geschichtsnarrativen auf. Als Beispiel eines – gescheiterten – nationalhistorischen Großprojekts nach sowjetischem Vorbild nannte Kolář den vom Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften seit 1952 erarbeiteten „Überblick über die tschechische Geschichte“, der lediglich das Stadium einer vierbändigen Maquette erreichte, da nach 1963 Detailstudien und kritische Selbstreflexionen den „Drang“ nach einer Synthese der Nationalgeschichte vorerst überlagerten. Erst in der Normalisierungs-Ära, so Kolář, sei es mit dem seit 1970 geplanten „Überblick über die Geschichte der Tschechoslowakei“ zu einer Wiederaufnahme des Syntheseprojekts gekommen, wenn auch mit etwas prosaischer Ausrichtung. Für die Zeit nach 1989, die historiographisch durch das Geschichtsbild des Dissens geprägt sei, beobachtete Kolář das Aufkommen negativer Meistererzählungen: Diese „Restitutionsmeistererzählungen“ knüpften durch gewisse Strukturmerkmale an die vorherigen Syntheseveruche an und seien insofern mit ihnen vergleichbar. Jiří Pešek (Prag) äußerte aufgrund der verschiedenen Entstehungskontexte Zweifel an der Vergleichbarkeit der ausgewählten Beispiele. Pavel Kolář und Christiane Brenner argumentierten jedoch, dass es sich in allen ausgewählten Fällen um Narrative mit dem Anspruch einer historischen Gesamtkonzeption handele und ein Vergleich insofern legitim sei.

Um einen Vergleich der Deutungsmuster verschiedener marxistischer Historiographien ging es Maciej Górny (Warschau). Am Beispiel der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege zeigte er auf, wie die tschechoslowakische, polnische und DDR-Geschichtsschreibung in den 1950er und 1960er Jahren versuchten, „progressive Traditionen“ in der Geschichte an die jeweilige Nationalgeschichte zu adaptieren und diese gegebenenfalls zu re-interpretieren. Dass dies

nicht immer einfach war und in den einzelnen Historiographien durchaus auch zu unterschiedlichen Einschätzungen bestimmter Ereignisse führen konnte, verdeutlichte Górný an einer Fülle von Beispielen, leider jedoch ohne zu einer Synthese zu kommen.

In der nun folgenden „Prager Sektion“ des Nachmittages, die einzelne Themenfelder der tschechischen Nachkriegshistoriographie in den Mittelpunkt rückte, beschäftigte sich Michal Frankl (Prag) zunächst mit der historiographischen Aufarbeitung des Holocaust in der Tschechoslowakei und stellte die Genres sowie die wichtigsten Institutionen und Personen vor, wobei er Miroslav Kárný als Schlüsselfigur der tschechoslowakischen Holocaustforschung identifizierte. In erster Linie als Betroffenenforschung und ohne institutionelle Rückendeckung betrieben, sei die Shoa von der Mainstream-Historiographie weitgehend totgeschwiegen und nur in Zusammenhang mit der Verfolgung der tschechischen Bevölkerung thematisiert worden.

Mit Edvard Beneš stand dann eine nicht nur in der tschechischen bzw. tschechoslowakischen Historiographie sehr kontrovers diskutierte Person im Zentrum des Vortrags von Ivan Šedivý (Prag). Dass nach 1989 nur eine einzige Biographie über Beneš erschienen ist,⁴ erklärte Šedivý damit, dass in der tschechischen Historiographie Biographien keine Tradition hätten und Beneš vor allem im Kontext der großen politischen Zäsuren von 1938 und 1948 thematisiert werde. Er sprach in diesem Zusammenhang von einem „methodologischen Nachhinken“ der tschechischen Historiker. Den aktuellen Streit um Beneš wertete er als Auseinandersetzung um das gegenwärtige und zukünftige Profil der tschechischen Historiographie.

Die sich an die beiden Vorträge anschließende Diskussion drehte sich vor allem um die von Jiří Pešek vertretene These, das kommunistische System der Tschechoslowakei sei in höchstem Maße antisemitisch gewesen. Pešek warf Frankl vor, diesen wichtigen Kontext in seinem Vortrag ausgeklammert zu haben. So sei die geringe Beachtung des Holocaust in der tschechoslowakischen Geschichtsschreibung nicht einem mangelnden Interesse, sondern vielmehr den politischen Rahmenbedingungen geschuldet gewesen, die eine ernsthafte Behandlung des Themas unmöglich gemacht hätten. Pavel Kolář widersprach dieser Klassifizierung des Systems und wies darauf hin, dass das Thema Holocaust auch noch in den Schulbüchern Anfang der 1990er Jahre kaum Erwähnung gefunden habe. Jan Křen (Prag) machte abschließend darauf aufmerksam, dass seit gut zehn Jahren am Institut für Zeitgeschichte und am Institut Theresienstädter Initiative die Defizite auf dem Gebiet der tschechischen Holocaustforschung abgebaut würden.

Den Institutionen der Geschichtsforschung im Ostmitteleuropa der Nachkriegszeit wandte sich schließlich Jiří Pešek zu, der auf der Basis von Vorlesungsverzeichnissen einen Vergleich der Geschichtswissenschaft an ausgewählten Universitäten der Tschechoslowakei, der DDR und Polens anstellte. Diese hatten nach dem Krieg ihre traditionelle Führungsrolle auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft zunächst gegenüber dem sowjetischen Modell der Akademien und staatlichen

⁴ Zeman, Zbynek A./Klimek, Antonín: The Life of Edvard Benes, 1884-1948: Czechoslovakia in Peace and War. Oxford 1997.

Editionsinstitute zu behaupten. Für die polnischen und tschechoslowakischen Universitäten der unmittelbaren Nachkriegszeit beobachtete Pešek eine ausgeprägte Nationalisierung mit pointiert antideutscher Wendung. Während Pešek für die Zeit um 1950 noch ein recht heterogenes Bild der jeweiligen Schwerpunkte der Lehre zeichnete, konstatierte er für die zweite Hälfte der 1950er Jahre eine allgemeine Ideologisierung (mit Ausnahme der Katholischen Universität Lublin). Die Zeit um 1960 sei dann im Wesentlichen durch eine Konzentration auf die Nationalgeschichte geprägt gewesen. Die Frage der personellen Kontinuitäten wiederum beantwortete Pešek für die untersuchten Länder sehr unterschiedlich. So habe es in Prag und zum Teil auch in Brno (Brünn) eine starke personelle Kontinuität der Professorenschaft gegeben, wohingegen die ostdeutschen und polnischen Universitäten eine tief greifende Um- bzw. Neugestaltung ihres Lehrkörpers erfahren hätten. Dieser These widersprach Klaus Zernack (Berlin) mit dem Hinweis, dass die Rekrutierung der polnischen Dozentenschaft aus der gut ausgebauten Untergrunduniversität erfolgt sei.

Mit den bundesdeutschen Institutionen der Osteuropaforschung, die im Mittelpunkt der zweiten Sektion standen, näherte sich die Tagung schließlich der deutschen Geschichtsschreibung zu den böhmischen Ländern. Thekla Kleindienst (Rostock) beschäftigte sich in ihrem Vortrag zunächst allgemein mit den vielfältigen Wechselbeziehungen zwischen der Sphäre der Politik und den Institutionen der bundesgeförderten Ost(europa)forschung. Sie verdeutlichte sehr anschaulich, wie stark die Entwicklung und Förderung der deutschen Ostforschung vor allem von den politischen Konjunkturen abhängig war: Nach anfänglicher Begeisterung der Politik für den institutionellen Wiederaufbau der Disziplin, bei dem persönliche Netzwerke eine wichtige Rolle spielten, flaute das Interesse in der Ära der Entspannungspolitik merklich ab, verbunden mit einem langsamen Ausstieg des Bundes aus der institutionellen Förderung. Die 1990er Jahre sahen schließlich eine heftige Debatte um die Inhalte und die Daseinsberechtigung des Faches. Als zentrale Frage der Beziehungen zwischen Politik und Wissenschaft machte Kleindienst die Finanzierung und Nutzbarmachung der Forschungsergebnisse aus. In diesem Zusammenhang wies Hans Lemberg auf die vielfältigen und zum Teil recht kreativen Bemühungen der Wissenschaftler hin, die Politik beraten zu dürfen.

Christoph Cornelißen (Kiel) wandte sich dann der Vor- und Frühgeschichte des Collegium Carolinum zu und bestätigte die von Kleindienst dargestellte enge Verflechtung von Politik und Wissenschaft am konkreten Beispiel. Trotz der schwierigen Quellenlage demonstrierte er eindrucklich, wie sehr sich gerade die sudetendeutschen Wissenschaftler in der „Gründerzeit“ der 1950er Jahre einer politisch-administrativen wie auch finanziellen Förderung durch Bund und Länder, in diesem Falle Bayern, erfreuen konnten. Cornelißen führte dies auf ein Beziehungsgeflecht zurück, das seinen Ursprung noch in der Tschechoslowakei bzw. im „Protektorat Böhmen und Mähren“ hatte. Als prominenteste Förderer einer neu einzurichtenden Forschungsstelle für die böhmischen Länder nannte Cornelißen Theodor Oberländer und Walter Becher, die freilich andere Vorstellungen von den Aufgaben des Instituts hatten als die beteiligten Wissenschaftler. Letztere rekrutierten sich – wie schon bei der zuvor gegründeten Historischen Kommission der Sudetenländer –

vor allem aus den ehemaligen deutschen Historischen Kommissionen, Vereinen und Archiven der böhmischen Länder. An der Spitze der Initiatoren stand mit Theodor Mayer allerdings eine Persönlichkeit, die vor 1945 auch und insbesondere auf reichsdeutscher Ebene „organisationspraktische Erfahrungen“ hatte sammeln können – etwa im Zusammenhang mit dem Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften. Das „Gewebe der Ostforschung“, so Cornelißen, war damit auch für das Collegium Carolinum das organisatorische Gerüst, das eine personelle und im Wesentlichen auch inhaltliche Kontinuität über 1945 hinaus garantierte, trotz vereinzelter Versuche einer Revision. Die in der Frühphase von den Wissenschaftlern gegenüber den Ansprüchen der Politik vielfach betonte „strenge Wissenschaftlichkeit“ ihrer Arbeit und die damit verbundene Orientierung an einem entpolitisierten Historismus führten schließlich zu einem Prozess der Verwissenschaftlichung, der lange Zeit eine selbstkritische Aufarbeitung der Jahre vor 1945, einschließlich der Selbstmobilisierung im Dritten Reich, verhinderte. Wie sich die Integration der sudetendeutschen Wissenschaftler in die bundesrepublikanische Wissenschaftslandschaft im Einzelnen vollzogen hat und inwieweit dabei ältere Narrative fortbestanden oder durch wirkliche Neuansätze ersetzt wurden, konnte Cornelißen nicht abschließend beantworten. In der lebhaft geführten Diskussion wurden insbesondere – auch vor dem Hintergrund des von Cornelißen angerissenen gruppenbiographischen Aspektes – die Zusammensetzung des „Prager Kreises“ sowie die von den Gründungsmitgliedern so nachdrücklich geforderte Verwissenschaftlichung thematisiert. Hans Lemberg sprach in diesem Kontext gar von einer langsamen „Entsudetendeutschung“. Die Frage Błażej Białkowskis (Berlin), wann die letzten zwei Stufen dieses Prozesses, das heißt die Entpolitisierung und Selbstreflexion, schließlich auch beim Collegium Carolinum einsetzen, blieb allerdings offen.

Mit verschiedenen Deutungsmodellen in Bezug auf die Geschichte der Deutschen in den böhmischen Ländern befassten sich die Referenten der dritten Tagungssektion. Robert Luft (München) sorgte in seinem Vortrag zunächst für eine Einordnung der historischen Bohemistik in die bundesdeutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, wobei er konstatierte, dass Erstere in Deutschland erst mit der Vertreibung der Deutschen aus der ČSR Fuß gefasst habe. Die Tatsache, dass die Bohemistik zunächst auf das außeruniversitäre Feld beschränkt blieb, erleichterte nach Ansicht Lufts die Integration ihrer Protagonisten in die bundesdeutsche Wissenschaftslandschaft. Anhand der verschiedenen Generationen von Bohemisten demonstrierte er die Entwicklung des Faches: So war die Zeit bis 1960 dominiert von der institutionellen Etablierung des Faches und der Integration der vertriebenen sudetendeutschen Wissenschaftler, die sich noch vornehmlich mit „sudetendeutschen“ Themen beschäftigten. In den 1960er Jahren rückte eine jüngere Generation nach, die neue Themen und Paradigmen aufgriff: Das von Karl Bosl herausgegebene, territorialgeschichtlich angelegte „Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder“ wertete Luft trotz seiner weiterhin starken Verhaftung in nationalen Denkkategorien als einen entscheidenden Bruch mit der noch nach 1950 gepflegten Volkstumsgeschichte. Mitte der 1970er Jahre sei schließlich eine Phase der Differenzierung und Versachlichung eingeläutet worden. Eine „sudetendeutsche Historiographie“, so Luft, habe sich nach 1945 innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft nicht

entwickelt. Die historische Bohemistik jedoch sah er innerhalb des Faches insgesamt recht stark positioniert, wenn sie auch hinsichtlich der Produktionstätigkeit nicht mit der Polonistik konkurrieren könne. Luft beklagte in diesem Zusammenhang, dass es, anders als etwa für den tschechischen Fall, immer noch keinen umfassenden Überblick über die deutsche historische Forschung zu Böhmen gebe. Manfred Alexander (Köln) plädierte in der Diskussion des Beitrags dafür, schon für die zweite Forschergeneration den inhaltlich sehr eng gefassten Begriff „Bohemistik“ durch „osteuropäische Geschichte“ zu ersetzen, was allgemein auf Zustimmung stieß. Klaus Zernack (Berlin) übernahm es dann, den Stellenwert der Bohemistik – wie auch der Polonistik – im Gesamtkontext der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft etwas zu relativieren: Diese würden doch nur als Randerscheinungen wahrgenommen.

Aus dem Blickwinkel und mit den Methoden der Politologie erläuterte Samuel Salzborn (Gießen) anschließend in der gleichen Sektion die Beziehungen zwischen der Volksgruppenkonzeption der Sudetendeutschen Landsmannschaft und den Vorstellungen der sudetendeutschen Volksgruppenforschung. In seinem Vortrag arbeitete er sowohl die zentralen Denkfiguren und Motive der Volksgruppentheorie als auch die enge Verbindung bzw. Interessenparallelität (d.h. die Schaffung eines europäischen Volksgruppenrechts) von Sudetendeutscher Landsmannschaft und prominenten Volksgruppentheoretikern heraus und kam zu dem Schluss, dass Letztere in einem dialektischen Verhältnis zueinander stünden.

In der vierten und letzten Sektion wurde schließlich die deutsch-tschechische Binnenschau um verschiedene Perspektiven erweitert. Im ersten Teil des Exkurses zur „Historiographie in vergleichender Perspektive“ widmeten sich Klaus Zernack (Berlin) und Gerhard Seewann (München) der polnischen bzw. ungarischen Geschichtsschreibung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zuerst bot Zernack einen Überblick über die „Europäizität“ der polnischen Historiographie des 20. Jahrhunderts, die er mit den Schlagworten „Nation“, „Unabhängigkeit“ und „Weltoffenheit“ belegte. Die polnische Geschichtswissenschaft habe nach der institutionellen wie personellen Vernichtung im Zweiten Weltkrieg in den Jahren nach 1945 eine „beispiellose Renaissance“ erlebt, die bis auf eine kurze stalinistische Periode zwischen 1948 und 1956 durch einen methodischen Pluralismus gekennzeichnet gewesen sei. Als eine der herausragendsten Leistungen des neuen nationalgeschichtlichen Diskurses seit Ende der 1950er Jahre nannte Zernack die regional- und landesgeschichtliche Auseinandersetzung mit Preußen-Deutschland und Russland bzw. die Zusammenführung von europäischer und polnisch-nationaler Geschichtsschreibung.

Mit der „Nationalhistoriographie und Enthistorisierung der sozialistischen Gesellschaft in Ungarn 1948-1989“ setzte sich dann Gerhard Seewann auseinander. Er konstatierte eine „Obsession des Landes mit seiner Geschichte“, die er auf das Trauma von Trianon zurückführte. Die Verwissenschaftlichung der ungarischen Geschichtswissenschaft, so Seewann, habe aber erst nach 1968 im Gefolge einer beschränkten Autonomie der Geistes- und Gesellschaftswissenschaften eingesetzt. Die Eigendynamik des parteiamtlich verfügbaren Diskurses habe in dieser Zeit zu einer Selbstreflexion des Faches und seiner Öffnung nach außen, insbesondere nach

Westen geführt. Parallel zu dieser Entideologisierung sei die Nation als historische und historiographische Kategorie rehabilitiert worden, wie etwa in der 1986 erschienenen „Geschichte Siebenbürgens“. Einen wirklichen Systemwechsel in der ungarischen Geschichtswissenschaft mochte Seewann allerdings erst in den Jahren nach 1989 feststellen.

Erfrischend frei skizzierte Benjamin Frommer (Evanston) im zweiten Abschnitt der Sektion die US-amerikanische Historiographie zu den böhmischen Ländern, wobei er drei verschiedene Generationen und Ansätze identifizierte: einen positivistisch-politikgeschichtlichen bis in die 1970er Jahre, einen sozialgeschichtlichen in den 1970er und 1980er Jahren und schließlich einen kulturgeschichtlichen seit den 1990er Jahren. Seit 1989 sei ein sprunghafter Anstieg in der Forschung zu den böhmischen Ländern zu verzeichnen, die nun in den weiteren Kontext Ostmitteleuropas oder der Habsburgermonarchie gestellt würden. Frommer wies allerdings in seinem Vortrag wie auch in der anschließenden Diskussion deutlich darauf hin, dass die historische Bohemistik in den USA bei weitem noch nicht den gleichen Institutionalisierungsgrad erreicht habe wie in Deutschland.

Eine Diskussion mit Jiří Pešek über die tschechische Zeitgeschichtsschreibung⁵ bildete schließlich den Ausgangspunkt für Martin Schulze Wessels Schlussreferat über „Tschechische Zeitgeschichte als europäische Geschichte“. Der Ersteren warf Schulze Wessel – im Vergleich zur Frühneuzeitforschung – einen Mangel an Internationalisierung vor, den er vor allem an der bisher noch weitgehend fehlenden Terminologie festmachte. Ähnlich wie ihr deutsches Pendant sei die tschechische Zeitgeschichtsforschung auch nach 1989 durch eine „nationale Fixiertheit“ gekennzeichnet. Schulze Wessel machte allerdings auf tschechischer Seite ein Bestreben aus, eine Synthese zwischen den vor 1989 konkurrierenden „Deutungsachsen“ (Dan Diner) der europäischen Zeitgeschichte herzustellen. Dennoch bildeten beziehungsweise geschichtliche Werke oder komparative Fragestellungen wie in der deutschen Geschichtsschreibung der 1980er und 1990er Jahre weiterhin eine Ausnahme. In der Diskussion plädierte Christoph Cornelißen dafür, den Nationalstaat in der transnationalen Forschung nicht ganz zu vernachlässigen, und machte in Anlehnung an Harold James den Vorschlag, nicht von „europäischer Zeitgeschichte“, sondern von „Zeitgeschichte Europas“ zu sprechen. Jiří Pešek regte an, durch eine Abkehr von der Politikgeschichte hin zu einer Alltags- und Kulturgeschichte zu einer Europäisierung der bisher eher nationenzentrierten Zeitgeschichte beizutragen.

In der Schlussdiskussion wurden dann in erster Linie die derzeitige innerfachliche Debatte in Tschechien sowie der Aspekt der Europäisierung nationaler Historiographien sehr kontrovers diskutiert. Anknüpfend an Martin Schulze Wessels Beitrag und vor dem Hintergrund der auf der Tagung thematisierten oftmals engen Verflechtung von Geschichtswissenschaft und Politik ging Jaroslav Kučera (Prag) in seinem Kurzreferat zunächst auf die unlängst heftig ausgetragene inner- und außer-

⁵ Vgl. Pešek, Jiří: Zeitgeschichtsschreibung in Tschechien als Problem. Notizen zu: Martin Schulze Wessel: Zeitgeschichtsschreibung in Tschechien. Institutionen, Methoden, Debatten. In diesem Heft der *Bohemia*. – Schulze Wessel, Martin: Zeitgeschichte als internationale Geschichte – Antwort an Jiří Pešek. In: *Ebenda*.

fachliche Debatte um die tschechische Zeitgeschichtsschreibung ein. Diese wurde ausgelöst durch ein höchst umstrittenes Manifest des Historikerverbandes der Tschechischen Republik von 1999,⁶ mit welchem die Fachhistoriker eine Diskussion über die leichtfertige Instrumentalisierung der Geschichte durch die Medien anregen wollten. Kučera diagnostizierte in diesem Streit eine Frontbildung zwischen den jeweiligen Fraktionen, die er nicht zuletzt auf eine „partielle Politiknähe“ der tschechischen Historikerschaft zurückführte. Als weiteres Beispiel für diesen Sachverhalt führte er das vom tschechischen Kultusministerium geförderte, ebenfalls sehr umstrittene Werk „Geschichte verstehen“ an,⁷ woraufhin Christiane Brenner auf ähnliche – eben nicht als anrühlich empfundene – bundesdeutsche Publikationen verwies und anregte, deutsche und tschechische „offizielle“ Geschichtserzählungen einem Vergleich zu unterziehen. Während Jan Křen Kučeras Kritik an „Geschichte verstehen“ als „künstlich“ bezeichnete, beklagten Jiří Pešek und Miloš Řezník (Chemnitz) grundsätzlicher, dass innerhalb der tschechischen Geschichtswissenschaft keine inhaltlichen Diskussionen geführt würden.

Die oft geforderte, aber auch auf dieser Tagung nur in Ansätzen verwirklichte Internationalisierung der historiographischen Forschung hingegen stand im Zentrum des Statements von Peter Bugge (Aarhus). Er identifizierte in Hinblick auf die Bohemistik eine „deutsch-tschechische Forschungsgemeinschaft“ innerhalb der internationalen historischen Gemeinde, die sich vor allem gegenüber der US-Historiographie positioniere – eine Beobachtung, die durch den Verlauf der anschließenden Diskussion eine eindeutige Bestätigung erhielt. Gleichzeitig bildeten nach Bugge aber alle drei nationalen Schulen in sich geschlossene Systeme: Trotz aller gegenseitigen Wahrnehmung seien die Diskurse mehr durch ein „lebendiges Nebeneinander“ als durch ein Miteinander geprägt. Ferner warf Bugge die Frage auf, was überhaupt unter „europäischer Zeitgeschichte“ zu verstehen sei, und monierte in diesem Kontext die häufig anzutreffende Attitüde westlicher Historiker, „osteuropäische“ Ansätze weitgehend zu ignorieren bzw. zu wenig zu respektieren. Auch Edita Ivaničková kritisierte zwar die häufige Ausklammerung „Osteuropas“ aus dem Kontext der „europäischen“ Geschichte, verwies jedoch zugleich auf die Eigenverantwortung tschechischer und slowakischer Historiker, sich in den internationalen Diskurs einzubringen. Das Schlussstatement Christoph Boyers (Berlin) wurde wegen der hitzigen Diskussion über die beiden anderen Kurzreferate leider nicht hinreichend wahrgenommen. Dabei bot gerade Boyer mit dem Vorschlag einer differenzierten konzeptionellen wie begrifflichen Erfassung der ostdeutschen, polnischen, tschechoslowakischen und ungarischen Historiographie einen Ansatz zu einem Vergleich der historiographischen Kulturen dieser vier staatssozialistischen Systeme.

⁶ Pánek, Jaroslav/Pešek, Jiří: Historikové proti znásilňování dějin (Stanovisko Sdružení historiků České republiky) [Historiker gegen die Vergewaltigung der Geschichte (Stellungnahme des Historikerverbandes der Tschechischen Republik)]. In: Historikové proti znásilňování dějin. Příloha ke Zpravodaji Historického klubu 12 (2001) 2, 3-7.

⁷ Beneš, Zdeněk/Kural, Václav (Hgg.): Rozumět dějinám. Vývoj česko-německých vztahů na našem území v letech 1848-1948 [Geschichte verstehen. Die Entwicklung der deutsch-tschechischen Beziehungen auf unserem Gebiet in den Jahren 1848-1948]. Praha 2002.

Die in der Diskussion – wie auch schon auf der Tagung des Vorjahres – bemängelte fehlende interdisziplinäre und internationale Perspektive war das Hauptdefizit dieser insgesamt sehr anregenden Tagung. Zwar wurde der Rahmen gegenüber dem ersten Teil der Doppeltagung weiter gesteckt und die Fixierung auf die deutsche und tschechische Geschichtsschreibung aufgebrochen. Dennoch gab es insgesamt kaum transnationale Ansätze oder Vergleichsperspektiven, was die Tagung bisweilen etwas heterogen erscheinen ließ. Auch der Anspruch der doppelten Berücksichtigung des Zeitraums 1938-1952 und somit der Reflexion von Kontinuitäten und Diskontinuitäten konnte nicht wirklich eingelöst werden. Gerade aufgrund der noch reichlich bestehenden Defizite – auch die Einordnung der Geschichtsschreibung zu den böhmischen Ländern in den Kontext der deutschen Ostforschung ist noch zu leisten – ist zu hoffen, dass nach diesem Anfang die Erforschung der Historiographie zu den böhmischen Ländern nicht wieder in einen Dornröschenschlaf verfällt. Es gibt noch viel zu tun.

Prag/Düsseldorf

Nina Lohmann

ZWANGSMIGRATION UND NEUE GESELLSCHAFT IN OSTMITTELEUROPA NACH 1945

Tagung der Fachkommission für Zeitgeschichte des Herder-Forschungsrates in
Zusammenarbeit mit dem Collegium Carolinum, München, 3.-4. Dezember 2004

Am Ende des Zweiten Weltkrieges und in den ersten Nachkriegsjahren war Ostmitteleuropa Schauplatz der größten Migrationswelle der modernen europäischen Geschichte. Die Zwangsaussiedlungen dieser Zeit sind seit Mitte der 1990er Jahre in Deutschland, Polen, Tschechien, Österreich und anderen damals involvierten Ländern (erneut) zum Thema öffentlicher Auseinandersetzungen und zahlreicher Forschungsprojekte geworden. Dieser Boom kann aber nicht über die perspektivische Engführung hinwegtäuschen, die die Beschäftigung mit den Prozessen von Zwangsaussiedlung im Gefolge des Zweiten Weltkriegs nach wie vor kennzeichnet: Zum einen fällt ihre starke Ethnisierung auf. Die nationalen Geschichtswissenschaften und -diskurse konzentrieren sich weitgehend auf die „eigene“ nationale Gruppe; eine Kontextualisierung mit den Vertreibungsschicksalen anderer Gruppen und der allgemeinen ostmitteleuropäischen Migrationserfahrung der Mitte des 20. Jahrhunderts findet praktisch nicht statt. Zum anderen steht der Prozess der Zwangsmigration selbst unumstritten im Mittelpunkt der Forschung. Binnenstaatliche (Langzeit-)Wirkungen auf die post-migrationellen Gesellschaften wurden bisher kaum thematisiert.

Die Öffnung eben dieser Perspektiven war das Ziel der Tagung zum Thema „Zwangsmigration und neue Gesellschaft in Ostmitteleuropa nach 1945“, die die Fachkommission für Zeitgeschichte des Herder-Forschungsrates in Zusammenarbeit mit dem Collegium Carolinum und mit finanzieller Unterstützung der Fritz Thyssen Stiftung am 3. und 4. Dezember 2004 in den Räumen des Collegium Carolinum durchführte. Die zentrale Frage der von Adrian von Arburg (Prag) und

Martin Schulze Wessel (München) konzipierten Veranstaltung war die nach den Zusammenhängen von erzwungener Massenmigration, der Entstehung neuer Strukturen in den „Siedlungsgebieten“, also den Gebieten, aus denen ein großer Teil der Bevölkerung ausgesiedelt worden war und in die nun „Neusiedler“ strömten, und der gesamtstaatlichen Entwicklung, vor allem der Etablierung sozialistischer Systeme. Gewählt worden war dazu ein komparativer Ansatz, bei dem einzelne Regionen und die Wirkung ihrer Entwicklung auf die jeweiligen Nationalgesellschaften untersucht werden sollten. Auf die historische Tiefendimension wurde dabei, so Martin Schulze Wessel in seiner Einleitung, bewusst verzichtet. Ein im Wesentlichen auf die frühe Nachkriegszeit beschränkter Vergleich sollte einerseits zur genaueren Klassifizierung von Migrations- und Transformationsprozessen und ihrer möglichen Wechselwirkungen beitragen, andererseits zu exakteren Begriffen führen, die auch helfen könnten, die starke Politisierung des Themenfeldes zu überwinden.

Adrian von Arburg stellte die Leitfragen, die er den Referenten als Grundraster für den Vergleich vorgelegt hatte, im Folgenden detailliert vor: Als ersten Punkt nannte er die Struktur der Bevölkerung in den Siedlungsgebieten, die genau untersucht werden müsse, um auf dieser Basis zu einer Typologisierung der verschiedenen Gruppen der „neuen Gesellschaft“ (Alteingesessene/Autochthone, freiwillige Neusiedler, Zwangsumgesiedelte) und ihrer Beziehungen zueinander wie ihrer jeweiligen Rolle im Transformationsprozess zu gelangen. Zweitens forderte von Arburg, die Instrumente der Gesellschaftspolitik in den Siedlungsgebieten in den Blick zu nehmen, die sich zwischen den Polen Freiwilligkeit (materielle Anreize, Identifizierungsangebote) und Zwang (Zerstreuung, Unterdrückung von Identitäten) bewegten. Drittens gelte es, den Stellenwert der Siedlungsgebiete innerhalb des jeweiligen Gesamtstaates zu ermitteln und dabei der Interdependenz von zentralstaatlicher und regionaler Entwicklung nachzugehen, und zwar wiederum sowohl auf der ideologischen als auch auf der Ebene faktischer Politik: Galt das Siedlungsgebiet als Vorhut der „neuen, sozialistischen Ordnung“ oder als problembelastete Peripherie? Blieben Reste einer Sonderverwaltung erhalten? Wurde die Integration der Siedlungsgebiete über die Schaffung infrastruktureller Maßnahmen effektiv gefördert – oder blieb es bei bloßer Integrations-Rhetorik?

Der erste Regionalbeitrag galt „Staat und Gesellschaft in der Vojvodina“ zwischen 1944 und 1948. Michael Portmann (Wien) schilderte das Zusammenspiel von militärischer Befreiung, Veränderungen in der Bevölkerungs- und Eigentumsstruktur und kommunistischer Machtdurchsetzung. Im ostmitteleuropäischen Vergleich hätten die Umsiedlungsvorgänge in der Vojvodina zu relativ geringen Veränderungen der demographischen Struktur geführt. Doch habe sich mit der Ansiedlung von Familien landloser Bauern, die am Kampf von Titos jugoslawischer Volksbefreiungsarmee beteiligt gewesen waren, einerseits, der Entrechtung und Internierung der Donauschwaben andererseits das Gewicht in Richtung der Bevölkerungsgruppen verschoben, die leicht für den Aufbau eines „neuen Jugoslawien“ zu begeistern waren. Portmann hob hervor, dass es den politisch unerfahrenen jugoslawischen Kommunisten erstaunlich gut gelang, das Land wieder aufzubauen, wobei sowohl repressive als auch auf freiwillige Integration und Kooperation zielende Mittel ein-

gesetzt wurden. Ein unbefriedeter Konfliktherd sei dabei jedoch die Nationalitätenfrage geblieben.

Dass Freiwilligkeit keine Garantie für eine erfolgreiche Integration von Neusiedlern sein muss, zeigte Magdaléna Paríková (Bratislava) in ihrem Beitrag über den Bevölkerungsaustausch zwischen Ungarn und der Tschechoslowakei (1946-1948), den sie am Beispiel von zehn Dörfern im Süden der Slowakei untersucht hat. Obwohl dieser Bevölkerungsaustausch auf dem Prinzip der Reziprozität mit Besitzausgleich beruhte und damit, wie es Christoph Boyer (Berlin, Frankfurt a. M.) formulierte, als „gezügelter Prozess der Zwangsmigration“ bezeichnet werden kann, war er ein missglücktes Experiment. Die Integration der Slowaken aus Ungarn, die freiwillig in die Slowakei gegangen waren, erfuhr erst durch die Kollektivierung der Landwirtschaft einen gewissen Fortschritt, richtig „re-slowakisiert“ werden konnten diese nie. Ein großer Teil der Ungarn aus der Südslowakei, die als angebliche „Volksfeinde“ oder „Kollaborateure“ zur Umsiedlung gezwungen worden waren, floh bereits in den ersten beiden Jahren oder stellte einen Antrag auf Rückwanderung in die Slowakei.

Mit verschiedenen Aspekten der Politik gegenüber den tschechischen Siedlungsgebieten befassten sich anschließend Adrian von Arburg, Andreas Wiedemann (Prag, Düsseldorf) und Tomáš Dvořák (Brno/Brünn). Von Arburg stellte kommunistische Konzepte für die Entwicklung des „pohraničí“, des Grenzlandes der böhmischen Länder, vor und warf die Frage auf, ob dieses ein „Labor“ für die neue, sozialistische Gesellschaft gewesen sei. Er kam zu dem Schluss, dass die jungen Sozialrevolutionäre in den kommunistisch dominierten Siedlungsbehörden das Grenzland in der Tat als Experimentierfeld für ihre Gesellschaftskonzepte und als Vorreiter der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung sahen. Allerdings habe die Machtfrage eindeutigen Vorrang vor den (zum Teil stark divergierenden) Plänen gesellschaftlicher Neuordnung für das Grenzland gehabt, darüber seien die Konzepte oft auf der Strecke geblieben. Dass die kommunistische Politik der Werbung kurzfristig aufgegangen sei, zeigten die Wahlen von 1946: Gerade unter den Neusiedlern, die an den meisten Orten des Grenzlandes die Bevölkerungsmehrheit stellten, feierten die Kommunisten große Erfolge. Mittel- und langfristig sei das Grenzgebiet aber eher zu einer Region geworden, die im negativen Sinn gesamtgesellschaftliche Tendenzen und Entwicklungen vorweggenommen habe.

Wer wen integriere in einer Bevölkerung, die zu mehr als 50 Prozent aus Neuankömmlingen bestehe, fragte Andreas Wiedemann. „Integration“ in den Teilen der böhmischen Länder, aus denen die meisten Deutschen zuvor ausgesiedelt worden waren, beschrieb Wiedemann folglich eher als „Einleben in einer neuen Umgebung“ und „Stabilisierung der Verhältnisse“. Nicht alle Siedler kamen jedoch gleichermaßen in den Genuss der Vergünstigungen, die der Konsolidierung der neuen Gesellschaft dienen sollten – vor allem den tschechischen „Altsiedlern“ und den so genannten Reemigranten schlug Misstrauen entgegen. Viele Maßnahmen zur Verbesserung der Lebensverhältnisse im Grenzland mussten zudem hinter den großen Zielen der Wirtschaftspolitik zurücktreten. So zeigte die Prager Siedlungspolitik durchaus auch desintegrative Tendenzen, indem sie Konflikte zwischen verschiedenen Siedlergruppen ebenso förderte wie regionale Disparitäten.

Die Motive und Realitäten der polnischen und tschechoslowakischen Siedlungspolitik unterzog dann Tomáš Dvořák einem Vergleich. In beiden Ländern sei zwar der homogene Nationalstaat das Fernziel gewesen, hinsichtlich der Vorgeschichte wie der unmittelbaren Aufgaben der Siedlungspolitik hätten jedoch die Unterschiede überwogen: Für die tschechoslowakische Politik habe die Entfernung einer „feindlichen Bevölkerung“ von ihrem durch alte Grenzen bestimmten Staatsgebiet oberste Priorität gehabt. In Polen ging es indessen darum, den polnischen Charakter der „wiedergewonnenen Gebiete“ auch durch eine zumindest partielle Polonizität der dort lebenden Menschen zu legitimieren. Aus diesem Grund sei die Assimilation der Autochthonen angestrebt worden. Dvořák zeigte aber an diesem wie auch am Beispiel der Konzepte für innere Zwangsmigrationen, die in beiden Ländern nicht konsequent realisiert wurden, wie konkurrierende politische Ziele und ein Mangel an Ressourcen zu einer allmählichen Aufweichung der Konzepte aus der frühen Nachkriegszeit führten. Wenn in beiden Ländern auch von bestimmten Grundsätzen abgerückt wurde, so Dvořák, sei doch gerade die Siedlungspolitik ein Feld, auf dem sich sehr früh ein social engineering ausbildete, das sich in den sozialistischen Gesellschaften Ostmitteleuropas in späteren Jahren allgemein durchsetzte.

Den radikalsten Bevölkerungsaustausch erlebte am Ende des Zweiten Weltkrieges und in der frühen Nachkriegszeit das nördliche Ostpreußen. Alexander Sologubov (Kaliningrad) sprach von Siedlern, die eine terra incognita betraten: Sie kannten das Land, das Klima und den Boden nicht und wussten nichts von den Methoden, nach denen dieser zuvor bewirtschaftet worden war. Einzelnen Interessierten vor Ort gelang es nicht, Reste etwa des früheren Meliorationssystems gegen den Widerstand der Moskauer Regierung zu erhalten. So führte die Neubesiedlung des Kaliningrader Gebietes nicht allein zum Export des sowjetischen politischen Systems dorthin, sondern auch zu einer anderen – insgesamt viel dünneren und zugleich auf größere Orte konzentrierten – Form der Besiedlung, zu anderen Formen der Bewirtschaftung und damit zu einer nachhaltigen Veränderung der Landschaft und der Natur.

Kathrin Boeckh (München) zählte in ihrem Beitrag über die Westukraine eine ganze Reihe von Prozessen mehr oder minder erzwungener Migration auf, die zum Teil grenzüberschreitend waren, zum Teil innerhalb des Landes durchgeführt wurden. So heterogen die betroffenen Bevölkerungsgruppen waren, so heterogen hätten sich auch die Gründe für „Moskau“ gezeigt, diese Umsiedlungen zu erzwingen, zu fördern oder zuzulassen: Grenzkonflikte hätten ebenso eine Rolle gespielt wie die Grenzsicherung, ethnische Homogenisierung, Arbeitskräftegewinnung oder die Befriedung von Unruhepotential. Die Übertragung des Sowjetmodells auf die Westukraine und die Sicherung der kommunistischen Macht im Land etwa durch die Anwerbung von Kadern aus der Ostukraine und russisches technisches und Verwaltungspersonal sei in den späten 1940er und in den 1950er Jahren nicht zentral gewesen. Für das Zusammenwirken von Migration und „neuer Gesellschaft“ – so Boeckh – sei die Westukraine somit kein gutes Beispiel.

Den „wiedergewonnenen Gebieten“ Polens galten die nachfolgenden vier Beiträge. Claudia Kraft (Bochum) befasste sich mit polnischen bevölkerungspolitischen Konzepten und ihrer Realisierung in den Wojewodschaften Allenstein und Niederschlesien. Sie argumentierte, dass die polnischen Kommunisten in einem hohen Grad

an traditionelle „bürgerliche“ Konzeptionen von Bevölkerungs- und Siedlungspolitik anknüpften. In Verbindung mit dem Klassenansatz habe die Tradierung dieser Denkmuster nach 1948/49 mitunter merkwürdige Effekte gezeigt: So sei es im Rahmen einer mit dem Klassenschema kombinierten Politik der eindeutigen ethnischen Zuschreibung möglich gewesen, deutsche Facharbeiter in Niederschlesien zu integrieren, während den Autochthonen in Ostpreußen extreme Härte entgegenschlug, da sie weder in ein nationales noch in ein soziales Vorstellungsraster passten. Beschrieb Claudia Kraft für die von ihr untersuchten Regionen einen ersten Integrationsschub während der unmittelbaren Nachkriegszeit in die „neue Gesellschaft“, die durch die beginnende Kollektivierung ab 1949 wieder „zerhackt“ wurde, sprach Katrin Steffen (Warschau) für die Stettiner Wojewodschaft sehr vorsichtig von einer „gewissen gesellschaftlichen Integration auf niedrigem Niveau“, die eine ganze Reihe von Bevölkerungsgruppen ausschloss: Die verbliebenen Deutschen wurden von den Kommunisten gezielt für die Systemdurchsetzung und -stabilisierung instrumentalisiert, die Juden, die in relativ großer Zahl nach Stettin (Szczecin) kamen, galten ebenfalls als „Fremde“ und als ein Faktor, der die Attraktivität der Region für Neusiedler minderte, der einheimischen Bevölkerung – vor allem Kaschuben und Masuren – wurde unterstellt, sie sei die „fünfte Kolonne“ der Deutschen. Übereinstimmend mit Kraft konstatierte Steffen, dass vor allem die Autochthonenpolitik das Ziel der möglichst umfassenden Polonisierung der Gesellschaft konterkarierte, bei der sich auch national „uneindeutige“ Bevölkerungsgruppen als Polen bekennen sollten. Insgesamt – so Steffen – hätten in der Stettiner Wojewodschaft die desintegrativen Tendenzen eindeutig überwogen, viele davon seien von der Polnischen Arbeiterpartei mit dem Ziel der Machtdurchsetzung bewusst gefördert worden. Andere der Integration und Konsolidierung hinderliche Phänomene seien der sowjetischen Politik geschuldet gewesen, die ein bleibendes Gefühl der Unsicherheit und Vorläufigkeit der neuen Grenzen, Besitz- und Bevölkerungsverhältnisse zur Folge gehabt habe.

Jan Musekamp (Frankfurt a. O.) fragte in seinem Beitrag indessen danach, wie die Integration der Bevölkerung von Stettin/Szczecin nach 1945 gefördert wurde, und konzentrierte sich dabei zum einen auf die kulturelle Aneignung des städtischen Raums durch Denkmalsturz und Umcodierungen, zum anderen auf die Schaffung von Mythen, in denen Stettin als „von jeher polnisch“ erschien. Da die Konstruktion einer piastischen Abstammung der Pommernfürsten auf Dauer nicht haltbar gewesen sei, wurde der „Greifenmythos“ etabliert, die Erzählung von den slawischen Greifen, die Westpommern bis 1637 regierten und die Polonizität Stettins sicherten.

Der Mythos von der Geschichte der Integration der Siedlungsgebiete in den polnischen Staat, der in den 1960er Jahren gewoben wurde, stand im Mittelpunkt der Überlegungen von Andreas R. Hofmann (Leipzig). Auch Hofmann ging von der Beobachtung aus, dass die polnischen Kommunisten die Leitidee nationaler Homogenisierung von der Untergrund- und Exilregierung übernahmen und erfolgreich mit ihrem gesellschaftspolitischen Programm verknüpften. Nachrichten über die Kriminalität in den Siedlungsgebieten wurden unterdrückt, da man befürchtete, sie würden den Prozess der gesellschaftlichen Konsolidierung behindern. Nach 1956

und vor allem in den 1960er Jahren, als das Interesse an den „wiedergewonnenen Gebieten“ eine Konjunktur erlebte, avancierten Klischees aus der frühesten Nachkriegszeit zu zentralen Topoi der Erfolgsgeschichte von der polnischen Landnahme, einer Geschichte vom Kampf gegen „Werwölfe“ und der Befriedung des „Wilden Westens“. Ex post wurde ein Tabuthema damit zu einem Element im Legitimationsnarrativ des sozialistischen Polen.

In den sehr intensiven Diskussionen der Tagung, die durch Schlusskommentare von Hans Lemberg (Marburg) und Detlef Brandes (Düsseldorf) abgerundet wurden, ging es zunächst um Begrifflichkeiten. Die im Tagungskonzept geforderte Erarbeitung eines gemeinsamen Vokabulars wurde von Andreas R. Hofmann als verfrüht zurückgewiesen. Eine verbindliche Terminologie könne erst das Ergebnis der ausstehenden großen Synthese der Zwangsmigrationen in der Mitte des 20. Jahrhunderts sein. Einzelne Begriffe bzw. Begriffsfelder rückten dennoch immer wieder ins Zentrum der Debatten: etwa die Bezeichnungen für verschiedene Siedler- und Bevölkerungsgruppen oder die Dichotomie von Zwang und Freiwilligkeit von Migrationsprozessen. Hans Lemberg regte an, hier von „push- und pull-Faktoren“ zu sprechen, um den Motiven auf Seiten der politisch Verantwortlichen wie der Migranten besser gerecht zu werden. Auch der Begriff der „Integration“ stand mehrfach zur Diskussion. Detlef Brandes stellte fest, es herrsche allgemein eine viel zu kurzfristig denkende und positiv besetzte Vorstellung von Integrationsprozessen. Integration könne, wie etwa im Fall der Russlanddeutschen, auch über viele Generationen ausbleiben und erst über traumatische Erlebnisse vollendet werden. Weiter kritisierte er die meist vorausgesetzte Zäsur von 1944/45: Der qualitative Sprung von Bevölkerungs- und Siedlungspolitik hin zu Massendeportationen und grenzenlosem social engineering sei im Jahr 1933 zu suchen.

Mit der Konzentration auf die ersten Nachkriegsjahre erbrachte die Tagung allerdings nicht nur den Befund, dass („bürgerliche“) bevölkerungspolitische Ideen aus der Zwischenkriegszeit in der Nachkriegszeit von kommunistischen Politikern umgesetzt und weiterentwickelt wurden, sondern auch eine Sensibilisierung für kleinere Einschnitte und Umbrüche: so etwa für die allmähliche Dominanz, die die soziale Revolution über die nationale und der Klassenkampf über die „Entdeutschung“ gewann. Während Martin Schulze Wessel hervorhob, dass die nationale und die soziale Agenda zu keinem Zeitpunkt wirklich voneinander zu trennen waren, sprach sich Adrian von Arburg bei der Analyse des Verhältnisses zwischen beiden Stoßrichtungen für eine Trennung zwischen der gesamtgesellschaftlichen Sphäre und der Machtspitze der Kommunistischen Partei aus. Hätten nationalpolitische Ziele für die breite Masse durchaus als Selbstzweck gegolten, verstanden die „Revolutionsführer“ die „nationale Karte“ eher als Mittel zur Sozialisierung und zur Erlangung der alleinigen politischen Macht.

Der Vergleich einzelner Regionen, der ein zentrales Ziel der Tagung darstellte, gelang zwar – wie Hans Lemberg konstatierte – eher en passant als systematisch, die Frage der Vergleichsfelder durchzog jedoch alle Panels. Als besonders anregend erwies es sich dabei, dass mit dem Kaliningrader Gebiet und der Westukraine auf der einen Seite Regionen vertreten waren, in die ein bereits etabliertes System importiert wurde, mit Ostmitteleuropa indessen Gesellschaften, in denen die grenzüberschrei-

tende wie Binnenmigration in – zumindest zeitlich – engem Zusammenhang mit dem Aufbau volksdemokratischer Systeme stand. Gerade für Ostmitteleuropa – wozu unbedingt auch die SBZ gezählt werden müsse – sei es notwendig, so Hans Lemberg, die Staatsmacht im Ausnahmezustand stärker in den Blick zu nehmen.

Claudia Kraft bezeichnete die Untersuchung des Wandels der Rechtskultur im Zuge der Massenausbürgerung und -aussiedlung als ein weiteres Forschungsdesiderat. Nicht nur sei das Rechtsverständnis in den Staaten, die sich intensiv siedlungspolitischer Zwangsmaßnahmen bedienten, langfristig ein anderes geworden, was im tschechischen Fall offener diskutiert werde als im polnischen. Auch hätten ursprünglich gegen die Deutschen gerichtete Diskriminierungsnormen später gegenüber immer wieder neuen Gruppen der verbliebenen Staatsbevölkerung Verwendung gefunden. Dies illustrierte Adrian von Arburg für die Tschechoslowakei mit dem Verweis auf das „Recycling“ von zwei so genannten „Beneš-Dekreten“ nach der kommunistischen Machtübernahme im Februar 1948. Ob man von Unterschieden in der Rechtskultur der Siedlungs- und nationalen „Stammgebieten“ reden könne, müsse für ganz Ostmitteleuropa noch eingehender untersucht werden, so Kraft.

Am Ende der Tagung stand also eine lange Liste von offenen Fragen und Impulsen für neue Forschungen. In diesem Sinn bot der sehr intensive Workshop gewissermaßen eine Momentaufnahme der Forschungssituation am Ende des großen Dokumentationsprojektes „Niemcy w Polsce 1945-1950/Die Deutschen östlich von Oder und Neiße 1945-1950“, dessen vierten und letzten Band Hans Lemberg druckfrisch nach München mitgebracht hatte,¹ und am Beginn des Projektes über die Siedlungsgebiete der Tschechoslowakei nach 1945.² Deutlich wurde der stark divergierende Wissensstand zu den einzelnen Regionen Ost- und Ostmitteleuropas ebenso wie der sich vollziehende Perspektivwechsel vom Fokus auf die Prozesse der Aussiedlung (primär der Deutschen) hin zum Gesamtgeschehen von Zwangsmigration und Neubesiedlung im Kontext der Systemtransformation unter Berücksichtigung aller beteiligten Bevölkerungsgruppen. Die grenzüberschreitenden Wirkungen dieser Prozesse auf die Aufnahmegesellschaften wie die zwischenstaat-

¹ *Borodziej, Włodzimierz / Lemberg, Hans* (Hgg.): „Unsere Heimat ist uns ein fremdes Land geworden ...“ Die Deutschen östlich von Oder und Neiße 1945-1950. Dokumente aus polnischen Archiven. Bd. 1, Zentrale Behörden; Wojewodschaft Allenstein. Einleitung, Auswahl und Bearbeitung der Dokumente Włodzimierz Borodziej und Claudia Kraft. Marburg 2000. Bd. 2, Zentralpolen, Wojewodschaft Schlesien (Oberschlesien). Einleitung, Auswahl und Bearbeitung der Dokumente Jerzy Kochanowski und Ingo Eser. Marburg 2003. Bd. 3, Wojewodschaft Posen, Wojewodschaft Stettin (Hinterpommern). Einleitung, Auswahl und Bearbeitung der Dokumente Stanisław Jankowiak und Katrin Steffen. Marburg 2004. Bd. 4, Wojewodschaft Pommerellen und Danzig (Westpreußen), Wojewodschaft Breslau (Niederschlesien). Einleitung, Auswahl und Bearbeitung der Dokumente Ingo Eser, Witold Stankowski, Claudia Kraft und Stanisław Jankowiak. Marburg 2004 (Quellen zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas 4).

² Informationen zu diesem Projekt, das von Adrian von Arburg, Tomáš Dvořák, Andreas Wiedemann, Tomáš Staněk, Jaroslav Kučera und Detlef Brandes bearbeitet wird, unter: <http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/geschichte/xkgdoe/frame.htm>.

lichen Beziehungen werden wohl erst Thema weiterer Projekte sein können – vielleicht der von Andreas R. Hofmann so nachdrücklich eingeforderten großen Synthese.

München

Christiane Brenner

MULTIPLES ERINNERN

Zwangsmigration als Objekt einer Streitgeschichte im erweiterten Europa

FOROST, Collegium Carolinum, München, 6.-7. Dezember 2004

Die Beschäftigung mit Vertreibungen und Zwangsaussiedlungen während und nach dem Zweiten Weltkrieg hat weiterhin Konjunktur. Zunehmend stellt sich dabei die Frage, inwieweit die Erinnerung an sie in einem nationalen Kontext stattfindet oder ob sie im Rahmen einer Europäisierung neue Bewertungen und Gedenkformen erfährt. Die Erweiterung der Europäischen Union gibt solchen Fragen eine neue Dimension, zumal noch offen ist, inwieweit politische Streitfragen wie etwa die der Gültigkeit der so genannten Beneš-Dekrete zukünftig auf europäischer Ebene abgehandelt oder auf einer bilateralen Ebene verbleiben werden. Das Projekt „Diskurse in den EU-Beitrittsländern Polen, Tschechien, Slowakei, Ungarn und Slowenien über Zwangsmigrationen der Jahre 1938-1950“ im Rahmen des Bayerischen Forschungsverbundes FOROST veranstaltete am 6. und 7. Dezember 2004 in München bereits seine dritte Tagung, um unter anderem diesen Fragen nachzugehen. Als sinnvoll erwies es sich dabei, Beispielfälle aus mehreren Ländern zu präsentieren. Im Zentrum der von K. Erik Franzen und Peter Haslinger (beide München) organisierten Veranstaltung stand somit die Darstellung von „Streitgeschichten“ über Zwangsmigration.

Der erste Themenblock war dem Umgang mit Flucht und Vertreibung in Deutschland gewidmet. Anhand der Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen“ referierte Mathias Beer (Tübingen) über eine zentrale Debatte in der Bundesrepublik seit den 1950er Jahren. Mit der Fokussierung auf dieses Großprojekt gelang es ihm, wichtige Phasen einer bundesdeutschen „Streitgeschichte“ nachzuzeichnen. Drei Historikergenerationen beteiligten sich an der Dokumentation von Zeitzeugenberichten, die zunächst als „Pfand“ für mögliche Friedensvertragsgespräche gehandelt wurde. Seit den 1960er Jahren geriet die Auseinandersetzung mit der Vertreibung immer mehr zu einer politischen Debatte. Das Ziel, ergänzend zu den fünf Dokumentationsbänden einen sechsten Band zu veröffentlichen, der eine breite Analyse der Ursachen und Folgen der Zwangsmigrationen bieten sollte, konnte unter diesen Bedingungen nicht verwirklicht werden. Die Abstinenz der Wissenschaftler, die sich daraus ergab, führte dazu, dass der Umgang mit dem Quellenbestand der Dokumentation eine Eigen-dynamik entwickelte, die der mangelhaften Verarbeitung der Vertreibung zuarbeitete. Nach Beer fand diese keinen Eingang in das „kulturelle Gedächtnis“ der bundesdeutschen Gesellschaft insgesamt. Für die Wissenschaft ist die Dokumentation kein Thema der Forschung mehr, öffentlich präsent ist sie indessen nach wie vor. Erst im

Jahr 2004 erschien wieder eine Neuauflage. Aber auch hier fehlt erneut eine Erläuterung der Entstehungsbedingungen der Quellenbasis und der ergänzenden Darstellungen. Es bleibt somit ein Desiderat, die monokausale Betrachtung von Flucht und Vertreibung durch eine Interpretation in ihrem europäischen Kontext abzulösen.

Anschließend referierte K. Erik Franzen über die Erinnerungspolitik um Flucht und Vertreibung in Deutschland seit 1990. Die Entwicklung der letzten fünfzehn Jahre teilte er dabei in zwei Phasen ein: In den Jahren bis 1999 habe eine Reorganisation der Erinnerungskultur im Vordergrund gestanden. Trotz der Beschäftigung mit der DDR-Vergangenheit sei innerhalb eines einsetzenden „Erinnerungsbooms“ die Thematisierung der nationalsozialistischen Vergangenheit weiterhin zentral für die deutsche Gesellschaft geblieben. Dies bedingte auch die Frage danach, wie die Vertriebenen zu würdigen seien. Eine zweite Phase setzte laut Franzen im Jahr 1999 mit der Diskussion über den EU-Beitritt der Tschechischen Republik und über den Vorschlag ein, in Berlin ein „Zentrum gegen Vertreibungen“ zu errichten. Zunehmend zum Thema wurde seitdem die Frage, ob die Erinnerung an Flucht und Vertreibung um eine europäische Perspektive zu erweitern sei oder ob an einer „deutschen Basiserzählung“ festgehalten werden könne. Hier ergaben sich Verbindungslinien zum Vortrag von Mathias Beer. Das von beiden Referenten skizzierte Problem steht in einem grundsätzlichen Zusammenhang mit der Frage, ob der Erinnerung an die Vertreibung ein legitimatorisches oder ein aufklärerisches Interesse zu Grunde liegt.

Im folgenden Panel wurden Debatten zu den Zwangsmigrationen in der Tschechischen Republik und der Slowakei analysiert. Christian Domnitz (Potsdam) zeichnete zunächst die parlamentarischen Diskussionen zu den Beneš-Dekreten im tschechischen Abgeordnetenhaus und dem Europaparlament nach. Anhand von Interviews und Parlamentsprotokollen untersuchte er das Spannungsfeld zwischen europäischem Gestaltungsanspruch und nationaler Geschichtspolitik auf politischer Ebene. Die in der Debatte feststellbaren Pole von Moralisierung und Historisierung beeinflussen das Denken über Geschichte allgemein. In der anschließenden Diskussion wies Robert Luft (München) darauf hin, wie sehr das Geschichtsdenken dadurch hinter einen politischen Diskurs zurücktrete. Christian Domnitz betonte, dass die Spezifik politischer Entscheidungsprozesse starken Einfluss auf historische Wertungen ausübe. Abgestimmt würde über die „Legitimität von Geschichtsbildern“.

Marína Zavacká (Bratislava) problematisierte die Diskussionen über Zwangsmigrationen in der Slowakei. Diese seien in der slowakischen Gesellschaft kaum ein Thema; insbesondere die Aussiedlung von Magyaren aus der Südslowakei finde nur wenig Eingang in das öffentliche Bewusstsein. Migration insgesamt habe in der Slowakei zunächst eine negative Konnotation. In der Diskussion des Vortrags standen Bezüge zwischen Ungarn und der Slowakei im Vordergrund. Eine breitenwirksame Debatte findet dazu in beiden Ländern nicht statt, auch spielt die slowakisch-ungarische Historikerkommission kaum eine Rolle.

Im nächsten Block standen Fragen nach der Erinnerung an Zwangsmigrationen „vor Ort“ im Zentrum. Claudia Kraft (Bochum) zeigte in ihrem Beitrag, welche

Bedeutung in Polen lokalen Initiativen im Verhältnis zur gesamtstaatlichen Debatte über Zwangsmigrationen zukommt. Das Thema Vertreibung sei seit Beginn der 1990er Jahre kein Tabuthema mehr. Ein deutsch-polnischer Diskurs habe sich aber auch nicht entwickelt, stattdessen würden zwei unterschiedliche Diskurse aufeinander prallen. Kraft zufolge liegt das vielleicht auch daran, dass eine „Bekennnis-generation“ in Deutschland auf eine „authentische Generation“ in Polen trifft. Diese „authentische Generation“ ist aus lokalen Initiativen entstanden, die danach fragten, wie mit dem „deutschen Kulturerbe“ in Polen umgegangen werden sollte. Heute sehen sie es eher als ihre Aufgabe an, Geschichte in ihrer als die eigene wahrgenommenen Kulturlandschaft aufzuarbeiten. In der folgenden Diskussion wurden insbesondere die möglichen Folgen von geplanten Gedenkorten für die lokalen Gruppen thematisiert. Claudia Kraft betonte, jede Planung eines zentralen Gedenkortes werde einer differenzierten Diskussion vor Ort schaden.

Im Anschluss daran ging Éva Kovács (Wien/Budapest) am Beispiel von zwei ungarischen Gemeinden der Frage nach, welche Konstruktions- und Rekonstruktionsprozesse die Erinnerung an die nach dem Zweiten Weltkrieg ausgesiedelten Bewohner prägen. Mit Blick auf gerne erwähnte „schwäbische“ Traditionen zeigte sie, wie „ethnische Landschaften“ bewusst geschaffen werden. Ihr Fazit fiel schließlich eindeutig aus: Ohne Erinnerungspolitik gäbe es keine Erinnerung. Anders als Claudia Kraft für das polnische Beispiel verband Éva Kovács die Analyse ihrer Lokalstudien jedoch nicht mit einem Blick auf Deutungen von Zwangsmigrationen in der ungarischen Gesellschaft. Gerade eine verbindende Perspektive hätte aber womöglich Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu Diskursen in anderen Staaten aufzeigen können.

Die beiden letzten Vorträge des ersten Tages widmeten sich der literarischen Verarbeitung von Flucht und Vertreibung in der deutschsprachigen Literatur. Elke Mehnert (Chemnitz) erläuterte den Stellenwert des Themas in der ostdeutschen Literatur vor und nach 1989. Offiziell waren die Zwangsmigrationen nach dem Zweiten Weltkrieg und ihre Folgen in der DDR wenig präsent, weshalb der Literatur wie auch bei anderen Themen die Funktion einer Ersatzöffentlichkeit zukam. Nach Mehnert waren dabei drei Sujets vorherrschend: „Flucht und Vertreibung“, „Ankunft und Integration“ sowie die mentale Verarbeitung des Geschehens. Nach 1989 wurde in der ostdeutschen Literatur zudem die „Wiederbegegnung mit der alten Heimat“ zum Thema. Ein Indikator für das heutige Interesse ist das Buch „Niemandszeit“ von Jörg Bernig, das inzwischen vergriffen ist.

Anschließend fragte Patricie Eliášová (Prag/Luxemburg) in ihrem Referat danach, warum die Vertriebenenliteratur nicht als eigene Gattung gelte. Der literarischen Verarbeitung selbst Betroffener stellte sie die Literatur zur Vertreibung gegenüber, der im Gegensatz zur Vertriebenenliteratur meist der Status eines reflektierenden Umgangs zugewiesen werde.

In der folgenden Diskussion wurde erörtert, ob Literatur über die Vertreibung kompensatorischen Charakter gegenüber einer verdrängten gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema habe. Martin Schulze Wessel (München) stellte zur Diskussion, ob bestimmte Erfolge der Literatur womöglich gerade auf „historiographisch ungesichertem Terrain“ zustande kämen. Eine Frage, die nicht umfassend

geklärt werden konnte, aber Raum für weitere Untersuchungen lässt. Mathias Beer plädierte dafür, neben der Vertriebenenliteratur zukünftig verstärkt Heimatchroniken und Heimatbriefe als Faktor des Erinnerungsdiskurses ernst zu nehmen. In der Tat bieten sich diese als breitenwirksame Quelle zur Analyse an.

Den zweiten Tag eröffnete Stefan Karner (Graz) mit seinem Beitrag zu Zwangsmigrationen während und nach dem Zweiten Weltkrieg im österreichisch-slowenischen Kontext. Er unterschied zunächst drei Phasen der Migration: Seit 1941 siedelten die Nationalsozialisten Teile der Bevölkerung deutscher Nationalität aus dem italienisch besetzten Teil Sloweniens nach Deutschland um. Bereits parallel dazu begann eine Umsiedlung von Slowenen, die das Ziel hatten, bestimmte Regionen „deutsch zu machen“. Nach 1945 folgte dann mit der Vertreibung der Deutschen aus dem slowenischen Raum eine dritte Phase, in der es aber auch zu einer erzwungenen Rückführung von Slowenen nach Jugoslawien kam. Karner hob hervor, dass die Aufarbeitung dieser Migrationsprozesse erst am Anfang stehe, wobei er auf die teilweise schwierige Archivlage einging. Nur am Rande problematisierte er Formen und Inhalte slowenisch-österreichischer Diskurse. Wie schwierig sich der Dialog hier mitunter gestaltet, deutete er am Beispiel der bilateralen Historikerkommission an, die im Bericht über ihre Arbeitsergebnisse nur bei Teilfragen zu einer gemeinsamen Textfassung kam.

Marina Cattaruzza (Bern) erläuterte im anschließenden Vortrag das Wechselspiel zwischen historiographischer Auseinandersetzung und öffentlichen Debatten, das sich bei der Aufarbeitung der Zwangsmigrationen im Grenzgebiet zwischen Italien, Slowenien und Kroatien seit 1989 beobachten lässt. In der durch zahlreiche Grenzänderungen im 20. Jahrhundert geprägten Region wurden Fragen nach den Migrationen, die diese bedingten, lange Zeit vernachlässigt. Heute divergiert der Stellenwert des Themas je nach Land: In Italien ist die Zwangsmigration ein Aspekt der Regionalgeschichte, in Kroatien wird sie weitgehend vernachlässigt, während sie in Slowenien eine zentrale Rolle spielt. Cattaruzza schilderte die Arbeit der slowenisch-italienischen Historikerkommission, deren Ergebnisse von der Öffentlichkeit allerdings kaum rezipiert werden. Als Problem erweise sich häufig, dass der heutige Zustand der Region auf die Zeit nach 1945 rückprojiziert werde, was zu verzerrten Deutungen führe. Insgesamt konstatierte Cattaruzza aber eine Entwicklung hin zu einer „integrativen historiographischen Praxis“. Das Referat rief Fragen nach den eigentlichen Hauptakteuren öffentlicher Debatten hervor. Während Stefan Karner die Zugänglichkeit von Archiven als entscheidenden Faktor hervorhob und für eine „präzise historische Aufarbeitung“ plädierte, fragte Mathias Beer, was eigentlich geöffnete Archive für die Entwicklung der Erinnerungskultur zu Zwangsmigrationen real beitragen würden. In der Tat stellt sich die Frage, ob Historikern in diesem Prozess tatsächlich eine Leitfunktion zukommt.

Den letzten Vortragsblock eröffnete Piotr Majewski (Warschau) mit einer vergleichenden Analyse der öffentlichen Debatten über die Vertreibung der Deutschen in Polen und der Tschechischen Republik seit 1989. Während in der Tschechischen Republik bereits Ende 1989 durch eine Rede von Václav Havel heftige Diskussionen ausgelöst wurden, gewannen ähnliche Debatten in der polnischen Gesellschaft erst allmählich an Relevanz. Aber auch hier waren es zunächst Politiker, die sich mit

ihren Ansichten einbrachten. In beiden Ländern ergab sich durch das Vermengen von moralischen Aspekten mit der Frage nach materiellen Forderungen ein explosives Gemisch. Nicht unwichtig für die Analyse laufender Debatten war Majewskis Hinweis darauf, dass die Diskussionen in der Tschechischen Republik in Polen kaum wahrgenommen wurden – eine Feststellung, die mit Abstrichen auch für die Rezeption polnischer Debatten in der tschechischen Öffentlichkeit gilt.

Zum Abschluss behandelte Adrian von Arburg (Prag) unter dem Titel „Breiter Diskurs auf dünnem Eis“ die Frage, wie tschechische Historiker in den letzten fünfzehn Jahren Fragen zur Vertreibung der Deutschen problematisierten. Dazu unterschied er zunächst zwischen vier Diskursebenen: einer politisierenden, einer massenmedial wirksamen Ebene sowie einer breiteren und einer engeren Ebene unter den Historikern. Eine Aufteilung der Historiker in Kritiker und Befürworter der Vertreibung erscheine dagegen als wenig sinnvoll, da die Mehrheit der Beteiligten eine differenzierte Position einnehme. Inwieweit diese Trennung in „Moralisten“ und „Fachleute“ sinnvoll ist, wurde zu einem der Kernpunkte der Abschlussdiskussion.

Anhand vorherrschender Debatten zeigte von Arburg, dass es in der Folge der herrschenden „Verhandlungslogik“ häufig zum Aushandeln von Fragen komme. Die Diskussion über die Zahl der Vertreibungsoffer sei ein gutes Beispiel dafür. Dieser Fall zeige auch die starke Abhängigkeit des Historikerdiskurses vom öffentlichen Diskurs. So wirkten neue Impulse meist „von außen“ auf die fachliche Auseinandersetzung, wie etwa das Buch „Rozumět dějinám“ (Geschichte verstehen) zeige.¹ Hierbei handle es sich um eine „politische Bestellung“ einer Darstellung der Ursachen und des Verlaufs der Vertreibung der Deutschen aus den böhmischen Ländern, in der „Fragen der Moral und der eigenen Verantwortung weitgehend“ ausgeklammert würden.

Von Arburg wies schließlich noch auf eine Besonderheit des tschechischen Historikerdiskurses über die Vertreibung hin: Ein gewichtiges, medienwirksames Wort hätten Prager Historiker, während Wissenschaftler anderer Universitäten des Landes zwar zum Thema in den Archiven forschten, jedoch in den Debatten kaum zu Wort kämen. Diese Erkenntnis, die auf einen starken „Pragozentrismus“ hindeutet, provozierte allerdings Fragen nach Aufgaben und Erkenntnisformen des Historikers an sich.

In der Schlussdiskussion wurde zunächst die Frage nach moralischen Prämissen in der Forschung und in öffentlichen Debatten aufgegriffen. Pointiert wies Claudia Kraft darauf hin, dass Historiker auch Teil der Gesellschaft seien und somit auch über moralische Grundvorstellungen verfügten. Gerade in nichtpluralistischen Gesellschaften hätten moralische Positionen neue Ansätze zur Auseinandersetzung ermöglicht. Marina Cattaruzza formulierte anschließend die These, dass in Gesellschaften, die sich noch im „nationalen Zeitalter“ befänden, keine offene Debatte über Zwangsmigrationen stattfinden könne. Allerdings stellt sich dann die Frage,

¹ Rozumět dějinám. Vývoj česko-německých vztahů na našem území v letech 1848-1948 [Geschichte verstehen. Die Entwicklung der tschechisch-deutschen Beziehungen auf unserem Gebiet in den Jahren 1848-1948]. Praha 2000.

nach welchen Kriterien das Ende „nationaler Zeitalter“ zu messen wäre. In diesem Zusammenhang wäre auch zu klären, welche Rolle der Historiographie für die Rationalisierung von Debatten zukommt. Die auf der Tagung geäußerte Forderung nach präziser Aufarbeitung durch die Historiker verliert bei einem Blick auf die in mehreren Beiträgen vorgelegten Analysen an Gewicht. Als sinnvoll erscheint es eher, die mehrfach geäußerte Anregung aufzugreifen und den Stellenwert von Museen, Ausstellungen, Dokumentationsfilmen und Literatur in der Medialisierung von Debatten über Vertreibung neu zu bestimmen.

Schließlich stellt sich die Frage, in welcher Form Europäisierungsprozesse Diskurse über Zwangsmigrationen in den einzelnen Ländern oder Milieus beeinflussen. Martin Schulze Wessel fragte in diesem Zusammenhang danach, inwieweit die europäische Verflechtung eine Europäisierung des Erinnerns notwendig mache. In mehreren Vorträgen wurden bereits entsprechende Wechselwirkungen aufgezeigt. Zu einer grundsätzlichen Analyse kam es jedoch nicht. Davon abgesehen bot die Tagung eine gelungene Gesamtschau über Inhalte und Formen von „Streitgeschichten“ über Zwangsmigrationen. Wie wichtig die Erforschung dieser „Streitgeschichten“ ist, zeigt die andauernde Virulenz des Themas. Um dies festzustellen reicht ein Gang zu den Auslagetischen deutscher Buchhandlungen.

München/Freiburg

Martin Zückert

NEUE LITERATUR

Michálek, Slavomír/Krajčovičová, Natália u. a. (Hgg.): Do pamäti národa. Osobnosti slovenských dejín prvej polovice 20. storočia [Ins Gedächtnis der Nation. Persönlichkeiten der slowakischen Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts]. Veda, Bratislava, 2003, 686 S.

Pešek, Jan u. a. (Hgg.): Aktéri jednej éry na Slovensku 1948-1989. Personifikácia politického vývoja [Akteure einer Ära in der Slowakei 1948-1989. Personifizierung der politischen Entwicklung].

Vydavateľstvo Michala Vaška, Prešov, 2003, 389 S.

L'ubomír Lipták, der bedeutende und früh verstorbene slowakische Historiker des 20. Jahrhunderts, schreibt in seinem Geleitwort zu dem ersten der beiden Bände: Die ausgewählten Persönlichkeiten

sind weder ein Pantheon noch ein Hinweis zur Umbenennung von Straßen noch eine geschlossene Gruppe. [...] Sie alle haben sich in die Geschichte des Landes eingeschrieben und gerade ihre Verschiedenheit und ‚unterschiedliche Größe‘ demonstrieren, dass man sich in das historische Gedächtnis mit der Feder und dem Schwert, im Atelier, von der parlamentarischen Bühne, im Ministersessel, aus der Majestät der Macht und aus der Illegalität einschreiben kann.

Beide Lexika setzen sich das Ziel, mit diesen Lebensbildern „die Geschichte zu bevölkern“ (zaľudnit' dejiny) als Reaktion auf die Geschichtswissenschaft in der kommunistischen Zeit, in der sie aus politischen und ideologischen Gründen mehr oder weniger „entvölkert“ (vyľudnovali), d. h. entpersonalisiert worden sei (Akteure S.18; Gedächtnis S.10). Wie die unterschiedlichen Titel aussagen, charakterisieren die Autoren des „Gedächtnisses“ Angehörige der gesamten slowakischen Elite der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, während sich die Herausgeber der „Akteure“ auf 100 Spitzenfunktionäre des kommunistischen Regimes einschließlich der Führer der Blockparteien, einiger kirchlicher Würdenträger und Vertreter der nationalen Minderheiten konzentrieren. Die „Akteure“ räumen den Porträts zwischen zwei und elf (zu Dubček) Seiten ein, das Lexikon „Gedächtnis“ je vier Seiten.

Zusammengenommen zeigen die Lebensbilder aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in welchem hohem Maß sich die Slowaken im demokratischen System der Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit politisch und kulturell entfalten konnten, aber auch, wie viele von ihnen unter den folgenden Regimen ausgeschaltet und verfolgt wurden. Manchen von ihnen gelang die Flucht ins Ausland, wo sie ihre Arbeit im Exil z. B. unter den Slowaken Nordamerikas fortsetzten, von denen ebenfalls einige porträtiert werden. In das „Gedächtnis“ aufgenommen wurden jedoch nicht nur Personen, die sich zur slowakischen Nationalität bekannten, sondern auch der Deutsche Franz Karmasin und Magyaren wie Graf János Esterházy, der 1942 als einziger Abgeordneter des slowakischen Parlaments gegen die Deportation der Juden gestimmt hatte.

Ein Teil der Beiträge wurde in den 1990er Jahren in der slowakischen Zeitung „Pravda“ veröffentlicht. Form und Inhalt erinnern an diesen Ursprung der Reihe: Dem eigentlichen Lebensbild wird eine Parole wie „Weder Fisch noch Krebs“ und eine Zusammenfassung vorangestellt. Zwar fehlen Hinweise auf weiterführende Literatur oder gar Fußnoten. Die Leser werden aber mit allgemein verständlichen und oft packenden Texten sowie mit dem Versuch angesprochen, die Motive jedes einzelnen Angehörigen der Elite zu verstehen, sei er Maler oder Bischof, Anhänger oder Gegner von Demokratie und Pluralismus, Vertreter slowakischer Eigenstaatlichkeit oder der Gemeinschaft mit den Tschechen. Im Urteil über die Zusammenarbeit einzelner Generäle, Diplomaten und Politiker mit dem autoritären und klerikalen Regime der Jahre 1939-1945 geht dieses Verständnis sehr weit, allerdings mit einigen Ausnahmen: So verurteilt Ivan Kamenec Martin Sokols Kollaboration als Parlamentspräsident – und der übrigen slowakischen Abgeordneten – wegen der Annahme antijüdischer Gesetze im Jahre 1939 und Natália Krajčovičová die Weigerung des Bischofs Vojtaššák, sich dem Protest der anderen katholischen Bischöfe gegen die Deportation der Juden im Jahre 1942 anzuschließen. Über deren Schicksal in Auschwitz berichteten der Widerstandsbewegung und den Alliierten zwei slowakische Juden, denen im April 1944 die Flucht gelungen war. Alfréd Wetzler, einem von ihnen, widmet Kamenec ein Porträt für das „Gedächtnis“.

Die Herausgeber der „Akteure“ haben ihr Werk mit einer Bibliographie und einem Personenregister versehen, das der Leser des „Gedächtnisses“ vermisst. Zwar verzichten auch sie auf Fußnoten, belegen aber ihre Aussagen im Text immer wieder durch Hinweise auf einschlägige Dokumente, Sekundärliteratur und Zeugenaussagen. Besonders für die noch wenig erforschte Zeit der „Normalisierung“ nach der Okkupation von 1968 mussten die Autoren archivalische Quellen heranziehen. Ihr Stil ist zwar auch klar, aber doch trockener, ihr Urteil wesentlich härter, häufig sarkastisch, z. B. wenn Jan Pešek über Karol Bacílek oder Štefan Baššovanský schreibt. Das ergibt sich natürlich aus dem Thema, handelt es sich doch bei vielen kommunistischen Funktionären um opportunistische Apparatschiks oder gar sowjetische Agenten wie Pavol David und Viliam Šalgovič. Sie konnten aufsteigen, als die kommunistischen Führer des slowakischen Aufstands um Gustáv Husák als „bürgerliche Nationalisten“ verurteilt wurden und jene slowakischen Kommunisten an die Macht kamen, die erst nach dem Aufstand befreit werden konnten wie Viliam Široký. Einige verstrickten sich so sehr in die konstruierten politischen Prozesse, dass sie Anfang der 1960er Jahre abgelöst werden mussten. Manche Aufsteiger aus einfachen Verhältnissen stießen 1968 zu den Reformern, passten sich aber nach der sowjetischen Okkupation wieder an wie František Barbírek, Peter Colotka, Ondrej Pavlík und Štefan Sádovský. Diese „Realisten“ versuchten nach dem August 1968, eine radikale Resowjetisierung durch die „Dogmatiker“ bzw. „Konservativen“ um Vasil Bilák zu verhindern. Mit einiger Bitterkeit stellen die Autoren fest, dass nicht ein einziger KSS-Funktionär aus der Zeit der Normalisierung gerichtlich verurteilt wurde. So lebt sogar Vasil Bilák, unter anderem Unterzeichner des so genannten „Einladungsbriefts“ an die Interventionstruppen, unbehelligt in einer konfiszierten Sezessionsvilla in einem der besten Viertel Bratislavas.

Unter den 100 slowakischen Spitzenfunktionären gibt es auch Historiker. Das liegt vor allem daran, dass eine ganze Reihe von Intellektuellen, die mit ihren politischen Mentoren aufgestiegen waren und dann wieder entmachtet wurden, in historische Institute oder Museen abgeschoben wurden (z.B. Edo Friš, Samuel Falčan). Einige wenige Personen werden in beiden Lexika charakterisiert wie Edo Friš, Vladimír Clementis, Gyula Lörincz, Ladislav Novomeský, Milan Polák, Karol Šmidke und Vavro Šrobár. Ján Sekaj gibt seinem Porträt Frišs wie die anderen Autoren des „Gedächtnisses“ eine persönlichere Note, während Michal Barnovský eher die Fakten aus dessen Leben bringt. Kamenec erwähnt in der ersten Sammlung die Rolle, die Clementis bei der Vertreibung der Deutschen wie bei den Versuchen spielte, den Magyaren das gleiche Schicksal zu bereiten, überhaupt nicht, während Miroslav Londák in der zweiten Sammlung immerhin, allerdings ohne Wertung, Clementis' Einsatz für den teilweisen slowakisch-magyarischen „Bevölkerungsaustausch“ nennt. In den Porträts der Czmadok-Funktionäre František Déneš, Štefan Fábry und Július Lörincz, die Jozef Kiss und Pál Fehér zeichnen, wird dagegen die Verfolgung und Deportation der magyarischen Minderheit in den ersten Nachkriegsjahren deutlich angesprochen. Bei manch einer Biographie fragt sich der Leser, wie ein Politiker seine bisherigen Verdienste durch seine nächsten oder gar letzten Schritte in Frage stellen konnte: So z.B. bei Vavro Šrobár, der sich von Beneš zur Gründung der „Partei der Freiheit“ drängen ließ, die mit der „Demokratischen Partei“ konkurrieren sollte. Nach dem Februar 1948 konnte Gottwald den inzwischen 81-Jährigen dazu überreden, in die Regierung einzutreten, um der kommunistischen Machtübernahme einen legalen Anstrich zu geben.

Von den „Akteuren“ des kommunistischen Regimes dürften schon heute viele weitgehend vergessen sein und kaum Aufnahme in das nationale slowakische „Gedächtnis“ finden. Die insgesamt 265 Porträts bestätigen den Eindruck, dass die 20 Jahre der Ersten Tschechoslowakischen Republik auch für die Elite der Slowakei und wohl auch für die meisten Einwohner der Slowakei die beste Zeit im „kurzen“ 20. Jahrhundert gewesen ist. Beide Sammlungen sind aber vor allem biographische Lexika, in denen sich der Laie wie der Spezialist, hat er erst einmal nachgeschlagen, festlesen kann.

Düsseldorf

Detlef Brandes

Tomeš, Josef: Průkopníci a pokračovatelé. Osobnosti v dějinách české sociální demokracie [Pioniere und Fortführer. Persönlichkeiten in der Geschichte der tschechischen Sozialdemokratie].

Selbstverlag, Praha 2004, 196 S., zahlr. Abb.

Der tschechische Biograph Josef Tomeš wurde mit seiner vor einigen Jahren erschienenen dreibändigen tschechischen Biographie weit über Tschechien hinaus bekannt.¹ Sein neues Werk enthält eine repräsentative Auswahl von Persönlichkeiten der

¹ Tomeš, Josef u.a.: Český biografický slovník XX. století [Tschechisches biographisches Lexikon des 20. Jahrhunderts]. 3 Bde. Praha 1999.

sozialdemokratischen Partei für die Zeit von deren Gründung im Jahr 1878 bis zur Gegenwart. In diesem Werk stellt er Personen vor, die auf verschiedenen Ebenen das politische Wirken der Sozialdemokratie und die Position der Partei im weiten Spektrum der tschechischen bzw. tschechoslowakischen Politik wie im öffentlichen Leben beeinflussten. In mehr als 360 Einträgen werden in breiter sozialer wie professioneller Auswahl Biogramme der führenden Parteipolitiker, von Gewerkschaftsfunktionären, Journalisten, von sämtlichen sozialdemokratischen Vorsitzenden und Ministern der tschechoslowakischen und tschechischen Regierungen, ferner von wichtigen Abgeordneten und von anderen Persönlichkeiten aus unterschiedlichen Bereichen des öffentlichen Lebens einschließlich der Kultur geboten. Dabei handelt es sich überwiegend um Menschen, die nicht nur Mitglieder der sozialdemokratischen Partei waren, sondern deren Politik auch aktiv mitgestaltet haben.

Ferner listen Tomešs Biogramme die sozialdemokratischen Teilnehmer des antifaschistischen Widerstandes im Zweiten Weltkrieg auf, die Mitglieder des antikommunistischen Widerstandes für die Zeit nach dem Umsturz vom Februar 1948, führende Akteure der Sozialdemokratie im Exil sowie die Protagonisten der Bemühungen um eine Erneuerung der Partei im Land in der Zeit des Prager Frühlings und – nicht zuletzt – den Personenkreis, der diese Idee nach der Novemberrevolution von 1989 verwirklichen konnte.

Bei seiner Auswahl hat Tomeš auch die Parteipolitiker aus den Regionen nicht vergessen, die stets für die unverzichtbare kleine, tägliche politische wie organisatorische Arbeit im Dienst der Partei standen. Neben Persönlichkeiten, die heute bereits historisch sind, begegnen uns in Tomešs Arbeit auch die Akteure der aktuellen Politik der tschechischen Sozialdemokratie, wenngleich einige von ihnen erst an der Schwelle ihrer politischen Karriere stehen. Man kann Tomeš bescheinigen, dass er, was die Auswahl der Personen nach ihrer politischen Bedeutung betrifft, optimale Arbeit geleistet hat.

Positiv hervorzuheben ist, dass Tomeš – obwohl sein Lexikon vorrangig den Vertretern der tschechischen Sozialdemokratie gewidmet ist – auch wichtige slowakische und deutsche Sozialdemokraten aufgenommen hat, also deutsch-österreichische für die Jahre bis 1918 und Vertreter der DSAP für die Zeit der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Dieser Kreis könnte allerdings noch etwas erweitert werden: Zum Beispiel fehlt Fanny Blatny, eine wichtige Repräsentantin der Frauenbewegung und sozialdemokratische Abgeordnete im tschechoslowakischen Parlament, wo sie eine Gegnerin Wenzel Jakschs war. Im Zweiten Weltkrieg beteiligte sich Blatny an der Seite der Beneš-Regierung am Auslandswiderstand.

Wie ausführlich die einzelnen Biogramme gestaltet sind, hängt vor allem davon ab, in welchem Umfang zu der jeweiligen Person zuverlässige Daten zugänglich sind. In vielen Fällen gelang es Tomeš allerdings, fragmentarische Angaben zu ergänzen, indem er andere Materialien heranzog, Archivfonds nicht ausgenommen.

Die Einträge sind traditionell aufgebaut, sie geben zunächst Auskunft über die Lebensdaten, dann Informationen zu der politischen, wissenschaftlichen oder kulturellen Tätigkeit einer Person und führen gegebenenfalls deren Veröffentlichungen an. Der Schwerpunkt liegt hier eindeutig in der Vermittlung von Fakten, keineswegs in der historischen oder gar politischen Beurteilung der vorgestellten Persönlichkeiten.

Doch trägt gerade der sachliche Stil der Biogramme dazu bei, dass sich die Geschichte der verschiedenen Strömungen in der Sozialdemokratie nachvollziehen lässt. Das Lexikon illustriert damit die Binnendifferenzierung innerhalb der Sozialdemokratie, die Entwicklung einzelner Lager, Flügel und Strömungen, die untrennbar mit den politischen und sozialen Konflikten der modernen tschechischen Gesellschaft verbunden sind.

Der Erklärung der breiteren Zusammenhänge der trockenen enzyklopädischen Daten einerseits und der verwendeten Begriffe andererseits dienen zwei wichtige Beilagen. Es handelt sich dabei erstens um einen dichten Überblick über die Geschichte der sozialdemokratischen Partei von ihrer Gründung bis zur Gegenwart (S. 3-17, an deren Abfassung Jiří Malínský, der Vorsitzende der historischen Fachkommission der ČSSD beteiligt war) und zweitens um ein nicht weniger nützliches Lexikon der in den Biogrammen verwendeten Termini (S. 149-167). Ebenso sorgfältig sind die anderen Beilagen erstellt (S. 169-191), überwiegend Tabellen, in denen z. B. eine Übersicht über die Parteitage und die Wahlergebnisse der Jahre 1897-2002, oder die Namen der Parteivorsitzenden und der Minister in den tschechoslowakischen und tschechischen Regierungen gegeben wird. Ferner ist ein Verzeichnis sozialdemokratischer Abgeordneter und Senatoren für die Jahre seit 1989 mit der Angabe über die Dauer ihrer Mandate abgedruckt.

Josef Tomešs Biographisches Lexikon der Tschechischen Sozialdemokratie ist nicht allein als Überblickswerk über das Thema und aufgrund der Sorgfalt, mit der es erstellt wurde, ein äußerst nützliches enzyklopädisches Handbuch. Es bereichert darüber hinaus unser Wissen über die älteste und bis heute stärkste tschechische politische Partei, ihre Stellung und Aufgabe im breiteren Kontext des tschechischen politischen Lebens seit dem 19. Jahrhundert.

Prag

Jan Novotný

Toussaint, Gia: Das Passional der Kunigunde von Böhmen. Bildrhetorik und Spiritualität.

Schöningh, Paderborn 2003, 230 S., 36 Abb.

Gia Toussaint studierte Kunstgeschichte, Theologie und klassische Archäologie in Hamburg und promovierte dort 2002 mit der vorliegenden Studie. In ihrer Untersuchung verfolgt sie ein doppeltes Ziel: Zum einen soll eine in der Forschung bisher vernachlässigte Handschrift des frühen 14. Jahrhunderts – im Sinne des kontextuellen Ansatzes – mit Zeit und Lebensgeschichte der Auftraggeberin und primären Rezipientin in Beziehung gesetzt und analysiert werden. Zum anderen wird die Frage nach Funktionen von Bildern anhand eines illuminierten Andachtsbuches erneut aufgeworfen.

Das so genannte Kunigunde-Passional wird in der Prager Nationalbibliothek aufbewahrt und gilt als ein hervorragendes Zeugnis böhmischer Buchmalerei. Die um 1420 entstandene Handschrift umfasst 37 größtenteils beidseitig in gotischer Minuskel beschriebene Pergamentseiten im Maß von 29,5 × 25 cm, von denen 27 mit teilweise ganzseitigen Illuminationen versehen sind.

Der Verfasser, Colda von Kolditz, war zur Entstehungszeit des *Passionalis* Lektor am St. Clemensklster zu Prag und wahrscheinlich auch geistlicher Leiter des Klosters. Als Schreiber und Illuminator des *Passionalis* gilt Benesch, Kanoniker zu St. Georg. Kunigunde (1256-1321), Tochter des böhmischen Königs Přemysl Ottokar II., war Äbtissin des Benediktinerklosters St. Georg auf der Prager Burg.

Bereits im Alter von elf Jahren trat Kunigunde aus eigenem Entschluss in das von ihrer Großtante Agnes gegründete Klarissenkloster in Prag ein. Ihr Vater Ottokar wirkte mit heiratpolitischen Plänen dem Eigensinn seiner Tochter entgegen und ließ sie aus dem Kloster entfernen. Als die väterlichen Pläne fehlschlügen, wurde Kunigunde erneut dem Kloster anvertraut, wo sie bis 1291 lebte. Nach dem Tod des Vaters arrangierte ihr Bruder Wenzel II. als böhmischer König eine Ehe Kunigundes mit dem polnischen Fürsten Boleslaw von Masowien. Nach elfjähriger Ehe kehrte Kunigunde zurück, um sich erneut in das Klarissenkloster zu begeben. Auf ausdrücklichen Wunsch Wenzels II. trat sie aber in das Benediktinerkloster St. Georg auf der Prager Burg ein und wurde dort noch im selben Jahr Äbtissin. Somit reiht sich Kunigunde in die Linie der Prinzessinnen des ostmitteleuropäischen Herrschaftsbereichs ein, die, obwohl verheiratet, ein monastisches Leben dem höfischen vorzogen: Hedwig von Schlesien (1174-1243), Elisabeth von Ungarn (bzw. Thüringen, 1207-1231).

Toussaints Studie ist in fünf Kapitel gegliedert. Eingangs wird die Handschrift kurz beschrieben, der Textcorpus und die enthaltenen Miniaturen werden kommentiert (S. 13-22), ferner wird der Forschungsstand skizziert (S. 23-26) und die Frage erörtert, ob Benesch nicht nur Schreiber, sondern auch Illuminator des Codex war (S. 26-34). Eine stil- und gattungsgeschichtliche Einordnung (S. 34-39) schließt die Einführung ab.

Im zweiten Kapitel (S. 41-69) werden das Dedikationsbild und der Dedikationsbrief erörtert. Nach einer Kurzbeschreibung wird die Krönung Kunigundes unter der Fragestellung „Kunigunde – eine Heilige?“ untersucht, ein Exkurs zu „Krone und Heiligkeit“ schließt sich an. Im Weiteren werden die Beziehung zwischen Colda und Kunigunde sowie die so genannte Grabplatte Kunigundes analysiert. Die Untersuchung der im *Passional* abgebildeten Wappen unter dem Gesichtspunkt „die Přemysliden als *sacra stirps*“ bildet den Abschluss des Kapitels.

Ausgehend von der Parabel „*De strenuo milite*“, dem Kernstück der Handschrift, untersucht die Autorin im dritten Kapitel den Motivfundus (S. 77-80) und die biographischen Bezüge (S. 86-90), um dann die Parabel unter dem Aspekt der Minne und des Hoheliedes (S. 90-101) sowie des geistlichen Kampfes (S. 101-104) zu betrachten. Der erfolgreiche spirituelle Kampf als zentrales Thema des *Passionalis* wird in allen Einzelheiten durchgespielt. Das richtige Verständnis und Einsetzen des „Glaubenschildes“ und der „*arma Christi*“ beschreibt das vierte Kapitel (S. 105-141). Die meditative und kontemplative, sich an Texten und Bildern des *Passionalis* orientierende und von ihnen stimulierte Vergegenwärtigung der neutestamentlichen Leidensgeschichte beschäftigt das fünfte Kapitel „*Compassio, imitatio und imaginatio*“ (S. 143-185). Ein Epilog (S. 187-190) schließt die Studie ab.

Gia Toussaint gewährt mit ihrer Untersuchung einen Einblick in die mittelalterliche Andachtspraxis, in das Zusammenwirken von bewusst gewählten sprachlichen

und visuellen, inneren und äußeren Bildern. Besonders interessant ist die Verbindung von höfischem und monastischem Leben, die ihren Ausdruck in den ikonographischen Minneallegorien findet. Die Analysen Toussaints eröffnen der Geschichte von Kunst, Frömmigkeit und Theologie des frühen 14. Jahrhunderts neue Erkenntnisse. Nur die Funktion und historische Stellung der Přemyslidentochter Kunigunde hätte aus Sicht eines Historikers im zweiten Kapitel (S. 66-71) ein wenig detaillierter dargestellt werden können.

Insgesamt ist die Studie aber besonders unter den Aspekten der Bildrhetorik und Spiritualität ein wertvoller Beitrag für den mediävistischen Bereich der Bohemistik.

Karlsruhe

Annemarie Enneper

Marsch, Angelika/Biller, Josef H./Jacob, Frank-Dietrich (Hgg.): Die Reisebilder Pfalzgraf Ottheinrichs aus den Jahren 1536/37 von seinem Ritt von Neuburg a. d. Donau über Prag nach Krakau und zurück über Breslau, Berlin, Wittenberg und Leipzig nach Neuburg.

Anton H. Konrad Verlag, Weißenhorn 2001, 8 S., 50 Kunstdrucke (Faksimileband) bzw. 504 S. (Kommentarband).

Ottheinrich von der Pfalz gehört zu den glanzvollsten deutschen Fürsten der frühen Neuzeit. Die zahlreichen, wenngleich teilweise nur rudimentär erhaltenen Bauten aus seiner Regierungszeit (Schloss Neuburg an der Donau, Schloss Grünau, der „Ottheinrichbau“ in Heidelberg u. a.) zeugen noch heute vom Kunstsinn und dem Bedürfnis nach Prachtentfaltung dieses Herrschers. Das Bild von Ottheinrich und seiner Zeit wird nun durch eine aufwändige zweiteilige Neuerscheinung erweitert. Ottheinrichs Großvater, Herzog Georg der Reiche von Bayern-Landshut, hatte 1475 in Landshut die polnische Prinzessin Hedwig (Jadwiga) geheiratet und dabei von seinem Schwiegervater, König Sigismund dem Alten (Zygmunt Stary), einen Schuldschein über 32000 Gulden als Mitgift erhalten. Nach einem langwierigen diplomatischen Vorspiel machte sich Ottheinrich – als Enkel Georgs und Jadwigas und Erbe des Schuldscheins – am 27. November 1536 auf die Reise, um bei seinem Großonkel, König Sigismund II. August (Zygmunt II August), die Schuld einzulösen. Der Hinweg führte Ottheinrich und sein Gefolge über Pilsen (Plzeň), Prag, Glatz (Kłodzko), Neisse (Nysa) und Beuthen (Bytom) nach Krakau (Kraków), wo dem ständig verschuldeten Pfalzgrafen tatsächlich die ratenweise Auszahlung des ausstehenden Betrages in Aussicht gestellt wurde. Für den Rückweg wählte Ottheinrich wegen diplomatischer Verpflichtungen gegenüber seinem königlichen Großonkel die Route über Oppeln (Opole), Breslau (Wrocław), Liegnitz (Legnica) und Frankfurt an der Oder nach Berlin zu Kurfürst Joachim II. von Brandenburg. Josef H. Biller, der sich auf der Grundlage neuer Quellenfunde in Warschauer Beständen mit dem historischen Stellenwert der Reise befasst hat (S. 43-68), vermag die Frage nicht abschließend zu klären, um welche „heikle Mission“ es sich dabei gehandelt haben mag. Eine Vermittlung im Vorfeld des Konflikts zwischen König Christian II. von Dänemark und dem Deutschen Orden liegt für ihn jedoch nahe. Die weitere Reise führte Ottheinrich von Berlin über Wittenberg, Leipzig, Bayreuth, Amberg und Eichstätt zurück nach Neuburg, wo er Ende Februar 1537 eintraf.

Eine schöne Geschichte, ein Beispiel der friedlichen, diplomatischen Konfliktlösung, doch hätte diese Reise alleine noch kaum für eine bibliophile Buchausgabe gestanden. Das für die Nachwelt Besondere an der Mission des Pfalzgrafen liegt jenseits der Politik: Ein Künstler, vermutlich Mathias Gerung, begleitete Ottheinrich auf seiner Reise und fertigte eine Folge von insgesamt 50 kolorierten Federzeichnungen mit Ortsansichten von außerordentlicher Qualität an. Sein Name wird in einer überlieferten Tischordnung des Festmahls bekannt, das zu Ehren Ottheinrichs und seines Gefolges auf dem Krakauer Wawel abgehalten wurde. Die mögliche zeitliche Eingrenzung des Entstehungszeitraumes der Ansichten und die Auffindung ergänzender Quellen ermöglichten die eindeutige Zuordnung der Bilderfolge zu der Reise Ottheinrichs von Pfalz-Neuburg. Im Zuge der Säkularisierung gelangten die Bilder 1803 aus dem fränkischen Kloster Ebrach in die Würzburger Universitätsbibliothek. Dort entdeckte sie 1991 die Hamburger Vedutenforscherin Angelika Marsch, die sogleich vom außerordentlichen künstlerischen und historischen Wert dieser Sammlung überzeugt war. Sie sammelte, wie sie in der Einleitung (S. 11-14) schreibt, eine Gruppe deutscher, tschechischer und polnischer Experten um sich, um mit diesen in fast zehnjähriger Kleinarbeit das historische Umfeld der Ortsansichten, ihren lokalen topographischen Wert sowie ihren künstlerischen und kulturhistorischen Rang aufzuschlüsseln. Letztere Aufgabe hat Frank-Dietrich Jacob übernommen (S. 69-83). Er weist auf das neuzeitliche Weltbild des Künstlers hin und verortet sein Schaffen in dem Umfeld der zeitgenössischen Vedutenkunst. In einem weiteren Beitrag geht Jacob auf den großen sozialgeschichtlichen Quellenwert der Ortsansichten ein (S. 421-439). Sie sind nicht nur – da in den meisten Fällen die ältesten Ansichten der betreffenden Städte überhaupt – eine wichtige Quelle für deren bauliche Geschichte, sondern geben detailgetreu Darstellungen frühneuzeitlicher Wirtschaftsformen, technischer Vorrichtungen, z. B. eine Richtstätte, sowie Zeugnisse der Volksfrömmigkeit wieder. Wer sich mit der Sozial- und Alltagsgeschichte des frühen 16. Jahrhunderts beschäftigt, wird daher in Zukunft an den Reisebildern Ottheinrichs nicht mehr vorbeikommen. Den größten Umfang des gewichtigen KommentARBandes (S. 87-417) nehmen die Detailstudien zu den einzelnen Ortsansichten ein, für deren Erläuterungen vor allem Angelika Marsch verantwortlich zeichnet, daneben Josef H. Biller, Frank-Dietrich Jacob sowie weitere Fachleute aus dem In- und Ausland. Nach den Regeln der quellenkritischen Bildinterpretation wird so in jedem Einzelfall der Aussagewert der entsprechenden Ansicht bestimmt. Vergrößerte Ausschnitte erleichtern es dem Benutzer dieses Werkes, Einzelaspekte der Textbeschreibung visuell nachzuvollziehen.

Für die historische Bohemistik erweisen sich die Stadtansichten von Haid (Bor) (mit Pfraumberg [Přimda]), Mies (Stříbro), Pilsen (mit Rokitzan [Rokycany]), Beroun, Prag, Nimburg (Nymburk), Jaroměř und Nový Bydžov, Nachod (Náchod) und Glatz als ausgezeichnete Quellen für weitere stadtgeschichtliche Forschungen. Das damals noch in seiner Gesamtheit zu den böhmischen Ländern zählende Schlesien ist zudem mit Ottmachau (Otmuchów) (mit Patschkau [Paczków]), Neisse (Nysa), Zülz (Biała), Oberglogau (Głogówek), Cosel (Kozle), Ujest (Ujazd), Beuthen (Bytom), Tost (Toszek), Oppeln (mit Groß Strehlitz [Strzelce Opolskie]), Brieg (Brzeg), Ohlau (Oława), Breslau, Neumarkt (Środa Śląska), Liegnitz und

Polkwitz (Polkowice) vertreten. Die von Angelika Marsch initiierte Publikation ist daher nicht nur für die historische Reiseforschung, die Volkskunde, die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der frühen Neuzeit oder die Kunstgeschichte bedeutsam, sondern geradezu zentral für alle, die sich künftig mit der Geschichte der behandelten Orte befassen werden. Die in den Erläuterungen zu den einzelnen Bildern enthaltenen ortsgeschichtlichen Notizen geben häufig weiterführende Hinweise auf Sekundärliteratur, die in einer umfangreichen Bibliographie (S. 440-494) zusammengestellt ist. Hier setzt der einzige kleine Kritikpunkt des Rezensenten an: Bei der Besprechung der schlesischen Veduten beruft sich Angelika Marsch ausschließlich auf deutschsprachige Veröffentlichungen zur jeweiligen Stadtgeschichte. Die vielfach innovativen Arbeiten polnischer Regional- und Lokalhistoriker blieben hingegen außen vor.

Der Vergleich des vorliegenden Werkes mit zeitlich früheren Veduten (beispielsweise aus der „Weltchronik“ von Hartmann Schedel) oder nachfolgenden topographischen Blättern (wie denen von Friedrich Bernhard Werner für Schlesien) ermöglicht besonders wertvolle Einblicke in Veränderungen und Wandlungen. In vielen Fällen werden auf den Stadtansichten Bauphasen erkennbar, die bisher nur aus schriftlichen Überlieferungen bekannt waren. So wird die Glatzer Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt mit ihren ungleichen Türmen und einem Lastenkran gezeigt. Der auf der Prag-Vedute wiedergegebene „Schwarze Turm“ im Osten des Hradschins brannte 1538 aus und ist auf der zwei Jahre zuvor entstandenen Darstellung noch im ursprünglichen Zustand abgebildet.

Die Ausgabe der Reisebilder aus dem Reisefolge des Pfalzgrafen Ottheinrich von Pfalz-Neuburg ist nicht nur ein überaus wertvoller Quellenfundus. Sie ist auch eine bibliophile Kostbarkeit, für deren Qualität abermals der bewährte Anton H. Konrad-Verlag in Weissenburg verantwortlich zeichnet, aus dessen Hause bereits vorausgegangene hochwertige Vedutenfaksimiles (so „Prag 1562“) stammen.

Oldenburg

Tobias Weger

Freudenberger, Herman: Lost Momentum. Austrian Economic Development 1750s-1830s.

Böhlau, Wien, Köln, Weimar 2003, 296 S. (Studien zur Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftspolitik 8).

Trug die geringere wirtschaftliche Dynamik der Habsburgermonarchie, verglichen mit jener in den benachbarten Staaten, zu ihrem Untergang bei? Die verbreitete Betrachtung vom Ende her, so bedauert Herman Freudenberger, der in dem hier zu besprechenden Band Ergebnisse langjähriger Beschäftigung mit der österreichischen Wirtschaftsgeschichte synthetisiert, nehme Einschätzungen über die ökonomische Entwicklung Österreichs sowie Böhmens und Mährens vorweg, die für das 18. und frühe 19. Jahrhundert so nicht zutreffend seien.

Seine Untersuchung dieser Entwicklung gliedert der Autor in drei große Komplexe: Einleitend befasst er sich mit dem Agrarsektor und somit den Rahmenbedingungen der Industrialisierung. Daran schließen sich Ausführungen zu den

staatlichen Akteuren, ihren Politikzielen und Instrumenten an, bevor Freudenberger im dritten Teil schließlich mit Hilfe von Fallbeispielen seine Überzeugung illustriert, dass die Dynamik der Industrialisierung vor allem der unternehmerischen Initiative einzelner Personen geschuldet war.

Zwar gehört eine prosperierende Landwirtschaft zu den Grundvoraussetzungen der Industrialisierung, doch konstatiert Freudenberger, dass im Untersuchungszeitraum die Agrarwirtschaft der Erbländer dem allgemeinen Wirtschaftswachstum nur wenig Impulse zu geben vermochte, da die fortbestehende Erbuntertänigkeit und damit einhergehend die sich zunehmend als ineffizient erweisende Robot den Bauern kaum Anreize zur Produktionssteigerung bot. Auch das nur vorübergehende adelige Engagement in der Industrialisierung sei der Entwicklung nicht dienlich gewesen.

Zu den Hemmnissen gehörte außerdem eine Staatsführung, die nicht selten eher mit der europäischen Mächtepolitik befasst war als mit der einheimischen Wirtschaftsentwicklung und deren Maßnahmen schon von den Zeitgenossen als ein „Zuviel Regieren“ empfunden wurden. Gleichwohl umschreibt Freudenberger die Epoche von 1750 bis 1811 als die des „great momentum“, auf die sich mit den Jahren vom Staatsbankrott bis 1835 eine Phase der Verlangsamung und Reorganisation angeschlossen habe. Ohne dafür vereinfachend die Haltung Franz I. verantwortlich zu machen, zeigen die Ausführungen, dass die Wirtschaftspolitik des Wiener Hofes von einem grundsätzlich liberalen Verständnis geprägt war und dass, wenn auch mit einer gewissen Vorsicht, die einheimische Produktion in wachsendem Maße einem inneren Markt überantwortet wurde, dieser jedoch bei weitem nicht frei von Regulierungen war.

Das zeigen auch die Viten der in der zweiten Hälfte des Buches vorgestellten Unternehmer. Hier finden sich Namen wie Johann Liebig oder Joseph Leitenberger, die Freudenberger als „klassische“ Händler und Handwerker behandelt. Dann folgt die Gruppe der Privat- und Handelsbankiers, zu der etwa Johann Fries, Salomon Rothschild oder Georg Sina gehörten, die ihre Zugehörigkeit zu religiösen bzw. konfessionellen Minderheiten verbindet. In einer dritten Gruppe werden Adelige wie Johann Joseph Waldstein oder Johann Schwarzenberg thematisiert, wobei Freudenberger den adeligen Beitrag zur Industrialisierung als europäische Besonderheit beschreibt, obwohl durchaus Parallelen zum englischen Beispiel bestehen.

Auch wenn die Untersuchung gerade in diesem dritten Teil ihre Stärken hat, die nicht zuletzt in einer anschaulichen Darstellung liegen, bleibt der Eindruck, den das Buch hinterlässt, ambivalent. Das liegt vor allem daran, dass der Titel „Lost Momentum“ auf eine Phase der österreichischen Wirtschaftsgeschichte verweist, die jenseits des Untersuchungszeitraumes liegt, und die Hauptthese des „great momentum“ von der Darstellung nur bedingt getragen wird. Diese hebt eher auf die nur geringen Wachstumsimpulse ab, die vom Agrarsektor auf die gesamtwirtschaftliche Entwicklung ausgingen, sowie auf die Relikte feudaler Strukturen, auf das „Zuviel Regieren“ der Regierung und der Bürokratie und auf eine bei aller Liberalität doch vorsichtige Wirtschaftspolitik, die das noch zarte Pflänzchen der Industrialisierung eher zögernd dem rauen Wind des Marktgeschehens aussetzte. Insofern wird zumin-

dest auch die Geschichte einer nur bedingt gewonnenen Dynamik erzählt, oder, wie es Freudenbergert ausdrückt, „die Geschichte von verpassten Gelegenheiten angesichts von unbegrenzten Möglichkeiten“.

Berlin

Tatjana Tönsmeier

Sak, Robert: Rieger – konzervativec nebo liberál? [Rieger – Konservativer oder Liberaler?]

Academia, Praha 2003, 340 S.

Hlavačka, Milan (Hg.): František Ladislav Rieger v české společnosti 19. století [František Ladislav Rieger in der tschechischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts].

Státní ústřední archiv, Semily 2003, 368 S.

Die Versuche, eine Biographie des bedeutenden alttschechischen Politikers und Führers der tschechischen bürgerlichen Politik, František Ladislav Rieger (1818-1903), zu schreiben, führten bislang zu eher bescheidenen Ergebnissen. Den Anfang machte noch zu Riegers Lebzeiten der alttschechische Publizist Jiljí V. Jahn, dessen Werk nicht ohne Unterstützung der Tochter Riegers hätte entstehen können, so dass das Buch in hohem Maße ein Werk von Marie Červinková-Riegrová war, die das Quellenmaterial über ihren Vater gesammelt hatte. 1923 präsentierte dann Hugo Traub ein plastisches Porträt Riegers, das Jahns Arbeit schon allein deswegen in den Schatten stellte, weil es frei von deren romantischem Pathos war und in nüchterner und ausgewogener Art auch offensichtliche Niederlagen und Misserfolge Riegers registrierte. Die erste ausländische Biographie, die der tschechisch-amerikanische Autor Stanley Pech 1955 unter dem Titel „The Role of František L. Rieger in Nineteenth Century Czech Political Development“ vorlegte, wirkte etwas naiv. Einen großen Fortschritt bringt nun das Buch von Robert Sak, Dozent an der Südböhmischen Universität in České Budějovice (Budweis), der mit dieser Arbeit an seine vielbeachtete erste Rieger-Monographie „Rieger. Geschichte eines Tschechen des neunzehnten Jahrhunderts“ von 1993 anknüpft.

Sak entwirft sein Bild der Persönlichkeit Riegers im Kontext des zeitgenössischen politischen Denkens, wobei er die Veränderungen berücksichtigt, die sich in der Prager bürgerlichen Gesellschaft – ihren Werten, Ansichten, ihrem Lebensstil – vollzogen. Er geht auch auf das kulturelle Spektrum des 19. Jahrhunderts ein, ohne dass sich die tschechischen politischen Bestrebungen in der Habsburgermonarchie nicht erschließen. Dieses Bemühen, die individualbiographische Darstellung in ein komplexes Bild der Zeitläufte einzubetten, hebt Saks Arbeit von den Werken seiner Vorgänger ab.

Seine leitende Fragestellung, ob Rieger Konservativer oder Liberaler gewesen sei, kann Sak dennoch nicht überzeugend beantworten. Er präsentiert seinen Protagonisten als „wesentlich“ konservativ, dessen angeblich inkonsequenter Radikalismus der Jahre 1848/1849 wird dabei ziemlich entstellt. Sak definiert Riegers Konservatismus als ein „kohärentes System von moralischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Ideen mit fester Bindung an die politische Macht“; die Substanz seines Konservatismus ist für ihn „der tiefe Sinn für die organische Weltordnung, in

dem der Arbeit, dem Glauben und der Tradition primäre Wichtigkeit zukommt“ (S. 313).

Über diese Interpretation ließe sich diskutieren. Schließlich wurde Rieger erst infolge der Niederlage seiner „französischen Politik“ der Jahre 1867-1878 und der Revision der passiven Opposition 1879 zum verknöcherten Konservativen. Das hat bereits vor fast hundert Jahren Heidler überzeugend nachgewiesen. Riegers Politik der Jahre 1848/1849, vor allem sein Auftreten in Kremsier (Kroměříž) und sein „Weg zur Revolution“, wie es Karel Stloukal 1957 formuliert hat, zeigten ihn nicht als inkonsequenten, sondern als radikalen Liberalen mit deutlichen Sympathien für die Revolution. Riegers italienische revolutionäre Erlebnisse tut Sak mit Unverständnis ab und er weiß nicht, dass Rieger im Sommer 1870 und zwischen Frühjahr und Herbst 1877 ernsthaft eine böhmische Revolution gegen Wien erwog. Nach schweren inneren Kämpfen gab er die revolutionäre Alternative aus der Furcht heraus auf, sie könne dem tschechischen Volk große menschliche, wirtschaftliche und soziale Verluste zufügen. Einen radikal liberalen Stempel trägt letztlich auch Riegers französische Politik zwischen dem österreichisch-ungarischen Ausgleich und dem Berliner Kongress, die um eine europäische Lösung der böhmischen Frage bemüht war. Dreißig Jahre des aktiven politischen Lebens Riegers – und damit fast zwei Drittel seiner gesamten Karriere – stehen also keineswegs im Zeichen des Konservatismus, sondern des Liberalismus.

Obwohl Sak dem Pathos Riegers an manchen Stellen etwas verfällt, ist er seinem Helden gegenüber nicht unkritisch. Er verteidigt dessen Position im Wiener Herrenhaus gegen die jungtschechischen Kritiker und gegen frühere Verfälschungen durch die marxistische Literatur, wirft ihm jedoch opportunistische Bereitschaft vor, staatsrechtliche Verfahren zu vernachlässigen. Er kritisiert die weit überzogenen Eingriffe des konservativen „historischen“ Adels in die tschechische Politik und bezeichnet die Führung des „Patriarchats“ des Český klub (Tschechischer Klub) im Wiener Reichsrat als zu schwach und instabil.

Die Biographie basiert auf der sorgfältigen Auswertung von veröffentlichten wie archivalischen Quellen. Herangezogen wurden auch die Memoiren von Persönlichkeiten, die auf den ersten Blick für Rieger nicht relevant scheinen, wie z. B. die des Schriftstellers Antal Stašek. Positiv hervorzuheben ist auch, dass sich Sak an keiner Stelle in historischen Miniaturmalereien bisher unbekannter Episoden aus Riegers Leben verliert und die großen Linien seiner Analyse konsequent verfolgt.

Im April 2003 veranstaltete die Pekař-Gesellschaft gemeinsam mit der Philosophischen Fakultät der Universität Prag und dem Historischen Institut der Südböhmischen Universität České Budějovice in Semily (Semil), dem Geburtsort František Ladislav Riegers, eine dreitägige wissenschaftliche Konferenz anlässlich dessen hundertsten Todestages. Der Sammelband der dort gehaltenen 25 Referate liegt nun vor.

In der Einleitung des Bandes spricht der Prager Historiker Jiří Štaif davon, dass es ein „archäologisches“ Vorhaben sei, Rieger im tschechischen historischen Bewusstsein nachzuspüren, aus dem dieser nahezu verschwunden sei (S. 7). Folglich biete die Beschäftigung mit Rieger, den er einer nicht genau definierten „tschechischen nationalen Elite“ zuordnet (S. 23), auch die Chance, zur Regeneration des historischen

Gedächtnisses beizutragen. Sak bringt eine Zusammenfassung seines Verständnisses von Riegers Konservatismus, in dem Beitrag von Josef Blüml und Bohumil Jiroušek wird ein sehr nützlicher Überblick über die tschechische Historiographie zu Rieger gegeben. Vratislav Doubek geht in seinem Beitrag, den ich für den besten des gesamten Bandes halte, Riegers Russlandbild in den Jahren zwischen 1845 und 1880 nach. Völlig zu Recht weist er auf „überdauernde Symptome der inneren Schwäche und Unfestigkeit“ (S. 57) der tschechischen Politik hin und kommt zu dem unkonventionellen Schluss:

Es ist bemerkenswert, wie selbstbewusst [...] die neue politische bürgerliche Elite ihr Handicap, dass sie diplomatisch gesehen nicht völlig zugehörig war, sozial und national kompensierte. Das zeugt von einem allmählichen Wandel in den Anschauungen wie der Zusammensetzung der herrschenden Eliten in Europa. (S. 75)

Allerdings scheint mir, dass das permanente Herausstellen des Elitebegriffs Riegers Denken und Handeln nicht angemessen ist.

Milena Lenderová zeichnet die Spannung zwischen der Kritik der tschechischen Teilnahme an der „Moskauer Pilgerfahrt“ von 1867 in der französischen öffentlichen Meinung und den Versuchen Riegers nach, die französische Öffentlichkeit für die böhmische antidualistische Politik zu interessieren, wobei sie unbekannte Stimmen der französischen Presse über die böhmische Frage entdeckt.

Damit allerdings sind die wissenschaftlich interessanten Beiträge des Bandes bereits erschöpft. Auf mehr als 200 Seiten wird eher antiquiert anmutende Geschichtsschreibung ohne Fragestellungen und Hypothesen geboten. Es ist schade, dass die regional-heimatgeschichtliche Intention des Unternehmens den Blick auf weitergehende Aspekte und Zusammenhänge der Persönlichkeit wie der Aktivitäten Riegers verstellt. So vermisst man etwa die Londoner Diskussionen Riegers und seine Kontakte zu amerikanischen Journalisten und Diplomaten, seinen Beitrag zum Aufbau des Prager Nationaltheaters oder auch seine frühen Arbeiten zur Wirtschafts- und Industrietheorie. Bedauerlicherweise bleibt der Sammelband in weiten Teilen hinter der aktuellen historiographischen Entwicklung zurück und ist ephemeren und oberflächlichen Interessen verhaftet.

Heidelberg

Ivan Pfaff

Stauter-Halsted, Keely: The Nation in the Village. The Genesis of Peasant National Identity in Austrian Poland, 1848-1914.

Cornell University Press, Ithaca, London 2001, 272 S.

Mancher Leser wird sich vielleicht fragen, warum eine Studie zur Entwicklung der polnisch-nationalen Identität im ländlichen Galizien – so wertvoll sie auch immer sein mag – für die Historiographie der böhmischen Länder von Belang ist und verdient, hier besprochen zu werden. Zu different wirken auf den ersten Blick die sozialen, ökonomischen und kulturellen Ausgangsbedingungen beider Gebiete der Habsburgermonarchie, und zu sehr scheinen sich auch Trägerschichten und Rhetorik der polnischen und tschechischen Nationalbewegung voneinander zu unterscheiden.

Es sind vor allem drei Faktoren, die das Werk Stauter-Halsted für die tschechische und die slowakische Geschichtsschreibung zu einem sehr lesenswerten Buch werden lassen: Erstens gelingt der Autorin durch ihre methodische Vorgangsweise und unter souveräner Einbindung zeitgenössischer ethnographischer Literatur eine sehr plastische Schilderung dörflicher Machtverhältnisse und ihrer Vernetzung mit übergeordneten Ebenen – vor allem der gesamtpolnisch-nationalen. Dieser Analysestrang verbindet sich, zweitens, mit der Schilderung der literarischen und wissenschaftlichen Entdeckung des Dorfes und der Einbindung entsprechender Motive in die nationale Programmatik, so etwa durch die Entwicklung von Reformprogrammen bei städtisch-adeligen nationalen Protagonisten (S. 97-133). Drittens zeigt Stauter-Halsted, wie infrastruktureller und medialer Wandel, vor allem die zisleithanische lokale Selbstverwaltung, strukturprägend wirkten; diese stellte nicht nur die Dorfpolitik, sondern auch die Beziehung zwischen einzelnen Gruppen im Dorf auf eine völlig neue Grundlage und bewirkte in der Folge einen Elitenwechsel.

Den Ausgangspunkt stellt für Stauter-Halsted die Frage dar, wie sich innerhalb von nur 50 Jahren in der galizischen Bauernschaft ein nationales Bewusstsein etablieren konnte: Flohen während der Unruhen von 1846 noch polnischsprachige galizische Bauern vor „den Polen“ (Kampfverbänden von Aristokraten) in die Wälder, beteiligten sie sich 1894 mit Begeisterung an den Feiern zur 100-jährigen Wiederkehr des Kościuszko-Aufstandes. Dass diese Veränderung der „polishness“ nicht auf einer einseitigen Indoktrination durch nationale Agenten im Sinne von Eugen Webers „peasants into frenchmen“ beruhte, sondern von einer eigenständigen lokalen Dynamik getragen und mit der Schaffung eines ländlichen öffentlichen Raumes eng verknüpft war, zeigt Stauter-Halsted in ihrer Arbeit.

Die Rahmenbedingungen und die Unterschiede polnisch-nationalen Agierens in den drei Teilungsgebieten sind in der Einleitung eher knapp festgehalten. Die Bauernbefreiung von 1848 mündete noch in keine Dynamisierung des ländlichen Lebens in Galizien, vor allem da Abhängigkeiten vom Gutsherren in anderer Form weiter bestehen blieben. Stauter-Halsted zeichnet die vormoderne ländliche Gesellschaft als eine von Landhunger, Überbevölkerung, Analphabetismus, primitiven Bewirtschaftungsmethoden und Verschuldung geprägte. „Vorrational“ Lebenswelten und Sinnsysteme bestimmten das Leben und den sozialen Status der einzelnen Dorfbewohner, aber auch die Mittel zur Konfliktlösung bis hin zur Gewalt und die Gestaltung der Außenkontakte. Die unumstrittene Grundlage der eigenen Identifikation bildete der Geburtsort. Die sprachlich-konfessionell-kulturelle Vielfalt der Bevölkerung Galiziens generierte eigene, teils sehr lebendige Stereotypen (so war Ukrainisch bei den polnischen Wandertheatern die Sprache der Hexen und Teufel). Kirche und Gasthaus bildeten nach dem Schwinden des Einflusses der Gutsherren die beiden miteinander konkurrierenden Angelpunkte des dörflichen Lebens.

Auf Landesebene war bereits im Jahr 1848 eine von der Gentry bewusst abgegrenzte bäuerliche Interessenpolitik deutlich zu erkennen gewesen. Stauter-Halsted schildert für die folgende Zeit plastisch das Problem konkurrierender ethischer Referenzsysteme (geschriebenes versus Gewohnheitsrecht). Die Einführung der Gemeindeautonomie in Galizien 1866 wertet Stauter-Halsted als „school for political

action“ und wesentliches Sozialisierungsmittel in die Methoden moderner Politik. Die bis in die Mitte der 1870er Jahre unbestrittene Stellung von Bürgermeister (*wójt*) und Gemeindegeschreiber (*pisarz*) und das damit oft einhergehende Phänomen von Ineffizienz, Korruption und Chaos in der Gemeindeverwaltung riefen in der Folge zunehmend Kritik hervor. Lese- und Schreibkenntnisse setzten sich Ende der 1870er Jahre für Bürgermeister als Norm durch (S. 90), und neue Gruppen begannen, sich auf das geschriebene zisleithanische oder galizische Recht zu berufen und ihre Kritik in den neu gegründeten Zeitungen öffentlich zu machen, die auf dem Land zunehmend Verbreitung fanden.

Bildungsnetzwerke erfassten den ländlichen Raum immer tief gehender. Die meist antiklerikal eingestellten Lehrer spielten bei der Nationalisierung von Dorfpolitik eine zentrale und exponierte Rolle (zur Schulpolitik siehe S.160-173). Wie die Kleriker stellten sie ein Modell sozialen Aufstiegs durch Bildung und ein Verbindungsglied zur städtischen Welt dar. Damit waren traditionelle Verfahrensweisen im Dorfleben zunehmend in Frage gestellt; die Entwertung lokalen Wissens als „Aberglaube“ resultierte dabei auch in einer Zurückdrängung der Rolle der Frau im dörflichen Leben. Im Unterricht konnten die Lehrer eine neue Art der Popularisierung der Nationsidee betreiben, mussten sich jedoch gleichzeitig gegen die beiden Komponenten des eingespielten Kräftegleichgewichts, gegen Kirche und Dorfschenke, stellen. Sie forcierten daher sowohl die Entstehung neuer Allianzen innerhalb des Dorfes als auch die Verstetigung des Kontaktes zu Netzwerken außerhalb.

Das soziale und organisatorische Monopol der Pfarrer wurde durch ihre Aktivitäten aufgebrochen, und über enge Kontakte zur Regionalpresse fanden dörfliche Ereignisse und Motive zunehmend Eingang in den nationalen Diskurs. Mit den Selbstbildern ging jedoch auch eine Veränderung traditioneller Stereotypen Hand in Hand. Keely Stauter-Halsted beschreibt dies vor allem am Beispiel des Verhältnisses zu den Juden. Das vor 1848 charakteristisch gewesene „eingeschränkte Vertrauen und die gegenseitige Abhängigkeit“ zwischen Christen und Juden – Letztere hatten als Schankbetreiber oft die Funktion von Vermittlern in Streitigkeiten (S. 39) –, wich einem von der regionalen Presse deutlich geschürten Bild vom Fremden und wirtschaftlichen Ausbeuter. Der agrarischen Reformbewegung diente der Antisemitismus dabei als schichtübergreifende politische Referenzgrundlage (S. 133-141).

Stauter-Halsted stützt sich in ihrer Analyse auf eine Vielzahl von Quellen vor allem aus Krakauer und Lemberger Archiven, die sie mit zeitgenössischer Publizistik kontrastiert. Verweise auf konkrete Beispielfälle werden dabei eher sparsam eingesetzt. Diese Vorgehensweise bewirkt, dass sich der Text nicht in einer ermüdenden Aneinanderreihung lokaler Begebenheiten erschöpft, er entwickelt vielmehr die Auswirkungen des Nationalisierungsprozesses auf ein prototypisch zu verstehendes (west-)galizisches Dorf aus historisch-anthropologischer Perspektive. Diese Darstellungsform erleichtert das Verständnis der komplexen Vorgänge und macht die Ergebnisse auch über den galizischen Beispielfall hinaus gut vergleichbar.

Dabei vermisst man zwar einige Themen, wie etwa die in Galizien so wichtigen aus der kommunalen Selbstverwaltung ausgenommenen Gutsherrschaften oder Beispiele zur lokalen Dynamik des polnisch-ruthenischen Verhältnisses. Die eingenom-

mene polnisch-nationale Perspektive und vermutlich auch die Nichtberücksichtigung von Wiener Archiven bedingen auch, dass das Verhalten des Staates und seiner Organe eher im Hintergrund bleibt. Auch macht Keely Stauter-Halsted regionale Unterschiede innerhalb Galiziens nicht deutlich; ein eigener Abschnitt darüber, ob die Entwicklung in allen Regionen in ähnlichem Tempo verlief oder ob hier markante Abweichungen von der Durchschnittsdynamik zu verzeichnen sind, wäre hilfreich gewesen.

Trotz aller kritischen Einschränkungen lässt sich festhalten: Die Arbeit „The Nation in the Village“ ist ohne Zweifel richtungsweisend sowohl für die tschechische als auch für die slowakische Geschichtsschreibung, nicht zuletzt wegen ihrer historisch-anthropologischen Perspektivierung.

München

Peter Haslinger

Eleonóra Babejová: Fin-de-Siècle Pressburg. Conflict and Cultural Coexistence in Bratislava 1897-1914.

Columbia University Press, Boulder, Col./New York 2003, 467 S. (East European Monographs 617).

Bratislava/Pozsony/Prešporok/Pressburg kann wohl als ein Traumgegenstand der Forschung von Ostmitteleuropahistorikern gelten. Der Wandel der politischen Rolle, vor allem aber die Komplexität der sozialen und insbesondere ethnischen Struktur der Bewohner und die geographische Nähe zu Wien und Budapest machen die Stadt zu einem hervorragenden Beispiel für die in den letzten Jahren so gern hervorgehobenen Überlagerungen und Vielschichtigkeiten der Region. Andererseits entzieht sich der Gegenstand vielen Forschern, erfordert doch die besondere Lage der Stadt spezielle Sprachkenntnisse von ihren Biographen: Die übliche Kombination verschiedener slawischer Sprachen reicht nicht aus; hier ist eine Verknüpfung mit der sonst gern etwas isoliert gelassenen Hungarologie unabdingbar. Eleonóra Babejová hat sich dieser Herausforderung gestellt und verbindet slowakische, deutsche und ungarische Quellen und Sekundärliteratur in ihrem Buch, das auf der Basis einer in Cambridge geschriebenen Dissertation entstanden ist.

Das Buch umfasst fünf Kapitel. Es beginnt mit einem sozialhistorischen Überblick über die ökonomische Entwicklung und über Modernisierungstendenzen zwischen Ausgleich und Weltkriegsbeginn. Dies verknüpft die Autorin mit einer Analyse der ethnischen Struktur der Pressburger Bevölkerung, der Verteilung von beruflichen und ethnischen Zugehörigkeiten und insbesondere der Verwendung der slowakischen, magyarischen und deutschen Sprache in verschiedenen Bereichen der Öffentlichkeit. Ihre Informationen bezieht Babejová in erster Linie aus statistischen Jahrbüchern sowie, zu einem ganz beträchtlichen Teil, aus der Sekundärliteratur. Deutlich werden die Auswirkungen, aber auch die Grenzen der Magyarisierung sowie die Veränderungen, welche die Stadt durch zunehmende Migration erlebt hat. Die magyarische Bevölkerung bildete eine komplexere Struktur aus als zuvor und entwickelte insbesondere eine neue Mittelschicht, die mit dem bisher dominierenden

deutschen Bürgertum konkurrierte. Slowaken dagegen gehörten zum größten Teil den Unterschichten an. Eine slowakische nationale Bewegung entstand erst relativ spät, entwickelte im Pressburger Kontext aber beispielsweise im Bereich der Arbeiterbewegung besondere, konfliktrträgliche und vor allem isolationistische Tendenzen. Die Magyarisierungsbestrebungen wirkten sich vor allem auf die deutschen Pressburger aus, die keine nationale Bewegung ausbildeten. Sie blieben die zahlenmäßig bedeutendste ethnische Gruppe, doch fiel ihr prozentualer Anteil deutlich um jeweils 20 Prozent in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts und im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Zumindest auf der sprachlichen Ebene erwiesen sich die Assimilationsversuche bei einem beträchtlichen Anteil der deutschen Bevölkerung als erfolgreich.

Dennoch konnte die sprachliche Vielfalt in der Stadt durch die Magyarisierungsbemühungen nicht wirklich abgeschafft werden. Vielmehr, und nicht besonders überraschend, behielten die verschiedenen Sprachen ihre Funktionen in unterschiedlichen Lebensbereichen weitgehend bei. Pressburg war nicht unbedingt ein Schmelztiegel für verschiedene Ethnien, vor allem Einwanderer; die ethnischen Gruppen lebten aber auch nicht sauber getrennt und statisch nebeneinander her.

So beschreibt Babejová ein Neben- und Gegeneinander von multiethnischen Strukturen und nationalen Bemühungen. Ein wichtiges Element des Nationalismus bildete der magyrische Verein *Toldy Kör*, 1874 für Bildungs- und Kulturaufgaben gegründet. In der Pressburger Vereinslandschaft, in der Deutsch die bisher dominierende Sprache gewesen war, der nationale Gedanke aber eine eher geringe Rolle gespielt hatte, stellte *Toldy Kör* eine Neuheit dar. Seine Nähe zur Stadtverwaltung gab dem Verein unter anderem die Macht, wichtige Entscheidungen im Kontext der Stadtgestaltung zu beeinflussen. Ähnlich wie andere Städte dieser Zeit sollte auch Pressburg ein national geprägtes Gesicht erhalten.

Diese Grundthese von Erfolgen der Magyarisierung bei gleichzeitig durch den multiethnischen Charakter der Stadt gesetzten Grenzen wird in den nächsten Kapiteln weiterverfolgt. Die Geschichte der Arbeiterbewegung, die Position der Stadt zwischen Wien und Budapest sowie die Versuche der ungarischen Regierung und Verwaltung, die Stadt zu kontrollieren und zu disziplinieren, bilden die weiteren Schwerpunkte der Darstellung.

Bei interessanten einzelnen Aussagen und einer durchgehenden These, die immer wieder die Komplexität ethnischer Strukturen betont, bleibt doch das Profil der Arbeit unklar. Verschiedene Themen und vor allem Schlagworte vermischen sich in einem Panorama ohne erkennbare Fokussierung.

Weniger wäre hier mehr gewesen, und das in vielerlei Hinsicht: Zunächst hätte die Konzentration auf einen bestimmten Themenbereich der Arbeit einen deutlicheren Zuschnitt verliehen. Das Nebeneinander von Arbeiterbewegung, Stadtpolitik und Vereinswesen wirkt willkürlich, und das umso mehr, als die herausgegriffenen Themen nicht explizit als Beispiele gekennzeichnet werden. Eine stärkere Beschränkung hätte auch praktische Probleme der Arbeit lösen können. Wenn im Vorwort etwas larmoyant über die Politik der slowakischen Archive geklagt wird, die nur eine begrenzte Menge an Dokumenten pro Tag herauszugeben bereit sind, was zu Zeitproblemen führt, so liegt der Einwand nahe, dass es eben zu den Aufgaben der For-

schungsarbeit gehört, sich auf diese Bedingungen einzustellen und das Thema entsprechend zu wählen, einzuschränken und vor allem zu intensivieren.

Darüber hinaus hätte es der Arbeit gut getan, wenn die Autorin sich weniger von modischen Ansätzen und schmissigen Begrifflichkeiten hätte verleiten lassen. Babejovás Stärken liegen dagegen ganz klar auf der sozialhistorischen Ebene. Ihr Umgang mit Statistiken ist zum großen Teil überzeugend, und ihre Einordnung der sozialen Entwicklungen und der nationalen Bewegungen in den Modernisierungsprozess Ungarns und Ostmitteleuropas leuchtet ein. Eine Gesellschaftsgeschichte Pressburgs oder auch die umfassende Untersuchung einzelner sozialer Gruppen oder Bewegungen in der Stadt hätten echte Desiderate erfüllt, und das Buch zeigt durchaus interessante Ansätze in diese Richtung. Leider hat sich die Autorin unkritisch von Begriffen wie Identität, Raum und Bedeutung verführen lassen. Herausgekommen ist eine Studie, die diese Begriffe aufgreift, aber nicht konsequent mit ihnen umgeht. Identität ist ein seit Jahren umstrittener Begriff, und dies ist der Autorin offenbar nicht unbekannt. Wie sie jedoch, nachdem sie Roger Brubaker zustimmend zitiert hat, versuchen kann, das Konzept der Identität mit statistischen Daten zu füllen und vor allem eindeutig festzulegen, bleibt unklar. Viel zu voreilig spricht sie von Identitäten und Emotionen, ihre These von einer besonderen Pressburger Identität erscheint aufgesetzt und stärker einer verbreiteten Mitteleuropa-Nostalgie entsprungen zu sein als aus den Quellen hergeleitet. Ihre Analyse der Vereinstätigkeit ist interessant, insbesondere das Engagement von deutschen Bürgern für die Stadt aufschlussreich – aber die Schlussfolgerung, diese Bürger hätten eine besondere, die ethnische Zugehörigkeit übergreifende Identität gehabt – „die Pressburger eben“ – ist nicht nachvollziehbar.

Umgekehrt ist die Darstellung der Ideologie und Symbolsprache der Arbeiterbewegung nichtssagend und oberflächlich. Dass Symbole wie der erste Mai und rote Flaggen Identitäten schaffen sollten, ist nun wirklich nicht neu. Eine tiefer gehende Analyse folgt nicht, und auch der Zusammenhang mit der Fragestellung bleibt hier, wie an vielen anderen Stellen, unklar.

Es ist immer ein wenig unfair, wenn in Rezensionen den Autoren vorgeworfen wird, was sie alles nicht getan haben. Und so mag es merkwürdig erscheinen, einem Buch anzukreiden, dass es einerseits nicht tiefer in die sozialhistorische Materie eingedrungen ist und andererseits die kulturhistorischen Ansätze nicht weiterverfolgt hat. Doch die Autorin hat mit ihrer Sprachwahl Wege eröffnet, die sie viel zu früh abbricht, und so erscheint vieles an diesem Buch fast wie ein Etikettenschwindel. Allein der Titel „Fin-de-Siècle Pressburg“ lässt eine viel stärker kulturorientierte Studie im Stile Gays und Schorskes oder aber auch im Sinne Foucaults erwarten. Identität, ethnisches Bewusstsein und Loyalität sind Begriffe, die ebenfalls in eine solche Richtung deuten, jedoch in keiner Weise ausgelotet werden. Und schließlich wird der Leser in noch einer weiteren Richtung irreführt, wenn er den Eindruck bekommt, Raum spiele als Analysekategorie eine wichtige Rolle. Der Anspruch, Pressburg als Ort zu analysieren, der eine andere Perspektive auf Mitteleuropa ermöglicht und die Rede von „spatial and political discourses“ suggerieren eine Geschichte, die stärker mikrohistorisch oder diskurstheoretisch bestimmt ist. Doch über den üblichen Jargon von „spaces“ und „landscape“, den Hinweis auf die

Machtpolitik, die hinter dem Errichten von Monumenten und der Wegführung von Maidemonstrationen steht, kommt die Studie leider nicht hinaus.

Alte Probleme werden diskutiert, aber nicht gelöst: So hilft die ausführliche, aber konventionelle Auseinandersetzung mit der Problematik fester Terminologien für ethnische Gruppen (Slovaks, Magyars, Germans – bedauerlich ist übrigens auch der weitgehende Verzicht auf die Einbeziehung von Juden) nicht weiter, wenn die Autorin am Schluss des Abschnitts eingesteht, auch keine bessere Lösung parat zu haben, und in der Folge das ganze Buch hindurch pauschal von Slovaks, Magyars und Germans spricht.

Der Konzentration auf sozialhistorische Quellen müsste also auch ein Fokus auf Begriffe und Fragen aus der Gesellschaftsgeschichte entsprechen. Die wichtigste und in ihrer oberflächlichen Aussage nicht wirklich neue These des Buches, dass ethnische Gruppen nicht sauber voneinander getrennt werden können, hätte dann mit Leben gefüllt werden können. So allerdings wirkt die Studie unentschieden und hinkt leider, in Empirie wie Theorie, in vieler Hinsicht dem Forschungsstand hinterher.

Berlin

Martina Winkler

Nolte, Claire: The Sokol in the Czech Lands to 1914. Training for the Nation.

Palgrave Macmillan, New York 2002, 258 S., 12 Abb.

Claire Nolte, Professorin für Geschichte am Manhattan College in New York City, hat sich bereits in ihrer vielbeachteten Dissertation „Training for National Maturity: Miroslav Tyrš and the Origins of the Sokol, 1862-1884“ und in mehreren Detailstudien mit der tschechischen Turnbewegung im „langen 19. Jahrhundert“ auseinandergesetzt.

Im Kontext der tschechischen Nationalbewegung, der gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Wandlungsprozesse sowie der Identitäts- und Alteritätsforschung weckt dieses Thema seit Anfang der 1990er Jahre besonders auch an der Prager Karlsuniversität (z. B. an der Fakultät für Körpererziehung und Sport unter der Ägide von Marek Waic) zunehmend Interesse. In Konferenzen, Monographien und Sammelbänden werden mehr und mehr auch die Rahmenbedingungen im gesamten Europa mit einbezogen und hinterfragt und die ideologischen Verankerungen vom Frankreich des 18. Jahrhunderts über Russland und Südosteuropa bis hin zu Garibaldis Italien untersucht.

Auch Claire Nolte beschränkt sich nicht, wie der Titel ihres Buches vielleicht vermuten lässt, auf den rein innertschechischen Bereich des (fliegenden) Falken (Sokol) als Symbol slawischen Heldentums im Kampf gegen den germanischen Feind, sondern geht auch auf dessen Vorgeschichte und Kontexte ein. Die ursprünglich aus nordböhmisch-deutschen Familien stammenden Sokolgründer Tyrš (Tetschen, Děčín) und Fügner (Leitmeritz, Litoměřice) bemühten sich schon früh um tschechische Übersetzungen der Lieder und der Fachterminologie („Affenwende“, „Katzensprung“) des Turnvaters Jahn, um Fahne, Uniform und Räumlichkeiten. Das anfänglich weitgehend utraquistische, also zweisprachige, Vereinswesen führte seit 1861 in der Habsburgermonarchie, speziell aber in den böhmischen Ländern und der

Landeshauptstadt Prag zu ethnisch separierten „imagined communities“ (Benedict Anderson). Um 1900 wurde sogar ein eigener jüdisch-zionistischer Turnclub gegründet.

Methodisch beruft sich Nolte vor allem auf die Nationalismusstudien von Miroslav Hroch, Carlton J. Hayes, John Breuilly und George Mosse, ohne allerdings deren theoretische Ansätze bei der Bearbeitung ihres Materials und in ihrer Analyse anzuwenden, zu vertiefen oder zu modifizieren.

Die zehn Kapitel des Buches orientieren sich chronologisch an Eckdaten der politischen „Highlights“ und Tiefpunkten der tschechischen Geschichte mit auffallend heterogenen Ordnungskriterien in den Überschriften und noch weniger klar strukturierten Unterabschnitten, die nicht immer über den Kapitelinhalt Auskunft geben. Hier hilft allerdings das Gesamtregister weiter.

Höchst lesenswert – wenn auch nahezu ohne Bezug zu den Forschungskontroversen – sind Noltes Ausführungen zum tschechischen Antisemitismus und zu anderen Ausgrenzungspraktiken innerhalb der „jednoty“ (Vereine). In diesem Kontext sind auch die zahlreichen Belege abnehmender slawischer Solidarität aufschlussreich, die Nolte anführt: so etwa zwischen den Russen, den Polen in Galizien bzw. in Preußen, zwischen Slowenen, Kroaten und Serben aus verschiedenen Regionen, sowie unter den in Ungarn oder auch in den USA lebenden Montenegrinern und Slowaken.

Manche Thesen und Interpretationen sind aber meiner Meinung nach zu kurz geraten: Zu der Frage, ob der Sokol als militante „nationale Armee“ oder „friedliebende Organisation“ einzuschätzen ist, hätte man gerne mehr gelesen. Entstand „Interessenpolitik“ wirklich erst 1895? Auch wäre eine Gegenüberstellung tschechischer Sokol-Gruppen in der Diaspora (z. B. in Dux/Duchcov und Teplitz/Teplice) und deutscher Turnvereine in den Minderheitsgebieten (z. B. in Prag) sicher lohnend gewesen, zumal hierzu Arbeiten vorliegen.

Im Resümee zieht Nolte nach dem Sokolmotto „Jeder Tscheche ein Sokol“ für die Jahre bis 1914 eine Erfolgsbilanz. Was sie nicht erwähnt: Bei einer Gesamtzahl von etwas über sechs Millionen Tschechen im Jahr 1910 und 95 000 Sokol-Mitgliedern (einschließlich 14 585 Frauen) lag der Organisationsgrad bei 1,58 Prozent – und damit noch unter dem der deutschen Turner in den böhmischen Ländern, die auf 1,68 Prozent kamen.

Zu begrüßen ist, dass mit Claire Noltes Arbeit nun endlich ein umfassendes Kompendium über den Sokol in englischer Sprache vorliegt. Das Buch ist sehr sorgfältig recherchiert und mit zwölf zeitgenössischen Fotos (ohne Quellenangabe) illustriert. Dem Buch ist ein möglichst breites Leserpublikum zu wünschen!

München

Monika Glettler

King, Jeremy: Budweisers into Czechs and Germans. A Local History of Bohemian Politics, 1848-1948.

Princeton University Press, Princeton, Mass./Oxford 2002, 284 S.

Jeremy King legt mit seiner Lokalgeschichte von Budweis (České Budějovice) keine Stadtgeschichte vor; er fokussiert auf den Verdrängungsprozess der Selbst-

zuschreibung als „Budweiser“ im öffentlich-politischen Raum durch zunehmend ethnisierte nationale Kategorien. Obwohl King die Entwicklung aus der lokalen Perspektive sehr detailliert nachvollzieht, ist Budweis daher in der vorliegenden Arbeit nur paradigmatischer Schauplatz zur Demonstration eines für ganz Zentraleuropa charakteristischen Vorgangs, samt aller demographischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Aspekte, die damit verknüpft sind.

Wie aus der Einleitung deutlich wird, geht es King in seiner engagiert vorgetragenen Kritik an der bisherigen Historiographie zu den böhmischen Ländern vor allem um zwei Dinge: Er sieht die Notwendigkeit, eine Diskussion über die Neubewertung des zisleithanischen Staates als Akteur in nationalen Auseinandersetzungen und über die Bindekraft dynastischer Loyalitäten einzuleiten. Und es geht ihm, zweitens, um einen radikalen Bruch mit der Tradition einer ethnisch-nationalen Historiographie zum deutsch-tschechischen Verhältnis. King plädiert für eine endgültige Abkehr von der Vorstellung, im Nationalisierungsprozess wären zwei voneinander klar unterscheidbare Sprachgemeinschaften von den jeweiligen nationalen Bewegungen nur noch mit dem entsprechenden politisch-kulturellen Bewusstsein ausgestattet worden. Vielmehr hätten beide Nationalbewegungen viele Personen, die sich nicht oder nicht vorrangig sprachnational definierten, gleichzeitig beanspruchen können (S. 63). Hier unterbreitet King den Gegenvorschlag, ethnische Gruppen nicht als Vorläufer der Nationalbewegung, sondern als rückprojizierte „nationale Produkte“ (S. 8) zu verstehen. Unter Verweis auf verschiedene Formen der Zweisprachigkeit (S. 12) oder auf die Formbarkeit von Kategorien wie „Böhme“ oder „Czeche“ Mitte des 19. Jahrhunderts (S. 24) betont King, dass nationale Identifikation weit mehr sei als ethnische Selbstzuordnung. Nation und ethnische Gruppe stünden hierbei in enger gegenseitiger Abhängigkeit voneinander (S. 8).

Jeremy King lässt seine Analyse nach einer kurzen Vorgeschichte im Jahr 1848 einsetzen, zu einem Zeitpunkt, da die revolutionäre Stimmung auch in Budweis für alle Bürger erstmals die Frage nationaler Zugehörigkeit aktualisierte (S. 30). Dennoch weist King auf die habsburgloyale Diktation der frühen nationalen Bewegungen hin und warnt vor einer Überschätzung ihrer Stärke. Bis 1871 konnten diese in Budweis das politisch bestimmende Segment der Einwohner nur in einigen Lebensbereichen (etwa bei Wahlen und Vereinsaktivitäten) dazu bewegen, sich in nationaler Hinsicht zu deklarieren. Der Rest der Bevölkerung, der in diese Aktivitäten nicht eingebunden war, blieb davon weitgehend unberührt (S. 46-50). Mit der nachfolgenden Dynamisierung des politischen Lebens, vor allem durch die Ausweitung des Wahlrechts, waren die nationalen Bewegungen darauf angewiesen, um neue Bevölkerungsgruppen zu konkurrieren und sozial integrativ zu wirken, was auch eine Ethnisierung der Programmatik bewirkte (von „liberal“ zu „deutsch“ und von „katholisch“ zu „tschechisch“, S. 48). Die seit 1880 zur Umgangssprache durchgeführten Volkszählungen (S. 57-60) verstärkten den Druck auf nationale Netzwerke zur Ausweitung ihrer sozialen Basis und die Tendenz zu einer möglichst umfassenden nationalen Evidenzhaltung. Die Verbesserung der städtischen Infrastruktur und Verwaltung schuf zusätzlich nationale Ressourcenkonkurrenz; in einem Unterkapitel widmet sich King dabei auch dem Brauereiwesen (S. 106-111). Die 1890er Jahre stellten im Zuge der Nationalisierung von Budweis eine Aufhol-

periode gegenüber der gesamtböhmischen Entwicklung dar, eine erste Anwendung von Gewalt erfolgte jedoch erst 1897, infolge der Sprachverordnungen Badenis (S. 86-101).

Um 1900 hatte die Nationalisierung der Einwohnerschaft von Budweis nur einige wenige Gruppen und Lebensbereiche noch nicht erfasst; die letzten noch verbliebenen utraquistischen Vereine waren vor allem im karitativen Bereich tätig (S. 102). Ab der Jahrhundertwende änderte dann der zisleithanische Staat seine Politik gegenüber den nationalen Bewegungen. Diese bestand nun daraus, nationale Gruppen in der Art einer „subcitizenship“ (S. 5) rechtlich zu konstituieren, durch individuelle Zwangszuordnung festzuschreiben und mit Selbstverwaltungskompetenzen auszustatten. Eine der wichtigsten Passagen in Kings Arbeit stellt in diesem Zusammenhang die Interpretation des so genannten Budweiser Ausgleichs dar, über den zwischen 1906 und 1913 zäh verhandelt wurde, der aber wegen der Sistierung der böhmischen Landesverfassung nie umgesetzt wurde. Wie auch beim Mährischen Ausgleich 1905/1906 bildeten Personalprinzip und Personenkataster die Grundlage der Verfügungen: Alle Personen und privaten Vereinigungen hatten sich zu einer nationalen Seite zu bekennen. Das Bekenntnis erfolgte individuell, wobei ein nachträglicher Wechsel nur sehr schwer möglich war; den Nationalbewegungen und dem Staat war die Definitionsmacht über den Zuschnitt der nationalen Gruppen genommen (S. 141-143).

So illustrativ und erfrischend Jeremy King die innere Logik des Nationalisierungsprozesses nachzeichnet, so sehr enttäuscht der letzte Abschnitt seines Buches. Der zuvor fein gesponnene Analysefaden wird für die Zeit ab 1900 immer dünner – zumindest bringt King einige skurrile Beispiele deutschnationaler Machenschaften zum Erhalt der Vormachtstellung in der Stadtverwaltung (S. 116-124) – und reißt im Jahr 1914 faktisch ab. In dem Kapitel, das die Jahre der Ersten Tschechoslowakischen Republik behandelt, dominiert eine lückenhafte und stellenweise ungenaue Aneinanderreihung innen- und außenpolitischer Vorgänge, die durch Kommentare aus der Budweiser Presse nur stellenweise unterbrochen wird. Die wenigen Ereignisse lokalen Zuschnitts, die King für die Zeit nach 1919 noch einbringt, erweisen sich als wenig aussagekräftig und sind kaum mehr analytisch aufbereitet. King nimmt dabei leider auch vom Vorhaben Abstand, die Lokalpolitik in Budweis nachzuzeichnen. Mögliche Anknüpfungspunkte wie z. B. der Umgang mit der Sprachenfrage in Stadtverwaltung und Lokalpresse blieben ungenutzt. Mit der Lektüre in den 1930er Jahren angelangt, verwundert es den Leser dann kaum mehr, dass die Dynamik des Terraingewinns der Sudetendeutschen Partei oder die Lage im Sommer 1938 in Budweis völlig im Dunkeln bleiben. Zumindest vermittelt der Ausblick (in seinen Teilen zu den Jahren 1945 bis 1948) durch die Verdichtung von Zeitungsstimmen einen atmosphärischen Eindruck über die lokale Stimmung im Umfeld der Vertreibung der Budweiser Deutschen.

Dieser fragwürdige Umgang mit der Zeit nach 1918 ist jedoch nicht das einzige Problem, das die sonst sehr verdienstvolle Arbeit Kings kennzeichnet. Der Umstand, dass King seine Einleitung mit illustrativen Beispielen aus den 1860er Jahren eröffnet, ist bezeichnend nicht nur für die Stärken, sondern auch für die Schwächen des Buches. King gelingt es für die Zeit zwischen 1860 und 1900 überzeugend, die

Techniken und die lokalpolitische Dynamik aufzuzeigen, die „nichtnationale oder mehr-als-[nur-]nationale Individuen“ (S. 3) zum Bekenntnis zu einer abgeschlossenen nationalen Gemeinschaft drängten. Dass dieser Zugang ab der Jahrhundertwende nicht mehr trägt, ist vor allem der Quellenauswahl zuzuschreiben. King stützt seine Analyse nur auf die Auswertung der Lokalpresse und der zeitgenössischen Publizistik. Laut Quellenverzeichnis wurde kein einziges Archiv, auch nicht in Budweis, zu Recherchen genutzt. Zwar stellt die arbeitsaufwändige Analyse von Lokalpresse für die Historiographie des Nationalisierungsprozesses in den böhmischen Ländern nach wie vor ein Desideratum dar, durch Kings methodische Herangehensweise ergibt sich jedoch folgendes Dilemma: Er ist keineswegs einer diskursgeschichtlichen Vorgangsweise verpflichtet, die sich zunächst an Fragen der Reichweite, der Rezeption und den Intentionen medialer Botschaften orientieren würde. Das Fehlen jeglicher kontrastiver Archivdokumente bewirkt daher, dass die Lokalgesellschaft in Kings Ausführungen im Wesentlichen durch Presseartikel rekonstruiert wird. Sobald daher die zeitgenössische Publizistik auf streng separierte nationale Lager festgelegt ist, muss die Analyse bei unveränderter Fragestellung zwangsläufig an Schwung verlieren.

Es bleibt daher auch unklar, wie sehr regionale Identifikationsmuster oder Reste einer Budweiser Identität den Gang der Politik und vor allem das Verhältnis zu den übergeordneten Nationalbewegungen beeinflussten – ob der Stadt aus der Perspektive der beiden nationalen Bewegungen eine Schlüsselfunktion zukam, bleibt ebenfalls offen. Bei der Beschreibung von Außenimpulsen orientiert sich King am Modell des „triadic nexus“, das Rogers Brubaker am Minderheitenproblem der Zwischenkriegszeit entwickelt hat. Jeremy Kings Dreiecksmodell stellt einer tschechischen und einer deutschen Seite eine „habsburgische“ gegenüber, die allerdings eine zu große Zahl von Akteuren auf verschiedenen Ebenen umfasst (vom Herrscher Franz Josef über die Zentralregierung, das Militär bis hin zum Bezirkshauptmann). Kann man diesem Zugang den Vorwurf eines gewissen Schematismus nicht ersparen, so hätte er zumindest ermöglicht, die Frage nach Kontinuitäten und Diskontinuitäten über das Jahr 1918 hinweg aufzuwerfen. Für Jeremy King sind jedoch die neuen Nachfolgestaaten keineswegs eigene Akteure im Sinne seines Modells, sondern eher eine Ressource, die von der jeweiligen nationalen Bewegung kontrolliert worden sei (S. 5). Die Marginalisierung der auch in Budweis sehr aktiven tschechischen Schutzvereine (*národní jednoty*) im politischen Leben der Ersten Republik jedoch zeigt, dass diese These zumindest für die 1920er Jahre in dieser apodiktischen Form kaum zu halten ist.

Der Untertitel zu Jeremy Kings Studie lautet „A Local History of Bohemian Politics“. Jeremy King selbst lässt in letzter Konsequenz offen, wie sehr er seine Arbeit als umfassende Analyse einer städtischen Gesellschaft im Nationalisierungsprozess versteht, und es wird nicht deutlich, ob er die Entwicklung in Budweis für repräsentativ hält oder ob es sich innerhalb der böhmischen Länder um einen Sonderfall handelt. Was King letztlich beschreibt, ist nationalisierte Lokalpolitik und politische Rhetorik im lokalen Rahmen. Die Auswahl seiner Quellen lässt jedoch wenig Platz für die Berücksichtigung von Phänomenen wie das Unterlaufen ethnischer Grenzziehungen im Alltag oder lebensweltliche Aspekte der Nationalisierung,

sodass seine Studie den Nationalisierungsprozess in Budweis nicht zur Gänze widerspiegeln kann. Problematisch ist, dass das Wissen um diese Begrenzung sich nicht im Text niederschlägt. Bilanziert man daher den Gesamteindruck, den das Buch hinterlässt, stellt sich trotz aller unbestreitbarer Qualitäten unweigerlich die Frage, ob eine durch Archivquellen gestützte Beschränkung auf die Zeitspanne zwischen 1848 bis 1914 unser Verständnis von Nationalisierungsprozessen in Budweis – und anderswo – nicht noch wesentlich vertieft hätte.

München

Peter Haslinger

Wilde, Dieter: Der Aspekt des Politischen in der frühen Lyrik Hugo Sonnenscheins.

Peter Lang, Frankfurt a. M., Berlin, Bern u. a. 2002, 322 S. (Literarhistorische Untersuchungen 34).

Auch wenn der Titel des Buches dies nicht vermuten lässt: Dieter Wildes Arbeit über den Lyriker Hugo Sonnenschein beruht auf einer umfassenden, sorgfältigen Auswertung von Archivmaterialien. Darin sehe ich auch das größte Verdienst der Arbeit: Die persönliche Korrespondenz Sonnenscheins, die der Öffentlichkeit nun – fast ein Jahrhundert nach ihrer Entstehung – zugänglich ist, stellt tief verankerte Vorstellungen grundlegend in Frage. Bisher ging man meist davon aus, die tschechische und die deutsche Kultur hätten sich seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert bipolar entwickelt. Wilde weist anhand von Zitaten aus der Korrespondenz des deutsch schreibenden Dichters Hugo Sonnenschein mit tschechischen Autoren – unter ihnen Fráňa Šrámek, Stanislav Kostka Neumann, Ivan Olbracht und Otokar Březina – deren große geistige Nähe und Verbundenheit nach, für deren Ausdruck die Frage, in welcher Sprache man korrespondierte, unwesentlich war. Wesentlich waren die Inhalte und diese hatten unter anderem einen hohen politischen Gehalt.

Daher ist es nahe liegend, dass Wilde sich vor allem auf diese politischen Inhalte konzentriert, und zwar nicht nur im Hinblick auf den zeitgenössischen Kontext (auf anarchistische Stimmungen, Verbindungen zur Arbeiterbewegung und utopische Visionen einer gerechteren Gesellschaft), sondern auch aus der Perspektive des Verhältnisses von Authentizität und Stilisierung, dem gerade in „Sonkas“ Fall eine besondere Bedeutung zukommt.

Für Wilde sind zudem „genetische“ Aspekte bedeutend – wie die jüdische Herkunft Sonnenscheins, seine tiefe Verbindung mit seiner Heimat, der Mährischen Slowakei, sowie mit der Folklore dieser Gegend. Das alles zeigt Wilde an Texten aus der Gedichtsammlung „Ichgott, Massenrausch und Ohnmacht“, die 1910 erschien.

Eine echte Entdeckung in Wildes Arbeit ist die Darstellung des gemeinsamen kulturellen Kontextes, in dem zeitgleich schreibende und politisch ähnlich denkende deutsche und tschechische Autoren wirkten, durchdrungen vom Geist der Bohème und mit einem starken Gestus der Revolte. Aber auch bei der konkreten Analyse des Gedichtbandes ortet Wilde deutliche Verknüpfungen mit der tschechischen Poesie – zu Zeitgenossen und unmittelbaren Vorläufern, was an der Poesie von Karel Hlaváček und Petr Bezruč, aber auch eines František Gellner gezeigt wird. Wenn ich dieses Ergebnis der Arbeit besonders hervorhebe, will ich damit nicht sagen, dass

Wilde den „deutschen“ oder „österreichischen“ Kontext der Arbeit Sonnenscheins vernachlässigt hätte. Gerade in dem Kapitel „Ichgott, Massenrausch und Ohnmacht“ im deutschsprachigen Kontext seiner Zeit oder auch in der Passage, die sich mit dem Anarchismus auseinandersetzt, widmet er sich ausführlich diesen Zusammenhängen; die Arbeit ist rundherum ausgewogen, alle denkbaren Verbindungen finden Berücksichtigung.

Störend an Wildes Buch ist allein die Angewohnheit des Autors, am Anfang bzw. Ende eines jeden Kapitels zu begründen, warum er diese oder jene Methode, diesen oder jenen Schritt gewählt hat. Hier wurden die Schreibregeln, die man Dissertationen auferlegt, allzu pflichtbewusst erledigt. Wilde kann mit vollem Recht als selbstständiger Wissenschaftler auftreten. Seine Studie bringt nicht nur bisher unbekanntes Material, auch seine Interpretationen, die Darstellung der Zusammenhänge in der Entwicklung der tschechischen und der deutschen Kultur während der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts – bzw. einer gemeinsamen Kultur, die sich in zwei Sprachen ausdrückte – sind innovativ und neu.

In den letzten Jahren wurden immer wieder Überlegungen geäußert, es sei an der Zeit, eine Literaturgeschichte zu schreiben, deren integrierender Faktor nicht mehr die Sprache, sondern der gemeinsame kulturelle Raum sei. Bislang war ich solchen Forderungen gegenüber, die meist am grünen Tisch formuliert und nicht aus dem untersuchten Material heraus entwickelt werden, sehr skeptisch. Wildes Arbeit allerdings zeigt, dass sich auf diesem Gebiet erfolgreich forschen lässt, dass hier sinnvolle und erfolgreiche Studien entstehen können, die die Grundlage für eine solche Literaturgeschichte bilden könnten.

Prag

Václav Mairl

Nekula, Marek: Franz Kafkas Sprachen. „... in einem Stockwerk des innern babylonischen Turmes ...“.

Max Niemeyer, Tübingen 2003, 398 S.

Nekula, Marek: „... v jednom poschodí vnitřní babylonské věže ...“. Jazyky Franze Kafky.

Nakladatelství Franze Kafky, Praha 2003, 628 S., 52 Faksimiles.

Als Mitte der 1990er Jahre in Prag anlässlich einer Veranstaltung des Internationalen PEN-Zentrums im bis auf den letzten Platz besetzten großen Hörsaal der Philosophischen Fakultät sechs US-amerikanische Autoren aus ihren Werken lasen, darunter auch Arthur Miller, und in der anschließenden Diskussion gefragt wurde, welcher tschechische Autor denn die anwesenden US-Amerikaner am meisten beeinflusst habe, kam von allen die stereotype Antwort: Franz Kafka! Offenkundig handelt es sich bei einer nationalen Zuordnung dieses Prager deutschen bzw. österreichischen Autors, der bekanntlich noch in der Habsburgermonarchie geboren wurde, um ein diffizileres Problem, als die nationale Literaturgeschichtsschreibung suggeriert. Wem „gehört“ also der deutsch schreibende, seit 1918 tschechoslowakische Staatsbürger jüdischen Glaubens?

Die vorliegende Studie ist von dem Anspruch geleitet, gängige nationale Zuordnungen bzw. Vereinnahmungen zu durchbrechen und so fachwissenschaftliche Konventionen kritisch zu hinterfragen. Marek Nekula konstatiert eine in der Forschung immer wieder betriebene Reduktion Kafkas auf das Deutsche sowie eine gern vertretene Hypothese, die von Kafkas vollkommener Zweisprachigkeit ausgeht. Es geht also um wissenschaftliche Vereinnahmungen mit tendenziell national-literarischen Konnotationen bzw. um Identitätsbehauptungen, die quellenkritisch überprüft werden. Nekula problematisiert somit eindimensionale sprachnationale Etikettierungen, gegen die gerade Kafka und seine Familie sprechen. So wurde in der Familie der Schwester Elli das Deutsche bevorzugt, die Kinder besuchten deutsche Schulen, während in den Familien der Schwestern Valli und Ottla das Tschechische dominierte. Ein genauer Blick erscheint also notwendig, schließlich dient Sprache nicht nur der Kommunikation, sondern wirkt in zentraler Weise bei der Herausbildung von nationaler Identität mit. Eine berühmte Textstelle über die „kleinen Literaturen“ verrät ja einiges von Kafkas Skepsis gegenüber nationaler Vereinnahmung per Reduktion des Literarischen auf das Patriotische. Kafka weiß ohnehin, „dass es für ihn in einer so verstandenen Literatur keinen Platz gibt“ (S. 219).

Angesichts einer ausufernden Kafka-Forschung erscheint zunächst Skepsis angebracht, ob überhaupt noch etwas Neues zu Kafka und seinem Umfeld zu sagen ist, scheint doch alles erschöpfend behandelt. Doch Nekula gelingt es zweifellos, unser Wissen über die Lebensumstände Kafkas um Dimensionen, die bisher so gut wie gar nicht im Fokus der Forschung standen, zu erweitern. Dies belegen nicht nur die neuen Materialien und Quellen,¹ sondern auch die fundierten linguistischen Analysen auf allen Ebenen der Sprache, ergänzt um eine umfassende Frequenzanalyse tschechischer Lexeme bei Kafka und eine Erfassung der von Kafka auf Tschechisch verfassten Texte „ohne fremde Hilfestellung und ohne Rückgriff auf fremde tschechisch gedruckte oder geschriebene Texte“ (S. 351). Auf diese Weise entsteht ein überraschend vielfältiges Bild von Kafka im tschechischen Kontext, welches die unzähligen Studien zum Prager deutschen bzw. jüdischen Umfeld ergänzt, so dass jetzt endlich ein „vollständiger“ Kafka vorliegt!

Aus linguistischer Perspektive analysiert Nekula den Gebrauch des Deutschen und Tschechischen in der Familie Kafkas, bei Kafka selbst, ferner die Rolle der Sprache in den Schulen, die Kafka besucht hat, und in der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt. Ergänzt werden die soziolinguistischen Analysen um fundierte Untersuchungen zu Kafkas mündlicher und schriftlicher Sprachkompetenz sowie zu seiner Rezeption tschechischer Texte. Heringezogen werden Texte von Kafka selbst, wichtig sind vor allem die „unkontrollierten“, nicht stilisierten Tagebuchtexte und sonstigen informellen Texte, ferner Lehrpläne der von Kafka besuchten Schulen mit genauen Angaben über den Tschechisch-Unterricht und den dort erbrachten Leistungen sowie Erinnerungen von Zeitgenossen, die eine umfassende Aussage über Kafkas „authentisches Sprechen“ ermöglichen. Sind auch geringere gesellschaftliche Einflüsse des Tschechischen im direkten Umfeld Kafkas zu konsta-

¹ In der tschechischen Ausgabe findet der Leser Faksimiles von bisher unbekanntem Briefen Kafkas (T 31, T 52) sowie weitere, der Forschung bisher nicht zugängliche Materialien.

tieren, die sich zum Teil mit dem geringeren Prestige der Sprache erklären lassen (S. 126), so bleibt doch festzuhalten, dass Kafka im Gespräch „im Tschechischen keine Kommunikationsbeschränkungen auferlegt waren: Er sprach fließend und korrekt“ (S. 204), wenn auch nicht – dies belegt die schriftsprachliche Analyse – mit bilingualer Kompetenz.

Die genaue Einordnung der konkreten Kommunikationssituationen wird darüber hinaus durch den Blick auf den sprachpolitischen Kontext der Zeit erweitert. So lässt sich für Böhmen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Entwicklung erkennen, in der über die Durchsetzung der Gleichberechtigung der beiden Landessprachen mit dem Gesetz vom 18. Januar 1866 („Sprachenzwangsgesetz“) eine sich abzeichnende „Tendenz zum Bi- und Multilingualismus“ durch eine allmähliche „sprachkulturelle Segregation selbst in gebildeten Schichten“ (S. 132) wieder abgeschwächt wurde. Für die entstehenden nationalen Antagonismen sollten bekanntlich gerade die national konnotierten Sprachen ein zentrales Wirkungsfeld darstellen. So lässt sich Kafkas Wechsel vom Deutschen zum Tschechischen in der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt in den Jahren 1917/1918 mit der sich andeutenden Verschiebung der politischen Machtverhältnisse schlüssig begründen (S. 173 f.). Eine fundierte rezeptive Kompetenz ermöglichte Kafka nicht nur umfassende Kenntnisse der tschechischen Sprache und Kultur, sondern bot ihm darüber hinaus Einblicke in weitere, über das Tschechische vermittelte Sprachen und Kulturen wie das Russische. Dieser sehr guten rezeptiven Tschechischkompetenz entspricht allerdings nicht die produktive. Kafka vermied zumindest – sofern möglich – das Schreiben auf Tschechisch bzw. ließ seine Texte auf Fehler überprüfen, bevor er sie weitergab. Man darf Kafka somit als einen deutsch und tschechisch bilingualen Sprecher bezeichnen, allerdings mit eindeutiger Dominanz des Deutschen (S. 302).

Darüber hinaus eröffnet Nekulas linguistische Analyse einen weitergehenden, durchaus überraschenden Blick auf das mit dem Motiv der Verwirrung der Sprachen bereits im Untertitel der Studie antizipierte literarische Werk; ein Motiv, das in Kafkas und Brods Reisetagebüchern als Indiz der „Babylonisierung des öffentlichen Lebens durch den sprachlich getragenen Chauvinismus“ erscheint und „gerade auch auf Grund der Erfahrung in Böhmen und Prag und darüber hinaus als Stigma der künftigen Zeit erkannt“ wird (S. 308).

Angesichts dieser Erkenntnis und angesichts der Tatsache, dass Tschechen und Deutsche „im Hinblick auf den weiteren politischen und kulturellen Kontext einen gewaltigen Wandel ihrer Identität“ (S. 308) erlebten, bleibt aufgrund der realen Sprachverhältnisse, welche Reduktionen von Sprache auf kontextunabhängige unveränderbare Entitäten verbieten, nur die Möglichkeit, nationalkulturelle wie -literarische Traditionen kritisch zu hinterfragen. Gerade Kafka lässt sich, und dies nicht nur aufgrund des jüdischen Kontextes, eben nicht auf eine Sprache festlegen.

Falls im Hinblick auf die Sprache Kafkas Identität überhaupt charakterisiert werden kann, dann sollte man nicht von einer Sprache und einem Monolingualismus ausgehen, sondern von einem Multilingualismus, dem Sprachenwechsel und -wandel. (S. 309)

Marek Nekula hat eine detaillierte Studie vorgelegt, mit der neue Maßstäbe gesetzt werden, hinter die man nicht zurückgehen können. Angesichts der Material- und Quellenfülle mit zum Teil erstmals zugänglich gemachten Texten dürfte auch die

Behauptung nicht allzu vermessen erscheinen, dass zum Thema Kafka und das Tschechische zunächst einmal alles gesagt sein dürfte. Für die Kafka-Forschung wird die vorliegende Studie zweifellos zum Standardwerk avancieren!

Weimar

Steffen Höhne

Krywalski, Diether: Weit von hier wohnen wir, weit von hier. Beobachtungen und Gedanken zur deutschsprachigen Literatur in den böhmischen Ländern.

Vitalis, Prag 2002, 410 S. (Vitalis Scientia 4).

In „unserer publikationssüchtigen Zeit“ (S. 380) ist dem Leser bei der Lektüre wissenschaftlicher Bücher der Sinn und Zweck ihrer Entstehung nicht immer ganz klar. Oft ist der Publikationszwang in akademischen Berufen der einzige Grund für die Herausgabe. Nicht so bei Diether Krywalskis Werk „Weit von hier wohnen wir, weit von hier“. Die Intention dieses Buches, das eine Sammlung von Krywalskis Aufsätzen aus den Jahren 1988-2000 ist, liegt auf der Hand. Zusammengehalten werden die einzelnen Beiträge durch die gemeinsame Lokalisierung, alle Studien behandeln literarische Texte, Autoren und Erscheinungen aus den böhmischen Ländern. „Weit von hier“ also, wie es Krywalski im Titel – mit Bedřich Smetanas Jeník sprechend – und im Hinblick auf das heutige deutsche (aber auch tschechische) Publikum nennt. Das Anliegen des Autors ist es, die deutschsprachige Literatur der böhmischen Länder, die durch „nationalsozialistische Gewaltherrschaft, Flucht, Vertreibung und kommunistische Kunstdoktrin“ zerstört wurde, deren Existenzraum infolge der Vernichtung der „Gemeinschaft von Tschechen, Juden und Deutschen“ untergegangen ist und die „heute museal ist wie die Dichtung der Antike“, einer interessierten Öffentlichkeit ins Gedächtnis zu rufen. Er möchte ihr, dem ehemals „funkelnden Edelstein in der europäischen Dichtung“ (S. 7), den Platz, den sie einst innehatte, neu einräumen. Dabei beruft er sich nicht – wie es einfach und billig wäre – auf die bekanntesten und berühmtesten Erscheinungen dieser Literatur, sondern wagt den Schritt sowohl in die mährische Provinz als auch in die zeitlich entfernten Regionen des Mittelalters.

Krywalski ist von Haus aus Universalhistoriker, Mediävist, Lehrer und Brünner. Alle diese Charakteristiken – ja Schicksalsbindungen – äußern sich aufs Deutlichste in seinem Buch. Er beweist einen erstaunlichen literaturhistorischen Horizont, der in der heutigen Zeit der (notgedrungenen) strengen Spezialisierung nur noch wenigen Gebildeten zu Eigen ist. Krywalski verdient dieses Attribut sehr wohl. Seine Aufsätze umfassen über tausend Jahre deutscher Literaturgeschichte, literaturhistorische wie auch literaturwissenschaftliche, rezeptionsästhetische, linguistische und philosophische Ansätze, die mitteleuropäische Räume verbinden.

Mehr als die Hälfte der hier versammelten Aufsätze ist mediävistischen Themen gewidmet. Und dies nicht ohne Grund, denn Krywalski weiß nicht nur um die symptomatische Marginalisierung mittelalterlicher und vor allem frühneuzeitlicher Literatur in den Lehrplänen der Schulen. Er beklagt auch das Verschwinden mittelalterlicher Literatur aus dem „Bewusstsein der Leser“. Mittelalterliche Literatur, so wie sie Krywalski versteht, sollte nicht zu literarischen Denkmälern erstarren oder

in feste Epochengrenzen gebannt werden, sondern im Sinne eines dynamischen Literatur- und Epochenverständnisses als Phänomen einer *longue durée* betrachtet werden. Krywalski interessiert der Wandel, die Veränderung und der Umbruch, nicht das statische Festschreiben von Phänomenen und Erscheinungen. So sind sicherlich gerade jene Passagen und Hinweise für den Leser spannend, in denen er etwa eine Beziehung zwischen der Prager Kanzleisprache, wie sie in der frühen Neuzeit ausgebildet wurde, und der beamtenhaft anmutenden Sprache Kafkas offen legt. Aber auch Vergleiche wie solche, in denen er zurückkehrende Kreuzfahrer des 13. Jahrhunderts mit Kriegsheimkehrern nach 1945 unter der Perspektive einer fremd gewordenen Heimat thematisiert, laden ein zu Fragen nach mentaler Kontinuität und Diskontinuität im historischen Prozess.

In seinen Studien zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Literatur in Mähren und Böhmen geht es Krywalski also um die Darstellung einer literarischen Region, die in ihrer Besonderheit jedoch nur dann verständlich wird, wenn auch die allgemein – überregional – geltenden Bedingungen sowie die Voraussetzungen mittelalterlicher Literatur und Literaturproduktion in den Blick genommen werden. Die Aufsätze gehen aber je eigenen Schwerpunkten nach. Vor allem für den an regionaler Forschung interessierten Leser ist die Hervorhebung der mährischen Literatur zu betonen. Während gemeinhin lediglich der Prager Hof und damit die Literatur Böhmens Beachtung erfährt, stellt Diether Krywalski seiner Aufsatzsammlung einen Überblick über die „*Poesia Moraviae Mediaetatis*“ voran und verweist damit auf die längst fällige Würdigung und Hervorhebung mährischer Bistümer und Städte wie etwa Olmütz (Olomouc) und Brünn (Brno) als Zentren kultureller und literarischer Aktivitäten: So kann man zum Beispiel die Bedeutung und Entwicklung der deutschen Kanzleisprache, des Meistersangs, des Jesuitentheaters und des Humanismus in ihrem historischen Werden verfolgen und darüber hinaus Einblicke gewinnen in Prozesse gesellschaftlicher Transformation.

Dem Überblick über die ältere mährische Literatur folgen Einzeluntersuchungen zu Themen, die sowohl einen Bogen vom Minnesang zum Iglauer Meistersang ziehen als auch epische Werke einer Betrachtung unterziehen, deren spezifische Entstehungskontexte im deutschböhmischen bzw. -mährischen Raum besonders hervorgehoben werden. Gerade die blühende Hofkultur der Přemysliden im 13. Jahrhundert zog eine Vielzahl von Dichtern an: Reinmar von Zweter, Meister Sigeher, der Meißner, der Tannhäuser, Frauenlob und viele mehr sorgten durch ihre Preislieder für die Manifestation einer politischen Vormachtstellung des Prager Hofes, der schließlich wegen seiner exzeptionellen Pracht und seines Reichtums eine herausragende Position im mittelalterlichen Europa beanspruchen konnte. Epiker wie Ulrich von dem Türlin oder Ulrich von Etzenbach, die sich literarisch und thematisch vor allem an Wolfram von Eschenbach anlehnten, propagierten in ihren Werken ideales Herrschertum und betonten die Vorrangstellung des Prager Hofes.

Besondere Beachtung widmet Krywalski dem von Ulrich von Etzenbach verfassten Legendenroman „Wilhelm von Wenden“, der etwa 1287-1297 am Prager Hof unter Wenzel II. entstand. Diese Legende diente der Legitimierung der slawischen Herrschaft und ist, obwohl in der Hofsprache „Deutsch“ geschrieben, von „slawischem Kolorit“ durchsetzt.

Diether Krywalski fokussiert seine Untersuchung auch und gerade im Hinblick auf die in „Wilhelm von Wenden“ klar hervortretende repräsentative und ideologische Bedeutung der Literatur: Sie zeigt zum einen den Herrscher, wie er sich und sein politisches Handeln verstanden wissen will, zum anderen wird durch die Darstellung Böhmens als Abbild des himmlischen Jerusalem eine bewusst strategische Einbettung in den heilsgeschichtlichen Kontext vorgenommen. Durch die Konfrontation historischer Fakten mit ausgewählten Textbeispielen kann Krywalski zeigen, wie sich ein „böhmisches Staatsverständnis“ aus der Dichtung extrahieren lässt. Immer wieder diskutiert er die jeweiligen politischen Interessenlagen, die ihren literarischen Niederschlag finden, und verweist auf das durchgängige Faktum, dass die böhmischen Länder bis in die Neuzeit ein „Problemraum“ blieben.

Eine „Galerie der Könige“ vom 13. bis 15. Jahrhundert ermöglicht zudem Einblicke in die jeweiligen politischen, sozialen und damit zusammenhängenden literarischen Strömungen in den deutschböhmischen Ländern am Beispiel von Herrscherpersönlichkeiten. Aber auch Humanismus, Reformation und Jesuitenbewegung werden einer eingehenden Betrachtung unterzogen, auf ihre Tragweite hin untersucht und in einen überregionalen Kontext gestellt.

Krywalskis Affinität zu Mähren und zu seiner Vaterstadt Brünn äußert sich zunächst einmal in der Themenwahl – so in Aufsätzen über die ältere deutschsprachige Literatur aus Mähren, den Iglauer Meistersang, die Erzähltradition in Mähren im 19. und 20. Jahrhundert, die Literaturstadt Brünn, den Prossnitzer Philosophen Edmund Husserl oder über Peter Härtling, dessen Leben und Werk mit Brünn und Olmütz verknüpft ist. Freilich ist schon dieser Blick in die entfernte deutschsprachige mährische Provinz, in das „weit von hier“, ein wertvoller, denn tatsächlich erscheint dieses Land heute wohl weiter entfernt als die Antarktis, und die deutschmährische Literatur ist viel weniger erforscht als die Prager deutsche Literatur. Doch Krywalski tut „in Sachen Mähren“ noch viel mehr. Er versucht, Mähren für eine paradigmatische Gegend des alten (habsburgischen) Mitteleuropa, Brünn für eine Modellstadt Kakaniens und die mährischen Wurzeln und Hintergründe einzelner Autoren als richtungsweisend für ihr Werk zu erklären. Zugleich bemüht er sich, das schlechte Image zu korrigieren, das der gesamten als „sudetendeutsch und provinziell gebrandmarkten Literatur“ anhaftet. Mit dem etwas höheren Bekanntheitsgrad der Prager deutschen Literatur beim Publikum rechnend, weist er auf Unterschiede in der böhmischen/Prager und der mährischen Geschichte und Literaturgeschichte hin (S. 264), wobei der Unterton der eindeutig geäußerten Sympathie für das Mährische nicht zu überhören ist. Der klassische Vers Ferdinand von Saars „Wir leben hier in Mähren/und dem Himmel sei dank! nicht oben im böhmischen Lande [...]“ wird zwar nicht in extenso zitiert, doch häufig wird einem Leser, der Mähren ebenso mag wie Krywalski, warm ums Herz ob der – verhalten aber doch deutlich geäußerten – Parteilichkeit.

Die Wogen der historischen Entwicklung, begünstigt noch durch die hier wie dort ideologisierte Rezeptionsgeschichte, haben sich über dieser deutschmährischen Literatur gründlich geschlossen, sie ist heute „museal“, was jedoch nicht heißt „nicht beachtenswert“ oder „nicht lesenswert“. Im Gegenteil: Die Beschäftigung mit dieser Literatur, die nach der Wende von 1989 auch in Tschechien endlich keinerlei

Verdächtigungen und Verfolgungen von Seiten der Staatsmacht mehr ausgesetzt ist, zeigt, dass gerade diese Literatur in zukünftige und bessere historische Zeitläufte weisen könnte, indem im Umgang mit ihr Tabus abgebaut, durch die Geschichte Getrenntes wieder verbunden, von der Ideologie Verunstaltetes wieder gesäubert wird. Krywalskis Buch ist ein Schritt in diese Richtung.

Olmütz (Olomouc)

Ingeborg Fiala-Fürst/Christine Pfau

Šmatlák, Stanislav/Petrík, Vladimír/Richter, Ludwig: Geschichte der slowakischen Literatur und ihrer Rezeption im deutschen Sprachraum.

Literárne informačné centrum, Bratislava 2003, 390 S.

Die Geschichte der slowakischen Literatur und ihrer Rezeption im deutschen Sprachraum, verfasst von Stanislav Šmatlák, Vladimír Petrík und Ludwig Richter, ist seit Andrej Mráz' Handbuch „Die Literatur der Slowaken“ aus dem Jahr 1942 die erste und zugleich erste komplexe Geschichte der slowakischen Literatur in deutscher Sprache. Der Band ist in drei Teile gegliedert:

Im ersten Teil zur Literatur von den Anfängen bis zum Jahr 1945 legt Šmatlák seinen bereits vor längerer Zeit verfassten Text in überarbeiteter Form vor: Er hat Kontexte und Aspekte ergänzt, die für den deutschen Leser interessant und für das Verständnis der Zusammenhänge notwendig sind (zum Beispiel das Thema Reformation).

Petrík beschreibt im zweiten Teil die Entwicklung der slowakischen Literatur von 1945 bis 2000 einschließlich Samizdat- und Exilliteratur. Der renommierte deutsche Slowakist, Bohemist und Komparatist Ludwig Richter hat die Texte seiner Kollegen übersetzt und damit einen Kanon von Titel-Übersetzungen der bedeutendsten Werke der slowakischen Literatur geschaffen, auf den nun künftige Übersetzer zurückgreifen können. Sein Verdienst an dem vorliegenden Buch besteht jedoch vor allem darin, dass er der „Motor“ dieses Projektes war und zudem dem Handbuch einen beachtenswerten dritten Teil hinzufügte, eine Dokumentation der deutschen Slowakistik: Ludwig Richter hat systematisch recherchiert und zusammengetragen, wer sich wann und in welcher Form im deutschen Sprachraum bislang mit slowakischer Literatur beschäftigt hat. Er zeichnet somit ein Bild der Slowakistik und ihrer Wurzeln vor allem in Deutschland, resümiert den aktuellen Stand der Wissenschaft und Forschung zur slowakischen Literatur und skizziert verschiedene Etappen sowie Wandlungen der slowakisch-deutschen Kulturbeziehungen. Schade ist allerdings, dass die anderen Sprachräume wie Österreich und die Schweiz sowie deren Beziehungen zur slowakischen Literatur nicht auch in dem Maß präsent sind, in dem es der Titel verspricht. Ludwig Richter hat in seiner vorangegangenen Publikation „Slowakische Literatur in deutschen Übersetzungen“ (1999) bibliographische Angaben zu 700 übersetzten Bänden zusammengetragen und damit gezeigt, dass diese deutsch-slowakischen Beziehungen auf der Ebene der Literatur und Kultur offenkundiger und kontinuierlicher sind, als es zunächst schien. Mit diesem neuen Buch unterstreicht er den festen Platz, den die slowakische Literatur in der deutschen Slawistik hat.

Die „Geschichte der slowakischen Literatur und ihrer Rezeption im deutschen Sprachraum“ ist ein Buch, von dem Generationen deutscher Slowakistikstudenten nur träumen konnten. Es ist für die gegenwärtige sowie für alle nachfolgenden Generationen der Slowakisten-Slawisten wie auch für alle anderen Leser und Interessenten eine Motivation, die Arbeit fortzusetzen und das Interesse wach zu halten. Für Übersetzer, Journalisten und Verleger ist der Band ein unentbehrliches Handbuch.

Włocławek

Andrea Koch

Emilia Hrabovc: Der Heilige Stuhl und die Slowakei 1918-1922 im Kontext internationaler Beziehungen.

Peter Lang, Frankfurt a. M. u. a. 2002, 422 S. (Wiener Osteuropa-Studien 15).

Der Erste Weltkrieg und die darauf folgende Umgestaltung der europäischen Landkarte brachten nicht nur grundlegende Veränderungen in der Staatenordnung Europas, sondern führten auch zu einer scharfen Zäsur in der Außenpolitik des Heiligen Stuhls. Der Zerfall Österreich-Ungarns verursachte in den teils liberal-laizistischen Nachfolgestaaten eine fundamentale Neukonstellation in den Beziehungen zwischen Kirche und Staat: Nicht nur die Säkularisierung sollte durchgeführt, sondern auch eine explizite Kontrolle des Nationalstaates über die Kirchenorganisation bewerkstelligt werden. Die von den Siegermächten in Paris auferlegte Friedensordnung zeigte sich aber schon den Zeitgenossen als brüchig, und nicht zuletzt in diesem Kontext kam der Sanktionierung der neuen Realität durch die Neuordnung der Diözesangrenzen eine besondere Relevanz zu. Doch während die Regierungen der Nachfolgestaaten auf diese Legitimation drängten, wollte die Kurie eben wegen der unsicheren Lage keine endgültigen Maßnahmen treffen.

Die Situation des Heiligen Stuhls war heikel, denn er wollte weder das traditionelle Vertrauen Ungarns noch die Chance eines Ausgleichs mit der Tschechoslowakei verspielen. Die Suche nach dem Kompromiss in allen Richtungen erleichterte ein Paradigmenwechsel, der bereits unter Papst Benedikt XV. sehr deutlich wurde: Das „Mächtekoncert“ als diplomatische Maxime sollte durch die Emanzipation der Völker ersetzt werden, womit demokratische und nationale Prinzipien durchaus anerkannt wurden. Doch ausgerechnet in der Tschechoslowakei „war 1918 eine Welle antikatholischer, teilweise gar antireligiöser Stimmung aufgeflammt“ (S. 383). Auch wenn der Heilige Stuhl viel in ein gutes Verhältnis zur Tschechoslowakei „investiert“ hatte (S. 246), führten Ereignisse wie die am 16. April 1919 verabschiedete Bodenreform oder der Sturz der Marienstatue in Prag zu einer spannungsgeladenen Beziehung. Der politische Katholizismus wie die katholische Kirche wurden in die Defensive gedrängt, indem ihnen die Verkörperung der Interessen „Österreichs und Habsburgs“ unterstellt wurde. Die Ausweisung der Bischöfe Batthányi und Radnay, die Zwangsverwaltung kirchlicher Güter, die Unterdrückung des katholischen Schulwesens und die von der Prager Regierung geförderten Spaltungsversuche innerhalb des Klerus waren permanente Konfliktherde. Zudem versuchte der hohe Klerus in Ungarn gleichfalls alles in Bewegung zu

setzen, um die Slowakei „zurückzugewinnen“ oder zumindest die kirchenrechtliche Sanktionierung der neuen Lage hinauszuzögern. Hierbei spielte der Erzbischof von Gran, Csernoch, die führende Rolle, dessen Diözese innerhalb Rumpfungarns auf einige wenige Pfarreien zusammengeschmolzen war, während ihre an die Tschechoslowakei angeschlossenen Teile etwa zwei Drittel der Slowakei ausmachten. Emilia Hrabovec zeichnet diese konflikträchtige Ausgangsposition und die weitere Entwicklung bis zum Machtantritt von Papst Pius XI. sensibel nach, wobei sie die strategischen Überlegungen bzw. Handlungen der Akteure sorgfältig rekonstruiert. Der mehrfache Perspektivenwechsel in den einzelnen Kapiteln wirkt erfrischend und erzeugt die notwendigen „Aha-Effekte“, ohne die die Beschäftigung mit einem so komplexen Thema für den Leser schnell ein mühseliges Unterfangen werden könnte.

Differenziert urteilt Hrabovec über die Situation des slowakischen Klerus, dessen infolge der Magyarisierungspolitik der Vorkriegszeit indifferente nationale Haltung in den Anfangsjahren der Tschechoslowakei noch Nachklang hatte. Nuanciert werden die strategischen Erwägungen der Nuntiatur in Wien wiedergegeben, die dank umfangreicher Recherchen im Archivio della Sacra Congregazione per gli Affari Ecclesiastici Straordinari und im Archivio Segreto Vaticano, Città del Vaticano, mit bisher unbekanntem Quellen belegt werden können. Der im Titel der Arbeit formulierte Anspruch, eine angeblich bipolare Auseinandersetzung in einem größeren Zusammenhang zu präsentieren, ist Hrabovec weitgehend gelungen. Detailreiche Rekonstruktionen und die Berücksichtigung weit verzweigter Perspektiven meistert sie in einer sehr eleganten und gut lesbaren Sprache. Sie schafft es meisterhaft, Gedankengänge so zu bündeln, dass sie für Kenner der Materie wie für „Laien“ leicht nachvollziehbar werden. Die einzelnen thematischen Bausteine sind geradezu spannend aufgebaut. Sinnvoll ist die stichwortartige Zusammenfassung der weiteren Entwicklung bis 1928, als mit dem *Modus vivendi* ein neues Kapitel in den bilateralen Beziehungen zwischen der Kurie und der Tschechoslowakei begann.

Die Ortsnamenkonkordanz im Schlussteil des Buches ist nicht nur ein Hilfsmittel bei der Lektüre, sondern spiegelt auch die multipolaren Aspekte der Thematik wider. Leider haben sich in die ungarischen Varianten kleine Fehler eingeschlichen, wie etwa bei den Städtenamen Győr, Veszprém oder Pozsonyszöllős. Das gilt auch für die im Text zitierte ungarische Fachliteratur (S. 73, 81, 91) bzw. für die im Literaturverzeichnis aufgeführten ungarischen Titel. Nicht zutreffend ist der Begriff „Fürsterzbischof“ (S. 100), womit der „Fürstprimas“ (*hercegprímás*) gemeint ist, der sonst auch durchgängig mit diesem Terminus bezeichnet wird.

Diskussionswürdig ist die – für die eigentliche Fragestellung irrelevante – Feststellung der Autorin, Erzbischof Csernoch habe sich 1919 allzu sehr dem Priesterrat angepasst (S. 101). Für die eigentliche Thematik wäre es wiederum hilfreich gewesen, hätte Hrabovec auf die neuere und vollständige Quellenedition von Margit Beke zurückgegriffen,¹ denn die von ihr benutzte Edition Jenő Gergelys ist eine verstüm-

¹ *Beke, Margit: A Magyar Katolikus Püspökkari tanácskozások története és jegyzőkönyvei 1919-1944 közt [Geschichte und Protokolle der Ungarischen Katholischen Bischofskonferenzen zwischen 1919 und 1944]. München, Budapest 1992.*

melte Variante. Solche Kleinigkeiten schmälern aber keinesfalls den Wert dieses Buches, denn es ist eine sehr anspruchsvolle Monographie zu einem komplexen Thema, die Maßstäbe setzt.

Leipzig

Norbert Spannenberger

Maner, Hans-Christian/Schulze Wessel, Martin (Hgg.): Religion im Nationalstaat zwischen den Weltkriegen 1918-1939.

Steiner, Stuttgart 2002, 219 S. (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 16).

Man kann der Feststellung zustimmen, dass die Religionsgeschichte Ostmitteleuropas in der Moderne ein bislang kaum bearbeitetes Forschungsfeld in der Geschichtswissenschaft darstellt. Dieses Defizit ist zu bedauern, weil die Perspektive „religiöses Leben“ in multiethnischen Gesellschaften, die in der Regel auch konfessionell gemischt und oft sogar multireligiös geprägt waren, für viele nicht nur kulturgeschichtliche, sondern auch gesellschaftsgeschichtliche Fragen aufschlussreich sein kann. Dieses Defizit ist gerade in der Zeitgeschichte zu spüren: So ist etwa die Erforschung des religiös geprägten Erfahrungsraumes der Vertriebenen in vieler Hinsicht noch zu leisten.

Historisches Arbeiten vor Ort mag sich aus verständlichen Gründen bis 1989 nicht auf das Thema Religion in der Gesellschaft konzentriert haben. Damit ist aber die Frage noch nicht beantwortet, warum deutsche Historikerinnen und Historiker dieses Thema nicht breiter aufgegriffen haben. Vielleicht ist es die Grundperspektive der Modernisierung, unter der die Historiker ihre Themen auswählen und bewerten bzw. teils auch a priori bereits verwerfen. So jedenfalls, meinen die beiden Herausgeber des Bandes, sei es mit der Kirchengeschichte Ostmitteleuropas gewesen. Verstaubt, in der Nische sitzend, sei sie vom Prozess der Modernisierung überfahren worden. Mit solchen Vorurteilen droht die Suche nach innovativen Impulsen und Ansätzen in den Kirchen von vornherein unterbunden zu werden.

Diese Grundthese kann nicht die einzige legitimierende Perspektive historischen Arbeitens sein. Jede Zeit hat unabhängig von der Intensität der Modernisierung ihre eigene Daseinsberechtigung in der Forschung, weil Menschen in ihr gelebt haben, und jede Zeit wird mehr oder weniger breit ihre restaurativen und ihre innovativen Kräfte aufweisen. Insofern ist die Modernisierung eine sehr zweifelhafte Deutungskategorie der Historiographie und als solche verwerfen sie auch die beiden Herausgeber zu Recht. Trotzdem meine ich nicht, dass das der einzige Grund sein muss, warum sich die Historiographie bisher mit den Kirchen in Ostmitteleuropa und ihrem Leben nur am Rande beschäftigt hat. Denn würde diese These, unabhängig von der Geltung der Modernisierungstheorie, stimmen, dann hieße das, die vielfältigen Ansätze und zaghafte Versuche, die ambivalenten Bemühungen um Mitgestaltung der Veränderungen und damit auch um Anpassung an die moderne Zeit, die in viele Bereiche des öffentlichen wie privaten religiösen Lebens 1918 so abrupt hereinbrach bzw. hereinzubrechen versuchte, abzuschreiben.

Der erste grundlegende Beitrag des Bandes von Hartmut Lehmann thematisiert auf dem Hintergrund der antithetischen, oftmals auch komplementären Strö-

mungen von Säkularisierung und Sakralisierung das Verhältnis von Religion und Nation.

Mit der neuen Situation konfessioneller Heterogenität musste sich Rumänien nach 1918-1920 beschäftigen. Hans Christian Maner wirft in diesem Kontext die Frage auf, ob die Kirchen in der Zwischenkriegszeit Faktoren demokratischer Stabilität sein konnten, obwohl die Konfliktlinien deutlich interkonfessionell verliefen und somit die konkurrierenden Kirchen im neuen Staat als ein Zeichen der Schwäche von Nation und Staat gedeutet wurden. Ziel national gesinnter Politik musste daher die Beseitigung dieses Zustandes sein. Wo sich von den Konfessionen dagegen Widerstand aufbaute, schuf dies neues Konfliktpotential.

Unter dem zweiten Themenfeld Kirche und Staat wird die Lage der russisch-orthodoxen Kirche in der zweiten polnischen Republik von Werner Benecke und der tschechische Katholizismus im Spannungsfeld von Kirche, Staat und Gesellschaft von Jaroslav Šebek sowie die katholische Kirche in Ungarn von Norbert Spannenberger untersucht. Der Beitrag von Šebek ist eine Exemplifizierung der von Schulze Wessel herausgearbeiteten Grundlinien, der vor allem die Spannungen und Probleme im binnenkonfessionellen katholischen Bereich thematisiert. Wichtig ist auch, die Entwicklungen in der kurzen Zeitspanne der Ersten Republik sowohl in der Position und der Haltung der Politiker und der politischen Parteien als auch im kirchlichen Leben zu sehen und nicht zu vergessen, dass es weder die Einheit des tschechischen noch des slowakischen, vor allen Dingen auch nicht des sudetendeutschen Katholizismus gab. Aufschlussreich sind die inneren Entwicklungen im katholischen Bereich, etwa die spirituelle Erneuerung durch die Jugendbewegung, die zu einer deutlichen Zunahme der Zahl der Priesteramtskandidaten und zu einem neuen Selbstverständnis im Katholizismus beitrug. Wie weit konnte das Religiöse in der ČSR nationale Differenzen überwinden? Blieben hier zumindest subkutan Brüche bestehen? Wie ist die Atmosphäre auf dem Katholikentag 1935 in Prag zu deuten? Wie weit konnten christlich orientierte Parteien über die Nationengrenze hinweg zusammenarbeiten oder gab es eher innerhalb der nationalen Parteien eine Öffnung der katholisch orientierten Partei hin zur Mitte, etwa zur Sozialdemokratie?

Die Ausgangslage der katholischen Kirche in Ungarn stand 1920 in einem deutlichen Kontrast zu ihrer Situation in der Geschichte der ungarischen Monarchie: Die Kirchenverwaltung war überwiegend zerstört, die meisten Bistümer durch die neue Grenzziehung zerteilt worden, was wirtschaftliche und kulturelle Verluste sowie die Zuordnung vieler abgetrennter Bistumsteile zu Staaten, in denen der Katholizismus nicht auf Sympathie und staatliche Förderung stieß, zur Folge hatte. Die katholische Kirche, so fasst Norbert Spannenberger zusammen, erhielt in diesem Umbruch die Chance, sich im kulturellen und sozialen Bereich als Vertreterin der nationalen Interessen zu profilieren, also von der Rolle „Trägerin des a-nationalen oder über-nationalen Staates zu sein“ wegzukommen. Diese Möglichkeit und diese Aufgabe habe die Kirchenführung sehr gern aufgegriffen. Vor allem im Bildungswesen, in dem sie ein hohes Niveau erreichte, wurde das gesellschaftspolitische Engagement der Kirche geschätzt.

Das Verständnis von Kirche in der modernen Gesellschaft, damit auch die Aufgabenbestimmung der Kirche, ihr Seelsorgeverständnis, wird am deutlichsten an dem

Indikator „Einsatz in der Sozialpolitik“; außer Otto Prohaszka wollte aber kein Vertreter des Episkopates die soziale Ordnung in Frage stellen. Prohaszka setzte sich intensiv mit den sozialen Problemen auseinander und entwickelte Richtlinien einer gerechten, christlich-sozialen Ordnung für die ungarischen Verhältnisse, er forderte eine Bodenreform sowie die politische Betätigung der Katholiken, etwa nach dem Vorbild der Zentrumspartei in der Weimarer Republik. Mit seinen und den sozialpolitischen Vorstellungen einiger katholischer Intellektueller befasst sich der letzte Beitrag des Bandes zum Thema Katholizismus und katholische Soziallehre in Ungarn, der von Norbert Spannenberger stammt. Es sind Alternativpositionen innerhalb des Katholizismus, die hier beleuchtet werden. Der hohe Klerus, der seine wirtschaftliche Basis und den politischen Einfluss, der ihm vom neuen Regime zugestanden wurde, nicht gefährden wollte, antwortete auf solche Öffnungstendenzen mit einer zunehmenden Klerikalisierung. So wurde also das Wahrnehmungsbild der reichen, aristokratisch verfassten, zunehmend klerikalisierten Kircheninstitution mit einer streng konservativen Gesellschaftsvorstellung gefestigt. Die Katholikentage der 1930er Jahre wären hier ein interessantes Untersuchungsobjekt. Die Kirche, so resümiert Spannenberger, erstarrte in ihrer ablehnenden Haltung, verschloss sich in der Zwischenkriegszeit den Herausforderungen der Zeit und „pflegte eine selbstgefällige Zufriedenheit, die sich nach dem 2. Weltkrieg rächen sollte“. Bei diesem kurzen Ausblick wird ein wichtiges Problem angerissen, nämlich die Frage nach der Kontinuität in der Wahrnehmung und in den Positionen nach 1945, nach den Chancen und den Hypothesen, die die Zwischenkriegszeit für spätere Entwicklung mit sich brachten.

Ein dritter Block von Beiträgen des Sammelbandes beschäftigt sich mit den Bedeutungen von Religion in der Gesellschaft. Diese werden am Beispiel der rumänischen Orthodoxie im ideen- und kulturgeschichtlichen Kontext der Zwischenkriegszeit untersucht, am Umgang der Kirchenleitung der rumänischen Orthodoxie und der Volksfrömmigkeit mit dem Wunder von Maglavit, an der Alternative zum herrschenden Verständnis von politischem Katholizismus in Ungarn sowie an der Rezeption der Soziallehre im Kreis der katholischen Intelligenz Ungarns während der 1930er Jahre.

Dieses Desiderat, die Veränderungen in den Religionsgemeinschaften und die Interferenzen von gesellschaftlichen und religiösen Gruppen in der Zwischenkriegszeit zu untersuchen, ist nicht zuletzt in der Katholizismusforschung in Deutschland und in der Erforschung kirchlicher Zeitgeschichte festzustellen, lagen doch dort die Schwerpunkte des Interesses bisher vor allem auf der Stellung der katholischen Kirche gegenüber den totalitären Regimen.

Es gibt Gründe, die Fragen an die Geschichte des Katholizismus in der Zwischenkriegszeit und während des Dritten Reiches neu zu stellen: Welche gesellschaftliche Verfassung, welche staatliche, politische Ordnungsvorstellung, welche sozialpolitischen Vorstellungen wurden favorisiert? Welche Intentionen verfolgten die Aufbruchsbewegungen der Zwischenkriegszeit, in welchem Spannungskontext standen sie in Kirche und Gesellschaft, aus welchen sozialen und geistigen Quellen speisten sie sich, was ist aus ihnen 1938/39 – teils schon zuvor – geworden?

Der vorliegende Band gibt vielfältige Impulse für neue Frageperspektiven, weist auf aufschlussreiche Themen hin und stößt die Diskussion über die Rolle der Kirchen in Staat und Gesellschaft der Zwischenkriegszeit entscheidend an.

Tübingen

Rainer Bendel

Rádl, Emanuel: O německé revoluci. K politické ideologii sudetských Němců [Über die deutsche Revolution. Zur politischen Ideologie der Sudetendeutschen].

Masarykův ústav, Praha 2003, 143 S., dt., engl., franz. und russ. Zusammenfassg.

Rádl's zu Unrecht vergessene Streitschrift von 1933 steht in der Tradition von Edmund Burkes „Betrachtungen über die französische Revolution“. Sie ist keine akademische Abhandlung im strengen Sinn, sondern ein emotional und rhetorisch geprägtes Pamphlet. Ihre Bedeutung liegt aber nicht im Dokumentarischen. Wir wissen inzwischen über den Nationalsozialismus genauer Bescheid, auch reagiert Rádl's politische Philosophie auf eine weitgehend vergangene Konstellation. Dem tragischen Protest gegen die nationalsozialistische Barbarei (1933) aus der Feder des bekannten Rufers nach Frieden zwischen Deutschen und Tschechen, nicht zuletzt seinem vergeblichen Versuch, die Deutschböhmen doch noch für die tschechoslowakische Demokratie zu gewinnen, sollte unsere Aufmerksamkeit schon darum sicher sein, weil man ihn seinerzeit kaum beachtete. Vielleicht auch deshalb, weil der eigenwillige tschechische Philosoph, Verfasser eines Handbuchs über die „Moderne Wissenschaft“ (1926) und einer zweibändigen „Geschichte der Philosophie“ (1932/1933) zu den wenigen europäischen Intellektuellen gehörte, die sich weder von dem einen noch von dem anderen Totalitarismus vereinnahmen ließen.

Rádl's Position ist nicht leicht zu bestimmen. Der konservative Sozialdemokrat und Marx-Kritiker hält nichts von Krieg, Gewalt und Revolutionen, ebenso wenig jedoch vom Nationalismus. Er kritisiert auch den Liberalismus, sofern dieser individuelle Rechte durch bloße naturale Existenz begründet und von sittlichen Pflichten gegenüber der Gemeinschaft absieht. Die „Überwindung des Liberalismus“ durch den neuen revolutionären Autoritarismus hält er aber für ein Missverständnis. Freiheit, die unter keinem geistigen Gesetz steht, ist für ihn Willkür: Geistige und politische Anarchie ist die „Krankheit unserer Zeit“ und Brutstätte der deutschen wie der russischen Katastrophe.

Die andere Wurzel der „Hitlerei“ sucht Rádl in dem, was er als deutsches „Missverhältnis“ gegenüber der westlichen Zivilisation bezeichnet. Dazu gehört ein mystischer Schicksalsglaube, der das Einzelgewissen, die Verantwortung des Menschen und den Praxisbezug herabsetzt und auch die Nation nicht als geistiges Projekt, sondern als Bluts- und Schicksalsgemeinschaft verstehen will. Rádl's politisches Nationskonzept ist aus anderen Schriften noch am ehesten bekannt. Aus seiner Sicht unterschätzt die herkömmliche deutsche Auffassung bei aller staatlichen Gleichschaltung das Staatsleben, das „unnatürlich“ ist, sobald es nicht von Rasse und Volksinstinkt getragen wird. Rádl ist sich selbstverständlich bewusst, dass sich diese mythische, „nudistische“ Volksauffassung nicht auf Deutschland beschränkt. Er meint jedoch, dass das „Kleid“ der tschechoslowakischen Verfassung nicht nur auf

das ethnisch tschechische Volk zugeschnitten ist, sondern – in Rádls Begrifflichkeit – unter dem ewigen Gesetz des Sollens, der Zivilisation steht.

Das mochten die meisten Deutschböhmern anders sehen. Auf ihr Argument, sie folgten nur dem Beispiel tschechischer Illoyalität gegenüber Österreich, antwortet der Masaryk-Schüler, die Tschechen hätten ihre bloße Stammes-Identität, ebenso wie ihre panslawistischen Träume und Hoffnungen auf Russland hinter sich gelassen; analog sollten die deutschen Landsleute aufhören, nach dem „Großen Bruder“ in Berlin zu schielen. Sie taten es leider nicht; aber auch die Tschechen waren bekanntlich nicht gefeit vor dem Rückfall in „Bettlerideologien einer Gesellschaft, die den Glauben an das Edle verloren hat und nur mehr an die Instinkte des nackten Körpers glaubt“ (S. 65). Rádls unerschütterliches Vertrauen in die Zivilisation, in „unpolitische Politik“ individueller Verantwortung als Voraussetzung der eigentlich „politischen“, lässt ihn glauben, dass der unfruchtbare deutsche Aufstand gegen Humanität und Vernunft mit der Rückkehr zum Glauben an Fortschritt, guten Willen und die Verfassung enden werde – durch geistige, notfalls auch militärische Überlegenheit („bránit pravdu třebas i železem“, S. 92).

Seine Ausführungen zu Hitler, zur Demokratie („nicht-individualistische Demokratie ist Unsinn“) und zu zivilisierter, pluraler Führerschaft, zur tschechoslowakischen Staatsidee, zum Unterschied von Volkstumsarbeit und politischer Programmatik, zur Ideenblindheit des Marxismus, zu Judentum und Moderne etc. enthalten originelle, polemisch zugespitzte Einsichten. So wird demokratische Politik gegen Carl Schmitt als „Technik der Freundschaft“, Kampf um Vertrauen und Dienst an den Schwachen bezeichnet. Andere Anmerkungen, etwa zur Weltfremdheit des deutschen Gelehrtenliberalismus oder zum Zusammenhang zwischen den Mythen der deutschen Romantik und dem Glauben an anonyme Massen bzw. Rassen (Klassenkampf als „leiblicher Bruder des Stammespatriotismus“, S. 75) lohnen zumindest eine kritische Auseinandersetzung. Die Untersuchung, die die ideale Unterlage für ein historisch-philosophisches Seminar abgeben würde, mündet in engagierten Betrachtungen zum deutschen Protestantismus, insbesondere zur Verantwortung lutherischer Prägungen für den Zustand des deutschen Geistes.

Rádls angehängte, 1935 deutsch erschienene Broschüre „Zur politischen Ideologie der Sudetendeutschen“ erweitert die Gedankengänge der ersten Schrift insbesondere um Betrachtungen zur Fortschrittsidee und ihrer Gefährdung durch ein verabsolutiertes „animalisch“ definiertes Volkstum, das die Zukunftsausrichtung durch Vergangenheitskult und Rasseninstinkte ersetzt. Seine Kritik richtet sich gegen die romantischen Wurzeln der Auffassungen Othmar Spanns, aber auch eines der „beiden Gesichter von Karl Marx“. Vor allem wird erneut für einen freiheitlichen, politischen Nationsbegriff geworben, der sich nicht durch mythische bzw. naturale Gegebenheiten von Stamm und Rasse blenden lässt, sondern auf eine noch offene Zukunft gerichtet ist: „Unsere Ahnen sind nicht die Arier [...], sondern freie Männer eines jeden Landes. [...] Was eine Nation charakterisiert, ist nicht ihr Sein, sondern ihr Wollen“ (S. 120). Unabhängig davon, wie es um die Realisierbarkeit von Rádls Ideen in der Zwischenkriegszeit stand und um seine Prognose, Politik auf ethnographischer Grundlage habe ausgespielt: Der politische Denker und Nationalismuskritiker muss noch seinen verdienten Platz in der europäischen intellectual history finden.

Die Rückübersetzung des auch im Original sprachlich nicht ganz fehlerfreien deutschen Textes der zweiten Abhandlung enthält leider neue Schnitzer: Ich erwähne nur „národní vědomí spojené s druhem“ für „artgebundenes Volksbewusstsein“ (S. 99). Auch die deutsche Zusammenfassung (S. 136-140) muss als eher mangelhaft bezeichnet werden.

Ein Kapitel für sich bildet die einleitende Studie der früheren Direktorin des Masaryk-Instituts, Eva Broklová. Zu ihrer in gereiztem Ton vorgetragenen Unterstellung, die Herausgabe von Rádl's „Kampf zwischen Tschechen und Deutschen“ (1993), nicht aber seiner „Deutschen Revolution“, stelle möglicherweise eine „zielstrebige Bemühung um eine Wandlung des Inhalts des nationalen Gedächtnisses“ dar (S. 9) – was immer darunter zu verstehen ist –, kann man wohl nur sagen, der Gedanke falle auf die Autorin zurück. Broklová klagt, sowohl Rádl's „Kampf“ von 1928 als auch der „Missbrauch“ des Buches zu Zwecken tschechischer Selbstkritik nach 1989 drücke Ignoranz gegenüber der Verfassung der Ersten Republik aus und sitze der deutschen Missinterpretation des demokratischen Staatsbürgerprinzips auf; ja Rádl habe sich darin der Masarykschen Gründung entfremdet und noch nach sechzig Jahren den Interessen der Republik geschadet (!). Seine spätere kompromisslose Kritik der deutschen Ideologie sei nur die fällige Wiedergutmachung des „Fehltritts“ von 1928 gewesen.

Dazu muss kaum hinzugefügt werden, dass Rádl's Beschwörung der tschechoslowakischen Demokratie nicht so sehr auf die politische Wirklichkeit zielte als auf die Richtung ihrer wünschenswerten Weiterentwicklung und dass die Akzente seiner Schriften von 1928 und 1933/35 natürlich variieren, aber ohne Zweifel vom gleichen Geist und Pathos getragen werden. Im Übrigen: „Der Verfasser [...] steht für alles damals Gesagte ein“, betonte Rádl 1935.

Berlin

Bedřich Loewenstein

Šimsa, Jaroslav: Angst und Hoffnung. Briefe, Träume, Ereignisse 1940-1945. Mit einem Vorwort von J. B. Souček und kurzem Lebenslauf J. Šimsas von Dr. Milena Šimsová.

EMAN, Benešov 2003, 219 S. und 16 S. Bildbeilagen.

„Führe uns zu gegenseitiger Vergebung und Versöhnung“, so lautet ein Gebet Jaroslav Šimsas Ende Juni 1941; im Dezember 1942 schrieb er an seine Frau, er habe nicht einen Augenblick daran gezweifelt, „dass all das Blutvergießen und all die Opfer, die großen und unsere kleinen, einen Sinn haben.“ Über seine Kerkermeister heißt es ihm Oktober 1944: „Ich habe mich niemals in ihren Händen gefühlt“, auch im Bewusstsein, dass „das menschliche Leben in grauenhafte Nähe zum blinden Naturgeschehen gerät“. – Die erste Eintragung stammte aus Šimsas Untersuchungshaft in Stadelheim (wo ihn derselbe Gefängnisfarrer betreute, der später die Weiße Rose begleitete). Die tschechische Widerstandsgruppe, der er angehörte, war schon im Februar 1940 verhaftet, aber erst im Mai 1943 verurteilt worden – wobei Šimsas umfangreiche Tätigkeit unentdeckt blieb und er unter Wahrung rechts-

staatlicher Formen freigesprochen wurde. Doch wurde er nicht entlassen, sondern ins KZ Dachau eingeliefert.

Jaroslav Šimsa war seit 1929 leitender Sekretär der Prager YMCA (CVJM), ein unermüdlicher Organisator der christlichen Studentenbewegung, ein weltoffener und naturverbundener evangelischer Christ und Demokrat. Seine Menschlichkeit und sein in den Jahren der Haft intensivierter, ins Existentielle gesteigerter Gottesglaube fügt sich in den erhalten gebliebenen Briefen, Gebeten, Betrachtungen zu einem *document humain* von großer Eindringlichkeit. Šimsa starb am 8. Februar 1945, nachdem er sich, nicht zufällig, bei der Pflege eines jüdischen Jungen aus der Karpato-Ukraine mit Flecktyphus angesteckt hatte.

Šimsas Frömmigkeit erinnert stellenweise an klassische Glaubenszeugnisse, sinkt aber nie in passive Kontemplation ab. Unter dem Eindruck von „Scharen Elender, die wie Vieh von Ort zu Ort gejagt, gequält, verlacht“ werden, steigt in dem Pazifisten Zorn auf und Verachtung „dieses tierischen, versklavenden, unmenschlichen, unchristlichen Regimes“ und seiner Träger (August 1944). In derselben Dachauer Eintragung steht übrigens die Zahl von sechs Millionen in Auschwitz umgekommenen „Menschen jüdischen Ursprungs und ‚Philosemiten‘“ (S. 147).

In einer Sammlung von Interpretationen diverser „Inschriften“ heißt es in Šimsas Notizbuch zu *Pactum serval!* Werde das ritterliche Empfinden, ein gegebenes Wort halten zu müssen, nicht wieder lebendig, so werde auch das gegenwärtige Blutvergießen vergeblich sein; Treue, erklärt er gleich darauf, sei eine größere Sache als der Sieg. Šimsa war all die Jahre intellektuell wach und produktiv geblieben, wovon auch eine (hier nicht abgedruckte) liebevolle „Weihnachtsbetrachtung über das Bücherlesen“ für Heranwachsende zeugt. Unter den übrigen Dokumenten beeindrucken seine präzisen Erinnerungen an die eigene Kinder- und Jugendzeit, die er für seine Söhne schrieb (er stammte aus allereinfachsten Verhältnissen und war ursprünglich devoter Katholik gewesen). Von hohem Interesse ist schließlich ein Traktat, vermutlich von Ende 1944, das eine Interpretation von Jeremias 17, 5 ff. zur Abrechnung mit den illusorischen Hoffnungen seiner eigenen Zeit werden lässt (er verwendet den Ausdruck „dreißig Jahre der großen Welterschütterung“, S. 192). Seine intellektuelle und sittliche Kraft fehlte 1945.

Der evangelische Theologe J. B. Souček hat dem von Šimsas Sohn und Schwiegertochter zusammengestellten Buch eine Würdigung des Freundes vorausgeschickt und ein allzu knapper Lebenslauf aus der Feder von Milena Šimsová schließt den Band ab. Leider fehlt der deutschen Ausgabe eine ausreichende Kommentierung der zahlreichen in Šimsas Briefen genannten Namen bzw. Abkürzungen ebenso wie eine eingehendere Erläuterung der Wege, auf denen es gelang, die Texte aus den verschiedenen Gefängnissen zu schmuggeln und zu bewahren. Auch die stellenweise unbeholfene Übersetzung von Dagmar Schmidt befriedigt nicht wirklich („der Ymka“ statt „die YMCA“; „Gott der Herr“ statt „Herrgott“ usw. Mit dem Terminus „Angst“ im Titel kann ich mich – trotz der Etymologie úzkost-Enge-Angst – ebenfalls nicht anfreunden. Es müsste Furcht und Hoffnung lauten). Dem bewegenden Zeugnis Jaroslav Šimsas wäre, über Kreise der evangelischen Kirche hinaus, eine größere deutsche Leserschaft zu wünschen.

Filipp, Karlheinz: Misericordia Bohemiae. Große Geschichte und kleine Leute. Hospodine pomiluj ny. Zweisprachige deutsche und tschechische Ausgabe, ins Tschechische übertragen von Michal Bičovský.

Sächsische Landeszentrale für politische Bildung, Dresden 2003, 160 S., zahlr. Abb.

Das Große am Kleinen anschaulich zu machen, ist wichtig und richtig. Karlheinz Filipp, Professor für Didaktik der Geographie an der Universität Hamburg, folgt mit „Erbarmen für Böhmen“ dem Ansatz, zentraleuropäische „große Geschichte“ und die Biographien „kleiner Leute“ zueinander ins Verhältnis zu setzen und auf diese Weise anhand eines Familienschicksals Geschichte zu vermitteln und begreifbar zu machen. Er konnte dafür die Unterstützung der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung gewinnen. Die von Filipp, einem Sohn Umgesiedelter, aufgeschriebenen Erinnerungen und Rekonstruktionen bewegen sich um seinen Geburtsort Weißkirchlitz (Novosedlice), eine kleine Gemeinde nördlich von Teplice (Teplitz). Filipp legt rückblickend ein mehrfach die ethnischen Grenzen transzendierendes und in seinen Absurditäten typisches Familienschicksal dar, illustriert durch private Fotografien, die leider ohne Bildunterschriften blieben. Der Autor gehört der Erlebnisgeneration an, jedoch dürfte ihm, der bei Kriegsende noch ein Kind war, ein Großteil der Ereignisse erst später erfahr- und nachvollziehbar geworden sein, beispielsweise über die familiäre Tradierung durch seine Mutter, die die Tschechoslowakei 1946 aus eigener Entscheidung verließ. Seine Aufzeichnungen sind sehr deutlich vom Bemühen bestimmt, im Frieden mit der Vergangenheit zu leben.

Filipp, Träger der „Gedächtnis-Medaille“ der Prager Karlsuniversität, schreibt in einem nachdenklichen Stil. Er spricht sich für eine „Versöhnungskirche St. Valentin“ in seinem Geburtsort aus. Bewegend schildert er einen Friedhofsbesuch zur Zeit des Staatssozialismus (S. 26). In seinem Klagelied verschwimmen allerdings gelegentlich persönliche Lebenslasten und die Lasten des ethnischen Nebeneinander (S. 140 ff.), und seine Gefühle und Erinnerungen beschreiten manchmal verwirrende Wege zwischen Authentizitätsanspruch und Eigensinn. So bleibt an einigen Stellen unklar, ob Filipp sich der Ironie bedienen möchte, wenn er zum Beispiel unvermittelt schreibt, in der Kriegsgefangenschaft sei sein Vater durch einen tödlich endenden Fluchtversuch „sich und seiner Ehre treu geblieben“ (S. 145) oder, an anderer Stelle, „als gefährliche Minderheit und politische Staatsfeinde mussten die Deutschen besonders gezügelt werden“ (S. 22).

Aufschlussreich sind indessen über mehrere Stellen des Buchs verstreute Schilderungen seines Vaters, der als Student auch schon mal mit einer Tschechin flirtet, als tschechoslowakischer Soldat zum Tode Masaryks einen Trauerkranz durch die Straßen trägt, sich 1940 aber freiwillig zur Wehrmacht meldet, an der Ostfront als „150-prozentiger Deutscher“ kurz vor Kriegsende zum Bataillonsführer und Standortkommandanten aufsteigt und schließlich auf seinem letzten Heimaturlaub seinem dreijährigen Sohn das Offizierskäppi aufsetzt und ihm Soldatenlieder beibringt, bis dieser vor sich hinplappert: „Russen schießen, nach Russland gehen!“ (S. 73 f.). 29 Jahre alt, ist der Vater in der Kriegsgefangenschaft umgekommen.

Filipp bemüht sich, nicht nur Quellen, sondern auch Erklärungsversuche für die Eskalation des sudetendeutsch-tschechischen Konflikts zu bieten, in denen er die gesamte erste Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Blick nimmt. Allerdings gehen diese ereignisgeschichtlichen Exkurse nicht mit einem Perspektivenwechsel einher, sie bilden allenfalls ein auf die eigene Familiengeschichte bezogenes Passepartout. Die begrenzte Kontextualisierung lässt – im Gegensatz zu anderen sudetendeutschen Geschichtsnarrationen – einige Ereignisverläufe als tatsächlich abgeschlossen und nunmehr unveränderbar erscheinen. Sie werden sozusagen einem sudetendeutschen Historisierungsversuch unterzogen. Im Geschichtsurteil des Autors dienen erlittene Erniedrigungen und daraus entstandene Gefühlsstaus als fast alleingültiges Erklärungsschema der Konflikteskalation (S. 85, 142), die demnach aus einem ständigen sudetendeutsch-tschechischen Wechselspiel zwischen Hochmut und Erniedrigung bestand. Dabei erkennt Filipp durchaus auch von Sudetendeutschen begangenes Unrecht und die Demütigung anderer an. Charakteristisch für dieses Vorgehen ist der etwas skurrile, das Buch abschließende Vergleich seines Lebenswegs, in dem sich ethnische und religiöse Konflikte widerspiegeln, mit dem Schicksal von Jan Amos Komenský (S. 157).

Viel Raum gibt Filipp meist indirekt geäußerten, kollektiven Vergewaltigungsvorwürfen gegen sowjetische Soldaten, gegen die tschechoslowakischen „Revolutionären Garden“ oder gegen Tschechen insgesamt (S. 80, 82, 87); beiläufig bringt er die Vertreibung der Deutschen in die Nähe der Shoah (S. 157). Er beschreibt das Münchner Abkommen als tiefe Erniedrigung der Tschechen und Slowaken. Den Anfangspunkt der doppelseitig-interdependenten Demütigungsgeschichte setzt er willkürlich, indem er wiederholt die Herabsetzung böhmischer Deutscher im Jahre 1918 als Initiationsereignis beschreibt (S. 63, 142). Im Widerspruch dazu stehen ausgiebige Zitate des deutschen Chronisten seines Herkunftsorts, der für die Zeit vor den Kriegen ungewollt von einer dauerhaften Unterdrückung der tschechischen Minderheit im Ort Kunde gibt (S. 40 ff.).

„*Misericordia Bohemiae*“ ist voll von eigenwilligen Gewichtungen, Auslegungen und Wertungen. Obwohl einige Passagen auf diese Art eine gewisse mikrogeschichtliche Originalität aufweisen, lässt das Gefangensein des Autors in der eigenen Familiengeschichte Versuche scheitern, diese in einen größeren geschichtlichen Zusammenhang einzuordnen. Der Umgang mit Quellen erfolgt unkritisch, die umfangreiche Forschung zum Thema wurde übergangen. Das Unternehmen bleibt letztlich ein sehr privates, was an sich kein Problem darstellt, denn es wurde als solches gekennzeichnet. Zu fragen bleibt nur, weshalb dieses Werk einer Landeszentrale für politische Bildung wichtig genug erschien, es in ihr Programm aufzunehmen.

Berlin

Christian Domnitz

Thum, Gregor: Die fremde Stadt. Breslau 1945.

Siedler, Berlin 2003, 640 S., zahlr. Abb.

Die Debatten um die Traditionen Europas und die europäische Integration nach 1989 scheinen immer wieder auf nationale, längst überwunden geglaubte Konflikte zu stoßen. Nicht erst seit einer literarisch-künstlerischen Auseinandersetzung mit

dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Vertreibung der Deutschen ist Bewegung in eine Diskussion gekommen, die aus deutscher Perspektive als Wiederaaneignung einer untergegangenen Kultur gedeutet werden kann. Diverse Arbeiten zum Bombenkrieg, zur Versenkung der „Wilhelm Gustloff“, sowie die Auseinandersetzungen um ein „Zentrum gegen Vertreibungen“ lassen sich in einen Diskussionskontext einordnen, in dem auch der Deutschen als Opfer erinnert werden soll. Vordergründig scheint damit ein Aufbrechen manichäischer Nachkriegsbilder intendiert zu sein, nach denen das Gedenken an Auschwitz die Erinnerung an die Vertreibung zu verbieten schien – und vice versa. Dass in diesem für Böhmen durchaus relevanten Kontext bereits wegweisende Arbeiten, u.a. von Detlef Brandes und Tomáš Staněk, erschienen sind, lässt sich an den Rezensionen in der Bohemia ablesen. Wie aber sah es in anderen „Vertreibungsregionen“ aus? Hier sei ein vergleichender Blick auf einen Ort geworfen, dem paradigmatische Qualitäten laut Verlagsinformation keinesfalls abzusprechen sind:

Wer einen Ort finden will, an dem sich das ganze Drama Europas im letzten Jahrhundert zusammenfassen lässt und in dem sich dessen Selbstzerstörung spiegelt, der findet ihn in Breslau, in der einst größten und glanzvollsten deutschen Metropole östlich von Berlin. Nationalismus, Xenophobie und Antisemitismus, die Zerstörungswut des Zweiten Weltkriegs, die Ermordung der Juden, der totale Zusammenbruch von 1945, die Verschiebung der Staatsgrenzen in Mitteleuropa und die Zwangsumsiedlungen, schließlich die Spaltung des Kontinents und die geistige Erstarrung im Ost-West-Gegensatz – Breslau befand sich immer im Zentrum des Geschehens. (Verlagsinformation)

Leitfrage der Studie von Gregor Thum über Breslau (Wrocław) ist die nach den Konsequenzen des kompletten „Bevölkerungsaustauschs“ (so die leicht euphemistische Kategorisierung). Angesichts einer europäischen „Zwangsmigration“ im Millionenmaßstab erscheint es nahe liegend, anhand einer Fallstudie zu untersuchen, wie ein solcher Bevölkerungsaustausch konkret, d.h. vor Ort, aussah und welche Konsequenzen er für die weitere lokale Geschichte der betreffenden Region hatte. Immerhin kommt es zu einem totalen Wechsel der Bevölkerung einer Großstadt, die zudem zu großen Teilen in den letzten Kriegstagen, der „Festungszeit“, zerstört wurde. Wie gelang es also, Breslau neu zu erschaffen und aus der Neuschöpfung eine nach 1989 lebendige, vor allem auch kulturell virulente Metropole werden zu lassen, die sich heute durchaus wieder ihrer deutschen Wurzeln besinnt? Schließlich mussten die neuen Bewohner Breslaus erst davon überzeugt werden – und sich natürlich auch selbst überzeugen –, dass Breslau gleich Krakau (Kraków) oder Posen (Poznań) als eine polnische Stadt wahrgenommen werden konnte.

Dazu bedurfte es der ‚Erfindung‘ einer die polnische Präsenz legitimierenden Tradition, die den Beginn der polnischen Stadtgeschichte im Jahre 1945 auf das Mittelalter und noch weiter vorverlegte. Und es bedurfte eines kollektiven Gedächtnisses, das die kollektive Verinnerlichung dieser Tradition erlaubte und auf diese Weise Breslaus neue Bürger sowohl untereinander als auch mit der Stadt verband. (S. 49 f.)

In dieser Umformung Breslaus zu einer polnischen Gedächtnislandschaft – zu Wrocław – werden die Spuren der deutschen Vergangenheit im öffentlichen Raum ausgelöscht, überschrieben, stehen sie doch der Implementierung der neuen, polnischen Version der Stadtgeschichte im Wege. Die so genannte Westgebiete-Propaganda diente daher nicht nur der Herrschaftslegitimation, sondern auch der

Normalisierung, bestand doch ein starkes Bedürfnis der neuen Bevölkerung nach individueller lokaler Verortung, wobei Aspekte der Mythologisierung von Stadtgeschichte eine wichtige Rolle spielten, wenn beispielsweise Breslau als Ersatz für das verlorene Lemberg (Lviv, Lwów) konnotiert wurde. Der Prozess der kulturellen Aneignung erscheint in diesem Kontext „als notwendige Voraussetzung für das Überleben des architektonischen Erbes in den Westgebieten“ (S. 488). Gregor Thum gelingt es überzeugend, diesen Prozess einer „Erfindung“ von Traditionen, aber auch deren Grenzen nachzuzeichnen.

Am Beginn der Polonisierung der Stadt stand die fundamentale Erfahrung der Fremdheit, die die neuen, zum Teil selbst vertriebenen polnischen Siedler erlebten. „Fremd war das Land, und fremd waren die Menschen, Deutsche wie Polen, auf die sie hier trafen“ (S. 252). Erfahrungen der Entwurzelung, die Beziehungslosigkeit zwischen Bewohnern (häufig dörflicher Herkunft) und städtischer Umgebung werden in vielen Dokumenten deutlich; man kann anfänglich offenbar gar von einer Solidarität zwischen deutschen und polnischen Vertriebenen sprechen, teilten sie doch dasselbe Los.

Bei diesen Prozessen der „Repolonisierung“ und „Entdeutschung“ spielen die Intellektuellen, nicht zuletzt die Historiker, eine maßgebliche, sinnstiftende Rolle, sie waren die Mitschöpfer des „polnischen Breslau, wobei ihr Erfolg ganz wesentlich darauf beruhte, dass sie bei den neuen Einwohnern von Breslau ein starkes Bedürfnis nach lokaler Verwurzelung bedienten“ (S. 305). Vor allem die Gotik avancierte zum Symbol für die vorgeblich polnisch-piastischen Ursprünge der Stadt, eine umfangreiche „Regotisierung“ ist die konsequente Folge. Damit verbunden ist ein architektonischer Reinigungsprozess, in dem vor allem preußisch-deutsche Relikte bzw. als solche kategorisierte beseitigt wurden, wobei man leicht über das Ziel hinausschoss und Klassizistisches oder auch den Jugendstil vorschnell zerstörte.

Bei dieser Neukonstruktion individueller und kollektiver Identitäten im lokalen Raum zeigen sich mitunter merkwürdig anmutende Parallelen, die aber Prozessen nationaler Homogenisierung inhärent sein dürften. Ähnlichkeiten in der Argumentation belegen schon die toponomischen Brüche, lassen sich doch Analogien zwischen der Germanisierung polnischer Ortsnamen vor 1945 und der Polonisierung deutscher Ortsnamen danach nicht übersehen. Im Ergebnis findet man ja bis auf wenige Ausnahmen eine Tilgung sämtlicher deutscher Inschriften:

Hier wie dort sollte mit der Einsetzung sprachlich ‚reiner‘ Namensformen ein vermeintlicher Urzustand wiederhergestellt werden. Doch in Wahrheit ging es allein darum, die in den Namen enthaltene Erinnerung an eine ethnisch heterogene Siedlungsgeschichte im slawisch-germanischen Grenzraum auszulöschen. [...] Wo Ortsnamen nicht mehr länger Zeugnisse einer wechselhaften Geschichte sein durften, sondern als Rechtstitel im Kampf um Territorium fungieren mussten, war nationale Eindeutigkeit gefragt. (S. 343 f.)

Mit der vorliegenden Arbeit, einer an der Viadrina in Frankfurt entstandenen Dissertation, hat Gregor Thum eine verdienstvolle und vor allem auch spannend zu lesende Stadtgeschichte Breslaus vorgelegt, eine Studie, die sich darüber hinaus als ein Beitrag zur deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte, als Teil einer Geschichte der Vertreibungen im Europa des 20. Jahrhunderts und schließlich auch als ein Beitrag zu Fragen der Gedächtnispolitik im Kontext vielfältiger Arbeiten zum kollekti-

ven Gedächtnis versteht. Wünschenswert wäre lediglich gewesen, der Verfasser hätte neben den offiziellen und offiziösen Quellen auch die Medien, vor allem die Tagespresse, und literarische Texte berücksichtigt, um das ohnehin schon facettenreiche Bild Breslaus nach 1945 noch abzurunden. Bezogen auf den tschechisch-deutschen Kontext nach 1945 darf der vorliegenden Studie, ungeachtet aller andersartigen staatsrechtlichen und ethnisch-nationalen wie kulturellen Spezifika, eine paradigmatische Qualität zugesprochen werden, die möglicherweise zu Stadtgeschichten in dem Bereich der böhmischen Länder inspiriert.

Weimar

Steffen Höhne

Kalinová, Lenka: Východiska, očekávání a realita poválečné doby. K dějinám české společnosti v letech 1945-1948 [Ausgangslagen, Erwartungen und Realität der Nachkriegszeit. Zur Geschichte der tschechischen Gesellschaft in den Jahren 1945-1948].

Ústav pro soudobé dějiny AV ČR, Praha 2004, 119 S. (Česká společnost po roce 1945, 1).

Die bisherige historiographische Aufarbeitung der kommunistischen Ära der Tschechoslowakei ist in der Tschechischen Republik (wie offensichtlich auch in der Slowakischen Republik) mit einer gewissen Selbstverständlichkeit ganz überwiegend in politikgeschichtlichen Bahnen verlaufen. Mit der nun vom Prager Ústav pro soudobé dějiny (Institut für Zeitgeschichte) eröffneten Reihe „Česká společnost po roce 1945“ (Die tschechische Gesellschaft nach dem Jahr 1945) deutet sich die Bereitschaft zu einem konzeptionellen Wandel der Zeitgeschichte in Richtung „Gesellschaftsgeschichte“ an, dessen Erfolgchancen vorerst zwar schwer abzuschätzen sind, der jedoch offensichtlich aus einem zunehmenden Unbehagen an den bislang dominierenden Forschungsstrategien kommt, und dies nicht nur bei den Historikern, sondern auch bei Politologen, Soziologen und Ökonomen: Wenn man etwas Grundlegendes über die Beziehung der Gesellschaft (und der verschiedenen sozialen Klassen) zum tschechoslowakischen Staatssozialismus sagen wolle, genüge es nicht, den „Machtmechanismus des kommunistischen Regimes“ zu analysieren, heißt es im Vorwort zu der neuen Reihe (S. 5 f.), das der Direktor des Ústav pro soudobé dějiny, Oldřich Tuřina, geschrieben hat und das mit einem Aufruf zu interdisziplinären Aktivitäten bei der Untersuchung der gesellschaftlichen Entwicklung unter dem tschechoslowakischen „Realsozialismus“ schließt.

Die Studie von Lenka Kalinová über die Nachkriegsjahre der Tschechoslowakei vor der kommunistischen Machtübernahme ist verdienstvoll im Sinne einer historiographischen „Entprovinzialisierung“ dieser Periode, der die Geschichtsschreibung – als dem Ausgangspunkt und Vorfeld des Februarumsturzes 1948 und der nachfolgenden Etablierung des Staatssozialismus sowjetischer Provenienz – aus unterschiedlichen Blickwinkeln immer besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Die Verfasserin stellt die mit dem Kaschauer Regierungsprogramm (April 1945) programmatisch vollzogene Wende zur tschechoslowakischen Volksdemokratie ganz entschieden und vorrangig in den gesamteuropäischen Zusammenhang der sich bereits während des Zweiten Weltkrieges anbahnenden praktisch-politischen Rückversicherung gegen die wirtschaftlichen und sozialen Verwüstungen der Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre und damit in den Kontext der europaweiten For-

mierung bzw. Festigung des Sozialstaats. Wenn man so will: Die „Drahtzieher“ sind nicht Stalin, Gottwald und Beneš, sondern der New Deal, Keynes und Beveridge. Mit der gelungen dargestellten Einbettung in den ökonomischen und gesellschaftspolitischen mainstream der frühen Nachkriegsjahre, die den gesellschaftlich-politischen Besonderheiten des tschechoslowakischen Falles durchaus Rechnung trägt, das nationale Moment aber nicht, wie in der Literatur üblich, als den eigentlich entscheidenden Bedingungsfaktor gelten lassen will, werden implizit, teils auch ausdrücklich eine ganze Reihe der früheren oder heute noch gängigen Interpretationsmuster des Untersuchungszeitraums beerdigt. Selbstredend gehört dazu auch der in der kommunistischen Ära kanonisierte Topos von der „nationalen und demokratischen Revolution“ zwischen 1945 und 1948, die sich unter der Ägide der KPTsch im Einklang mit der teleologisch gerichteten Aufwärtsbewegung des Sozialismus vollzog. Ebenso wird freilich der letzte Nagel in den Sarg einer Interpretation getrieben, die ihre Konjunktur vor allem im Kalten Krieg auf westlicher Seite (und im tschechoslowakischen historiographischen Dissens) hatte: Danach war der Februarumsturz 1948 das Resultat einer von langer Hand vorbereiteten, nach einem detaillierten Drehbuch in Szene gesetzten Zersetzungs- und Unterwanderungsstrategie, deren Erfolg vor allem auf politischer Camouflage, Geheimdienstcoups, Einschüchterung und Terror beruhte. Den dünnen Ertrag dieser Gattung, aus der am Ende eine Art Spezialwissenschaft von den kommunistischen take-overs hervorgegangen ist, können wir daran ablesen, dass sich ein großer Teil der einschlägigen Literatur bis heute vor allem auf das Lamentieren über die politische Moral von Kommunisten kapriziert. Kalinová hält schließlich auch nicht allzu viel von dem Konzept des „nationalen Weges zum Sozialismus“, das den Zeitraum 1945-1948 während der tschechoslowakischen Reformbewegung der späten 1960er Jahre zu einer eigenständigen gesellschaftlichen Formation und zum libertären Gegenbild des orthodoxen Staatssozialismus nach 1948 stilisierte: Eines ihrer grundsätzlichen Argumente in diesem Zusammenhang ist, dass sich die strukturellen Mängel des ökonomischen Systems nach der kommunistischen Machtübernahme bereits vor 1948 deutlich abzeichneten (S. 108).

Während Kalinová energisch reinen Tisch macht, was die Globalinterpretationen der frühen Nachkriegsjahre der Tschechoslowakei betrifft, ist ihr gesellschaftsgeschichtlicher Ansatz weniger resolut. Dazu einige knappe Anmerkungen, beschränkt auf das mir aus eigener Forschung bekannte Beispiel der Arbeiterschaft.

Kalinová, selbst Wirtschaftswissenschaftlerin, richtet ihr Augenmerk in erster Linie auf die Effizienz des ökonomischen Systems, das die Leistungsfähigkeit des sozialen Systems, also das Ausmaß der Befriedigung der sozialen Bedürfnisse der Bevölkerung qua Sozialpolitik gewährleistet. Damit konzentriert sich ihr Konzept von Gesellschaftsgeschichte auf ein challenge/response-Muster zwischen sozialen (und anderen) Interessenlagen und den institutionellen Rahmenbedingungen. Dieser Interpretationsvorschlag ist beispielsweise für die DDR schon im Ansatz durchgespielt worden,¹ hat aber in unserem Fall seine Tücken.

¹ *Lepsius, M. Rainer: Die Institutionenordnung als Rahmenbedingung der Sozialgeschichte*

Es ergibt sich aus dem Glanz, den das Jahr 1968 traditionellerweise im Rahmen der kommunistischen Ära in der Tschechoslowakei genießt, dass die Geschichtsschreibung allzu umstandslos, wie ich finde, dazu tendiert, für 1968 auch flexiblere und angemessenere Formen der Vermittlung gesellschaftlicher Interessen in die Institutionenordnung, d.h. in die Macht- und Entscheidungsarenen anzunehmen. Im Ausblick auf die Entwicklung über 1948 hinaus postuliert Kalinová dies für die betriebliche Mitbestimmung über die Betriebsräte bzw. die Betriebsausschüsse des ROH: Erst 1968 sei versucht worden, ihre Machtposition wiederherzustellen, die sie unmittelbar nach dem Krieg besessen und nach der kommunistischen Machtübernahme sukzessive verloren hatten (S. 104). An diesem Punkt wird deutlich, dass sich die Bewegungslogik der Gesellschaft durchaus nicht in einem Interpretationschema unterbringen lässt, das 1968 als den Olymp der Partizipationschancen der Bevölkerung in einem sich wandelnden kommunistischen System unterstellt. Permanenter industrial unrest der Industriearbeiterschaft (Streiks, Unruhen) in den frühen 1950er Jahren zwang die kommunistische Partei bereits in ihrer „hochstalinistischen“ Phase (1948-1953) zu so großen Zugeständnissen in der Frage freier Wahlen zu den betrieblichen Gewerkschaftsorganisationen, dass diese spätestens in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre repräsentative Vertretungsorgane der Belegschaften darstellten.² Den Höhepunkt ihrer Macht erreichten sie mit dem Gesetz Nr. 37/1959 über die Stellung der Betriebsausschüsse des ROH, wonach die Betriebsleitung rechtsverbindliche Maßnahmen im Bereich der Leistungsnormen und allgemeinen Arbeitsverhältnisse, der Löhne und Prämien nur mit Zustimmung der Betriebsausschüsse des ROH treffen konnte. Seit 1965 wurden speziell die Bestimmungen dieses Gesetzes wie die Position der Betriebsausschüsse überhaupt unter dem Druck der Wirtschaftsreform aufgeweicht, wobei sich vor allem die Staatliche Lohnkommission als Vorreiterin der Privilegierung des industriellen Managements auf Kosten der Einflusschancen der Arbeiter hervortat. Die „Werkstätigenräte“ des Jahres 1968, die Kalinová bei ihrem Ausblick auf die langfristige Entwicklung im Auge hat, waren – mehr wollten die „modernisierenden“ Wirtschaftsexperten nicht zugestehen – eher managerielle Hilfsorgane als wirkungsvolle betriebliche gewerkschaftliche Interessenvertretungen, die reale Partizipation ermöglichten. Das Programm der Räte, das sehr stark auf Lohndifferenzierung setzte und der seit 1945 herrschenden Nivellierung der Löhne den Kampf ansagte, fand bei der Mehrheit der Arbeiterschaft keine Resonanz.

Der Systemwandel auf der institutionellen Ebene musste also keineswegs – selbst wenn man nur den Punkt der lohnpolitischen Nivellierung (und seine sozialen und politischen Implikationen) heranzieht – Konvergenz mit dem Selbstverständnis und den gesellschaftspolitischen Vorstellungen der sozialen Großgruppe der Arbeiter bedeuten. Man kommt der Eigenlogik der Entwicklung dieser Großgruppe auch

der DDR. In: *Kaelble*, Hartmut/*Kocka*, Jürgen/*Zwahr*, Hartmut (Hgg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart 1994, 17-30.

² *Heumos*, Peter: Stalinismus in der Tschechoslowakei. Forschungslage und sozialgeschichtliche Anmerkungen am Beispiel der Industriearbeiterschaft. In: *Journal of Modern European History* 2 (2004) H. 1, 82-109.

nicht näher, wenn man – um bei unserem Beispiel zu bleiben – lohnpolitische Nivellierung primär unter ökonomischen Gesichtspunkten betrachtet und mit der sich früh, d. h. schon vor 1948 abzeichnenden Leistungsschwäche der (verstaatlichten) Industrie in Zusammenhang bringt (S. 107). Die geringe Differenzierung der Löhne der Arbeiter war – wie etwa auch in der DDR – der entscheidende Garant ihrer starken Stellung im Produktionsprozess,³ und diese wiederum ließ sich in der Tschechoslowakei nicht trennen von dem Anspruch der Arbeiter auf Teilhabe an der Verwaltung der Betriebe, die sie sich schon in den volksdemokratischen „Gründerjahren“ erkämpften. Umgekehrt waren sich die Arbeiter sehr wohl bewusst, dass die Differenzierung der Löhne das wirksamste Mittel bildete, um sie den staatssozialistischen Herrschaftsstrategien auszuliefern, und ihr Argument gegen die ersten Ansätze einer differenzierenden Lohnpolitik im Zuge der Wirtschaftsreform der 1960er Jahre war denn auch, dass sich nun – zunächst auf betrieblicher Ebene – die „Ellenbogengesellschaft“ wieder zu etablieren beginne.

Mit diesen wenigen Bemerkungen, die nur einen, aber konzeptionell wichtigen Aspekt der Untersuchung herausgreifen, soll lediglich angedeutet werden, dass die Gesellschaftsgeschichte der kommunistischen Ära in der Tschechoslowakei eine ordentliche Portion grass-roots-Geschichte gut vertragen könnte, und dies übrigens auch auf Kosten ihrer traditionellen „Überintellektualisierung“, d. h. der Neigung, vor allem die Intellektuellen als die (vermeintlich) maßgebenden Interpreten der gesellschaftlichen Entwicklung zu Wort kommen zu lassen (S. 87-95). Die tschechischen und slowakischen Arbeiter waren unter dem Kommunismus durchaus gesprächig, wie uns die Quellen zuhauf vor Augen führen, und es gibt kaum ein Thema, das sie nicht in meistens zitierfähiger Weise kommentiert hätten.

Wegweisend bleibt die Studie Kalinová allemal. Sie führt mit einsichtigen Argumenten aus der national begrenzten Perspektive heraus und setzt – bei allen Einwänden, die aus der Sicht eines anderen historiographischen Milieus natürlich stets leicht fallen – methodische Maßstäbe, denen die nächsten Schritte auf dem Weg zu einer Gesellschaftsgeschichte der tschechoslowakischen staatssozialistischen Periode erst noch genügen müssen.

³ Ders.: „Wenn sie sieben Turbinen schaffen, kommt die Musik“. Sozialistische Arbeitsinitiativen und egalitaristische Defensive in tschechoslowakischen Industriebetrieben und Bergwerken 1945-1965. In: Brenner, Christiane/Heumos, Peter (Hgg.): Sozialgeschichtliche Kommunismusforschung. Tschechoslowakei, Polen, Ungarn und DDR 1948-1968. Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 22. bis 24. November 2002. München 2005, 133-177 (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum 27).

Moosburg

Peter Heumos

Franc, Martin: Āasy, nebo knedlíky? [Algen oder Knödel?]

Scriptorium, Praha 2003, 304 S., zahlr. Abb.

Bücher, bei denen bereits der Titel fesselt, bilden eine Ausnahme. Zu diesen Ausnahmen gehört die Arbeit des jungen Kulturhistorikers Martin Franc, die dieser im Herbst 2003 in der Reihe des Prager Forschungszentrums für die Geschichte der

Wissenschaft vorgelegt hat. Diese gemeinsame Forschungseinrichtung des Instituts für Zeitgeschichte an der Akademie der Wissenschaften und der Karls-Universität Prag widmet sich seit nunmehr vier Jahren der Entwicklung verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen und Institutionen in den böhmischen Ländern und gibt die Ergebnisse seiner Forschungen in der Reihe „Práce z dějin vědy“ (Arbeiten zur Geschichte der Wissenschaft) heraus.

Franc hat sich eines bisher praktisch unbearbeiteten Themas angenommen – er befasst sich mit der Entwicklung der Haltung tschechischer Ernährungswissenschaftler gegenüber Innovationen und Traditionen in der Ernährung während der 1950er und 1960er Jahre. Da Sekundärliteratur zu diesem Themenfeld bisher völlig fehlt, hat Franc sich auf eine sehr gründliche Auswertung zeitgenössischer Periodika und das Studium einiger Nachlässe beschränkt und sein Interesse auf die Ernährung der gesunden erwachsenen Bevölkerung konzentriert. Er fragt danach, welche Veränderungen der Begriff der Hausmannskost in den Mittelschichten durchlief, wie es um die Ernährung in den Dörfern stand und welche Veränderungen im Ernährungsverhalten durch die wissenschaftliche Forschung zustande kamen bzw. was von den Küchen anderer Nationen Europas, Amerikas und Asiens übernommen wurde. Ein eigenständiger Teil der Arbeit gilt dem Diskurs der Fachleute über die Rolle der Grundnahrungsmittel – also Kartoffeln, Milch und Milchprodukte, Knödel, Eier, Fisch, Hülsenfrüchte, Gebäck, Obst und Gemüse. Thematisiert wird zudem, wie die Fachleute und die gewöhnlichen Bürger über vegetarische Ernährung und Feinkost dachten.

Die Veränderungen im Denken über „gesunde Ernährung“ werden in verschiedene Richtungen verfolgt: Es werden die Einflüsse traditioneller Ernährungsmodelle untersucht, von Konzepten, modernen Technologien, von fremden Küchen und nicht zuletzt der Einfluss der wirtschaftlichen Faktoren und Möglichkeiten der Verpflegung und Bevorratung in einem kommunistischen Regime. Damit geht die Arbeit über ihr engeres Untersuchungsgebiet hinaus und leistet einen Beitrag zur Erforschung der Veränderung von Lebensstilen und der allmählichen Herausbildung von Elementen einer Konsumgesellschaft in der sozialistischen Tschechoslowakei. Die Untersuchung der Diskussionen über „gesunde Ernährung“ bleibt dabei nicht allein auf die tschechischen bzw. tschechoslowakischen Verhältnisse beschränkt, der Autor vergleicht diese vielmehr mit europäischen Trends, vor allem mit Entwicklungen in der Bundesrepublik Deutschland.

Franc lässt die führenden Kapazitäten auf dem Gebiet der Ernährung defilieren: Marie Úlehlová-Tilschová als Repräsentantin der traditionalistischen Richtung; Vilém Hons, Josef Mašek oder Ivan Málek, die für den scientistischen Ansatz in der Ernährungswissenschaft stehen. Vorgeführt werden dem Leser auch mitunter lächerlich anmutende ideologische Entwicklungen: z. B. die These von einer (schwer definierbaren) „unverdorbenen Volksernährung“, die noch nicht von den Erfindungen des Frühkapitalismus beeinflusst gewesen sein soll, was in Extremfällen dazu führte, dass das angeblich „gesunde Leben der Menschen“ in der Zeit der Leibeigenschaft nach dem Dreißigjährigen Krieg oder sogar im Altertum (klassenlose Gesellschaft) von den Ernährungswissenschaftlern der 1950er und 1960er Jahre gepriesen wurde. In diesem Kontext führt Franc aus, dass „sich der normale Knödel

zusammen mit dem raffinierten Zucker und dem Fett in der am stärksten bekämpften Kategorie von Lebensmitteln befindet – unter den so genannten Trägern leerer Kalorien [...] Der Knödel gehört zu den eindeutigsten Symbolen des schweren, schwerfälligen Kleinbürgertums“ (S. 40 f.).

Während die Traditionalisten aufgrund der Stereotypen, die bei den normalen Bürgern verbreitet waren, mit ihren Vorstellungen über Ernährung auf Unverständnis trafen, stießen die Scientisten eher an die engen Grenzen der sozialistischen Wirtschaft und deren technische Unbeweglichkeit. Diese Gruppe von Wissenschaftlern identifizierte ihr Ernährungskonzept, in dem Halbfertigprodukte, Konserven und neue Nahrungsmittel wie Soja oder Algen eine wichtige Rolle spielten, mit den Vorzügen des sozialistischen Staates. Im krassen Widerspruch dazu sah der größte Teil der Bevölkerung diese Formen von Ernährung als unerreichbaren Luxus an, denn die Aufwendungen für Lebensmittel waren in dieser Zeit außerordentlich hoch.

Franc kommt zu dem Schluss, dass der Einfluss der ernährungswissenschaftlichen Diskussionen der Fachleute auf die politischen Entscheidungsträger sehr begrenzt war: Denn die Grenzen der „gesunden Ernährung“ wurden von einer chronisch kranken Wirtschaft gesetzt, von Produktionsausfällen und nicht zuletzt vom Interesse der Staats- und Parteiführung an einer Steigerung der Bierproduktion.

Die Publikation von Franc erschließt nicht nur ein Thema, das aus dem traditionellen sozial- und kulturwissenschaftlichen Kanon herausfällt; durch die Illustration mit zeitgenössischen Plakaten, Etiketten und Fotografien hat sie auch einen hohen dokumentarischen Wert.

Opava (Troppau)

Jiří Knapík

Mluví k vám Ferdinand Peroutka. Díl první. Rozhlasové komentáře Radio Svobodná Evropa (1951-1959) [Es spricht zu Ihnen Ferdinand Peroutka. Erster Teil. Rundfunkkommentare des Senders Freies Europa (1951-1959)]. Ausgewählt und herausgegeben von Zuzana Fialová. Nachwort Jiří Pernes.

Argo, Praha 2003, 578 S.

Am 1. Mai 1951 beauftragte die amerikanische Leitung von Radio Free Europe den Journalisten Ferdinand Peroutka, der drei Jahre zuvor ins Exil gegangen war, mit wöchentlichen „talks“ über die Grenze hinweg. In den folgenden 27 Jahren verfasste Peroutka mehr als 1000 Texte, in denen er sich mit politischen, historischen, philosophischen, literarischen, psychologischen und ökonomischen Fragen auseinandersetzte. Der erste Teil der auf drei Bände geplanten Auswahl dieser „talks“ liegt nun im Druck vor. Er basiert auf Quellen aus dem Archiv der Hoover Institution of War, dem Archiv Revolution and Peace in Stanford und dem Staatlichen Zentralarchiv Prag (SÚA).

Ferdinand Peroutka bemühte sich in seinen Rundfunkkommentaren, die isolierte und ideologisch manipulierte Bevölkerung in der Tschechoslowakei wahrheitsgetreu zu informieren; seine Kommentare zeugen von seinem hohen politischen und geistigen Niveau. Man liest über die kommunistische Gleichschaltung der Literatur, die verlogene Propaganda des Regimes, den Polizei- und Justizterror in der ČSR, die sich verschärfende wirtschaftliche Krise, die Konflikte im tschechoslowakischen

Exil, die an Widersprüchen reiche Entwicklung in der Sowjetunion und nicht zuletzt auch über die Politik der westlichen Staaten. Dabei versäumte es Peroutka nicht, dem unterdrückten Volk gefährliche Illusionen zu nehmen: So legte er eine kritische Analyse des Februarputsches von 1948 und den Beweis dafür vor, dass die KPTsch die absolute Macht erst drei Monate später ergriffen hätte, hätten die „bürgerlichen“ Minister nicht den Fehler gemacht, zu demissionieren. Er bewertete den oft idealisierten Edvard Beneš kritisch, widerlegte die Legende einer „deutschen Gefahr“, die in der Tschechoslowakei nach 1945 allgegenwärtig war und verurteilte die Vertreibung sudetendeutscher Antifaschisten, „unserer bewährten Freunde“, auf das Schärfste (6.7.1952). Hier überall findet man sowohl überraschende als auch scharfsinnige Aperçus.

Doch auch Peroutka selbst verfiel erheblichen Illusionen, die manche seiner Urteile entwerten. Wenn er seinen Hörern mitteilte, in der Tschechoslowakei gebe es eine aktive Opposition, und die unzufriedene Bevölkerung werde offen gegen das Regime auftreten, handelte es sich eher um seine Wunschträume als um die Realität. Besonders störend wirkt die Idealisierung der amerikanischen Osteuropapolitik, namentlich der „Aktion Veto“, in deren Verlauf zwischen 1954 und 1956 drei Millionen Luftballons mit Flugblättern, die zehn demokratische Forderungen der imaginären „Volksopposition“ unter der Bevölkerung verbreiten sollten, aus dem bayerischen Freyung in die Tschechoslowakei geschickt wurden.

Peroutkas Kommentare zur „deutschen Frage“ indessen sind scharfsinnig und – vor allem gemessen am damaligen Diskussionsstand – auch mutig. Nach Peroutkas Einschätzung stand Deutschland schon in den frühen 1950er Jahren an keinem „Scheideweg zwischen Weimar und Buchenwald“ mehr, „für die Welt, für die Tschechoslowakei“, so seine These, „wird es ein Glück sein, wenn sich künftig ein starkes demokratisches Deutschland entwickelt“ (6.7.1952). Nach Peroutka beurteilten die meisten Tschechen die Deutschen nicht gelassen und objektiv. Er forderte, gerade in diesem Bereich den Kampf gegen Vorurteile, Mythen und Legenden, die die Tschechen aufgrund ihres demokratischen Bewusstseins sonst so entschieden ablehnten, aufzunehmen.

Peroutkas Rundfunkkommentare sind eine spannende Lektüre. Sie zeichnen dramatische Ereignisse der Zeitgeschichte nach, wie den ungarischen Aufstand von 1956, und geben ein eindrucksvolles Zeugnis auch der inneren Kämpfe und Krisen Peroutkas, seiner Hoffnungen und Enttäuschungen. Die Edition, die sorgfältig bearbeitet und kommentiert, aber leider sehr teuer ist, liefert damit einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der Tschechoslowakei, des tschechoslowakischen Exils und der Geschichte Europas in den 1950er und 1960er Jahren.

Heidelberg

Ivan Pfaff

Homp, Armin/Sedlaczek, Markus (Hgg.): Jan Patočka und die Idee von Europa. Selbstverlag, Berlin 2003, 123 S. (MitOst-Editionen 2).

In seinem Buch „Die Seele und das Andere. Jan Patočka und die Phänomenologie“ illustriert der ungarische Philosoph Balázs Mezei die Wirkung von Jan Patočkas

philosophischen Gedanken mit dem Bild einer Brücke: Die Denker so genannter kleiner europäischer Staaten schlagen Brücken zwischen den einheimischen Kulturen und der westlichen Kultur. Die bedeutendsten von ihnen sind jedoch diejenigen, deren Brücken nicht nur in einer Richtung, sondern in beiden Richtungen befahren werden können.

Auch im Westen ist einem breiteren Publikum bekannt, dass Jan Patočka (geb. 1907) einer der ersten drei Sprecher der tschechoslowakischen Bürgerrechtsbewegung Charta 77 war – und zugleich das erste Opfer der Verfolgung der Charta durch die sozialistische Staatsmacht. Er starb in der Folge mehrstündiger Verhöre durch die Polizei am 13. März 1977 an Herzversagen. Sein Satz „Es gibt Dinge, für die es sich zu leiden lohnt“, hat auch in anderen Ländern des „real existierenden Sozialismus“ Bürgerrechtler mit neuen Kräften versehen.

Nur Fachleuten bekannt indessen ist das philosophische Werk Patočkas, der als Schüler des Begründers der Phänomenologie, Edmund Husserl, auch bei Martin Heidegger studiert hatte und von dessen philosophischem Denken stark geprägt war. In seinem Land wurde ihm die Lehre während des Protektorats und erneut nach der Machtübernahme der Kommunisten im Jahr 1948 untersagt. Auch seine publizistischen Möglichkeiten wurden immer wieder eingeschränkt. Seine Denkarbeit hat Jan Patočka hingegen zeitlebens nicht eingestellt. Legendär waren seine philosophischen Vorlesungen, die er in den 1970er Jahren in seiner Prager Wohnung abhielt. Einer der damaligen Studenten dieser Privat-Seminare, Ivan Chvatík, konnte nach Jan Patočkas Tod mit Hilfe von Freunden dessen Nachlass vor der Geheimpolizei retten; er ist heute Direktor des Jan Patočka-Archivs an der Akademie der Wissenschaften in Prag. In seinem Aufsatz „Die ketzerische Auffassung des europäischen Erbes in den späten Essays Jan Patočkas“ (S. 35-55) versucht Chvatík aus der Sicht eines unmittelbar Beteiligten zum Kern von Patočkas europäischem Denken zu gelangen. Er arbeitet Patočkas doppelte Frontstellung gegenüber einem dogmatischen Nihilismus wie auch in Bezug auf einen ein für allemal gegebenen „Sinn der Geschichte“ heraus. Es ist eine Kategorie der Möglichkeit, die es nach Patočka erlaubt, den Sinn zivilisatorischen Handelns in einem reflektierenden Sein zu erschließen. Die Authentizität des Einzelnen in seiner konkret verstandenen Verantwortung über sich hinaus rückte somit in Patočkas Blickfeld.

„In der Spannung von Eigenem und Fremdem ergäbe sich so nicht nur ein Modell, wie die besondere Geschichte und Tradition Europas mit anderen Kulturen zu versöhnen wäre“, bemerkt Ludger Hagedorn, der sich u. a. als Herausgeber zweier wichtiger Bände über die tschechische Philosophie immer wieder mit dem Denken Jan Patočkas beschäftigt hat, in seinem Beitrag über Jan Patočka und die Idee „Europa“,

sondern auch, daß sie zu ihrer eigenen Erhaltung und Vitalisierung notwendigerweise die Auseinandersetzung und die Konfrontation mit dem Anderen benötigt, daß sie umso mehr sie selbst wird, je stärker sie das Fremde aufzugreifen vermag, ohne es dem Druck der Nivelierung auszusetzen. (S. 15-34)

Als Altphilologe verfügte Jan Patočka in Bezug auf Europa nicht nur über eine griechische Perspektive, sondern auch über einen langen geschichtlichen Atem, der sich in Zeiten der politischen Teilung Europas nicht beirren ließ. Weder beein-

druckte ihn das realsozialistische Pathos von dem „ewigen Bündnis mit der Sowjetunion“, noch beeinträchtigte es sein unabhängiges Denken. Patočkas um 1970 niedergeschriebener Text „Die nacheuropäische Epoche und ihre geistigen Probleme“ (S. 57-73) ist in dem vorliegenden Bändchen erstmals vollständig in deutscher Sprache abgedruckt und fasziniert den Leser durch seine für diese Zeit untypische Weitsicht.

Den zweiten Teil des schmalen Buches, das aus dem 3. MitOst-Forum Philosophie – einem Diskussionskreis ehemaliger Stipendiaten der Robert-Bosch-Stiftung – hervorgegangen ist, bilden Reflexionen junger Wissenschaftler über die Begegnung der europäischen Ideen Patočkas mit russischen philosophischen Europakonzepten. Eines der klassischen russischen Selbstbeschreibungsmodelle geht auf Nikolaj J. Danilevskij zurück, der im 19. Jahrhundert in seinen geschichtsphilosophischen Betrachtungen die europaskeptische Ausrichtung der slawischen Welt formuliert hatte. Die einseitige, exklusive Idee von Russland basierte auf einer entsprechend beschränkten Vorstellung von Europa. Andrei Laurukhin fragt in seinem Versuch einer phänomenologischen Analyse „Demokratie und Nachdemokratie“ (S. 75-84) nach Demokratiemodellen und ihrer Verbindlichkeit im kulturellen Kontext und appelliert an die Bereitschaft „zu einem kritischen Nachdenken über unsere heutigen herrschenden operativen Vorstellungen von Demokratie“. Eine Lösung deutet sich an, wenn Europa und Russland sich bei all ihrer Verschiedenheit als Teil eines gemeinsamen Kulturraumes begreifen.

Zum Tode von Jan Patočka schrieb der Schriftsteller Ludvík Vaculík „Patočka starb als Tscheche in Europa“ und der bedeutende Literaturwissenschaftler Roman Jakobson hob in seinem Nekrolog die epochale Bedeutung des philosophischen Lebenswerkes Patočkas hervor: „Drei tschechische Philosophen besaßen Weltruf, verfügten über moralische Autorität und führten ein außergewöhnliches Leben: Jan Amos Comenius, Tomáš Garrigue Masaryk und Jan Patočka“.

Bei Patočkas Beerdigung demonstrierte das Regime seine Entschlossenheit, jede Kritik zu unterdrücken. Helikopter kreisten über dem Friedhof, so dass die Ansprachen am offenen Grab nicht zu verstehen waren. Am Eingang des Friedhofs wurden die Ausweise der Besucher überprüft. Eine Geste der Einschüchterung, zumal laufende Kameras der Staatspolizei während der Beerdigung ungeniert auf die Trauergemeinde gerichtet wurden. Über das letzte Wort jedoch haben die Machthaber von damals nicht verfügt!

München

Volker Strebel

Kliems, Alfrun: Im Stummland. Zum Exilwerk von Libuše Moníková, Jiří Gruša und Ota Filip.

Peter Lang, Frankfurt a. M. u.a. 2002, 249 S. (Europäische Hochschulschriften, Reihe 16, Slawische Sprachen und Literaturen 67).

Alfrun Kliems beschäftigt sich in ihrer Arbeit mit der für die tschechische bzw. böhmische Kultur und Literatur wichtigen Erfahrung des Exils. Erinnert sei an die Auswanderung im Gefolge der Gegenreformation in den Jahren 1620-1627, an die Vertreibung der deutschen Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg, an das

„Februarexil“ von 1948, das „Augustexil“ von 1968 und die Debatten über die Rückkehrer nach 1989. Gleichzeitig ist Exil als eine hybride Existenzform im Kontext postmoderner Theorien als geradezu paradigmatisch für Erfahrungen des 20. Jahrhunderts wie Mobilität, Globalisierung oder Migration diskutiert worden. Auch Alfrun Kliems geht davon aus, dass Hybridität bzw. Duplizität eine Grundgegebenheit der von ihr untersuchten Werke tschechischer Exilanten ist und dass etwa eine ausschließliche Zuordnung dieser Werke zum Kontext nur einer Nationalliteratur eine Verengung ihres Sinngeltes zur Folge hätte.

Das Anliegen der Arbeit besteht darin, „Auswirkungen des Exildaseins“ und „exilspezifische Veränderungen“ (S. 10) im Werk der drei untersuchten Autoren aufzufindig zu machen und diese in Texten bzw. Schreibstrategien nachzuweisen. Um das Phänomen Exil zu beschreiben, nimmt Kliems die Begriffe Identität, Heimat und Sprache zu Hilfe. Dabei versteht sie Identität als übergeordnete, Heimat und Sprache umfassende Kategorie. Die Begriffe Exil, Identität, Heimat und Sprache strukturieren folgerichtig den theoretisch-kulturhistorischen ersten Teil der Arbeit mit Abschnitten zum tschechischen Literaturexil und zu Identität, Heimat und Sprache im Exil. Im Hauptteil der Arbeit folgen dann Analysen zum Werk von Libuše Moníková, Jiří Gruša und Ota Filip. Seltsamerweise fehlt der Arbeit ein Schlusskapitel, das die Erkenntnisse aus den Textanalysen bündeln oder Bezüge zur Fragestellung und den theoretischen Vorüberlegungen herstellen würde. Das unvermittelte Ende des Textes lässt den Leser etwas ratlos zurück; warum auf diesen für wissenschaftliche Texte konstitutiven Teil verzichtet wurde, bleibt unklar.

Elemente einer Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse finden sich jedoch in der Einleitung, und zwar sowohl zur Relevanz der Kategorien Identität, Heimat und Sprache für die Textanalysen als auch zu verschiedenen Strategien der literarischen Auseinandersetzung mit der Situation des Exils. Trotz individueller Prägungen und Unterschiede kommt Alfrun Kliems zu dem Schluss, die Autoren repräsentierten „narrative Bewältigungsstrategien mit Modellcharakter“ (S. 11). So beobachtet sie bei Libuše Moníková eine enge Verknüpfung von Exil und Mythos, bei Jiří Gruša einen auffallenden Paradigmenwechsel und bei Ota Filip eine exemplarische Verknüpfung von Exil und Lebensgeschichte. Das Modellhafte der einzelnen Verarbeitungsstrategien hätte ausführlicher dargestellt werden können, auch im Hinblick auf die Vergleichbarkeit mit ähnlichen Untersuchungen aus anderen Literaturen und Zeitabschnitten. Zu kurz kommt ebenfalls die Auseinandersetzung mit Methoden und Ebenen der literarischen Textanalyse. Der kulturhistorische Ansatz bleibt implizit, die untersuchten Textebenen lassen sich aus einem Absatz im Abschnitt zur Kategorie Identität erschließen (S. 47), in dem „Themen, Motive, Metaphern und Figurenkonstellation“ als Untersuchungsgegenstände genannt werden. Bis auf die Untersuchung der Lyrik Grušas bewegen sich die Analysen denn auch auf der motivisch-thematischen Ebene bzw. der Ebene der Fabel/histoire. Die Ebene der erzählerischen Vermittlung oder übergreifende Phänomene der Textkonstitution wie Gattung, Titel, Kapiteleinteilung werden nicht betrachtet. Auch diese durchaus legitime Fokussierung hätte man deutlicher herausstellen und begründen können.

Kapitel I und II geben einen informativen Überblick über den Forschungsstand zum tschechischen Exil und über bisherige Ansätze in der Identitätsforschung, die

zur Beschreibung der Situation des Exils dienen können. Vorgestellt werden etwa der Begriff des Stigma von Erving Goffmann oder auch Ansätze, die die widersprüchliche Prozesshaftigkeit von personaler oder kollektiver Identität betonen (Lyotard, Foucault, Assmann). Gemeinsam mit den Ausführungen zum Forschungsstand und zur Begriffsgeschichte von Heimat und Sprache schafft die Autorin damit eine solide theoretische Grundlage für die Untersuchung der literarischen Texte.

Der Textkorpus der literarischen Analyse ist sowohl umfangreich als auch anspruchsvoll. Er umfasst das Exilwerk und Ausblicke auf frühere Schaffensperioden der drei Autoren und vereint Prosa (Moníková, Filip) und Lyrik (Gruša). Die Kapitel zu den jeweiligen Autoren beginnen mit einer kurzen Einführung zu Biographie und Gesamtwerk, ehe dann ausgewählte Werke ausführlich besprochen werden. Bei Libuše Moníková ist dies der Roman „Die Fassade“ (1987), der auf die Auseinandersetzung mit tschechischen Geschichtsbildern und nationalen Selbstbildern hin betrachtet wird. Dabei kommt Kliems zu dem Ergebnis, dass weibliche Mythen, etwa der Libuše-Mythos, die Figuren des Romans bestärken, während die Protagonisten durch die Besinnung auf tschechische Geschichtsmymen (Betonung der husitischen Tradition, nationale Wiedergeburt, nationale Traumata) in ihrer Handlungsfähigkeit gelähmt werden.

Um die Auswirkungen des Exils auf die Poetik Jiří Grušas zu erfassen, wurden die deutschen Gedichtbände „Der Babylonwald“ (1991) und „Wandersteine“ (1994) den tschechischen Bänden „Světlá lhůta“ (Helle Frist, 1964) und „Cvičení mučení“ (Pein lernen, 1969) gegenübergestellt. Im Abschnitt „Sprache und Exil“ gewinnt die Analyse an Tiefe durch die Einbeziehung formaler Aspekte. Besonders gelungen ist der Abschnitt zur Todesdarstellung in Grušas deutschen und tschechischen Gedichten („Die Metamorphosen der Todfrau“), in dem auch der Vergleich der tschechischen und deutschen Gedichtbände am stringentesten durchgeführt wird und Unterschiede im Umgang mit dem Todesmotiv deutlich hervortreten. Das letzte Kapitel behandelt Heimatkonzeptionen und Identitätskonstruktionen anhand der Romane Ota Filip „Die Sehnsucht nach Procida“ und „Café Slavia“. Wie die Verfasserin feststellt, gelingt es den Protagonisten der beiden Romane nicht, sich als kohärente Personen zu präsentieren und damit Identität im Sinne von Wiedererkennbarkeit herzustellen. Über die Fiktion der Autobiographie, die durch die scheinbare Identität von Autor, Erzähler und Protagonist erzeugt wird, stellt Filip Bezüge zu der eigenen Exilsituation her. Dabei wird jedoch, so Kliems, der autobiographische Pakt mit dem Leser, der zunächst eindeutig erscheint, im Vorwort des Romans „Procida“ unterlaufen, so dass auch auf der narrativen Ebene Identitätswürfe fraglich werden.

Die Stärke der Arbeit von Alfrun Kliems liegt zweifelsohne in den kenntnisreichen, aufschlussreichen Interpretationen und den durchweg einfühlsamen Annäherungen an die besprochenen Werke, die in einer mitunter fast poetischen Sprache vorgetragen werden. Die in weiten Teilen kulturhistorische Ausrichtung macht die Arbeit darüber hinaus nicht nur für Literaturwissenschaftler interessant, sondern auch für einen breiten, an tschechischer Geschichte und Literatur interessierten Leserkreis.

Šmahel, František / Jedináková, J. / Stráalková, I. / Žižková, E. (Hgg.): *Učená společnost České republiky 1994-2004 [Die Gelehrte Gesellschaft der Tschechischen Republik 1994-2004]*.

Učená společnost České republiky, Praha 2004, 256 S., zahlr. Abb.

Šmahel, František (Hg.): *Učenci očima kolegů a žáků [Gelehrte aus der Sicht von Kollegen und Schülern]*.

Academia, Praha 2004, 236 S., zahlr. Abb.

Die Geschichte der Wissenschaft kann auf verschiedene Art und Weise dokumentiert werden. Für die Auseinandersetzung mit der Wissenschaft der Gegenwart bzw. der unmittelbaren Vergangenheit allerdings ist neben der Darstellung institutioneller Strukturen prosopographisches Material von besonderem Interesse. Trotz aller Subjektivität und Vergänglichkeit, die kollektivbiographische Untersuchungen mit sich bringen, sollten diese doch besonders forciert werden. In den böhmischen Ländern wurden bereits im 18. und 19. Jahrhundert mit der „Königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften“ (1774) und der „Tschechischen Akademie der Wissenschaften“ (1891) – zu der parallel die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ entstand – bedeutende wissenschaftliche Gesellschaften gegründet. In der neu entstandenen Tschechoslowakei kam noch „Masaryks Akademie der Arbeit“ hinzu. Nach der kommunistischen Machtübernahme 1948 wurde schließlich auf ganz neuen institutionellen Grundlagen die „Akademie der Wissenschaften“ (1952) gegründet.

Diese Dinge sind relativ gut bekannt und erfreuen sich großen wissenschaftlichen Interesses. In den vergangenen Jahren fanden mehrere Tagungen zu diesem Thema statt, die in der Schriftenreihe des Archivs der Akademie auch dokumentiert wurden. Daher soll hier auf weitere Ausführungen verzichtet werden. In diesem Zusammenhang gilt es nur darauf hinzuweisen, dass mit der Gründung der neuen Akademie von 1952 ein Gremium von Akademiemitgliedern geschaffen wurde, das nach 1989 aufgelöst wurde, ohne dass an seiner Stelle eine neue Vereinigung führender Wissenschaftler als Gesprächspartner, sowohl pro domo, als auch nach außen, entstanden wäre. Dieses fehlende Glied in den wissenschaftlichen Strukturen der Tschechischen Republik versuchte einer der namhaftesten tschechischen Wissenschaftler, der Chemiker Otto Wichterle, 1994 durch einen kleinen Kreis gleich gesinnter Forscher verschiedenster Fachrichtungen zu ersetzen. So entstand vor zehn Jahren eine Gesellschaft der Wissenschaften, die – wie ihre Vorläuferinstitution Ende des 18. Jahrhunderts – privat ist. Weiter folgte sie dem Beispiel ihres historischen Vorbilds bisher allerdings nicht: Während die „Private Gesellschaft“, die um 1774 entstanden war, schon 1784 staatlich anerkannt wurde, ringt die „Gesellschaft der Wissenschaften“ vorläufig vergebens um eine solche Anerkennung, und das, obwohl ihre Aktivitäten von breitem Interesse sind und ihre Mitglieder zu den richtungweisenden Forschern des Landes gehören.

Die zwei hier vorgestellten Publikationen, die anlässlich der Feier zum zehnjährigen Bestehen der Gesellschaft erschienen, haben zwar unterschiedliche Zielrichtungen, doch ergänzen sie sich in verschiedener Hinsicht. In der ersten werden ein-

gangs die Aktivitäten der Gesellschaft anhand ihrer bisherigen Präsidenten – 1994-1997 Rudolf Zahradník, 1998-2002 Josef Koutecký und 2002-2004 František Šmahel – kurz geschildert. Hier wird besonders auf den Bereich der Forschungsförderung eingegangen, die vor allem über Wissenschaftspreise, aber auch durch öffentliche Veranstaltungen von Tagungen und Vorträgen zu Fragen der Gegenwart betrieben wird. Eine knappe Schilderung der Idee der „Gelehrten Gesellschaft“ von František Šmahel mit Beilagen (S. 32-40) und der Geschichte der „Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften“ von Magdalena Pokorná (S. 41-52) schließen den ersten Teil ab. Es folgen Verzeichnisse anderer Aktivitäten der Gesellschaft, ihrer ordentlichen und Ehrenmitglieder sowie Nachrufe auf verstorbene Mitglieder. Den Hauptteil des Bandes bilden dann kurze Biogramme sowohl der ordentlichen als auch der Ehrenmitglieder, wobei deren wissenschaftliche Aktivitäten und wichtigste Publikationen bzw. Forschungsschwerpunkte im Vordergrund stehen.

Der zweite Band bringt eine Auswahl von Wissenschaftlerprofilen der unterschiedlichsten Fachdisziplinen, die in den letzten Jahren auf den ordentlichen Sitzungen der Gesellschaft vorgestellt wurden. Bis auf eine Ausnahme – die des Historikers Josef Pekař, der von František Šmahel porträtiert wird – handelt es sich dabei um Forscherpersönlichkeiten, deren wissenschaftliche Tätigkeit ihren Höhepunkt in der Nachkriegszeit fand. An dieser Stelle seien nur die Historiker aufgezählt: Neben dem eben erwähnten Josef Pekař handelt es sich um Miroslav Boháček (Jiří Kejř), Amedeo Molnár (Pavel Spunar) und Jan Eisner (Slavomil Vencl). Da die meisten Portraits aus der Feder von einst engen – ja oft über lange Jahre engsten – Mitarbeitern stammen, vermischen sich hier objektive Informationen mit subjektiven Einschätzungen, was jedoch durchaus erwünscht ist.¹

¹ Bei der Gelegenheit sei auch auf das unlängst erschienene, fast fünfhundert Seiten dicke Nachschlagewerk hingewiesen, das die ehemaligen Mitglieder der alten Akademie der Wissenschaften versammelt: *Šlechtová, Alena/Levora, Josef: Členové České akademie věd a umění 1890-1952* [Die Mitglieder der tschechischen Akademie der Wissenschaften und Künste 1890-1952]. Praha 2004.

SUMMARIES

EUGEN LEMBERG'S CONTRIBUTION TO THE THEORY OF NATIONALISM

Miroslav Hroch

The author follows a twofold approach to Lemberg's work on nationalism. For once, looking back on first reading the book in the mid-1960s, he relates what he thought inspiring at the time – the perspective encompassing Europe as a whole and the sense for social relations, among other things – and what he deemed unacceptable, such as Lemberg's definition of nationalism. In the second part, he places Lemberg's work in the broader context of nationalism research. Lemberg is to be credited with having introduced "nationalism" as an analytical term. The objective features of a nation were not negated outright, but rather relegated to the plane of the people's consciousness of what unites them. In his time, Lemberg, with his interdisciplinary approach combining methods from social and political science with those used in teaching politics, was an exceptional figure. With his focus on Europe as a whole, he stands out from the scientific mainstream as well. His work, however, has not had lasting influence in German research. In an Anglo-American context, it is almost unknown today.

EUGEN LEMBERG'S IDEOLOGY CONCEPT

Bedřich Loewenstein

This is an attempt at evaluating the importance of Eugen Lemberg's theory of ideologies both in relation to the overall merit of Lemberg the sociologist and the intellectual and political background of the 1960s. The concept, largely oriented at roles and functions of ideology, may be understood as an extension of the earlier nationalism concept; ideology's main attributes being identity transfer and behaviour control. The contemporary background was the critical view of ideology, taken by the Frankfurt school, which Lemberg sharply rejected. His proposition that ideology is inevitable is corroborated in his posthumous work "Anthropologie der ideologischen Systeme" (Anthropology of Ideological Systems). The article critically examines, above all, the problem of secularisation and redeification in our time and age, together with a more general appraisal of the applicability of Lemberg's ideology concept.

THE SOCIOLOGISTS EUGEN LEMBERG (1903-1976)
AND EMERICH K. FRANCIS (1906-1994)

Some Thoughts on the Biographies of two Members of the Staffelstein Movement
during the "Volkstumskampf" and in the Federal Republic

Karin Pohl

This is an attempt at a contrastive, parallel biography of the sociologists Eugen Lemberg and Emerich K. Francis. Life and work of both scholars are examined from the phase of the "Volkstumskampf" (nationalities struggle) in the middle of the 1920's until the Federal Republic of Germany in the 1970s. There are both noteworthy parallels and evident differences as regards their interest in certain research fields, their scholarly approach and methodology. The author assesses how far biographies, critical historical events during their lifetime and the scientific work of the two of them might be interlinked, taking a closer look at the strong influence received by both at college joining the "Hochschulring" of the catholic Staffelstein movement, at how their respective courses of life separated as a consequence of Nazi Germany taking over "Sudeten territory" in what became called the "Anschluss", at the experience, in the case of Francis, of emigration and return home or, in Lemberg's case, of war and expulsion, and finally at both of them taking up new careers in the Federal Republic. The biographies of the two scholars cast light on certain aspects of the historical transformation of social science in the Federal Republic: on one hand the persistence, in Eugen Lemberg's sociological work, of an essentialist understanding of "people" and "nation" in spite of his writings having stimulated other research, and on the other hand an analytical approach in social sciences, an approach using terminology ideologically purged, gaining gradually more ground.

SOME REMARKS ON THE ARTICLES ABOUT
EUGEN LEMBERG

Hans Lemberg

Adding to the other contributions in the present issue about the biography and work of Eugen Lemberg (1903-1976), Eugen Lemberg's son, Hans Lemberg, writing from the perspective of both a contemporary having witnessed most of the relevant events and an historian with an intimate knowledge of recent developments, and relying on first-hand knowledge of his father's life and the papers he left, furnishes some additional facts and figures, but he also introduces some new aspects on the change in Eugen Lemberg's political views and on his personal life and career, mostly concerning the period between the 1930s and the 1960s. Thus, a somewhat different view on the person and the relative weight of some aspects in Eugen Lemberg's work is being sketched.

“WHAT GERMAN BLOOD MEANS FOR THE CZECH PEOPLE”

The “scientific” contribution of the sociologist Karl Valentin Müller towards solving the problem of how to Germanize Central Europe

Eduard Kubů

Analysing so far unused sources from the Prague District State Archive and the archive of the Ministry of Internal Affairs of the Czech Republic, the author traces the career of the sociologist Karl Valentin Müller, an important exponent of national socialist racial doctrine and a professor of social anthropology at Charles University in Prague. He takes a closer look at two papers by Müller: In the first one, Müller undertakes to prove that a significant percentage of Czechs belonging predominantly to the upper social strata, had Germans among their ancestors. In the second one, he sketches scenarios of how to deal with the subjugated nations in a Europe once German rule is established. Post-1945, Müller’s career went on essentially unaltered. His biography is exemplary for many members of the national socialist functionary elite who, having managed to camouflage their activities in the Nazi state, were able to continue after the war without fundamental changes. It thus also demonstrates a certain bias pertinent to German historiography together with the strategies of blacking out unwanted facts.

MOURNING BECOMES THE NATION: THE FUNERAL OF TOMÁŠ G. MASARYK IN 1937

Jonathan Bolton

“I don’t know how many theories there are about what a nation is and how it arises, but I know that in the last few days we’ve seen the nation, that we’ve seen it as clearly as one can see a material object.” Thus wrote the journalist Ferdinand Peroutka after the elaborate state funeral of former Czechoslovak president Tomáš G. Masaryk in September 1937. In this article, based on an extensive review of contemporary press accounts, the author traces the treatment of the enormous crowds at Masaryk’s funeral, showing how commentators like Peroutka, Karel Čapek and others represented these multitudes as an orderly, disciplined, solemn, and silent nation that could both feel its loss deeply and remain resolute in the face of external threats. The author examines how the route of the funeral procession superimposed multiple images from Czech history, uniting the “nevermore” of Masaryk’s death to the “always” of memory, and thus enacting a pledge to remain faithful to Masaryk’s ideals (which themselves were variously interpreted). A final consideration of Communist press accounts, some of the few that departed from the quickly established discourse of a subdued and disciplined crowd-nation, shows how indeterminate and unresolved the meaning of these multitudes could become.

THE HISTORY OF THE PRAGUE JOURNAL
 "DER KRANZ" (1820-1824) AND THE FAILURE
 OF ITS SUCCESSOR PROJECTS "ELPORE",
 "DER PILGER", AND "BOHEMIA"

Michael Wögerbauer

The study reconstructs the history of the Prague journal, "Der Kranz" using, for the first time, filed documents. The author succeeds in proving that "Der Kranz" was founded as early as 1820 by Václav Rodomil (Wenzel Richard) Kramerius, modelled upon other projects. Only in July, 1821, however, did it become an official journal, Willibald Schießler taking the post of editor. "Der Kranz" may be characterised as a predominantly entertaining journal in typical Biedermeier fashion, with a lot of space devoted to glorifying Bohemia's past. Due to clashing personalities and conflicts with the Vienna court censor, editors changed frequently. In December 1822, Schießler was forced to retire because of a conflict with Chief Constable Sednitzky. His successor, Adolf Gerle, stood alone at the helm until 1824, when the "more dependable" Karoline von Woltmann became co-editor. Since, on a personal level, there was a great deal of disagreement between them, Gerle elected to leave the journal in March of the same year. As to Woltmann's departure and the end of the literary ambitions of the "Kranz", sources give different explanations. Because Viennese and Prague authorities consciously delayed decisions, none of the successor projects could be realized. Only after 1827 did a new generation of journals come into being: the sophisticated "Monatsschrift des vaterländischen Museums" and the rather more entertaining "Bohemia".

CONTEMPORARY HISTORY IN THE CZECH REPUBLIC
 AS A PROBLEM

Notes on: Zeitgeschichtsschreibung in Tschechien. Institutionen, Methoden, Debatten (Historiography on the Most Recent Past in the Czech Republic. Institutions, Methods, Debates) by Martin Schulze Wessel

Jiří Pešek

These remarks on Martin Schulze Wessel's meritorious study represent an attempt at looking at the problem of contemporary history from a different angle, resulting from Czech research traditions and a broader approach to the research field. They deal with current Czech cultural history on one hand and with the most recent history of the universities on the other and ask why these circles, active in research and in publishing their results as they are, are not being recognized in Czech as well as German contemporary history. In a second part, the author points out that apart from the Institute of Contemporary History (Ústav pro soudobé dějiny) in Prague and the Silesian Institute (Slezský ústav) in Opava there is also the Prague-based

Institute of International Relations (Ústav mezinárodních vztahů, ÚMV) and a whole range of university-related institutions in Prague and Ústí nad Labem. All of them contribute in a substantial way to the coverage of contemporary historical topics, not only in history itself but also in research on international relations and in social science.

CONTEMPORARY HISTORY AS INTERNATIONAL HISTORY – A REPLY TO JIŘÍ PEŠEK

Martin Schulze Wessel

This contribution discusses the applicability of the term “contemporary history” on comparative evaluations of past developments in historiography and suggests that it be used predominantly when referring to the institutions involved. A weakness of the discipline in Germany as well as in the Czech Republic is spotted in the lack of internationalisation. This does not refer to the number of research activities going on, but rather to the terminology used for research into contemporary history reflecting, both in Germany and in the Czech republic, an internationally comparative approach to a much lesser degree than, say, early modern history research.

RÉSUMÉS

LA CONTRIBUTION D'EUGÈNE LEMBERG A LA „THÉORIE DU NATIONALISME“

Miroslav Hroch

L'auteur fait une approche de l'ouvrage sur le nationalisme d'Eugène Lemberg à partir de deux perspectives: il décrit rétrospectivement, par rapport à la première lecture qu'il fit du livre au milieu des années 1960, ce qui lui sembla à l'époque inspirant – entre autres, la vision globale européenne et le sens pour le contexte social – et ce qu'il jugea inacceptable comme par exemple la définition du nationalisme de Lemberg. Dans la deuxième partie de l'essai, l'œuvre de Lemberg est replacée dans le contexte plus large de la recherche sur le nationalisme. L'auteur attribue à Lemberg le mérite d'avoir introduit le terme de „nationalisme“ en tant que concept analytique dans la recherche et il montre que celui-ci ne rejeta pas de manière catégorique les caractéristiques de la nation existant objectivement, mais qu'il les appréhenda plutôt comme des composants constitutifs de la conscience nationale. A son époque, sa manière de travailler interdisciplinaire, qui alliait des méthodes de sociologie, de politologie et de pédagogie politique, faisait de lui une exception dans le monde de la recherche. Sa vision de l'Europe en tant qu'un ensemble le distinguait également du courant principal de la plupart des scientifiques d'alors. Cependant, son œuvre n'a guère laissé de traces dans la recherche allemande et il reste quasiment inconnu dans le monde de la recherche anglo-saxon.

LA NOTION D'IDÉOLOGIE D'EUGÈNE LEMBERG

Bedřich Loewenstein

Dans cet essai, l'auteur tente d'éclaircir la signification de la théorie des idéologies d'Eugène Lemberg, et de chercher sa place tant dans l'œuvre du sociologue que dans la vie politique et intellectuelle des années 1960. La notion d'idéologie de Lemberg, comprise pour la plupart dans un sens fonctionnaliste, se révèle être une prolongation de la notion plus ancienne de nationalisme; sa caractéristique principale est la transmission de l'identité et un contrôle du comportement. La polémique contre la critique de l'idéologie de l'école de Francfort formait l'arrière-plan contemporain à la formation de cette notion. La thèse de Lemberg, qui met en avant le caractère inévitable de l'idéologie, continue à être étayée dans son livre, publié après sa mort, „Die Anthropologie der ideologischen Systeme“ (l'Anthropologie des systèmes

idéologiques). Dans cet essai, l'auteur traite en particulier de manière critique la question d'après la sécularisation et de la re-sacralisation de l'époque moderne mais aussi de la solidité de la notion de l'idéologie de Lemberg en général.

LES SOCIOLOGUES EUGÈNE LEMBERG (1903-1976) ET EMERICH K. FRANCIS (1906-1994)

Réflexions historico-scientifiques sur les biographies des deux „Staffelsteiner“
dans le „combat des nationalités“ et en République fédérale allemande

Karin Pohl

L'essai suivant tente d'établir des parallèles marquants dans les biographies des sociologues Eugène Lemberg et Emerich K. Francis. L'auteur étudie la vie et l'œuvre de ces deux chercheurs sur une période qui s'étend de la phase du „combat des nationalités“ (Volkstumskampf) dans la moitié des années 1920 à la République fédérale allemande des années 1970. Cette étude comparative met en évidence des parallèles remarquables de même que des différences significatives en ce qui concerne l'intérêt de la recherche, l'approche et les méthodes scientifiques. L'auteur recherche des liens entre leurs biographies, les périodes de leur histoire contemporaine et leur travail scientifique. Elle prend en considération leur empreinte commune dans le cercle de l'université du Staffelstein catholique, comment leurs chemins se sont séparés à la suite du rattachement des territoires sudètes à l'Allemagne national-socialiste, les expériences d'émigration et de retour que fit Francis d'une part et celles de guerre et de déplacement que fit Lemberg d'autre part, et finalement le nouveau départ professionnel des deux en République fédérale allemande. A l'aide des biographies de ces deux chercheurs, on discerne des aspects exemplaires du processus de transformation scientifico-historique des sciences sociales en Allemagne de l'Ouest: ainsi, on remarque d'un côté la persistance de la notion essentielle de „peuple“, qui est la caractéristique de l'œuvre du sociologue Eugène Lemberg – en dépit de nouvelles impulsions qui se dégageaient de ses écrits – et, d'un autre côté, la propagation progressive d'une sociologie de type analytique qui utilisait une terminologie vidée de son idéologie.

COMMENTAIRES SUR LES CONTRIBUTIONS CONCERNANT EUGÈNE LEMBERG

Hans Lemberg

En s'appuyant à la fois sur sa qualité d'historien contemporain et de témoin, Hans Lemberg fait un commentaire sur les contributions concernant l'œuvre et la vie de son père Eugène Lemberg (1903-1976), parues dans ce numéro de la revue Bohemia.

A partir de sa connaissance personnelle de la personne et des documents laissés par Eugène Lemberg, il ajoute quelques précisions de fait, mais apporte également des observations complémentaires sur le tournant de ses vues politiques ainsi que sur sa vie et sur sa carrière, notamment dans les années 30 et 70 du XXe siècle. Il apporte aussi des précisions qui modifient l'image d'Eugène Lemberg et qui soupèsent les points forts de son œuvre.

„LA SIGNIFICATION DU SANG ALLEMAND DANS LE MONDE TCHÈQUE“

La contribution „scientifico-pédagogique“ du sociologue Karl Valentin Müller pour résoudre le problème de la germanisation de l'Europe centrale

Eduard Kubík

A l'aide de sources jusqu'alors encore inexploitées provenant des archives régionales de Prague et des archives du ministère de l'Intérieur de la République tchèque, l'auteur décrit la carrière du sociologue Karl Valentin Müller, qui fut un important théoricien des races national-socialiste et professeur d'anthropologie sociale à l'université Charles de Prague. Il analyse deux mémoires de Müller: dans le premier, Müller tente de prouver qu'un fort pourcentage de sang allemand coule notamment dans les veines des couches sociales supérieures tchèques. Dans le deuxième, il projette des scénarios pour établir des relations avec les peuples soumis dans une Europe dominée par les Allemands. Après 1945, la carrière de Müller se poursuit sans grands obstacles. Cette biographie illustre bien comment de nombreux membres de l'élite de fonction national-socialiste, qui avaient dissimulé leurs activités à l'intérieur de l'État national-socialiste, purent les poursuivre dans l'après-guerre sans changer de paradigme. Elle montre en même temps les mécanismes de refoulement et le côté unilatéral de l'historiographie allemande.

DU DEUIL NAÎT UNE NATION: L'ENTERREMENT DE TOMÁŠ G. MASARYK EN 1937

Jonathan Bolton

„Je ne sais pas combien il y a de théories sur ce qui fait une nation et comment elle naît, mais je sais que, ces derniers jours, nous avons vu cette nation, que nous l'avons vue aussi clairement qu'une chose matérielle.“ C'est ce qu'écrivait le journaliste Ferdinand Peroutka en septembre 1937 après les funérailles nationales de l'ancien président tchécoslovaque Tomáš G. Masaryk. Dans l'essai suivant, l'auteur, qui a fait une vaste recherche sur les articles de presse de l'époque, fait une synthèse de ce qui fut dit sur les masses immenses de gens venues à l'enterrement de Masaryk. Il mon-

tre comment, parmi d'autres, Peroutka, Karel Čapek et d'autres commentateurs présentèrent cette foule comme étant une nation ordonnée, disciplinée, festive et tranquille qui était clairement consciente de la perte de son guide, mais qui en même temps restait décidée au vu de menaces extérieures. L'auteur montre également comment le chemin emprunté par le cortège funéraire évoquait de nombreuses images de l'histoire tchèque, et qu'ainsi l'expression finale «plus jamais» de la mort de Masaryk était liée avec le «à jamais» du souvenir. Il expose ainsi la promesse de rester fidèle aux idéaux de Masaryk (qui furent d'ailleurs différemment appréhendés). Pour finir, des articles de presse communistes, qui font partie des rares à se distancier du discours (devenu vite) officiel mentionnant des masses mélancholiques et disciplinées, montrent aussi comment ces masses pouvaient être décrites comme incertaines et indécidées.

L'HISTORIQUE DU MAGAZINE PRAGOIS „DER KRANZ“ (1820-1824) ET L'ÉCHEC DES PROJETS SUIVANTS „ELPORE“, „DER PILGER“ ET „BOHEMIA“

Michael Wögerbauer

Dans l'essai suivant, l'auteur reconstruit l'historique du magazine pragois „Der Kranz“ en se basant pour la première fois sur des documents. Ainsi, il nous rapporte que „Der Kranz“ fut fondé dès 1820 par Václav Rodomil (Wenzel Richard) Kramerius en liaison avec d'autres projets. Cependant, ce n'est qu'à partir de juillet 1821 qu'il devint un magazine officiel dont Sebastian Willibald Schießler reprit la direction. Du point de vue du contenu, on peut décrire „Der Kranz“ comme un magazine divertissant et petit bourgeois, dans lequel l'enthousiasme pour le passé „patriotique“ de la Bohême jouait un grand rôle. En raison de différends personnels et de conflits avec le Bureau de la censure de Vienne, les éditeurs changèrent souvent. A cause d'un conflit avec Sedlnitzky le président de la police, Schießler dut démissionner en décembre 1822. En 1824, Karoline von Woltmann, „plus sûre“, fut placée aux côtés de son successeur Adolf Gerle. Mais des désaccords personnels avec cette dernière poussèrent Gerle à quitter le magazine en mars 1824. Dans les sources, on trouve diverses raisons qui expliquent le départ de Woltmann et la fin de l'ambitieux magazine littéraire „Der Kranz“ en juin 1824. A la suite d'hésitations tactiques de la part de l'administration à Vienne et à Pragues, aucun des projets faisant suite au „Kranz“ ne put voir le jour. Ce n'est qu'après 1827 qu'une nouvelle génération de magazines fut créée en Bohême: le „Monatsschrift des vaterländischen Museums“, magazine mensuel à la fois intellectuel et exigeant, et le magazine divertissant „Bohemia“.

L'HISTORIOGRAPHIE DE L'HISTOIRE CONTEMPORAINE EN TCHÉQUIE EN TANT QUE PROBLÈME

Notes sur: Martin Schulze Wessel: *Zeitgeschichtsschreibung in Tschechien. Institutionen, Methoden, Debatten* (l'historiographie de l'histoire contemporaine en Tchéquie. Institutions, méthodes, débats)

Jiří Pešek

Cette contribution à la discussion sur l'étude pleine de mérites de Martin Schulze Wessel tente de voir la problématique de l'histoire contemporaine d'une autre perspective, qui résulte de la tradition de recherche tchèque et d'une vaste manière de procéder dans le domaine de la recherche. Elle s'intéresse d'une part à l'histoire culturelle actuelle et d'autre part à l'histoire universitaire la plus récente, et pose la question de savoir pourquoi ces cercles très actifs en recherche et en publications ne sont pris en compte ni par l'historiographie contemporaine tchèque ni par l'allemande. Dans la deuxième partie de son étude, l'auteur rappelle que, à côté de l'Institut d'Histoire contemporaine de Pragues (Ústav pro soudobé dějiny) et l'Institut silésien (Slezský ústav) à Opava, l'Institut des Relations internationales de Pragues (Ústav mezinárodních vztahů, ÚMV) et toute une série d'institutions universitaires à Pragues et à Ústí nad Labem contribuent de même largement à développer des thèmes contemporains, et cela aussi bien dans les matières de l'histoire que dans les domaines des relations internationales et de la sociologie.

L'HISTOIRE CONTEMPORAINE EN TANT QU'HISTOIRE INTERNATIONALE – RÉPONSE À JIŘÍ PEŠEK

Martin Schulze Wessel

Cet essai traite de la notion d'„histoire contemporaine“ considérant son utilisation pour les recherches historiographiques comparatives et plaide pour une utilisation orientée vers les institutions. L'auteur constate un déficit de cette discipline en Allemagne et en Tchéquie à la lumière de l'internationalisation. Il ne remet pas ainsi en cause le nombre de recherches à ce sujet, mais la formation de notions – basée sur les études comparatives internationales – de l'historiographie de l'histoire contemporaine allemande et de la tchèque, qui est moins développée que par exemple la recherche sur les Temps modernes.

RESUMÉ

PŘÍNOS EUGENA LEMBERGA K TEORII NACIONALIZMU

Miroslav Hroch

Autor pohlíží na dílo Eugena Lemberga o nacionalizmu ze dvou perspektiv: Vzpomínaje na svou první četbu této knihy v polovině šedesátých let popisuje, co se mu tehdy jevilo jako inspirující – byl to mimo jiné Lembergův celoevropský pohled a smysl pro sociální souvislosti – a co považoval za nepřijatelné, jako např. jeho definici nacionalizmu. Ve druhé části příspěvku je Lembergova práce zařazena do širokého kontextu bádání o nacionalizmu. Lembergovou zásluhou je, že do bádání zavedl termín „nacionalizmus“ jako analytický pojem. Objektivně existující znaky národa přitom striktně neodmítal, nýbrž chápal je jako stavební kameny národního povědomí. Ve své době byl se svým interdisciplinárním přístupem, ve kterém spojoval metody sociologie, politologie a politické pedagogiky, výjimečným zjevem. Od hlavního proudu vědeckého bádání se odlišoval i svým pohledem na Evropu jako celek. Přesto jeho dílo nezanechalo v německém bádání žádných trvalých stop, a v anglosaském výzkumu je prakticky neznámo.

K POJMU IDEOLOGIE U EUGENA LEMBERGA

Bedřich Loewenstein

Článek se pokouší vyjasnit význam teorie ideologií Eugena Lemberga a umístit ji odpovídajícím způsobem jak do celkového hodnocení sociologa, tak i do intelektuálního a politického života šedesátých let 20. století. Lembergův z velké části funkcionalisticky chápaný pojem ideologie se ukazuje být rozšířením staršího pojmu „nacionalizmus“; jeho hlavním znakem je zprostředkování identity a usměrňování postojů. Teorie vznikala v historickém kontextu polemiky s kritikou ideologií frankfurtské školy. Lembergovo posmrtně vydané dílo „Anthropologie der ideologischen Systeme“ (Antropologie ideologických systémů) jeho tezi o nevyhnutelnosti ideologie ještě dále rozvinulo a podpořilo. Předkládaný článek se kriticky zabývá především otázkou sekularizace a resakralizace Moderny, ale i nosností Lembergova pojmu ideologie vůbec.

SOCIOLOGOVÉ EUGEN LEMBERG (1903-1976)
A EMERICH K. FRANCIS (1906-1994)

Vědeckohistorické úvahy nad životopisy dvou „Staffelsteinovců“
ve „Volkstums Kampf“ a ve Spolkové republice

Karin Pohl

Předkládaný příspěvek se pokouší o kontrastující paralelní biografie sociologů Eugena Lemberga a Emericha K. Francise. Život a dílo obou badatelů jsou zkoumány v období, které překlenuje epochu od fáze „Volkstums Kampf“ v polovině dvacátých let 20. století až do doby Spolkové republiky. Vystávají přitom jak pozoruhodné paralely, tak i zřetelné rozdíly v badatelských zájmech, vědeckém přístupu a metodice. Autorka zkoumá souvislosti mezi průběhem života, dobovými historickými cézurami a vědeckou prací obou protagonistů. Všimá si jejich společných kořenů v katolickém vysokoškolském svazu Staffelstein, rozdělení jejich životních osudů v důsledku připojení sudetských oblastí k nacionálně socialistickému Německu, probírá zkušenost emigrace a návratu u Francise na straně jedné a Lembergovy zážitky z války a odsunu na straně druhé, a konečně sleduje i jejich nové vědecké začátky ve Spolkové republice. Na základě biografii obou badatelů lze názorně ukázat aspekty vědeckohistorického transformačního procesu v západo-německých sociálních vědách: na jedné straně přetrvávání esencialistického pojmu národa, který – navzdory podnětným impulzům, vzešlým z jeho spisů – charakterizuje sociologické dílo Eugena Lemberga, na druhé straně postupné rozšíření analyticky orientované sociologie používající ideologicky očištěnou terminologii.

KOMENTÁŘ K PŘÍSPĚVKŮM O EUGENU LEMBERGOVI

Hans Lemberg

Ve svém komentáři k příspěvkům o životě a díle Eugena Lemberga (1903-1976) uveřejněných v tomto čísle časopisu *Bohemia* vychází jeho syn Hans Lemberg ze zdvojené perspektivy historika specializujícího se na soudobé dějiny a pamětníka zároveň. Na základě znalosti osoby Eugena Lemberga a jeho písemné pozůstalosti upřesňuje některé faktografické údaje, přichází ale také s doplňujícími postřehy k proměně jeho politických názorů a k jeho životní a profesní dráze – především mezi třicátými a šedesátými lety 20. století – a načrtává dále některé modifikující interpretace jeho osoby a díla.

„VÝZNAM NĚMECKÉ KRVE V ČEŠTIVÍ“

„Vědeckopedagogický“ příspěvek sociologa Karla Valentina Müllera k řešení problému germanizace střední Evropy

Eduard Kubů

Na základě dosud nevyhodnocených pramenů ze Státního oblastního archivu v Praze a Archivu ministerstva vnitra České republiky popisuje autor kariéru sociologa Karla Valentina Müllera, který byl významným nacionálně socialistickým rasovým teoretikem a profesorem sociální antropologie na pražské Karlově univerzitě. Autor analyzuje dvě Müllerova pojednání: v prvním se Müller snaží prokázat vysoký podíl německé krve především u českých vyšších sociálních vrstev. Ve druhém načrtává možné scénáře pro zacházení s podrobenými národy v Evropě ovládané německým živlem. Po roce 1945 probíhala Müllerova kariéra dále bez výraznějších zlomů. Tento životopis je typický pro mnoho členů nacionálně socialistické funkcionářské elity, kteří svou činnost v nacionálně socialistickém státě zatajovali, avšak po válce v ní bez paradigmatických změn mohli pokračovat. Současně též dokládá mechanismy vytěsňování určitých témat a jednostrannost německé historiografie.

ZE SMUTKU VYVSTANE NÁROD: POHŘEB TOMÁŠE G. MASARYKA V ROCE 1937

Jonathan Bolton

„Nevím, kolik jest teorií o tom, co jest to národ a jak vzniká: ale vím, že jsme v těchto dnech spatřili národ, že jsme jej viděli tak jasně, jak člověk může viděti nějakou věc hmotnou.“ Tato slova napsal novinář Ferdinand Peroutka v září 1937 po slavnostním státním pohřbu dřívějšího československého prezidenta Tomáše G. Masaryka. V předkládaném článku sleduje autor v široce pojatém průzkumu soudobých tiskových zpráv, co bylo řečeno o ohromných masách lidí na Masarykově pohřbu, a ukazuje, jak např. Peroutka, Karel Čapek a další komentátoři popisovali tyto davy jako spořádaný, disciplinovaný, slavnostní a tichý národ, který zřetelně cítil, co ztratil, a současně si však tváří v tvář vnějšímu ohrožení dokázal uchovat rozhodnost. Článek analyzuje, jak cesta, kterou se smuteční průvod ubíral, vyvolávala rozmanité obrazy z českých dějin, a spojovala ono definitivní „nikdy více“ Masarykovy smrti s „věčně živou“ vzpomínkou. Stala se tak ztělesněním slibu věrnosti Masarykovým ideálům (které ovšem byly pojímány rozličně). V závěru ukazuje bližší pohled na komunistické tiskové zpravodajství, jež se jako jedno z mála odchylovalo od rychle etablovaného diskurzu o melancholickém a disciplinovaném davu/národu, jak tyto masy také mohly být popsány jako neurčité a nerozhodné.

OSUDY PRAŽSKÉHO ČASOPISU „DER KRANZ“
(1820-1824) A NEZDAR JEHO NÁSLEDOVNÍKŮ
„ELPORE“, „DER PILGER“ A „BOHEMIA“

Michael Wögerbauer

Článek poprvé rekonstruuje osudy pražského časopisu „Der Kranz“ na základě studia archivních materiálů. Lze tak ukázat, že časopis „Der Kranz“, založený již roku 1820 Václavem Rodomilem Krameriem (Wenzel Richard Kramerius), navazoval na dřívější projekty. Oficiálním časopisem se však stal až v červenci 1821. Redigování se ujal Sebastian Willibald Schießler. Obsahově lze „Der Kranz“ charakterizovat jako biedermeierovský zábavný časopis, ve kterém hrálo velkou roli nadšení pro „vlasteneckou“ minulost Čech. Kvůli osobním rozmíškám a konfliktům s vídeňským dvorním cenzurním úřadem se vydavatelé často měnili. Schießler musel v prosinci 1822 odstoupit kvůli sporu s policejním prezidentem Sedlnitzkym. Jeho nástupci Wolfgangu Adolfovi Gerlemu byla v roce 1824 dána k ruce „spolehlivější“ Karoline von Woltmann. Osobní neshody s Karoline von Woltmann přiměly Gerleho časopis v březnu 1824 opustit. Pro odchod samotné von Woltmann a konec literárně ambiciózního listu „Der Kranz“ v červnu 1825 ze v pramenech najít rozličná vysvětlení. Kvůli zdržovací taktice úřadů ve Vídni a Praze nemohlo být žádné z plánovaných pokračování „Kranze“ uskutečněno. Až po roce 1827 vznikla v Čechách nová generace časopisů: intelektuálně náročný „Monatsschrift des vaterländischen Museums“ (Měsíčník Vlasteneckého muzea) a „kratochvilný“ časopis „Bohemia“.

SOUDOBÉ DĚJINY V ČESKÉ REPUBLICE JAKO PROBLÉM.

Poznámky k: Martin Schulze Wessel: Zeitgeschichtsschreibung in Tschechien. Institutionen, Methoden, Debatten (Výzkum soudobých dějin v Česku. Instituce, metody, debaty)

Jiří Pešek

Diskusní příspěvek k cenné Schulze Wesselově studii se pokouší pohlédnout na problematiku výzkum soudobých dějin z odlišné, českou badatelskou tradicí i širším vnímáním problematiky ovlivněné perspektivy. Zabývá se jednak soudobými kulturními dějinami, jednak nejnovějšími dějinami univerzit a klade si otázku, proč tyto badatelsky i publikačně velmi aktivní okruhy nejsou recipovány českým ani německým soudobým dějepiscetvím. V druhé části studie autor připomíná, že podstatný přínos ke zpracování témat soudobých dějin přináší vedle aktivního pražského Ústavu pro soudobé dějiny Akademie věd a vedle Slezského ústavu v Opavě také pražský Ústav mezinárodních vztahů a řada univerzitních pracovišť v Praze i Ústí nad Labem, a to jak v oboru dějepisu, tak mezinárodních studií a sociologie.

SOUDOBÉ DĚJINY JAKO MEZINÁRODNÍ DĚJINY – ODPOVĚĎ JIŘÍMU PEŠKOVÍ

Martin Schulze Wessel

Příspěvek se zabývá pojmem „soudobě dějiny“ s ohledem na jeho použitelnost pro komparativní dějepisné výzkumy a přimlouvá se za jeho institučně orientované užívání. Nedostatek této disciplíny vidí autor jak v Německu, tak i v Česku v její internacionalizaci. Nemá přitom na mysli počet výzkumných prací a projektů, nýbrž na mezinárodní komparatistice založenou tvorbu pojmosloví v české a německé historiografii soudobých dějin, které je méně vyvinuté než např. pojmosloví výzkumu raného novověku.

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

AMP	Archiv hlavního města Prahy
AMV	Archiv Ministerstva vnitra
AUK	Archiv Univerzity Karlovy
AVČR	Akademie věd České Republiky
BA	Bundesarchiv
BayHStA	Bayerisches Hauptstaatsarchiv
BDC	Berlin Document Center
BIOS	Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlauf- analysen
BP	Bayern Partei
BVFG	Bundesvertriebenenförderungsgesetz
CC	Collegium Carolinum, München
ČSR	Československá republika
ČSSD	Česká strana sociálně demokratická
CVJM	Christlicher Verein junger Männer
DNSAP	Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei
DSAP	Deutsche Sozialdemokratische Arbeiterpartei
fl. W. W.	Gulden Wiener Währung
GAAV	Grantová Agentura Akademie Věd
GAČR	Grantová Agentura České republiky
GB/BHE	Gesamtdeutscher Block/Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten
GWZO	Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmittel- europas, Leipzig
HÚ AVČR	Historický ústav Akademie věd České Republiky
IfZ	Institut für Zeitgeschichte, München
IMS	Institut mezinárodních studií, Praha
kr. W. W	Kronen Wiener Währung
KSČ	Komunistická strana Československa
KSS	Komunistická strana Slovenska
KZSS	Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie
LMU	Ludwig-Maximilians-Universität, München
MdR	Mitglied des Reichstages
MK	Ministerium für Unterricht und Kultus
NA	Národní archiv
NL	Nachlass
NPL	Neue Politische Literatur

NSLB	Nationalsozialistischer Lehrerbund
ÖStA	Österreichisches Staatsarchiv
P. W.	Prisoner of War
PG	Praesidium Gubernii
RFE	Radio Free Europe
ROH	Revoluční odborové hnutí
RSHA	Reichssicherheitshauptamt
SD	Sicherheitsdienst
SdA	Sudetendeutsches Archiv
SdP	Sudetendeutsche Partei
SOA	Státní oblastní archiv
SÚA	Státní ústřední archiv
ÚMV	Ústav mezinárodních vztahů, Praha
VCC	Veröffentlichungen des Collegium Carolinum
WSLB	Wiener Stadt- und Landesbibliothek
YMCA	Young Men's Christian Association
ZZF	Zentrum für Zeithistorische Forschung, Potsdam

MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER DES HEFTES

Dr. habil. Rainer *Bendel*, Gottlieb-Olpp-Str. 14/4, 72076 Tübingen

Jonathan *Bolton*, Department of Slavic Languages and Literatures, Harvard University, Barker Center 374, 12 Quincy St., Cambridge, MA 02138, U.S.A.

Prof. Dr. Dr. h.c. Detlef *Brandes*, Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Heinrich-Heine-Universität, Universitätsstr. 1, 40225 Düsseldorf

Christiane *Brenner*, Collegium Carolinum, Hochstr. 8, 81669 München

Nicole *Cuzacq*, Hackerberg 4, 82152 Krailling

Christian *Domnitz*, M. A., Zentrum für Zeithistorische Forschung, Am Neuen Markt 1, 14467 Potsdam

Dr. Annemarie *Enneper*, Karolingerstraße 14, 76137 Karlsruhe

Doc. PhDr. Ingeborg *Fiala-Fürst*, Katedra germanistiky, Univerzita Palackého, Křížkovského 10, CZ-77200 Olomouc

Prof. Dr. Monika *Glettler*, Arabellastraße 5/1603, 81925 München

Dr. Peter *Haslinger*, Collegium Carolinum, Hochstr. 8, 81669 München

Jana *Heumos*, Forellenstr. 17, 85368 Moosburg

Dr. Peter *Heumos*, Forellenstr. 17, 85368 Moosburg

Univ.-Prof. PhDr. Ivan *Hlaváček*, Filozofická fakulta UK, nám. Jana Palacha 2, CZ-11638 Praha 1

Prof. Dr. Steffen *Höhne*, Hochschule für Musik, Studiengang Kulturmanagement, Postfach 2552, 99406 Weimar

Prof. PhDr. Dr. h.c. Miroslav *Hroch*, DrSc., Filozofická fakulta UK, Ústav světových dějin, nám. Jana Palacha 2, CZ-11638 Praha 1

Andrea *Koch*, Al. F. Chopina 42/14, PL-87-800 Włocławek

Dr. Jiří *Knapík*, Ústav historie a muzeologie, FPF, Slezská univerzita, Masarykova 37, CZ-74601 Opava

PhDr. Eduard *Kubů*, CSc., Filozofická fakulta UK, Ústav hospodářských a sociálních dějin, Celetná 20, CZ-11000 Praha 1

Prof. Dr. Hans *Lemberg*, Pappelweg 24, 35041 Marburg/Lahn

Prof. Dr. Bedřich *Loewenstein*, An den Hubertshäusern 6b, 14129 Berlin

Nina *Lohmann*, Institut mezinárodních studií, Katedra pro německá a rakouská studia FSV UK, U Kříže 8, CZ-15800 Praha 5 – Jinonice

Doc. PhDr. Václav *Maidl*, Svornosti 33, CZ-15000 Praha 5

Prof. Dr. Michaela *Marek*, Institut für Kunstgeschichte, Universität Leipzig, Luppenstr. 1 b, 04177 Leipzig

Silke *Matz*, Collegium Carolinum, Hochstr. 8, 81669 München

PhDr. Jan *Novotný*, Historický ústav AVČR, Prosecká 76, CZ-19000 Praha 9

Prof. PhDr. Jiří *Pešek*, CSc., Institut mezinárodních studií, Katedra pro německá a rakouská studia FSV UK, U Kříže 8, CZ-15800 Praha 5 – Jinonice

PhDr. Ivan *Pfaff*, Friedrich-Ebert-Anlage 21, 69117 Heidelberg

Christine *Pfau*, Katedra germanistiky, Univerzita Palackého, Křížkovského 10, CZ-772 00 Olomouc

Karin *Pohl*, M.A., Kurfürstenstr. 12, 87616 Marktobendorf

Prof. Dr. Martin *Schulze Wessel*, Collegium Carolinum, Hochstr. 8, 81669 München

Dr. Zdeňka *Stoklásková*, Sadová 445, CZ-664 82 Říčany

Dr. Norbert *Spannenberger*, GWZO, Luppenstr. 1b, 04177 Leipzig

Volker *Strebel*, M.A., Rolf-Pinegger-Straße 8, 80689 München

Dr. Tatjana *Tönsmeier*, Sieglindestr. 6, 12159 Berlin

Dr. Dorothea *Uhle*, Informationszentrum des DAAD in Prag, Masarykovo nám. 32, CZ-11000 Praha 1

Norbert *Vierbücher*, Collegium Carolinum, Hochstr. 8, 81669 München

Dr. Tobias *Weger*, Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Johann-Justus-Weg 147a, 26127 Oldenburg

Dr. Martina *Winkler*, Manteuffelstr. 60, 10999 Berlin

Michael *Wögerbauer*, Gottschalkgasse 1/19, A-1110 Wien

Dr. Martin *Zückert*, Collegium Carolinum, Hochstr. 8, 81669 München